Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

EE Bücherei
der
Gesellschaft der Freunde
des vaterländischen Schul- u. Erziehungswesens
in
Hamburg

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Tat

Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

herausgegeben von

Eugen Diederichs

18. Jahrgang 1926/27

Band II. Oktober/März

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1927

Digitized by Google

LOAN STACK

Ausgeschieden aus der
Bücherei d. Ges. d. Freunde d. vaterl.
Schul- u. Erziehungswesens Hamburg

Digitized by Google

AP30
T25
v.18:7-12

Inhalt des achtzehnten Jahrganges

II. Halbjahrband

Achelis, Werner, Religiöse Strömungen der Gegenwart . . . . Seite 956
Althaus, Paul, Vom Sinn der Theologie . . . . . „ 817
Behne, Adolf, Kunst in der Gemeinschaft . . . . . „ 685
Behne, Erna, Völkerwanderung . . . . . „ 571
„ „ Bau und Boden . . . . . „ 654
Bergel, Egon, Zur Kritik des Parlamentarismus . . . . . „ 782
Bittner, Karl Gustav, Werdet deutsche Menschen! . . . . . „ 502
Blunck, Hans Friedrich, Vom Wesen niederdeutscher Dichtung . . „ 552
Bogner, Hans, Reise nach Paris . . . . . „ 577
Bonus, Arthur, Persönliches zur Bedeutung der altisländischen Literatur . . . . . „ 921
Brandenburg, Hans, Religion und Tragik . . . . . „ 901
Brauer, Ilse, Das Grabmal des unbekannten Soldaten . . . . . „ 795
Brief an einen jungen Freund . . . . . „ 650
Brief zum letzten protestantischen Sonderheft . . . . . „ 959
Buchwald, Auch ein Stück Volkskunde . . . . . „ 629
Delekat, Friedrich, Die Nikodemusfrage in der religiösen Erziehung des Christentums . . . . . „ 836
Diederichs, Eugen, Besitzen wir eine deutsche Stammeskunde? . „ 548
„ „ Die fehlende Instanz . . . . . „ 789
„ „ Schutz des Geistes vor der Dichterakademie . . „ 951
Dornrode, Hega, Henry D. Thoreau . . . . . „ 734
„ „ Ein Vergessener . . . . . „ 961
Ehrenteich, Alfred, Das deutsche Kunstmärchen . . . . . „ 557
„ „ Dokumente reiner Menschlichkeit . . . . . „ 640
„ „ Neue deutsche Novellen und Heimatdichtung „ 726
Everth, Erich, Unionsbestrebungen zwischen Rom und den Ostkirchen . . . . . „ 638
Fränzel, Walter, Lebenswürdigkeiten in der Lüneburger Heide . „ 634
„ „ Siedlung Klingberg am Pönitzer See im Hinterland der Lübecker Bucht . . . . . „ 978
Gerloff, Meta, Vom Pädagogischen Kongreß zu Weimar . . . . „ 807
Gerweck, Eduard, Vom Sinn der Schule . . . . . „ 974
Gothein, Percy, Träume längstentschwundener Zeiten . . . . . „ 723
Hahne, Hans, Das Volk als Schauspieler . . . . . „ 939
Hampe, Susanne, Franz von Assisi . . . . . „ 611
Hartmann, Hans, Frankreich, von Deutschland aus gesehen . . . „ 588
„ „ Der französische Pazifismus . . . . . „ 758
Hartung, Gertrud, Was ist und was will die Rotenburger Schule? „ 811
Hördt, Philipp, Lebendige Geschichte . . . . . „ 569

Digitized by Google

Hotzel, Kurt, Die Neue Rechte . . . . . Seite 966
Ibel, Rudolf, Vom Sinn der deutschen Dichtung . . . . . „ 526
Kaubisch, Martin, Leonardo da Vinci, Erkenntnis und Liebe . „ 679
„ „ Hölderlin-Literatur . . . . . „ 711
Kloß, Ernst, Franz Koh, Nach-Expressionismus . . . . . „ 643
Klotz, Erna, Gymnastik als Lebensanschauung . . . . . „ 804
Knak, Siegfried, Das christliche Abendland, von den nichtchristlichen Völkern aus gesehen . . . . . „ 864
Kohn, Hans, Das neue Asien . . . . . „ 767
Kohn-Urhoff, Ernst, Europäische Kulturpolitik . . . . . „ 564
„ „ Russische Geschichtsphilosophie . . . . . „ 567
Krökel, Fritz, Leo Schestow . . . . . „ 733
Krull, Wilhelm, Der Gottsucher Hans-Christoph Kaergel . . . . „ 716
Kuhn, Alfred, Max Thalmann . . . . . „ 621
Künkel, Fritz, Großstadt und Nervosität . . . . . „ 874
Lange, Georg, Volkspoesie oder Kunstdichtung? . . . . . „ 930
Leuteritz, Gustav, Der Traum vom Volkstheater? . . . . . „ 627
Lohmeyer, Ernst, Das kommende Reich . . . . . „ 846
Mennicke, Gertrud, Gebet . . . . . „ 788
Merz, Albrecht L., Das Übel an der Wurzel packen! . . . . . „ 790
Müller, Georg, Vom Sinn einer evangelischen Schule . . . . . „ 887
Müller-Wolf, Gustav, Grenzen der Volksbildung . . . . . „ 561
Oczeret, Herbert, Die Funktion des Dichters . . . . . „ 799
Oehlke, Waldemar, Ost und West, Ein Beitrag zur Frage der Pan-Politik . . . . . „ 777
Roffler, Thomas, Der Nobelpreisträger Bernard Shaw . . . . „ 796
„ „ Rainer Maria Rilke . . . . . „ 960
Koh, Franz, Architektur, die nicht gebaut wurde . . . . . „ 645
„ „ C. G. Carus . . . . . „ 648
Scheller, Will, Nachfolge Jacob Grimms . . . . . „ 550
Scheurmann, Erich, Zum Thema des deutschen Reisenden im Auslande . . . . . „ 815
Schmid-Noerr, Friedrich Alfred, Vom Geheimnis der religiösen Wirklichkeit . . . . . „ 952
Schwann, Hans, Das deutsche Nationalgefühl und die Rheinlande „ 592
Schweitzer, Carl, Geist und heiliger Geist . . . . . „ 828
Schwertfeger, Illusionen . . . . . „ 731
Seitz, Jos. M., Die Wandlungen der Freikörperkultur . . . . . „ 975
Spunda, Franz, Ein Philosoph nach der deutschen Art . . . . „ 555
v. Strauß und Torney, Lulu, Konzert der Völker . . . . . „ 531
„ „ „ „ „ Volk ohne Raum . . . . . „ 554
„ „ „ „ „ Vom Helden in der Dichtung . . . „ 602
„ „ „ „ „ Lebensdokumente . . . . . „ 657
Stresau, H., Film und Drama . . . . . „ 968
Thierfelder, Franz, Der deutsche Reisende im Auslande . . . . „ 518
Troll, Wilhelm, Goethe und die Physik . . . . . „ 693
„ „ Die Weltgeschichte und ihr Rhythmus . . . . . „ 720

Digitized by Google

Tügel, Ludwig, Die heilige Elisabeth . . . . . Seite 616
Turel, Adrien, Zur Morphologie Ernst Fuhrmanns . . . . . „ 649
Wachler, Ernst, Das Wunder von Jena . . . . . „ 626
„ „ Der Weltkrieg im Spiegel der Dichtung . . . . „ 794
„ „ Die Begehung des Totenfestes . . . . . „ 802
Wallau, René Heinrich, Die Mitarbeit des Protestantismus an der ökumenischen Einigung der Kirche Christi „ 853
Wegwitz, Paul, Die Philosophie des Carl Gustav Carus. . . . „ 646
„ „ Menschlichkeit-Humanität. Zu Thomas Manns gesammelten Abhandlungen und kleinen Aufsätzen . . . . . „ 964
„ „ Von nordischer Literatur . . . . . „ 705
Wendland, Heinz-Dietrich, Protestantische Bewegung. Eine Bücherschau . . . . . „ 891
Wesselhoeft, Werner, Volksgemeinschaft? . . . . . „ 497
Wieser, Max, Buch und Rundfunk . . . . . „ 737
Wilker, Karl, Märchen und Leben . . . . . „ 728
Wohlbold, H., Mechanische und dynamische Weltanschauung . . „ 912

Digitized by Google

Digitized by Google

die Tat

Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

18. Jahrgang | Heft 7 | Oktober 1926

Geschenk d. Fr. d. vaterländ. Schrift- & Bücherei-Vereins Hamburg

Werner Wesselhoeft
Volksgemeinschaft?

Ein Ziel fast jeder politischen, religiösen oder kulturellen Bewegung ist, dem Volk wieder eine allgemeine Grundlage zu geben, auf der es sich als ein Volk, als Volksgemeinschaft fühlen kann. Daß eine solche Grundlage geschaffen werden muß, zeigt sich in allen Angelegenheiten der Politik und der Wirtschaft, des kirchlichen und kulturellen Lebens. Immer mehr erkennt man, daß das Volk eine Gemeinschaft sein muß, damit Fruchtbares hier oder dort geleistet werden kann. So wird Volksgemeinschaft immer mehr Sehnsucht der Suchenden, immer mehr Schlagwort der Betriebsamen und Geschäftstüchtigen. Jeder behauptet, sie zu fördern, jeder hat seine besondere Art sie zu sehen. Worin besteht sie nun eigentlich, und warum ist sie heute noch nicht?

Gewöhnlich wird Volksgemeinschaft verstanden als Überwindung und Ausgleich von Gegensätzen. Besonders die „Überbrückung der Klassengegensätze" ist eine allerorts beliebte Forderung, auf die kein Staats- oder Kulturpolitiker verzichtet. Ob man dabei den Arbeitgeber mit dem Arbeitnehmer zusammenbringen will, den Akademiker mit dem Proletarier oder den General mit dem Musketier, bleibt sich gleich; überall schwebt so etwas wie — wenn auch nur geistige — Verbrüderung gesellschaftlicher Schichten vor. Diese Ausgleichs- und Angleichungsversuche und -forderungen entsprechen nun durchaus dem mechanistischen Denken des modernen Menschen, d. h. des Menschen, der infolge seines rationalistisch-mechanischen Weltbildes, seiner ökonomischen Lebenseinstellung den Sinn für lebendige und lebenerhaltende Gegensätze verloren hat. Der moderne Mensch will auch aus dem Leben eine Rechenaufgabe machen, die ein einigermaßen kluger Kopf lösen kann. Da ihm die Menschen wesentlich gleich sind, glaubt er auch an eine allgemein-menschliche und für alle gültige Gemeinschaft auf

Digitized by Google

Grund dieſer bloßen Menſchlichkeit. Dies gilt nicht nur für Pazifiſten und humanitäre Idealiſten, dies gilt ebenſo für alle diejenigen, die irgend ein Gefühl für ſtark genug halten, um als Band der Gemeinſchaft zu dienen. Wenn z. B. irgendwelche Leute meinen, die Liebe zur Heimat könne alle Deutſchen einen, oder die Gemeinſamkeit des Schickſals oder die Zugehörigkeit zur deutſchen Nation uſw., ſo iſt das ein Glaube, der die Gegenſätzlichkeiten der Menſchen durchaus falſch einſchätzt. Ebenſo iſt es mit der Einigung der Geiſter durch Bildung. Die Einrichtungen der akademiſchen Kurſe, der Volkshochſchulen, der Bildungsvereine uſw. haben Bedeutung mehr für den Einzelnen als für das Ganze. Wo man ſich, wie z. B. an manchen Volkshochſchulen, bemüht, Gemeinſchaftsgeiſt heranzubilden, da kann dieſer doch nur in beſchränktem Kreiſe, dort allerdings ſehr fruchtbar wirken. In dieſen Fällen ſucht man auch nicht ſo ſehr Wiſſen zu mehren als vielmehr Kräfte zu wecken und Erkenntniſſe zu vertiefen. Im großen iſt das jedoch gar nicht möglich, da es eben kleine Gemeinſchaften vorausſetzt. Die Arbeit der großen Bildungseinrichtungen trägt zur Bildung einer Volksgemeinſchaft im weſentlichen nichts bei. Wenn man etwa Wert darauf legt, daß ſich z. B. Akademiker und Proletarier finden, daß ſie ſich verſtehen und zuſammenarbeiten lernen, ſo iſt das nur ein Zeichen, daß man nicht mehr geſund empfindet, daß man von liberalen Gedanken angekränkelt iſt. Akademiker und Proletarier brauchen überhaupt nicht im üblichen Sinne zuſammenzuarbeiten; verſtehen werden ſie ſich dann, wenn jeder ſeine Aufgaben erledigt. Bildung iſt an ſich ein ſehr zweiſchneidiges Schwert. Wenn ſich der Menſch zu ſehr in das verſenkt, was nicht innerhalb ſeines Arbeits- und Berufskreiſes liegt, ſo wird ſein Geiſt unſicher. Er verliert den Inſtinkt für Mögliches und Notwendiges, er wird unzufrieden und gerade zur Volksgemeinſchaft untüchtig. Das Problem der Volksgemeinſchaft liegt nicht im Verhältnis der „Gebildeten" zu den „Ungebildeten".

Die Gegenſätze in der menſchlichen Geſellſchaft, die ſich in Geſchlecht, Beruf, Rang, Stand uſw. geltend machen, können und ſollen gar nicht vergeſſen werden über dem vermeintlich Höheren, ſondern gerade ſie ſind dazu da — allerdings nur in ſchon geſunden Verhältniſſen — um Gemeinſchaft zu bilden und zu halten. Das Allgemeine wird ſich immer nur im beſonderen manifeſtieren: der Arbeiter gehört nur dann zur Volksgemeinſchaft, wenn er auch ein guter Arbeiter iſt; aber er gehört nicht zu ihr, wenn er vergeſſen hat, daß er Arbeiter iſt. Leben, wirkliches Leben gibt es für den Menſchen nur da, wo ihm das Leben Aufgaben geſtellt hat. Wenn der Akademiker Akademiker bleibt und der Arbeiter Arbeiter, ſo werden dadurch allerdings Spannungen erzeugt; aber gerade dieſe Spannungen ſind nötig, wenn man ſchöpferiſches Leben will, wie es in der Volksgemeinſchaft ſein ſoll. Spannung — nicht Ausgleich oder Überbrückung iſt die Grundlage jeder Gemeinſchaft. Wie die Ehe — wie man einmal geſagt hat — nicht ein Kreis mit einem Mittelpunkt ſein ſoll, ſon-

Digitized by Google

dern eine Ellipse mit zwei Brennpunkten, so soll auch Volksgemeinschaft nicht ein Einheitsgefühlsbrei sein, sondern ein harmonisches Verhältnis der Glieder eines Volkes. Auch Harmonie beruht auf Spannung, und nur darauf, daß sie Spannung ist, beruht ihre Wirkung.

Indessen gibt es Gegensätze, und diese herrschen in unseren verkehrten Verhältnissen vor, die nicht in fruchtbarer Spannung wirken, sondern sich wie Mühlsteine nur aneinander reiben und alles, was zwischen sie gerät, zerquetschen. Dies sind die Klassengegensätze der kapitalistischen Ordnung. Klassen befruchten sich nicht, sondern zerreiben sich gegenseitig. Klassengegensätze können nicht überbrückt werden, weil eine Klasse notwendig der Todfeind der anderen ist. Denn Klasse ist eine Menschenmasse, deren Ziel ein materieller Vorteil ist, sei dieser erst noch zu erringen oder nur zu halten: Klassen leben aus flächenhaftem Denken und Vorstellen: es kommt bei ihnen auf Haben oder Nichthaben an. Wo dem Menschen aber das Leben nicht aufgegeben ist, wo er an ihm nur entweder durch Arbeit oder Genuß teilnehmen kann, da müssen sich notwendig auf der einen Seite besitzhungrige Proletarier und auf der anderen satte Bürger gegenüberstehen. Zwischen beiden sind nur faule Kompromisse möglich; wer hier Gemeinschaftsmöglichkeiten sieht, hat keinen Sinn für Wirklichkeit. Es kann sich also nicht darum handeln, irgendeinen der gegenwärtig herrschenden Typen, etwa den Proletarier oder den Bourgeois oder den Kleinbürger als Norm aufzustellen und ihm die übrigen anzugleichen suchen. Dies wird aber heute versucht: von seiten des Proletariers, der alle Menschen zu Proletariern machen will und von seiten des Bürgers, der das Gros der Arbeiter zu Kleinbürgern machen will.

Im Gegensatz zu den Versuchen des Überbrückungskompromisses hofft man in der Masse der Gehorsamslustigen auf die Diktatur. Die Menschen, die kein Vertrauen mehr zu sich selbst haben, denen es zu schwer fällt, selbst zu denken, alle die rufen nach dem starken Mann, der ihnen sagt, was sie zu tun und zu lassen haben. Ihr Volksgemeinschaftsideal ist durchaus autoritär von oben bestimmt, es gründet sich wesentlich auf negative Eigenschaften: es fehlt ihr der Gemeinschaftswille der Freien! Das Ziel ist meist die Monarchie, während wirkliche Gemeinschaft ebensogut in einer Republik möglich ist. Es kommt nicht auf die Staatsform an, sondern darauf, daß Gemeinschaftsglieder geformt werden.

Bedingung jeder Gemeinschaft, wie andrerseits auch wieder Ergebnis, ist Gemeinschaftsgeist. Man glaubt nun erkannt zu haben, daß der krasse Egoismus der Gegenwart verhindert, daß sich Gemeinschaftsgeist bildet. Im Zwang utilistischer Gedankengänge kommt man daher zu der Forderung: wir müssen altruistisch handeln! Nur wenn wir nicht zuerst an uns denken, sondern zuerst an die anderen, an das Wohl des Ganzen, dann findet sich das Volk wieder zusammen! Dieser Glaube an den Altruismus ist ein typischer Irrtum unserer Zeit. In kleinen religiösen Gemeinschaften.

Digitized by Google

alſo bei Menſchen, die ſchon durch ſeeliſche Erlebniſſe miteinander verbunden ſind, iſt es möglich, daß der eine erſt nach den Wünſchen des andern fragt, bevor er an ſich denkt. Im Leben des Volkes, das erſt noch geeint werden ſoll, iſt dieſer Gedanke nur Utopie. Er iſt nur da möglich, wo man glaubt, man könne und müſſe nur handeln um eines Nutzens willen; da man mit dem Eigennutz ſo ſchlechte Erfahrungen gemacht habe, müſſe man von nun an allem Handeln den Nutzen der anderen voranſtellen: eingefleiſchter Utilismus. Als ob es verdienſtvoller wäre, dem andern einen Vorteil zu verſchaffen als ſich ſelbſt! Damit ſtellt man keine Gemeinſchaft her, ſondern verſteckt ſich nur vor dem unſentimentalen Leben. Erſt dort, wo der Einzelne zunächſt ſich behaupten will, iſt Boden für geſunde Gemeinſchaft.

Das heißt aber nicht, daß die Harmonie der Intereſſen dadurch erreicht wird, daß jeder nur für ſein Wohl ſorgt. Der liberale Gedanke vom Segen des freien Wettbewerbs hat nun doch wohl im Kapitalismus Fiasko gemacht. Egoismus und Altruismus im heute üblichen Verſtande ſind Gegenſätze nur im Rahmen eines ſie umfaſſenden Begriffs, den wir mit Materialismus bezeichnen wollen. Materialismus ſoll hier heißen: alles geht auf materiellen Nutzen, auf eigenen oder fremden. Der eigentliche Gegenſatz von Egoismus iſt daher nicht Altruismus, ſondern Idealismus, d. h. alles geht auf die Idee, auf Dienſt an einer Idee, auf geſtellte Aufgaben. Nicht daß ich für mich ſorge, iſt Sünde, ſondern daß ich für mich ſorge um des bloßen Gewinnes willen, das iſt die Sünde, die auch Gemeinſchaftsgeiſt verhindert. Wenn die Menſchen glauben, daß ſie leben, um an ſie geſtellte Aufgaben zu erfüllen, dann erſt wird auch Gemeinſchaftsgeiſt möglich. Solange aber ſich jeder ſelbſt nur die Aufgabe ſtellt, ſtofflichen oder geiſtigen Profit für ſich oder andere zu ſchaffen, ſolange gibt es nur die Gemeinſchaft der Konkurrenten. Nur wenn jeder überzeugt iſt, daß er zu einer objektiven Aufgabe von Gott oder vom Leben, oder wie er es ſonſt nennt, berufen iſt, wenn jeder weiß, daß auch die andern ihre Aufgaben haben, erſt dann erlebt er die Gemeinſchaft, die alle bindet: den Dienſt an einer großen Idee, die er nennen mag wie er will.

Wie kommen wir zu ſolchen Menſchen? Eine Änderung des inneren Menſchen iſt ſicherlich nötig, ſie geſchieht aber nicht durch Bildung, nicht durch „Überbrückung", nicht durch gehobene Gefühle. Sie geſchieht allein dann, wenn wir die menſchlichen Verhältniſſe ſo geſtalten, daß es möglich wird, wieder einen vernünftigen Sinn im Leben zu finden. Erſt wenn die Ordnung der Dinge wiederhergeſtellt iſt, wird der Menſch durch dieſe Ordnung hindurch die Verbundenheit aller Volksgenoſſen als Zwang, Pflicht und Solidarität erkennen können. Heute ſind die Dinge ſo geordnet, daß der Einzelne nur dann ſinnvoll zu wirken glaubt, wenn er in irgendeiner Form Geld macht; heute wird der Einzelne gezwungen, ſinnlos zu arbeiten. Volksgemeinſchaft predigen und die Unordnung der Dinge laſſen, wie ſie

Digitized by Google

ist, heißt auf dem Trockenen schwimmen wollen. Der Wille zur Gemeinschaft genügt nicht, um Gemeinschaft zu erzeugen. Das Volksganze kann sich selbst nur in einer sinnvollen Ordnung erfassen. Die herrscht nicht da, wo Klassen sich bekämpfen und Kompromisse schließen, sondern wo Stände einander ergänzen, nicht wo Gefühle kultiviert werden müssen, und seien sie noch so erhebend, sondern wo Pflichten des Lebens anerkannt werden, nicht wo Wissen und Bildung hoch im Kurs stehen, sondern wo handwerkliches Können jeden in seinem Fach etwas werden läßt, nicht wo Profit und Nutzen angebetet werden, sondern wo Hingabe an überpersönliche Aufgaben und Ideen möglich gemacht wird.

Die materiellen Voraussetzungen zur Volksgemeinschaft fehlen. Die allgemeinste und wichtigste ist, aus der unberechenbaren und unzuverlässigen Massenhaftigkeit des Volkes eine geformte Ordnung zu machen. Bisher galt es als Zeichen gesunder Kraft und Entwicklung, wenn die Bevölkerung sich stark vermehrte. Man nahm das als Zeichen volklicher Jugend, man sprach von gesunder Kraft usw. Doch man wollte nicht sehen, daß die Vermehrung eng mit der Verproletarisierung des Volkes zusammenhing. Nicht nur ermöglichte die Industrialisierung der wachsenden Bevölkerung das Leben; ebenso sehr wuchs die Bevölkerung, weil die Industrie Massen brauchte. Diese Massen in ihrer Formlosigkeit, ihrer Entfremdung von Scholle und Haus, ihrer Wurzellosigkeit und Unstetigkeit sind das größte Hindernis für Gemeinschaft. Denn diese ist nur möglich innerhalb einer begrenzten Zahl. Wo die Zahl beliebig wächst oder abnimmt, ist für sie kein Boden. Wie soll sich z. B. unter den Angehörigen nur eines Unternehmens Gemeinschaft bilden können, wenn die Zahl der Werksangehörigen je nach Zeit und Umständen zwischen 3000 und 6000 schwankt? Werksgemeinschaft ist nur da möglich, wo sich Zahl der Werksangehörigen und diese selbst gleichbleiben; nicht aber dort, wo Zu- und Abgang großen Schwankungen unterworfen sind. Dieses Problem der Bevölkerungsbewegung läßt sich nicht gesondert von der ganzen Wirtschaftsstruktur betrachten. Das wichtigste Merkmal der heutigen Wirtschaftsstruktur ist, daß sie zum größten Teil auf unberechenbaren Absatz eingestellt ist, also auf Weltwirtschaft. Weil dieser Absatz infolge der wechselnden Bedürfnisse, der Entwicklung fremder Industrien, der Preisgestaltung usw. immer großen Schwankungen — besonders in den kommenden Jahrzehnten wegen der ständig wachsenden Emanzipation der Kolonialvölker (China, Indien, Afrika) — unterworfen bleibt, muß auch der Bedarf an Arbeitskräften im selben Maße schwankend bleiben: Stetigkeit und Bodenständigkeit sind also ausgeschlossen. Wäre die Wirtschaft dagegen auf einen im wesentlichen sich gleichbleibenden Absatz eingestellt, d. h. auf den Bedarf des Inlandes und den sicheren Bedarf der mit ihr durch natürliche Gegebenheiten verbundenen (Nachbar-) Länder, so könnte und müßte sie mit einer konstanten Bevölkerungsgröße rechnen. Dann wäre es möglich und notwendig, die Bevölkerung an ihren

Digitized by Google

Arbeitskreis zu fesseln durch Siedlung, in ihr durch Werksgemeinschaft, Standesbildung usw. die Volksgemeinschaft im großen vorzubereiten. Bestehen bliebe die Frage, wie der Bevölkerungsüberschuß verwendet werden soll. Aber diese Frage ist dann längst nicht mehr so dringend: da die Wirtschaft nur für eine bestimmte Menge von Menschen Verwendung hat; da es den am stärksten sich vermehrenden Teil der Bevölkerung, das Proletariat, nicht mehr gibt, so fällt auch die am stärksten wirkende Ursache der Vermehrung fort. Kolonisation wird jedoch immer eine der vornehmsten Aufgaben staatlicher Politik bleiben.

Seit der französischen Revolution haben die formalen persönlichen Freiheiten des Menschen immer größere Bedeutung erlangt. Die Vorstellung daß diese Freiheiten aufgehoben werden könnten, erscheint in unserem liberal-demokratischen Zeitalter fast unmöglich. Wem es aber mit der Volksgemeinschaft ernst ist, der kann auch vor diesen „heiligen" Menschenrechten nicht haltmachen. Gemeinschaft ist in erster Linie Bindung, wenn auch gewollte. Persönliche Neigung muß gegen sie zurückstehen. Gleichheit aller Volksgenossen, die Freizügigkeit, persönliche Freiheit, Pressefreiheit usw., die Grundrechte der Reichsverfassung, können in einer Gemeinschaft nicht als Rechte, nur als Neigungen und persönliche Willkür gelten. Sie können — vielleicht müssen sie es nicht — aufgehoben werden, wenn es die Gemeinschaft erfordert. Jedenfalls scheinen sie mit stetigen und gebundenen Wirtschafts- und Staatsverhältnissen nicht immer vereinbar. Solche Bindungen liegen im Wesen der Gemeinschaft. Deshalb ist sie auch der geschworene Feind des Liberalismus.

Wenn also heute in allen Kreisen und allen Zeitungen ein großer Aufwand mit „Volksgemeinschaft" gemacht wird, so ist das nur ein leerer Schall, eine bequeme Redensart. Zu wirklicher Gemeinschaft ist man gar nicht bereit, weil man — ob rechts ob links — im Grunde des Herzens liberal ist. Nur wenn die äußere Ordnung aus konservativem Geist — im Sinne Lagardes — gestaltet wird von wirklichen Konservativen, dann wird auch das Volk allmählich dazu kommen, sich durch Schicksal und Aufgabe verbunden zu fühlen.

Karl Gustav Bittner
Werdet deutsche Menschen!

Es ist merkwürdig, daß eine der bezeichnendsten Tatsachen der Geschichte fast vollständig der Aufmerksamkeit der Historiker und Politiker entgangen ist: Daß es in den Ländern, denen die Renaissance scheinbar zum Segen geworden ist, keine, oder doch nur eine konfessionelle Judenfrage gibt. In der Hauptsache hat sich die wieder-

Digitized by Google

erwachende Antike in Mitteleuropa ausgewirkt, d. h. in Deutschland, Österreich, Italien und Frankreich. Nur von diesen Ländern soll hier in der Hauptsache die Rede sein.

Am segensreichsten war das Rinascimento wohl in Italien. Dort war es ein wirkliches Wiedererwachen, ein sich Erinnern auf die im griechischen Geist und von römischer Tatkraft gestaltete Vorzeit. Es erübrigt sich, auf die gewaltigen von germanischer Blutmischung befruchteten künstlerischen Schöpfungen dieser Zeit hinzuweisen. Wesentlich für die Kultur der Renaissance, in deren letztem Ausklingen wir heute leben, ist hier, daß sie das einige Italien ermöglicht hat. Denn ohne die Idee der Wiederkehr des imperium Romanum wäre ein Garibaldi nicht möglich gewesen.

In Frankreich war die Auswirkung der Renaissance mittelbarer, daher wesentlich schwächer. Hier hat nicht der Nachfahre der Renaissance, das Barock, bestimmend auf die Kultur des Volkes eingewirkt, sondern dessen Epigone, das Rokoko. Im Rokoko zeigen sich wesentliche Merkmale des Verfalls: Barock z. B. versucht, im Gegensatz wiederum zur Gotik, die den Stein zum Himmel zwingt, den Himmel durch Gemälde in den Raum zu bannen, vorzutäuschen. Die Malerei also setzt die Architektur fort bis in die Unendlichkeit des Raumes. Das Rokoko hat wohl die Deckengemälde vom Barock übernommen, dieses Erbe aber nicht mehr recht verstanden. Man malte irgend etwas, ohne sich um die Übereinstimmung mit dem Tatsächlichen der Architektur zu kümmern. Das ist der Verfall, der zur französischen Revolution führte, ohne jedoch endgültiges Sterben zu bedeuten. Denn noch heute leben wir im Zeitalter der Renaissance, wenn auch nicht mehr der Renaissancekultur, die ja im Verlauf des vorigen Jahrhunderts endgiltig zur Zivilisation verflacht ist.

Schon das Barock trägt das Stigma der Degeneration. Der Ursprung, aus dem es kommt, die Renaissance, hat noch eines mit der Gotik gemein: Sie ist materialecht. Barock paßt nicht mehr die Form dem Material, sondern das Material der Form an. Da aber Entstofflichung notwendig zur Entseelung führt, war der weitere Schritt zwangsläufig gegeben, den dann das Rokoko machte: Es verzichtete gänzlich auf den inneren Zusammenhang zwischen Form und Materie.

Dieser kurz skizzierte Weg unterscheidet sich in nichts von dem Werdegang aller Kulturen, die sich stets immer mehr von ihrem wurzelhaften Ursprung entfernen, immer mehr den Zusammenhang zwischen Inhalt, Material (in der weitesten Bedeutung genommen) und Form verlieren, und schließlich in eine Scheinkultur münden, die allmählich in öde Zivilisation versandet.

Dieses Kulturſterben ist, als Lebensgesetz betrachtet, an sich nicht tragisch. Vernichtende Formen nimmt es nur dort an, wo diese sterbende Kultur nicht bodenständig ist, sondern ohne innere Notwendigkeit, aus äußeren Gründen von einem Volke angenommen worden ist. Dann ist dieses Volk nicht imstande, der Totengräber jener Kultur zu sein. Es kann sich wohl

Digitized by Google

den Gesetzen ihres Lebens mühsam anpassen, nie aber die Gesetze ihres Sterbens erkennen. Dann aber stirbt nicht nur die Kultur, sondern das Volk mit ihr, wenn es sich nicht in letzter Stunde zu einer entscheidenden geistigen Tat aufrafft, die es hinüberführt in den Morgen einer neuen Zeitepoche.

Vor solchem entscheidenden Schritt steht heute das deutsche Volk. In unseren Tagen stirbt die Renaissancekultur an Altersschwäche.

In Italien würde das, ebenso wie in Frankreich, nicht viel zu bedeuten haben. Dort würde das Volk die alte, unzulänglich gewordene Kultur abstreifen und begraben, und unbemerkt fast zu einer neuen übergehen. Ansätze dazu zeigen sich in den Bestrebungen des Futurismus, einer Kunstrichtung von ausgeprägt italienisch-nationalem Charakter. Aber die Zeiten hermetisch abgesperrter Kulturkreise sind vorüber und der Zusammenbruch der deutschen Kultur ist heute auch für die anderen Völker Europas ein Hindernis zu kulturellem Wiederaufstieg. Und dieser Zusammenbruch ist um so schwerwiegender, als die Renaissancekultur in ihrem Wesen undeutsch war und im Lauf der Jahrhunderte geblieben ist, so groß auch ihre Blütezeit gerade im österreichischen Barock war. Im allgemeinen hat das deutsche Volk mit dieser Kultur nichts Rechtes anzufangen gewußt. Und nun, in ihrem Sterben, droht die dem deutschen Volk aufgepfropfte Renaissance Deutschland, und, weil durch die Fortschritte der Technik die chinesischen Mauern innerhalb Europas (trotz gegenteiliger Behauptungen und Bemühungen) gefallen sind, ganz Europa zu verpesten und zu vernichten.

Die Not der Zeit wurde erkannt. Aber statt sie bei der Wurzel zu fassen, ist man in Deutschland auf jenes Mittel verfallen, das schon im zaristischen Rußland allgemein beliebt war: Pogrom. Und weil der Deutsche gründlich ist in allem, hat man die Judenfrage von dem Konfessionellen losgelöst und zu einem Rassenproblem gemacht. Man streitet darum, ob die Juden als Nation, als Rasse oder nur als konfessionelle Gruppe zu werten sind. Dieser Streit ist, wie mancher andere, nur ein Produkt unseres gegenwärtigen Denkens, das sich einerseits in Tüfteleien verbeißt und sich nur wohl fühlt, wenn es registrieren und katalogisieren kann, anderseits aber zu schwach ist, klare, scharfumrissene Begriffe zu formen. Vor allem aber will unser Denken das Leben nach Begriffen gestalten, statt den umgekehrten Weg zu gehen. Der Hegelsche Ausspruch „um so schlimmer für die Tatsachen" hat geradezu verheerend gewirkt.

Wir haben keine klaren, eindeutigen Vorstellungen von den Begriffen „Nation" und „Rasse". Meist definieren wir Rasse als Blutsgemeinschaft und Nation als Sprachgemeinschaft. Nun kann man aber, abgesehen von verschwindenden Resten an einigen Küstenstellen, heute aus dem europäischen Völkergemisch unmöglich noch reine Rassen in diesem Sinn herausschälen, wenn man sich nicht von der sicherlich sehr nationalen, aber

Digitized by Google

leider wissenschaftlich recht schwachen Rassentheorie Günthers ins Uferlose führen lassen will. Dann sind die Juden die einzige wirkliche „Rasse" — eine Ansicht, die unsere Antisemiten wohl nicht akzeptieren wollen. Anderseits aber wollen sie auch die Definition des Begriffes Nation nicht auf die Juden angewendet wissen. Man müßte sie ja sonst zu den Deutschen zählen, wogegen sich übrigens auch die zionistischen Juden auflehnen. Man sieht, das Problem ist schief angefaßt.

Dennoch aber besteht die Judenfrage und es wäre sinnlos, sie zu leugnen. Aber sie ist weder eine Rassenfrage, noch ein Sprachenproblem. Worauf es ankommt, ist eine dritte Art der Bindung innerhalb der Menschen: Die Kulturgemeinschaft, und hier wie auch im politischen und wirtschaftlichen Leben Mitteleuropas besteht tatsächlich eine Hegemonie des Judentums, die durch seine zahlenmäßige Stärke nicht zu begründen ist.

Über die kulturelle Hegemonie des Judentums klagen meist nur die, denen die kaufmännische Überlegenheit des Juden unangenehm ist. Diese Tatsache allein kommt in Frage. Von diesem Standpunkt aus hat Graf Coudenhove recht, wenn er sagt: „Es gibt einen vernünftigen Antisemitismus. Er besteht darin, das Volk derartig zu erziehen, daß es den Juden geschäftlich vollkommen gewachsen sei."*

Diese Forderungen haben Engländer, Franzosen und Italiener erfüllen können, darum konnte es in ihren Ländern zu einer reibungslosen Assimilation der Juden kommen, als die konfessionellen Schranken gefallen waren. Mitteleuropa aber, d. h. die Deutschen und Slawen, können mit der Judenfrage nicht fertig werden. Sie ist ihnen zu einem Problem geworden, das alle politische Fernsicht zu nehmen droht. Woran liegt das? Es liegt daran, daß in Mitteleuropa eine Kultur herrscht, die dort nicht heimisch werden konnte. Eine Kultur, die Unsegen gestiftet hat in der bodenständigen Bevölkerung. Das jüdische Gastvolk aber hat sich diese wesensfremde Kultur angeeignet (soweit das im Ghetto möglich war) und hat daraus jene Überlegenheit gesogen, die zu dem antisemitischen Problem geführt hat.

Um die Zeit der Entdeckung Amerikas vollzog sich im Geistesleben Europas eine merkwürdige Wandlung, die sich schon durch zwei Jahrhunderte vorbereitet hat. Einerseits erweiterte sich der geistige Horizont der Menschen

* Auch Lagarde sagt: „Schon jetzt steht fest, daß alle Juden, welche mit Ernst machendem Leben der Indogermanen in Berührung kommen, demselben unterliegen. Bisher ist noch kein Jude, der griechische Philosophie, deutsche Musik, deutsche Geschichte von Herzen studiert hat, Jude geblieben. Lediglich durch Individualität werden wir uns auch der Juden erwehren, je schärfer wir unseren Charakter als Nation ausbilden."
Aber es gibt auch noch einen anderen Gegensatz, nämlich den des diesseitigen und des jenseitigen Lebensgefühls, die nordische Rasse hat im Gegensatz zu den Mittelmeervölkern ein jenseitiges Lebensgefühl, das sie in der Auseinandersetzung mit dem Schicksalsgedanken gewinnt und das daher tragisch ist. Der Orientale besitzt es nicht. (Leitg.)

Digitized by Google

mit dem physischen, so daß ihnen die fundamentalen Lehrsätze bisheriger Wissenschaft nicht mehr genügten, die Beweise der Scholastik nicht mehr zwingend waren und die Dogmen der alleinseligmachenden Kirche ins Wanken gerieten. Aber anderseits hat dieses Aufgerütteltwerden aus dem Schlaf, den die menschliche Seele der Außenwelt gegenüber durch das Mittelalter träumte, noch eine weitere Folge: Der Mensch sah sich selbst in einem ganz anderen Licht als bisher. Die gottgewollten Ordnungen, in die sich der Mensch der faustisch-germanischen Kulturepoche eingesponnen sah, wollten nicht mehr recht zu dem neuen Weltbild passen, das sich die beginnende Neuzeit an der Hand der großen Entdeckungen und Erfindungen notgedrungen machen mußte. Die Entdeckung, daß die Erde eine Kugel sei, hat der Buchstabengläubigkeit einen harten Stoß versetzt, die Erfindung des Schießpulvers mußte notgedrungen die Ansichten über persönliche Tapferkeit ändern und gar als die Buchdruckerkunst die Möglichkeit zu durchgreifender Volksbildung, vor allem aber Halbbildung gab, konnten die bisher so festgefügten Axiome und Grundsätze, auf denen sich das Mittelalter aufbaute, nicht mehr Halt und Stütze im Leben sein.

Der Einzelne, bisher ruhig und sicher in einem geordneten Gefüge von Gruppen, Gilden und Ständen, stand mit einemmal als Einzelner in der Welt, war gezwungen, die kleine Narrenwelt zu spielen, die sich für ein Ganzes hält. So kam es, daß im ausgehenden Mittelalter der Mensch sich vom Gruppenwesen zum Individuum entwickelte. (Zunächst allerdings erst der Mann, denn die Frau, die nicht im öffentlichen Leben stand, brauchte diese Entwicklung damals noch nicht mitzumachen.)

Daß sich dieser Umschwung in allen Zweigen des menschlichen Lebens ausdrückte, ist klar. Wirtschaft, Kultur, Politik, alles mußte sich nun von Grund auf ändern. Aber wie diese Änderung sich vollzog, hing von den Faktoren ab, die bei den verschiedenen Völkern Europas verschieden waren. Bis zu dem Zeitalter der Entdeckungen können wir von einer getrennten Entwicklung der Völker viel mehr sprechen als später, wenn auch das „heilige römische Reich deutscher Nation" als ein mystisches Band gedacht war, das sich um alle Völker der Christenheit spannen sollte. Doch dieses Band ist Theorie geblieben, mußte Theorie bleiben, weil es der Phantasie entsprungen war (und nicht einmal einer schöpferischen) und nicht einer zwingenden Forderung der Wirklichkeit.

Damals, in der Zeit des hervorbrechenden Individualismus, sahen sich die Völker Europas vor die Notwendigkeit gestellt, dem neuen Zustand gemäß ihre Lebensformen zu ändern. Sie griffen damals — ein naheliegender Gedanke — zu einer bereits vorhandenen Lebensform, die dem Individualismus Rechnung zu tragen schien, zu dem römischen Recht, zu dem Geist der Antike, die nun eine Auferstehung erleben sollte und Europa mit ihren Lebensformen durchtränkte.

Aber schon den lateinischen Völkern war es nicht möglich, die Früchte der

Digitized by Google

Renaissance in ihrer Reinheit zu ernten. In Spanien konnte sich das Wiedererwachen der Antike überhaupt nicht auswirken, denn hier war sie in einer anderen Form schon gekommen: Die römische Kirche war der tertius gaudens in dem verheerenden Kampf zwischen Mauren und Goten gewesen, sie hat das hispanische Erbe des imperium Romanum angetreten, nicht aber das spanische Volk.

In Frankreich siegte wohl die romanistische Form der Demokratie nach Jahrhunderte langem Kampf gegen den Feudalismus germanischer Prägung, aber sie herrscht nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt und Idee, sondern als Plutokratie. Eine reine, ungehemmte Entwicklung der Demokratie war ja auch in einem Lande nicht möglich, in das von Westen her jenes romantische Rittertum einströmte, das im Don Quixote unsterblich geworden ist, während vom Osten her der von den Karolingern geschaffene Feudalstaat immer wieder Nahrung erhielt.

In Italien endlich konnte die Verschiedenheit des südlichen und nördlichen Blutes wohl durch die geschichtliche Persönlichkeit eines Garibaldi zum Schweigen gebracht werden; aber auch hier hat neuerdings das imperium Romanum eine Auferstehung gefeiert, die ganz an das Rittertum des Don Quixote erinnert: Als d'Annunzio und Mussolini die geistige und politische Führung des Landes an sich rissen. Auch hier lassen sich Einwirkungen feststellen, die wohl auf den Italientraum der deutschen Kaiser zurückgehen.

Nirgends freilich hat der Gedanke einer Renaissance der Antike so verheerend gewirkt wie in Deutschland. Hier hat Karl der Große schon einmal den Fehler begangen, den Deutschland in der Zeit der Reformation ein zweites Mal begehen sollte: Er hat, als er sich vom Papst den Titel eines römischen Kaisers deutscher Nation aufschwatzen ließ, (der Unsinn liegt schon im Namen!) seinen Völkern eine wesensfremde Idee aufgepfropft. Ein heiliges deutsches Reich wäre möglich gewesen, auch ein heiliges Europa vielleicht, sicher sogar der katholische Staat Gottes, den das Papsttum anstrebte, zumal damals von einem Bewußtsein von Rasse- und Volksgegensätzen kaum Ansätze vorhanden waren. Unmöglich aber konnte mit germanischen und slawischen Völkern an eine Restauration des imperium Romanum gedacht werden.

Man kann hier einwenden, daß der Name ja nichts zur Sache tut und schließlich ja doch ein christlich germanisches Reich herausgekommen ist. Das ist aber nicht richtig. Der Name hat die Eigenschaft, eine ganz bestimmte Sache auszudrücken, und keine andere. Und wenn man den Namen mißbraucht, dann rächt er sich: die Römerzüge der deutschen Kaiser, die so unendlich viel bestes deutsches Blut gekostet haben, sind ein Beweis dafür.

Eine fremde Kultur läßt sich nicht ohne große Schäden auf ein Volk aufpfropfen. Als die Völkerwanderung die Antike vernichtet hatte, haben sich

Digitized by Google

im Christentum ihre Reste erhalten. Und durch das Christentum (das aber durchaus nicht identisch ist mit der Antike!) hat sich der Geist des klassischen Altertums an den blonden Barbaren gerächt: Das Christentum, das um die Wende des 9. Jahrhunderts in germanischen Landen siegreich seinen Einzug hielt, war nicht mehr dasselbe, das einst, nicht ohne Grund, die herrschenden Mächte der Spätantike in Furcht und Unruhe versetzt hat; nicht mehr das Katakombenchristentum, getragen von Märtyrern und Helden, sondern das Christentum, das sich zur römischen Staatsreligion entwickelt hatte, das nicht mehr als kulturfeindliches, weil neues Element empfunden werden mußte, sondern als ein Kulturfaktor, zu dem die Barbaren des Nordens aufschauen mußten. Wohl waren die ersten Sendboten des Christentums im Frankenreich noch Träger der christlichen Idee, Männer, deren Glauben Berge zu versetzen imstande war und die das Wunder der Bekehrung ohne Waffendruck vollbrachten. Aber schon stand hinter ihnen die Staatsreligion des römischen Reiches und nicht mehr der Glaube an den Messias allein.

Die Frankenkönige vollends machten die katholische Kirche zu einem Instrument ihrer Politik. Die Merowinger, weil der Katholizismus Anlaß gab, sich in die Angelegenheiten der arianischen Langobarden einzumengen und Karl der Große, um die Sachsen zu unterjochen.

Die Kirche, die so aus politischen Gründen Eingang fand im Frankenreich, wußte sich der germanischen Seele äußerlich anzupassen. Sie sah in der Beibehaltung deutscher Sitten, in der Anpassung an germanisches Wesen keine Beeinträchtigung ihrer Macht. Aber die Anpassung blieb äußerlich, wie die Gründe, die zur Einführung des Christentums geführt haben. Im Wesen blieb das römische Christentum der germanischen Seele fremd. Und diese fremde Macht, auf deutschen Boden verpflanzt, mußte hier das werden, was die Mistel auf der Eiche ist.

Sehen wir uns die staatsrechtliche Entwicklung Mitteleuropas einmal näher an. Bis zum Ausgang des Mittelalters nahm diese Entwicklung in Deutschland und Frankreich einen ähnlichen Verlauf, erst dann trennten sich die Wege, als die Wiedergeburt der Antike richtig zur Auswirkung kam.

In der Zeit der Völkerwanderung ergab sich aus der Gepflogenheit gemeinsamer Wanderzüge einzelner Stämme und ganzer Völker innerhalb dieser Wandergruppen notwendig eine straffe Organisation, ohne die solche Gruppen aufgerieben worden wären. Je mehr solch ein Wanderzug vom Schicksal hin und her geworfen wurde, desto straffer, desto monarchischer wurde die Organisation, desto enger mußten sich die einzelnen Mitglieder an den Führer, den Herzog oder König anschließen. Wenn aber ein wanderndes Volk seßhaft wurde, ergab die germanische Sitte der Güterteilung eine Lockerung dieses Gefüges in der Richtung des Lehenswesens, der Grundlage germanischer Rechtsanschauung.

Digitized by Google

Bis zur Teilung des fränkischen Reiches im Jahre 843 durch den Vertrag von Verdun haben sich die staatsrechtlichen Einrichtungen aller germanischen Völker, die nach der Völkerwanderung seßhaft geworden sind, ziemlich in gleicher Weise entwickelt. Das eroberte Land wurde unter die Krieger vom König, der Obereigentümer blieb (ein Andenken an die Gütergemeinschaft während der Wanderzüge) verteilt und die tatsächlichen Besitzer waren die Lehensträger des Landesherrn, in dessen Person sich die oberste Staatsgewalt verkörperte.

Schon nach der Teilung von Verdun aber begannen sich die Völker wieder auseinander zu entwickeln. Die romanische Kultur — ob blutsmäßig oder rein geistig, bleibe dahingestellt — rang sich in Frankreich durch und führte dann noch später zu einem starken Königtum. Sie rang sich durch in Italien, dort freilich teils in der kirchlichen Form, teils durch ein Zurückgreifen auf die römische Republik, die in den Stadtstaaten Oberitaliens zwerghafte Nachfolger erhielt. In Deutschland aber drangen die germanischen Wesenszüge durch und führten zu der gotischen Struktur des Volkes, die, so sehr sie von den fanatischen Preußen-Deutschen geleugnet wird, heute noch den Wesenszug des germanischen Menschen ausmachen: Hartnäckiges Festhalten an Sonderrechten und Privilegien, insbesondere an Stammesrechten. Das geht so weit, daß der Deutsche der vorindividuellen Entwicklungsperiode gar nicht Deutscher sein kann, ohne sich vor allem als Mitglied eines Stammes zu fühlen.

Kennzeichnend für die Periode, in der das germanische Element die Oberhand hatte, war, daß in dieser Zeit das rechtliche und politische Leben weniger von „Raison" — kein deutsches Wort gibt dieses Begriffswerkzeug welscher Staatskunst richtig wieder! — als von Instinkten geleitet wird. Von Instinkten freilich, die ihre Sicherheit eingebüßt hatten, seit Staatsklugheit und Habgier die germanische Götterdämmerung herbeigeführt hatten. Aber eines konnte der neue Glaube, der sich so fein anzupassen verstand, dem Deutschen nicht nehmen: Den mystischen Glauben an das Blut. Die ganze Struktur des öffentlichen und auch des privaten Lebens beruht auf Gebundenheit durch das Blut, das damals noch stärker war als das Ich. Das änderte sich zu Beginn des 13. Jahrhunderts allmählich. Otto Gierke schildert in seinem „Deutschen Genossenschaftsrecht" (Berlin 1868) diesen Übergang:

„Kaum gibt es in der deutschen Geschichte eine Epoche, die so verschieden beurteilt und dargestellt worden wäre, als das Jahrhundert, welches den Untergang der Hohenstaufen und das große Interregnum sah. Sehr erklärlich! Denn in keiner anderen Zeit gingen Auflösung und Neubildung gleich unvermittelt nebeneinander her. Unrettbarem Verfall eilte nach einem letzten glänzenden Aufleuchten seiner erhabensten Ideen das deutsche Lehensreich zu, gleichem Schicksal nahte trotz aller äußeren Siege seine erbitterte Nebenbuhlerin, die römische Hierarchie. Mochten die Formen

Digitized by Google

der feudalen Zeit auch in zäher Lebenskraft noch ein halbes Jahrtausend überdauern, ihr innerer Gehalt war in steter Abnahme begriffen, ihr endlicher Untergang besiegelt. Der Gedanke des Treudienstes, der auf dinglicher Grundlage alle Glieder des Reiches und der Kirche bis aufwärts zu einer höchsten Einheit verkettete, hatte seine Macht über den zum Bewußtsein erwachenden deutschen Geist verloren. An Stelle des frommen Blickes nach oben trat der trotzige Blick auf sich selbst. Vor dem Selbstgefühl verblaßte die Treue, eine kräftige Selbstbestimmung lehnte sich gegen die selbstlose Hingebung an den irdischen Herrn auf. Im eigenen Willen begann das mündig werdende Geschlecht Maß und Ziel seiner Entschlüsse, im eigenen Denken die Quelle seiner Überzeugungen zu suchen. Drei Jahrhunderte hindurch vollzog sich von da an in stetigem Gange die äußere und innere Selbstbefreiung des deutschen Volkes. Aber derselbe Zeitgeist, welcher den großartigen Bau des Reiches und der Kirche unterhöhlte und zerbröckelte, vereinte mit der zerstörenden eine rastlos schaffende Kraft. Ohnmächtig ward jede von oben und außen kommende Macht; aber von unten und innen organisierte das Volk sich selbst in freiester Selbsthilfe, gebar es aus sich selbst, während es die höchsten Gedanken der Vergangenheit zu Grabe trug, die bewegenden Ideen einer reicheren Zukunft. Den Freunden des Alten erscheint die ganze Zeit nur als eine Reihe von Rebellionen gegen das geltende Recht und die legitime Autorität: der Vorwärtsblickende sieht in ihr eine Kette fernwirkender Befreiungstaten. Zum Abschluß kam diese Bewegung auf geistigem und religiösem Gebiet durch die letzte und größte Freiheitstat — die deutsche Reformation. Drei Jahrhunderte hatten ihr den Boden bereitet und sie zog gewissermaßen das Fazit derselben. . . ."

Drei Jahrhunderte haben den Boden für die deutsche Freiheitstat bereitet. Für eine Tat, die vielleicht die Krönung der germanischen Weltmission bedeutet hätte, die uns wirklich das deutsche Wesen gebracht hätte, an dem die Welt genesen soll — wenn sie wirklich aus der im deutschen Volk schlummernden Werdekraft heraus geschehen wäre. Doch die Entwicklung ist in Wahrheit einen anderen Weg gegangen.

Aus den eng gewordenen Bindungen des Blutes und der Gemeinschaften, die in der Treue und im sozialen Instinkt wurzeln, hob trotzig sein Haupt der Einzelne, das Individuum: Der mitteleuropäische Mensch hatte das Ich entdeckt. Da reichten auf einmal die staatlich-rechtlichen Formen, die aus einem „mythologischen Bewußtsein" hervorgegangen sind, nicht mehr aus. Das deutsche Volk und mit ihm Mitteleuropa standen vor einer Schicksalswende. Damals hätte Mitteleuropa aus den völkischen Eigenkräften heraus neue Rechts und Staatsformen finden müssen. Aber das Verhängnis trat an Europa in der lockenden Gestalt eines Verführers heran: Durch das Mittelalter blitzte die Idee der Neubelebung der Antike, die Formen kannte, nach denen man jetzt suchte: Formen, die einst ein Volk auf ähnlicher Entwicklungsstufe gefunden hatte.

Digitized by Google

Noch bevor die Germanen aus dem prähistorischen Dunkel in die Geschichte eintraten, haben die Griechen auf dem Gebiet der Kunst und der Philosophie, die Römer auf dem Gebiet des Rechts- und Staatslebens jene Diesseitseinstellung gefunden, die nimmermehr aus dem Gruppenbewußtsein der Blutsgebundenen werden kann, die nur dann sich entwickelt, wenn der Einzelne, das Individuum, für sich allein denkend und handelnd ein Eigenleben führt, statt die Gemeinschaft, die Gruppe für sich denken und handeln zu lassen. Als der „trotzige Blick auf sich selbst", wie Gierke sagt, den frommen Blick nach oben ablöste, dürften unsere Vorfahren wohl mit dem gleichen Staunen auf die Kultur der Antike geblickt haben, wie heute Inder und Chinesen auf die „westlichen Wissenschaften" schauen. Und heute steht der Orient vor dem gleichen schicksalsschweren Wendepunkt seiner Entwicklung, wie einst Mitteleuropa, als die Renaissance die Gotik ablöste: Vor der Frage, ob er fremdes Geistesgut aufnehmen oder eigenes neu schaffen soll.

Mitteleuropa hat sich zu ersterem entschieden. Es geschah das Ungeheuerliche, das in seiner ganzen Tragweite selbst heute noch kaum zu übersehen ist: die Rezeption des römischen Rechtes. An Stelle der lebendig-organischen Lebenszusammenhänge des gefühlsbetonten gotischen Mittelalters traten die logisch-konstruktiven Rechtsbegriffe der Römer. Die feudale Gebundenheit wich der Freiheit des Einzel-Ich, der mittelalterlichen „Gewähre", jenem nebulosen Besitzbegriff des Mittelalters, folgten die hartumrissenen römischen Eigentumsbestimmungen des dominium.

Im Gegensatz zu den Völkern lateinischer Sprache wehrte sich aber das deutsche Volk gegen eine Wirkung des römischen Rechtes: Die Nivellierung, die mit der Erstarkung des absoluten Staates einsetzte, die Uniformierung des Menschen vor dem Gesetz, hatte in Deutschland gerade die entgegengesetzte Wirkung wie in Frankreich. Dort führte das jus Romanum zum absoluten Königtum, hier zur Kleinstaaterei. Daran insbesondere läßt sich erkennen, wie wenig der römische Staatsbegriff der eigengesetzlichen Struktur der deutschen Seele entspricht. In Frankreich entstand unter dem Einfluß des römischen Rechtes ein starker Staat, der alle Wandlungen vom absoluten Königtum über die Pöbelherrschaft, über die „demokratische Monarchie" (nur möglich auf dem Boden des römischen Rechtes!) bis zur gegenwärtigen Plutokratie siegreich überdauert hat. In Italien sehen wir, daß sich im Süden, nachdem der deutsche Kaisertraum ausgeträumt war, ein starkes Königtum entwickelte, während sich in dem blutsmäßig germanisch durchsetzten Norden Stadtstaaten, ähnlich den griechischen Republiken bildeten, bis Garibaldi die große Idee des einigen Italien zur Wirklichkeit machte. In Deutschland aber rang sich der Absolutismus, die erste Frucht der Renaissance, nicht im Kaisertum durch, sondern gegen das Kaisertum zu Gunsten der absoluten Kleinstaaten, die wenigstens ursprünglich annähernd den Kulturkreisen der deutschen Stämme geographisch entsprachen, wenn auch später Erbteilungen die große Idee zerstörten.

Digitized by Google

Dieses Moment ist wichtig, denn hier hat die deutsche Seele gesprochen, die mannigfach gegliederte deutsche Seele, deren magische Kraft stärker war als die romanistische Tüftelei der Gelehrten und Halbgelehrten, stärker als der Eigennutz der Krämer, die das corpus juris im Interesse der „Rechtssicherheit" herbeisehnten. Und die deutsche Seele ist lebendig geblieben, trotz aller Greuel, die Humanismus, Reformation und Rezeption an ihr verübt haben. Das deutsche Reich freilich mußte sterben, damit die deutsche Seele leben konnte. Es mußte sterben, schon weil es ein römisches Reich war.

Der deutsche Stammesgedanke aber war verderbt. Die Stammesfürsten, durch das römische Recht souverän geworden, sanken zu Spottfiguren der Weltgeschichte herab, „Landesväter" wurden aus den einstigen Heerführern, die wahrlich die schlimmste potestas vitae necisque über ihre „Landeskinder" ausübten, indem sie sie als Truppen dem Ausland verschacherten.

Das war die Freiheit, die das römische Recht zunächst dem deutschen Volke brachte. Und dann kam, vom Ausland her, das auch nichts Rechtes mit dem Recht der Individualität anzufangen wußte, jene Freiheit, von der das kommunistische Manifest sagt:

„Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen als das nackte Interesse, als die gefühllose ‚bare Zahlung'. Sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen verbrieften und wohlerworbenen Freiheiten die eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt. Sie hat, mit einem Wort, an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt."

Es hieße Vogel-Strauß-spielen, wollte man die bittere Wahrheit leugnen, die in diesen Worten steckt. Und den Anstoß dazu, daß es so werden mußte, hat über Luther hinaus Calvin gegeben. Seine Lehre ging hinüber nach England und kam uns von dort als wirtschaftliches Piratentum zurück, dem natürlich heute durch staatliche Mittelchen nicht mehr abzuhelfen ist, selbst nicht durch Verstaatlichung. Denn nicht an den wirtschaftlichen Gesetzen liegt es, sondern an den Menschen, ob sie die Macht mißbrauchen oder nicht. —

Das heilige römische Reich mußte sterben, damit die deutsche Seele lebe. Sie lebte weiter, indem sie sich aus der großen Masse immer mehr zurückzog und einzelne desto mehr begnadete. So kam es, daß zur Zeit von Deutsch-

Digitized by Google

lands „tiefster Erniedrigung" die größten Deutschen aller Zeiten lebten. Und dann kam 1866, dann kam 1870-71. Im Norden war ein Stern aufgegangen, von dem man sich das politische Heil Deutschlands erhoffte. Bismarck gründete, begabt mit geistigen Riesenkräften, doch gezwungen von den Verhältnissen ein einiges deutsches Reich — wiederum auf romanistischer Grundlage. Er war ein treuer Diener seines Herrn, des Königs von Preußen. Man fälsche die Geschichte nicht, man fälsche sie vor allem nicht gegen den Geist Bismarcks, der einer der ganz Großen war. Wir dürfen nicht vergessen, daß nach dem siegreichen Franzosenkrieg die Gründerjahre kamen, die aus dem Volk der Dichter und Denker die Staatsgemeinschaft der Feldwebel und der Handlungsreisenden gemacht hat.

Auch diese Staatsgemeinschaft mußte sterben. Sie starb im Jahre 1918, wiederum auf daß die deutsche Seele lebe. Und sie lebt noch immer, die deutsche Seele, lebt in dem Stammesbewußtsein, lebt in der Eigenbrödelei, in dem faustischen Suchen nach dem Ich, in dem unbändigen Freiheitsdrang, lebt in all dem, das die Renaissance in uns verschüttet hat, und das jetzt, nach dem Zusammenbruch von Bismarcks genialer Fehlleistung, neu erwacht, das man zusammenfassen möchte in den einen Satz: Deutsch sein heißt: sein Ich über sich hinaus entwickeln.

Volk und Staat sind für den Deutschen zwar Notwendigkeiten, aber diesseitsbedingte Notwendigkeiten. Das ist sein Fluch, so lange er nicht die gotische Form für seinen Staat aus sich heraus gefunden hat; das ist aber auch sein Segen: Denn nur dadurch hat das deutsche Volk solche Schicksalsschläge überdauern können, ohne als Volk zugrunde zu gehen.

Freilich, es wird ihm vom Schicksal schwerer gemacht als allen anderen Völkern, sich ein Haus zu zimmern. Unmöglich aber ist es, solange in der derzeitigen Notwohnung Zank und Hader herrschen. Und dieser Hader wird verschlimmert durch ein Gastvolk, das unser allzu enges Haus beherbergt: die Juden. Wie bei anderen Völkern, wohnen auch bei uns Juden. Ein Volk fremder Rasse, alter Kultur, das zu Beginn unserer Zeitrechnung schon unter römischem Recht gelebt hat. Diesem Volk konnte das neuerstandene römische Recht lange nicht den Schaden zufügen, wie dem neuerwachten Germanentum, das, kaum zur Diesseitsbesinnung gekommen, schon nach fremden Formen sein Volksdasein bestimmte.

Schon immer haben die Juden vor den Mitteleuropäern des Mittelalters den klareren Blick für die Vorgänge in der physischen Welt voraus gehabt. Dazu kam nun, daß sie sich durch die Rezeption in eine Rechtsatmosphäre versetzt sahen, in der sie gewissermaßen durch „Erberinnerung" heimisch sind. War es da ein Wunder, daß sie sich alle Vorteile, die das Recht eines ihnen gemäßen Individualismus brachte, früher aneignen konnten, als die noch immer durch Bindungen gehemmten Germanen?

In den romanischen Ländern kam dieser Gegensatz nicht so heftig zum Vorschein, war ja dort die Renaissance wirklich eine Art Wiedererwachen.

Digitized by Google

Daher dort eine fast reibungslose Judenassimilation, nachdem die konfessionellen Gegensätze bedeutungslos geworden sind.

In Deutschland, überhaupt in Mitteleuropa, entstand eine Kluft zwischen dem Judentum und der seßhaften Bevölkerung, die sich vor allem wirtschaftlich auswirkt. Und diese Kluft hat ihren Ursprung in der Notreife des deutschen Volkes.

Notreife — dieses Wort begegnet uns jetzt oft in der von Günthers Rassentheorie beeinflußten Literatur. In seinem Buch: „Notwende, Vom Aufstieg des germanischen Abendlandes" (Braunschweig 1923) spricht Hermann Krieger von „Notreife":

„Den Kindern der Nacht aber hat die Furcht längst not-reife Greisenmerkmale aufgeprägt. Und nimmer wird not-wendig der Notreife. Reinblütig die Kinder des Anthropoplasmas. Mischblütig die Notreifen: ihr Erbteil an Zooplasma führt sie schnell zur Entfaltung, gleich den Tierverwandten in Steppe und Wald."

Wahrlich, eine Zeit die solchen Unsinn gebiert, muß man notreif nennen.

Wo das hinauswill zeigt Krieger noch auf der gleichen Seite:

„So mag das Ausgangsmaterial der Mittelmeer- und asiatischen Rassen durch verspätete Hochlandsfahrt gebildet worden sein: unübertreffliche Anpassungswesen, rasch im Erspähen der fallenden Frucht und jeglichen Vorteils."

Darauf also liegt der Schwerpunkt des landläufigen Antisemitismus, dieser undeutschesten aller Gegenwartserscheinungen. Was das aber mit dem hypothetischen Zooplasma zu tun hat, ist unerfindlich. Jedenfalls harrt der kommerzielle Geist der Affen und der Wiederkäuer noch der Entdeckung.

Aber abgesehen von diesen unerfreulichen Erscheinungen unserer eigenen Notreife entbehrt diese Art Literatur nicht eines tieferen Gehaltes. Hermann Krieger weiß um den Angelpunkt des Problems. Und er gestaltet ihn, wo engstirnige Liebe zu unrettbar Verlorenem ihn nicht hemmt:

„Ich sehe ein Volk seinen Notwend-Weg ziehen, sein religiöses Drama zu dichten mit der Blutschrift seines treuen Herzens, sehe es sich der Notreife erbarmen und verarmen in ihrem Blut, bis einst der eigene Sohn, Karl der Franke, mit triefendem Schwert die Gottesdichtung unterschreibt: Ende. . . ."

Sie alle, die in Reinzüchtung der nordischen Rasse die deutsche Wiedergeburt suchen, haben richtig erkannt, was einst war und wie es zugrunde gegangen ist. „Nicht selbstbewußt, sondern urseiend" nennt Thomas Westerich in einem bemerkenswerten Artikel* „Niedersachsen-Not" das nordische Wesen. Klingt da nicht etwas durch, das seit Rezeption und Reformation verschüttet war? Wie? Ist das nordische Wesen, das Germanentum, das da zum Selbstbewußtsein erwachen wollte, als die Renaissance hereinbrach über Europa, vielleicht gar nicht erwacht, sondern hat

*. „Deutsche Front", Hamburg.

Digitized by Google

es weitergeschlummert, dornröschengleich, um an einem neuen Wendepunkt erst die seinerzeit verkannte Mission zu erfüllen? Immer wieder taucht die Forderung auf in jenen Kreisen, daß an gewisse Dinge unserer Geschichte nicht wissenschaftlich, sondern erberinnernd herangegangen werden müsse.

Können wir das aber, da wir notreif geworden sind durch ein fremdes Geistesgut? Und dann, täuschen wir uns ja nicht darüber hinweg, daß seit der verhängnisvollen Weltwende der Renaissance mehr als ein halbes Jahrtausend vergangen ist, eine Zeitspanne, in der wir anders geworden sind: Die deutsche Seele war ja nicht tot; sie schlief nur . . .

Wir können nicht dort anknüpfen, wo unsere Vorfahren zur Zeit der ausklingenden Gotik aufgehört haben. Immer wieder beweisen es uns die, welche politisch links stehen, mit klaren, logischen Argumenten. Aber auch jene übersehen die Zeichen der Zeit; sie erkennen nicht, daß ihr Romanismus dem sie anhängen, trotzdem sie ihn im kommunistischen Manifest als den Bringer der gewissenlosen Handelsfreiheit gebrandmarkt haben, sich auch überlebt hat.

Und die anderen? Die den staatlichen Mechanismus, den abstrakten Parlamentarismus bekämpfen? Sie wollen noch weiter zurück, wollen dort wieder anfangen, wo die germanische Entwicklung einst aufgehört hat. Glauben sie allen Ernstes, die Entwicklung des Ichbewußtseins ungeschehen machen zu können? Und wenn es ihnen gelingt — werden nicht gerade die wiederum den Nutzen haben, denen die Übernahme fremder Lebensformen des Individualismus so großen wirtschaftlichen Vorsprung gewährt hat?

Die konsequentesten Vertreter germanischer Wiedergeburt sind die Leute, die sich zum „jungdeutschen Orden" zusammengeschlossen haben. Und der Hochmeister dieses Ordens, Mahraun, erklärte jüngst in einer wahrhaft mussolinischen Rede, daß es nur zwei Staatsformen gebe, Parlamentarismus (den er ablehnt) und — Diktatur. Mahraun, der deutsche Mussolini. Das kennzeichnet die Schicksalslage des deutschen Menschen.

Wahrlich, eine Zeit der Wende, der Notwende ist wiederum über uns gekommen. Rassen- und Blutsfanatiker bekämpfen mit wüsten Theorien die Verfechter eines abstrakten Individualismus, der sich einerseits nicht einmal als solcher bekennt (Sozialdemokratie), anderseits aber zu einer Höherentwicklung des Ichbewußtseins über das abstrakt Menschliche hinaus zu wirklicher Persönlichkeit nichts tun will, nichts tun kann. Das ist die Partei-Demokratie, deren Ideenarmut den Unterschied zwischen persona per-sonans und persona personata nicht erkennen kann, die in der Persönlichkeit also nur das fertige, nicht das Werdende zu erschauen vermag. Wie kann ihr von dem Rechte, das mit uns geboren ist, die Frage sein?

Diktaturgelüste stehen den brutalen Majorisierungsbestrebungen eines degenerierten Parlamentarismus gegenüber, blutsmystische Phantasterei dem dürren Verstand. Das ist Notwende, aus der Notreife des deutschen

Digitized by Google

Menschen geboren. Notwende, hervorgebracht durch das Sterben der Renaissance.

Die Zeit schreit nach einer Reformation an Haupt und Gliedern. Der Menschheit? Europas? der Völker? oder des Einzelnen?

Die Welt ist klein geworden, seit elektrische Drähte und Schienen sie umspannen, seit Luftlinien den Raum noch enger gemacht haben. Sie ist zu klein geworden für nationale Wirtschaftsgebiete, zu klein für merkantilistische Grenzabsperrungen und andere chinesische Mauern. Es gibt keine Beziehungslosigkeit der Völker untereinander mehr, alle Staats- und Volksschicksale sind ineinander verflochten.

Aber noch immer ist der Traum von einer einheitlichen, die Erde friedlich teilenden Menschheit Utopie. Und dieser Traum muß Utopie bleiben. Er wäre vielleicht zu verwirklichen gewesen, als Karl der Große sein Reich gründete, als weitschauende Päpste mit der Zwei-Schwerter-Theorie das Reich Gottes auf Erden errichten wollten: Als die Menschen noch nicht reif waren zum Ich. Vielleicht hätte damals von den Menschen der Fluch des Turmbaues zu Babel genommen werden können durch die Errichtung einer überragenden weltlichen oder geistlichen Hierarchie. Heute aber ruht das Schicksal der Welt nicht mehr auf Gemeinschaften, sondern auf den Einzelnen.

Zwei Versuche werden heute gemacht, der Menschheit das wiederzugeben, das allein sie aus dem Sumpf der Gegenwart retten kann: den Adel. Hans Blüher, trotz verschiedener Entgleisungen einer der geistigsten Menschen der Gegenwart, will das deutsche Volk zu einer Wiedergeburt führen. Sein Denken ist den dionysischen Weg gegangen. Er darf nicht mit den Blutsphantasten um Günther verwechselt werden. Nicht aus einem äußerlichen Einfühlungsvermögen heraus, sondern aus tiefem Wissen um die Geheimnisse des Blutes stammt seine Weltanschauung. Er weiß, daß das Wort im hieratischen Zustand die Fähigkeit hat, eine Rasse zu schaffen. Er weiß auch, daß der norddeutsche Mensch von der Sprache Luthers stammt, aber er weiß nicht, daß diese Sprache auf dem verhängnisvollsten Irrtum des deutschen Menschen aufgebaut ist. Er weiß nicht, daß diese Sprache ihre hieratische Kraft verloren hat, weil sie nicht der Eigengesetzlichkeit der deutschen Seele entspricht. Und darum muß er zu dem sonderlichen Schluß kommen, daß durch die secessio judaica die deutsche Renaissance erfolgen wird. „Der Deutsche lebt für den alleinigen und ausschließlichen Sieg des Deutschen Reiches." Der Deutsche, dessen Idee nach Blühers Meinung mit der italienischen Renaissance befreundet war. Das sind zwei grundlegende Irrtümer, erklärlich durch den Weg, den Blüher gegangen ist. Denn er schaut die Geschichte nicht, wie er selbst glaubt, kosmologisch, sondern dionysisch. Er ist nicht den Weg in die faustische Unendlichkeit, sondern den Weg in die unabsehbaren Tiefen des Blutes gegangen. Er ging zu den Müttern, nicht zu der Sonne.

Digitized by Google

Den anderen Versuch macht ein Aristokrat, Richard Nikolaus Graf Coudenhove-Kalergi, der die Welt zur paneuropäischen Union aufruft. Dieser Aristokrat hat den Kardinalfehler Blühers erkannt: Er weiß, daß die Gedankengänge jenes bedeutenden Deutschen einer Vergangenheit angehören, die endgiltig vorbei ist, die untergegangen ist, als die Renaissance über Mitteleuropa hereinbrach. Er weiß, daß Buchdruckerkunst und Schießpulver den Adel mehr zermürbt haben als Degeneration, er weiß, daß das Schwert, das allein den Adelsbegriff Blühers rechtfertigt, der Rumpelkammer der Geschichte angehört. Und darum will er einen neuen Adel schaffen, den Grand Seigneur, die Synthese aus Geist und Charakter. Auch dieser Weg ist ungangbar, denn auch er ist nicht kosmologisch. Er ist, im Gegensatz zu Blüher, apollinisch, geht in die ungeheuere Breite des Horizontes: Ihm fehlt die letzte Weihe inneren Schauens, und damit die dritte Dimension, die Tiefe.

Blüher sucht den Staat, sucht die längst verbrauchte „sakrale Substanz" des königlichen Menschen. Coudenhove sucht die Menschheit, die nie sein wird, weil der Mensch von dem „es ist" zu dem „ich bin", und nicht zu dem „wir sind" gegangen ist. Aber in beiden ist ein Stück Wahrheit: Blüher weiß, daß der kommende Adel deutsch sein muß, Coudenhove, daß er Mensch sein muß. Der eine weiß vom Was, der andere vom Wie.

In Wahrheit aber wird das Schicksal der kommenden Zeit nicht vom deutschen Volk oder Staat, auch nicht von der abstrakten Menschheit gelenkt werden, sondern vom deutschen Menschen. Es ist bezeichnend, daß von Deutschlands Süden die paneuropäische Idee ausgehen mußte, eine der größten der Gegenwart, und aus Deutschlands Norden die Erinnerung aufsteigt an den deutschen Adel. Zwei Probleme, mit denen sich der deutsche Mensch auseinandersetzen muß, wenn er seine Mission erfüllen will.

Es ist richtig, die geistige und wirtschaftliche Führung der Gegenwart liegt in den Händen der Juden. Das darf nicht geleugnet werden. Aber das Geschwätz vom Zooplasma verliert durch diese Tatsache nichts von seiner Sinnlosigkeit. Blühers Forderungen sind unerfüllbar, weil unsere Notreife und nicht des Judentums zersetzende Kraft uns in diese Lage gebracht hat. Und nicht nur uns, sondern ganz Europa, die ganze zivilisierte Welt. Das ist deutsche Schuld, nur sühnbar durch deutsche Tat. Nicht aber durch sinnlosen Antisemitismus, auch nicht durch den Edelantisemitismus Blühers, dem kein Andersdenkender Achtung versagen kann.

Schuld aber bedeutet nicht Minderwertigkeit. Es ist daher der größere Fehler, in einen charakterlosen Philosemitismus zu verfallen und im Judentum höheres Menschentum zu sehen. Auch das gibt es, und es schadet uns ebensosehr, wie der Geschäftsantisemitismus der Minderwertigen.

Der deutsche Mensch, nicht das deutsche Volk oder der deutsche Staat wird heute vom Schicksal zu einer entscheidenden Tat aufgerufen. An ihm

Digitized by Google

ist es, heute, an der Bahre der Renaissance die verhängnisvolle Schicksalswende auszugleichen und eine neue, vom Ich getragene Kultur zu schaffen, die beide Forderungen der Zeit erfüllt: Blühers Adel und Coudenhoves Paneuropa. Der deutsche Mensch ist ausersehen, die Nationen und Rassen Europas zu einer einzigen Kulturgemeinschaft zusammenzuschweißen und in diesem neuen Europa den Adel zu bilden.

Der Weg ist klar. Er ist keine breite Heerstraße für die Masse der Allzuvielen; ein schmaler Pfad ist es, den jeder einzeln gehen muß. Grübler und Tüftler, die ängstlich nach einem Programm, nach einer Methode fragen, werden freilich die Wegetafel nicht sehen, die an seinem Anfang steht: Werdet deutsche Menschen!

Franz Thierfelder
Der deutsche Reisende im Auslande

Die Wandlungen innerhalb des letzten Jahrzehnts haben die gesellschaftliche Schichtung unseres Volkes von Grund aus umgestaltet und mit der Umlagerung der Vermögen ist auch das Gesicht unseres reisenden Publikums ein anderes geworden. Einerseits haben die Erlebnisse des Feldzuges den Wunsch zu reisen auch in den Kreisen rege werden lassen, die bisher aus Unerfahrenheit und Ängstlichkeit ihre Scholle nicht verlassen hatten, anderseits befinden sich jetzt große Vermögen in Händen von solchen Leuten, die noch nicht gelernt haben, mit Geschmack und Verantwortungsbewußtsein Geld auszugeben. Der geistige Mittelstand aber, der eigentliche Träger und Hüter deutscher Kultur, der durch jährliche Reisen nicht eine oberflächliche Neugier oder Modetorheit befriedigen wollte, sondern in seinen Auslandsfahrten das hervorragendste seelische und wissenschaftliche Bildungsmittel sah, ist wirtschaftlich so schwer bedrängt, daß er für Reisen größeren Stils zur Zeit noch außerstande ist. Daraus hat sich die agitatorisch sattsam ausgebeutete Tatsache ergeben, daß das Deutschtum im Ausland nicht immer in der wünschenswerten, würdigen Form vertreten ist; und wenn wir auch wissen, daß andere Völker ganz ähnliche Erfahrungen mit ihren reisenden Volksgenossen machen und noch schlimmere machen würden, wenn die den Deutschen entsprechenden Gesellschaftskreise überhaupt reisten, so darf das trotzdem kein Grund sein, daß wir uns den immer und immer wieder auftauchenden Klagen über das teils mißverstandene, teils wirklich nicht zu entschuldigende Auftreten unserer Volksgenossen im Auslande gleichgültig verschließen. Hier kann einzig eine systematische Erziehung allmählich Wandel schaffen; dem Bild des Reisenden, wie er nicht sein soll, muß der taktvolle, zurückhaltende, aber nationalbewußte Deutsche gegenüber gestellt werden, der die seinem völki-

Digitized by Google

schen Charakter eingeborenen Schwächen kennt und bekämpft, und der die fremde Umwelt zu begreifen und für sich zu gewinnen versucht. Wer diesem Idealbild nahe kommen möchte, wird alle Bestrebungen zur Verbesserung der Reisekultur begrüßen, auch wenn er ihnen dank seiner guten Kinderstube und Berufsausbildung entwachsen ist; alle die aber, denen die kleinen internationalen Höflichkeiten und Gebräuche, die im einzelnen vielleicht belanglos erscheinen, im ganzen aber einen gefälligen Weltstil der Humanität bilden, noch nicht vertraut sind, sollten es nur begrüßen, auf solche bequeme Weise ihre provinzialen Unarten gegen eine gewisse welterfahrene Gewandtheit einzutauschen. Jedenfalls muß dem Einwand, die Lebensführung des Einzelnen sei — auch und gerade im Auslande — seine persönlichste Angelegenheit, von vornherein mit Entschiedenheit entgegengetreten werden; im Zeitalter des Nationalstaates kann es einer Volksgemeinschaft nicht gleichgültig sein, wenn Angehörige ihrer Nation im Auslande den deutschen Namen bloßstellen; der Staat hat nicht nur ein natürliches Recht, sondern geradezu die Pflicht, über seine Angehörigen im Auslande zu wachen; wird ein Reisender deutscher Nationalität jenseits der Grenzen mißhandelt oder in der Ausübung seiner Rechte behindert, so gilt es als selbstverständlich, daß der Heimatstaat seine volle Autorität für ihn in die Wage wirft; und umgekehrt sollte der Staat jeder Minderung seines Ansehens durch unerfahrene und taktlose Bürger wehrlos preisgegeben sein? Und wenn darauf hingewiesen wird, die in Deutschland reisenden Ausländer ließen es ebenso häufig an dem nötigen Anstande fehlen, so kann dem nur entgegengehalten werden, daß die schädlichen Folgen eines solchen Verhaltens auch dort nicht ausbleiben werden, daß aber für Deutschland die Verhältnisse ganz anders liegen als für alle übrigen Länder. Wir haben nicht nur keine Sympathien zu verlieren, sondern eine seit Jahrzehnten planmäßig vergiftete Weltvoreingenommenheit zu überwinden und können uns die rüde Formlosigkeit einer gewissen Sorte von (meist amerikanischen) Europareisenden einfach nicht leisten, ganz abgesehen davon, daß uns eine bewußt herbeigeführte Formzersetzung mit dem deutschen Bildungs- und Kulturideal völlig unvereinbar erscheint. Das einzige, wirklich voll berechtigte Bedenken, das gegen eine systematische Propaganda zur Besserung der Reisesitten erhoben werden kann, besteht in dem Einwand, eine derartige deutsche Werbung verrate ein schlechtes Gewissen und bestätige alle die maßlosen Beschuldigungen, die in der Auslandspresse immer von neuem gegen die deutschen Reisenden erhoben worden sind; sie würden also nur den Anlaß zu neuen Verdächtigungen und Beschuldigungen geben. Abgesehen davon, daß dieser Vorwurf sehr viel leichter zu ertragen wäre, als die agitatorisch immer wieder erhobene Beschuldigung, Deutschland kümmere sich nicht darum, wie sich seine Volksangehörigen im Auslande aufführen, kann er unschwer dadurch pariert werden, daß in der Öffentlichkeit einmal planmäßig alle Entgleisungen von Ausländern im Reiche an-

Digitized by Google

geprangert werden. Wir haben in einem falschen Gefühl der Nachkriegsverschüchterung nicht laut genug den Mund aufgetan, als während der Inflation Deutschland zum Tummelplatz eines höchst abstoßenden Fremdenbesuches wurde, der sich berechtigt glaubte, seine Taktlosigkeit und Unbildung mit den Scheinen seiner Edelvaluta gesellschaftsfähig machen zu können. Und auch heute noch fällt es nicht schwer, überzeugend nachzuweisen, daß zahlreiche ausländische Gäste im Reiche nicht das Vorbild bieten, das man nach den Angriffen ihrer Presse auf angebliche deutsche Kulturlosigkeit erwarten sollte. Es ist eben eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß der Krieg und seine Folgen das Kulturniveau der ganzen Welt herabgedrückt haben, und das Volk wird sich als wahrer Hüter der Zivilisation erweisen, das zuerst den Kampf gegen die Verschlechterung der internationalen Verkehrssitten aufnimmt.

Vernachlässigung im Äußeren und namentlich in der Kleidung ist derjenige Vorwurf, der gewissen deutschen Kreisen bei ihren Reisen nicht erspart bleiben kann. Dabei soll von jenen Leuten ganz abgesehen werden, die in den Zeiten des Markverfalls landstreichermäßig von Stadt zu Stadt zogen und die Not des Vaterlandes für einen berechtigten Anlaß zum Betteln im Auslande hielten. Diese peinliche Zeiterscheinung darf heute als überwunden gelten und kann dem Deutschtum als solchem nicht zur Last gelegt werden. Dagegen wird namentlich in der Jugendbewegung nicht immer die Linie innegehalten, die auch der freie, von Wanderlust und Naturssehnsucht erfüllte junge Mensch beobachten muß, wenn er die Grenzen des Reiches überschritten hat. Bei aller Bequemlichkeit und Einfachheit des Sportanzuges ist unbedingt darauf zu achten, daß der Tourist nicht einen verwilderten Eindruck macht, und daß er sich bemüht, sich auch äußerlich den Formen der allgemeinen Gesittung zu unterwerfen, sobald er die Landstraße verlassen hat. Das ist nicht immer leicht, die Witterung und das beschränkte Fassungsvermögen eines Rucksacks stehen oft hinderlich im Wege, aber bei gutem Willen ist Sauberkeit und Instandhaltung der Kleidung immer durchzuführen. Die deutsche Jugend sollte darauf hingewiesen werden, daß der ihr innewohnende Drang zu romantischer Ursprünglichkeit an sich ein wertvolles seelisches Gut unseres Volkes ist, daß er aber anderen Völkern durchaus nicht in solchem Maße eingeboren ist und oft falsch verstanden wird. Jedem Reisenden muß es deshalb als Selbstverständlichkeit gelten, daß zwischen Fahrten und Wanderungen im Reiche und solchen im Auslande grundsätzlich ein Unterschied zu machen ist; im Reiche ist der Einzelne Privatmann und für seine Handlungen nur sich persönlich verantwortlich; im Auslande aber ist er zugleich Vertreter seines Volkes, und die Folgen seines Handelns fallen nicht nur auf ihn, sondern auf die ganze Nation zurück. Er kann also nicht so leben, wie es ihm behagt, sondern wie er es dem Rufe seines Volkes schuldig ist. Keinesfalls soll damit gesagt werden, daß der Typ des eleganten, geschmeidigen

Digitized by Google

Weltbummlers nun das Ideal sein sollte, dem der Deutsche nachzustreben hätte, denn gerade in der liebevoll-naturverbundenen Art des Wanderns und Schauens, wie sie dem Deutschen eigen ist, liegt ein kostbarer Schatz von seelischen Werten, die wir nie ohne Schaden preisgeben könnten; aber der Tourist und Wanderer soll sich des Sinnes seiner Art zu reisen immer bewußt bleiben. Er wird dann von selbst die Hotels und öffentlichen Veranstaltungen vermeiden, wo Lederhosen und Sporthemd nicht am Platze sind und sich dort aufhalten, wo man auf den anspruchsloseren Fremdenverkehr eingestellt ist. Ganz besonders gilt dies für Theaterbesuche; der Landfremde ist es den Einheimischen unbedingt schuldig ihre festlichen Veranstaltungen auch durch seine Kleidung als solche anzuerkennen; der Besuch italienischer Theater durch Fremde in Schillerkragen und Stutzen hat jenseits der Alpen mit Recht Erbitterung hervorgerufen. Der Deutsche, dem es in erster Linie immer auf die Sache ankommt, legt auf gewisse Formen wenig Wert, weil er sich durch sie beengt fühlt. In Wirklichkeit aber kann durch völlige Formlosigkeit ein weit schlimmerer Zustand der Beengtheit eintreten; es ist kein Zufall, daß die Weltgewandtesten, d. h. die persönlich Freiesten, Sicherauftretenden nie grundsätzlich Verächter der gesellschaftlichen Konvention sind.

Nie soll der Reisende glauben, daß er unbeachtet bleiben, „im Auslande untergehen" kann. So wenig sich das Wirtvolk für seinen Namen und seine persönlichen Verhältnisse interessiert, so wichtig ist ihm seine staatliche Zugehörigkeit. Im Umkreise seiner nächsten Umgebung ist er der Deutsche schlechthin; seine unschicklichen Handlungen werden stets mit 60 Millionen multipliziert und erlangen dadurch ungeahnte Bedeutung, mögen sie im einzelnen auch noch so geringfügig erscheinen. Nur wenige sind imstande, ihren Ursprung zu verleugnen, und so fällt auch der Versuch, sich durch eine äußere Angleichung an die heimische Tracht unkenntlich zu machen, meist recht unglücklich aus. Die Gestalt des Salontirolers ist ein unentbehrliches Requisit unserer Witzblätter geworden, aber sie beschränkt sich leider nicht auf den Norddeutschen, der in die Alpen reist; überall in Europa kann man Volksgenossen begegnen, die es offenbar vorziehen, ihre nationale Zugehörigkeit zu verschleiern, anstatt sich entschieden zum Deutschtum zu bekennen. Dies gilt vor allem für den Gebrauch der deutschen Sprache, eine der heikelsten Kulturangelegenheiten des deutschen Volkes überhaupt. Es ist in der Vergangenheit dem Deutschen leider schon in der Schule eingeredet worden, die deutsche Sprache sei eine der schwierigsten Sprachen auf Erden und deshalb zu ausgedehnter Verwendung im internationalen Weltverkehr nicht geeignet. Wir wissen heute, daß Deutsch in einem großen Teile Ost- und Südosteuropas Verkehrssprache ist, und namentlich im internationalen Meinungsaustausch der neuen selbständig gewordenen Staaten eine große Rolle spielt; in Finnland und Skandinavien steht Deutsch dem Englischen ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen

Digitized by Google

gegenüber und selbst in außereuropäischen Ländern (neben den Vereinigten Staaten von Nordamerika sei nur Palästina erwähnt) spielt es eine hervorragende Rolle. Nicht die Schwererlernbarkeit, sondern die Neigung unseres Volkes, sich seiner Sprache im Auslande möglichst wenig zu bedienen, hat es verhindert, wenn die Verbreitung der deutschen Sprache mit dem weltpolitischen Einflusse des Reichs in der Vorkriegszeit nicht Schritt gehalten hat. Nachdem aber das Studium auslands- und minderheitsdeutscher Verhältnisse im letzten Jahrzehnt zu der unbestrittenen Erkenntnis geführt hat, daß unsere Sprache für die kulturpolitische Beeinflussung des Auslandes im Sinne des Deutschtums und für die Erhaltung der deutschen Siedelungsgebiete außerhalb des Reiches von entscheidender Bedeutung ist, muß der Reisende künftig dieser Tatsache ernsthafter Rechnung tragen als bisher. Die Forderung: Sprich ausschließlich deutsch, solange du dich damit verständlich machen kannst, muß ihm zur Selbstverständlichkeit werden. Fast alle größeren auf internationalen Besuch eingestellten Unternehmungen, also Hotels, Dampfer, Museen, Reisebureaus und Verkehrsanstalten verfügen über Beamte, die des Deutschen mächtig sind — und wo solche fehlen, wird man sie einstellen, wenn ihre Notwendigkeit erweisbar ist. Wenn der Deutsche es jedoch peinlich vermeidet, sich seiner Muttersprache zu bedienen, wenn er den Kellner französisch anredet und dieser ihm lächelnd deutsch antwortet, wenn er sogar die Höflichkeit des in diesen Dingen sehr empfindlichen Auslandsdeutschen durch sein klägliches Radebrechen in der fremden Sprache auf die Probe stellt, so ist die Abneigung des Ausländers, sich die deutsche Sprache anzueignen, sehr gut zu verstehen. Natürlich gehen viele Volksgenossen gerade deswegen ins Ausland, damit sie die fremde schulmäßig erlernte Sprache praktisch üben können; diese Übungen sollen sie aber nicht in die breite Öffentlichkeit verlegen, sondern in das Haus des befreundeten Ausländers. Fehlt es an persönlichen Beziehungen, so wird man möglichst schon vor dem Antritt der Reise solche anzuknüpfen suchen — die auslandsdeutschen Organisationen und Vereine, die an den meisten größeren Verkehrsplätzen der Welt anzutreffen sind, reichen dazu gern die Hand. Überhaupt sollte sich jeder Reisende, dem es aufrichtig daran gelegen ist, einen gründlichen Einblick in die Seele des Wirtvolkes zu tun, bemühen, in das Familienleben des fremden Landes einzudringen, nicht im Sinne unberechtigter Einmischung, sondern verständnisvoller Zurückhaltung; die flüchtigen Eindrücke einer Reise von Hotel zu Hotel genügen jedenfalls zu einem abschließenden Urteil über einen fremden Kulturkreis nicht.

Beherrscht der Fremde die Muttersprache des Reisenden, so antwortet er ihm in ihr, wenn er dem Gast eine besondere Höflichkeit erweisen will, beherrscht er sie nicht, so erfordert es der Takt, daß der Reisende sich der Sprache des andern bedient, wenn er dazu imstande ist. Eine für den Deutschen leider bezeichnende Schwäche ist es, daß er Sprachverstöße der Fremden

Digitized by Google

nicht feinfühlig übergeht, sondern sie pedantisch verbessert und belacht. Vielleicht hat gerade das vorbildliche Verhalten des Franzosen, der auch das mangelhafteste Französisch geduldig zu verstehen sucht und den Fremden nicht verbessert, sondern ihm immer wieder einhilft, den internationalen Gebrauch des Französischen ganz besonders gefördert.

Vielfach kann man beobachten, wie sich deutsche Reisende sogar untereinander der fremden Sprache bedienen, ein Fall, der beim Engländer schlechterdings undenkbar ist. Dieses Verhalten ist nur in einer Ausnahme zulässig: in Anwesenheit von Ausländern, die des Deutschen nicht mächtig sind. Hier wäre es im Gegenteil unhöflich, Unterhaltungen zu führen, die einem Teil der Anwesenden unverständlich bleiben; der Ausländer muß dann wenigstens in kurzen Worten über den Inhalt des Gespräches unterrichtet werden.

Nicht nur aus der Kleidung und Sprache des Reisenden, sondern auch aus dem äußeren Gehaben überhaupt werden Rückschlüsse auf die Wesensart der ganzen Nation gezogen. Überlautes Gelächter und zweckloses Lärmen wirken schon im Inlande unangenehm — im Ausland wird so etwas zumeist als Aufdringlichkeit, ja als Herausforderung betrachtet. Der deutsche Reisende kann sich in dieser Beziehung gar nicht zurückhaltend genug zeigen. Eilfertigkeit im Urteil und die Neigung, entweder die Reize des fremden Landes bei jeder Gelegenheit mit den Vorzügen der Heimat zu übertrumpfen oder die Sonderart des Wirtstaates kritiklos in den Himmel zu heben, haben vielleicht am empfindlichsten dazu beigetragen, den Deutschen im Auslande unbeliebt zu machen. Die uns sonst in so reichem Maße eigentümliche Objektivität wird in diesem Punkte vielfach vermißt, und jeder Reisende sollte grundsätzlich seine Ansicht über fremde Verhältnisse nur dann äußern, wenn er dazu aufgefordert wird. Aber auch dann gebietet es die Höflichkeit, jede unnötige Schärfe zu vermeiden, denn der Auslandsreisende genießt als Gast die Vorteile eines Landes, ohne die zu ihrer Ermöglichung notwendigen Lasten mitzutragen. Vielfach wird dem Deutschen — namentlich in den romanischen Ländern — eine gewisse Unleidlichkeit und Rücksichtslosigkeit im öffentlichen Verkehr vorgeworfen; er ist leicht gereizt, wenn er sich in seinem Rechte beeinträchtigt glaubt, ohne nachzuprüfen, ob die vermeintliche Beeinträchtigung auf bösem Willen beruht. „Der schimpfende Deutsche" und sein Gegenstück: der vertrauensselige, leicht intim werdende Deutsche spielen in der antideutschen Hetzpropaganda eine ganz besondere Rolle, ja, diese Typen sind sogar in die Literaturen fremder Völker, z. B. in die russische übergegangen. Hier ist der Selbsterziehung, die natürlich schon im Inland-Reiseverkehr erfolgreich vorgenommen werden muß, ein weites Betätigungsfeld geöffnet. Wenn das Ausland vielfach so verzerrte Vorstellungen von den Verhältnissen im Reiche hat, so tragen jene Reisenden ihr gerütteltes Maß Schuld daran, die ihrem Unmut aus parteipolitischer Verärgerung oder an-

Digitized by Google

geborener Nörgelsucht Fremdvölkischen gegenüber Luft machen und nicht daran denken, daß ihre aus einer vorübergehenden Stimmung heraus geborenen Aussprachen von der deutschfeindlichen Propaganda besonders gern zum Schaden des Deutschtums ausgebeutet werden. Wird der Reisende in seiner nationalen Ehre von Angehörigen des Wirtstaates wirklich bedroht, dann ist es selbstverständlich, daß er solche Angriffe entschieden zurückweist, ohne dabei die Fassung zu verlieren; im übrigen wird er Orte, wo er u. U. nicht gern gesehen ist (man denke beispielsweise an das ehemalige Kriegsgebiet in den französischen Ostprovinzen) soviel wie möglich meiden; auch darf im allgemeinen erwartet werden, daß er nicht solche Veranstaltungen besucht, von denen sich die ansässigen Deutschen aus nationalpolitischen Gründen fernhalten.

In den ersten Jahren nach dem Kriege wurde über einen kleinen, aber um so peinlicher auffallenden Kreis von Menschen Klage geführt, die sich ins Ausland begaben, um dort ihren mühelos und unlauter erworbenen Inflationsreichtum verprassen zu können. Es kann hier der Reichs- bzw. den Landesregierungen nicht der Vorwurf erspart bleiben, daß sie sich um die ersten, naturgemäß ganz besonders scharf beobachteten deutschen Auslandsreisenden der Nachkriegszeit nicht im geringsten bekümmert haben. Anstatt daß — u. U. mit Staatsmitteln — eine Elite wirklich deutschgesinnter Männer hinausgesandt wurde, die ihre volle Persönlichkeit gegen die Verleumdungen der Kriegspropaganda in die Wagschale warfen, zogen die schlechtesten Vertreter des Volkes hinaus und erschienen als die vom Triumphgeheul der gegnerischen Presse begrüßte Bestätigung der Verunglimpfung deutscher Kultur. Der Eindruck jener Dunkelmänner machte selbst in den Kreisen, die Deutschland bis über den Krieg hinaus treu geblieben waren, manchen schwankend, und erst jetzt beginnt die Erinnerung an deutsche Schieber vor den Erscheinungen zu verblassen, wie sie auch die Inflationsnot in anderen Ländern hervorgerufen hat. An Stelle des Schiebers ist jetzt der sparsame Bürger getreten, für den die große Reise im Sommer einen heroischen Verzicht auf die kleinen Genüsse des täglichen Lebens darstellt. Dieser Mann gibt nicht gern unnötig Geld aus, das Sparen ist ihm zur zweiten Natur geworden, und wenn er sich auf der Reise nun doch einmal etwas zugute tut, so knausert er dafür an den Stellen, wo er das für angebracht hält, er knausert mit den Trinkgeldern, streitet mit den Droschkenkutschern um Pfennige und schwärmt für alle Kniffe und Schliche, durch die er einen Vorteil herausschlagen kann. Auch diese Art des Reisens macht auf das Ausland einen ungünstigen Eindruck, und obwohl sie bei anderen Völkern nicht viel weniger verbreitet ist als bei den Deutschen, wird sie diesen doch mit Vorliebe in die Schuhe geschoben. Es gilt also einen Mittelweg einzuschlagen, der von Protzentum und Geiz gleichweit entfernt ist, mit anderen Worten: Maß zu halten, eine Forderung, die zu erfüllen dem Durchschnittsdeutschen vielleicht am

Digitized by Google

schwersten fällt. Nicht zuletzt auch im Trinken und Essen, obwohl der Deutsche unseres Zeitalters sicherlich weniger isst, als die nördlich von ihm wohnenden Germanen oder die Russen. Aber da der Deutsche auch in diesen Dingen eine lärmende Förmlichkeit liebt — es sei nur an die von Ausländern vielfach mißverstandenen Trinksitten und die selbstgefälligen endlosen Tischreden erinnert, — so fällt er unter den Vertretern anderer Nationen immer wieder besonders auf.

Daß der deutsche Reisende schließlich aus nationalpolitischen Gründen bei der Wahl seines Reisezieles möglichst die Gebiete bevorzugt, in denen bodenständiges Deutschtum durch Besuch aus dem Reiche in seinem Kulturbewußtsein gestärkt werden muß, sollte sich von selbst verstehen, um so mehr, als die deutschen Minderheiten in Mittel- und Südeuropa meist in landschaftlich reizvollen Bezirken wohnen. Der Reisende aus Reichsdeutschland ist eins der wichtigsten Kulturbindemittel für die etwa 100 Millionen Deutsche, die den Erdball bewohnen; von ihm wird es in gewissen Gegenden vornehmlich abhängen, ob sich das Deutschtum in seiner bisherigen Eigenart erhalten kann. Dabei muß sich der Reisende unter allen Umständen hüten, in den innerpolitischen Streitigkeiten der von ihm bereisten Länder oder in den Gegensätzen unter Auslandsdeutschen Stellung zu nehmen; nur in seltenen Fällen wird der Landfremde die tatsächlichen Verhältnisse überblicken, und auch dann, wenn er dazu imstande wäre, würde er seiner Aufgabe als ausgleichender Vermittler nicht gerecht werden. Es ist vielmehr wichtig, daß er unparteiisch über die Verhältnisse in der Heimat berichtet und den in ihrer Pressefreiheit oft sehr beschränkten Inseldeutschen ein möglichst klares und wahres Bild von den geistigen und wirtschaftlichen Zuständen der Heimat entwirft. Umgekehrt soll er die Gelegenheit suchen, sich selbst eine richtige Vorstellung von der allgemeinen Lage und den besonderen Wünschen des Auslandsdeutschtums zu verschaffen, und dann zum Herold für bedrohtes Deutschtum in der Heimat werden. Wenn er in Ländern reist, in denen das Deutschtum nicht geschlossen siedelt, soll er versuchen, deutsche Geschäfte und Unternehmungen zu unterstützen, soweit er dazu imstande ist; hat er zwischen zwei gleichwertigen Gasthöfen zu wählen, von denen der eine einem Deutschen gehört, so darf die Wahl selbst dann nicht schwer fallen, wenn vielleicht das fremdländische Hotel geschmackvoller ist und der eigenen Bequemlichkeit mehr Rechnung trägt. Deutschland kann zur Zeit unmittelbar nur wenig für das schwer geschädigte Auslandsdeutschtum tun; mittelbar aber, indem es im Ausland deutsche Ware immer und immer wieder verlangt, kann es eine ganz erhebliche Werbearbeit leisten.

Nachdrücklich gewarnt sei zum Schlusse vor den geheimen Gefahren der fremden Kulturbeeinflussung, von denen der Durchschnittsreisende meist nichts ahnt. Während man in Deutschland erst heute — und zwar noch sehr zögernd und ungewandt — darangeht, fremde Besucher zielbewußt zum

Digitized by Google

Verständnis deutschen Wesens zu erziehen, haben andere Länder schon seit Jahren Einrichtungen geschaffen, die den Gast auf fast unmerkliche Weise für den Wert der fremden Kultur empfänglich machten. Es sei hier nur an die „Willkommklubs" erinnert, die z. B. in Paris, London, Rom und Wien bestehen, und die nichts weiter bezwecken, als hochgestellte Ausländer bei ihrem Aufenthalt sofort den Einwirkungen der nationalen Kultur auszusetzen. Der Deutsche wird immer geneigt sein, Liebenswürdigkeiten von solcher Seite für bare Münze zu nehmen und dann in seiner Heimat falsche Schlüsse auf die Wertschätzung des deutschen Wesens im internationalen Verkehr ziehen. Entziehen soll er sich natürlich gastlicher Liebenswürdigkeit nie, von welcher Seite sie auch komme; immer aber soll er daran denken, daß jedes übertriebene Entgegenkommen nicht um seiner schönen Augen willen, sondern aus Gründen geschieht, die zum mindesten nicht selbstlos genannt werden können.

Wenn sich Schule, Universität und Volksaufklärung verbinden, um dafür zu sorgen, daß jeder deutsche Reisende in Zukunft zum bewußten Pionier des Deutschtums in dem eben geschilderten Sinne wird, dann ist eine neue Voraussetzung für Deutschlands kulturellen und politischen Wiederaufstieg gegeben; sie weist weit über die Ziele hinaus, die sich das Deutschland der Vorkriegszeit in dieser Richtung gesteckt hat, und wird zu entsprechenden Erfolgen führen.*

Rudolf Ibel
Vom Sinn der deutschen Dichtung

Die Frage nach dem Verhältnis von Leben und Dichtung stellen heißt nach der Form des Lebens überhaupt fragen; denn die Stellung des Menschen zur Dichtung ergibt sich jeweils aus der Gestaltung seines Lebens. Hat doch das Leben an keinem Kunstgebiete umfassenderen Anteil als an der Dichtung, übertrifft doch die große Dichtung als gesteigerte Form des Lebens dieses selbst.

Nimmt der große Meister das Wort als den Stoff seines Werkes, so findet er in ihm die allumfassendste Möglichkeit eines künstlerischen Stoffes überhaupt. Der Marmor mag in höherem Grade festen und edlen Formen gewogen sein, die Musik mag williger dem Singen der Seele ihre Töne leihen: Das Wort ist der menschlichste aller Stoffe, da es von aller Dinglichkeit befreit dem Menschen allein angehörig ist; das Wort wird so zur menschlichen Ausdrucksform an sich. Deshalb auch sucht sich der Geist das Wort

* Ein dem deutschen Ansehen im Ausland gefährlicher Typ ist in dem Aufsatz nicht erwähnt, nämlich der superkluge deutsche Geschäftsreisende, der mit dick aufgetragenem Selbstbewußtsein überlegen schwadroniert; derartige Handlungsjünglinge sind leider auch nach dem Krieg noch nicht ausgestorben. (Leit.)

Digitized by Google

zur Wohnung und zwingt in ihm noch Form und Seele in ſein Reich. Das Geheimnis des dichteriſchen Wortes iſt, daß Stoff und Geiſt in ihm den Bund der Form eingehen, ohne den Kräften der Seele entſagen zu müſſen.

Die Feier ſolchen Bundes iſt es, von der Nietzſche ſpricht: „Achtet mir, meine Brüder, auf jede Stunde, wo euer Geiſt in Gleichniſſen reden will. Da iſt der Urſprung eurer Tugend. Erhöht iſt da euer Leib und auferſtanden; mit ſeiner Wonne entzückt er den Geiſt, daß er Schöpfer wird und Schätzer und Liebender und aller Dinge Wohltäter.“ So ſoll das Wort Gleichnis ſein des erhöhten Leibes und des erhöhten Lebens.

In der umfaſſenden Möglichkeit des Wortes freilich kann auch ſeine Tragik für den Künſtler beruhen. Das haben nicht nur Goethe und die Romantiker erfahren, das iſt auch die Not jüngſter Dichtung geweſen; denn zum Fluche wird das Wort dem Dichter, ſo er mit Vergewaltigung und Unmaß nur nach Form (klaſſiziſtiſche Dichtung, Platen) oder Seele (Expreſſionismus und Geſang) in ſeinem Werke ſtrebt, ſo er nicht der Ganzheit des Lebens dient. Dann freilich verkündet ſich im Worte der lebendige Gott ſelbſt; der Dichter aber wird zum Prieſter des Lebens. Solche Prieſter des Lebens ſind Goethe, Hölderlin und Stefan George.

Seine höchſte und lebendigſte Geſtaltung findet das Wort im Drama; dort iſt es nicht mehr Gleichnis und nicht mehr Gefäß göttlichen Lebens, hier wandelt ſich das prieſterhaft-dichteriſche Wort durch den aus der Gemeinſchaft und im Blute dienenden Menſchen, den Schauſpieler, zu Fleiſch und Blut. So wurden die Götter im dramatiſch-geſtalteten Mythos der Griechen, ſo ward das Wort des Evangeliums in der Paſſion des Mittelalters lebendige Gegenwart: Das Drama wird zum Sakrament der Wandlung in der Kunſt. Jetzt gewinnt die Frage ihre Klärung, warum gerade das Drama den Höhepunkt menſchlicher Kunſt darſtellt. Im Drama ſpricht nicht mehr der von Gott ergriffene und durchpulſte Künder oder Seher, in der Schöpfung des von der Gemeinſchaft getragenen und geſpielten Dramas wirkt der göttliche Schöpfer ſelbſt und zwar in der höchſt-geſteigerten Form des Lebens überhaupt.

Aus ſolcher Erkenntnis ergibt ſich klar und eindeutig: Eine Frage an die Dichtung ſtellen heißt immer auch eine Frage an das Leben ſtellen.

Dichtung und Leben ſtehen unter dem gleichen Geſetz von Zeit und Ewigkeit. Das Geſetz der Zeit ſteht in allen Formen der Dichtung: So ſind Parſival und Hyperion zeitbedingte Offenbarungen des 13. und 19. Jahrhunderts. Im Parſival gipfelt das fruchtbare Leben einer ganzen Kultur, in Hyperion fordert die Not einer götterloſen Zeit durch das Schickſal eines Einſamen. Parſival iſt Erfüllung, Hyperion iſt ſehnſüchtige Anklage. In Erfüllung und Sehnſucht, in Einklang und Gegenſatz ſind ſie beide Geburten der Zeit. Und doch ſind beide ergriffen vom Rhythmus der Ewigkeit. Ihr Weg führt dem gemeinſamen Ziele ewigkeitsgeſtalteten Lebens zu, nur daß die Formen der Erfüllung ſich wandeln unter dem Geſetze der Zeit;

Digitized by Google

denn alle Dichtung ist gleich dem Leben: Ringen aus der Zeit in die Ewigkeit.

Der Kampf um die Ewigkeit ist es, der Dichtung aus ihrer Zeitgebundenheit in die Region der Göttlichkeit erhebt. Die Menschen und Meister, die das Schicksal zu Kämpfern und Siegern erkor, die aus ihrer Zeit hinausragend in die Ewigkeit ihr Werk schaffen, sie sind es, welche im Gange der Geschichte unseres Volkes bleiben und wirken.

In solchem Zusammenhange findet sich die Brücke aus unserm Leben zur Dichtung unseres Volkes. Sie soll uns, deren Lebenswille aus aller Zeit sich hinüberrankt in ewige Formen des Seins, Künderin sein eigener Kräfte und schicksalsverbundenen Weges. Aus solchem wesensverwandten Grunde steigt das Fragen und Forschen nach den Ewigkeiten deutscher Dichtung.

Es handelt sich nicht mehr um ein nur wissenschaftliches Erkennen, es handelt sich nicht um ästhetisches Genießen, es handelt sich auch nicht um die Sehnsucht eines ungelebten Lebens, das in der Dichtung seine eigene Armut vergessen möchte, es handelt sich nur um das Eine: Wo offenbart sich in der Dichtung gestaltetes Leben, das unserem Wirken entspricht, wo tut sich kund der Kampf oder die Erfüllung des Kampfes im deutschen Menschen um sein Reich, um die Vollendung seines Wesens, um die Verwirklichung seines Geistes in ewigkeitsgesegneter Form. So steigert sich die Frage nach Leben und Dichtung zur Frage nach dem deutschen Menschen, sie steigert sich zur Frage nach dem deutschen Schicksal.

Es wird schwerlich jemand imstande sein, den Wesensinhalt des Wortes „Deutsch" in seiner Fülle zu fassen. Wir mögen die Eigenschaften und Kennzeichen häufen und doch werden wir immer an der Lösung dieser Frage scheitern. Wir mögen die gesamte gegensatzreiche Welt deutscher Erscheinungen aufrufen: Immer wird eine Saite in unserem Wesen klar und rein dazu schwingen, die volle, allumfassende Harmonie der Töne wird sich so niemals finden lassen, nie wird so das Geheimnis deutschen Wesens kundbar werden; denn immer tritt nur Einzelnes einer ferngeahnten Welt heraus und dieses Einzelne kann auch im Wesen anderer Welten, im Leben anderer Völker in gleichem Maße in Erscheinung treten.

Wir können die Wesensformen des englischen, amerikanischen und romanischen Menschen symbolisch klar umreißen, wir vermögen den Typus dieser Formen in plastischer Klarheit zu bilden und uns an seiner allseitigen Erfüllung freuen; beim deutschen Menschen scheitert jeder Versuch dieses Bestrebens. Denn jede Art typischen Sehens wird durch die vollberechtigte Macht gegensätzlicher Erscheinung schon im Keime erstickt. So läßt sich zu jedem deutschen Satz der deutsche Gegensatz beweisen. Um so glühender nur und brennender pulst unser Herz der Erkenntnis entgegen.

Es erhellt sich, daß Deutsch-wesen, Deutsch-sein nie ein ewiger Begriff ist, daß er nie in einem Typus und deshalb nie in einem Worte zu fassen ist als

Digitized by Google

etwas Ruhendes, sich Bewahrendes, es sei denn in dem Worte, das in sich selbst den Tod aller Ruhe und Vollendung birgt: Werden.

So erscheint die Lösung unserer Frage: Deutsch-sein ist nicht möglich; möglich ist nur Deutsch-werden, und nur dieses Werden birgt in sich die Möglichkeit eines deutschen Seins. Das deutsche Schicksal ist „Das deutsche Werden" (s. Bertram, Nietzsche). In ihm liegt alle Gegensätzlichkeit und Unauflöslichkeit der deutschen Welt beschlossen, in diesem Worte steht die ganze Welt romantischer Sehnsucht und gotischen Strebens auf, alles Träumen nach harmonisch-frohem Sein unter klassischem Himmel findet seine Lösung und wird notwendigerweise zum sterbenden Opfer solchen Schicksals. Es gibt nur den einen Gesichtspunkt des Werdens, des Wandels, der es uns ermöglicht in die Geheimnisse des deutschen Menschen und des deutschen Schicksals aller Zeiten einen Blick zu tun.

Als das Volk des Werdens ist das deutsche Volk das Volk der Geschichte an sich, d. h. es ist die Verkörperung endlosen Geschehens, unendlicher Geburt. Nicht daß damit den anderen Völkern das Werden in Form einer Entwicklung abgesprochen sei! Wir müssen hier scheiden: Das Werden, dessen Wesen Entwicklung einer gegebenen Anlage oder eines Keimes zu Vollendung und Blüte ist, wie es ja auch der Begriff aller Bildung in Goetheschem Sinne ist, das trotz allen Wandels, aller Bewegung Bestand und Ruhe in sich birgt. Das deutsche Werden ist nicht gesetzvolles und zielhaftes Wachstum, es erscheint als sprunghaftes Quellen aus unendlichen und gegensätzlichsten Gründen zu gegensätzlichsten Gestalten. Daß freilich auch hierin noch ein letztes, tiefes Gesetz zukünftiger Formung sich auswirkt, das soll nicht in diesem Zusammenhange aufgezeigt werden.

Als das Volk des Werdens ist das deutsche Volk das Volk der Geschichte an sich und so berufen, das Herz der Welt zu sein, das ewig unruhvoll neue Schöpfungskraft gebiert. So wird unsere Heimat in höherem Sinne das Land der Mitte, die große Mutter der abendländischen Welt. Aus solcher Sicht nur offenbart sich der Sinn von Hebbels Worte: „Wenn es auch den Nationen wirklich gelänge, den Deutschen zu verdrängen, so würde ein Zustand entstehen, in dem sie ihn wieder mit den Nägeln aus dem Sarge kratzen möchten." So nur wird sinnvoll das verkannte und allzu oft sinnlos gebrauchte Wort: An deutschem Wesen wird die Welt genesen.

Geschichte wird in diesem Zusammenhange zum Mythos und ist zu verstehen im weitesten Sinne, als Zeugungskraft aller vergangenen und zukünftigen Ereignisse, alles seelischen und geistigen Lebens. Diese lebendige Kraft der Geschichte ist die Wurzel deutscher Tiefe und Gründlichkeit, Universalität und übervölkischen Dranges, der deutschen Sehnsucht in allen ihren Formen.

Um so todbringender und fratzenhafter wirkt in diesem Volke die Erstarrung seines tiefwurzelnden Lebens, wie sie sich im Historizismus, dem lebenslosen Geschichtsdrang mancher Wissenschaft darbietet. Spricht aus

Digitized by Google

solchen Erscheinungen nicht gleichsam die tote Seele unseres Volkes? Denn ohne die lebenschaffende Kraft der Geschichte, in der alles Werden des Menschen sich kundtut, hat Deutschland seine Sendung verloren. Deutschland vermag dann vielleicht noch der Herr der Welt zu werden im Sinne amerikanischer Form; denn Amerika als das geschichtslose und geschichtstötende Land an sich (s. Henry Ford: Du sollst die Vergangenheit nicht ehren!) ist der lauterste Gegensatz zu Deutschland. Amerika ist in allen seinen Lebensregungen geschichtslos, d. h. es kennt keine Bindung vergangener oder zukünftiger Kräfte, sondern nur die Bindung des von metaphysischen Hintergründen losgelösten Augenblickes. Darin beruht das Wesen recht amerikanischer Begeisterungsfähigkeit, darin beruht die Möglichkeit skrupelloseſten Handelns; von hier aus erst ist Amerika ganz zu verstehen. Doch Deutschlands Sendung ist nicht, der Herr einer Welt zu werden, sondern das Herz einer Welt zu sein.

Als Mensch der Geschichte kann der Deutsche sich und sein Schicksal nur in der Geschichte, im Geschehen, im Geiste des Werdens begreifen. Wenn wir verstehen wollen, unter welchem Rhythmus unser Leben steht, genügt es nicht, nur einen Ton zu fassen und darauf den Akkord des Lebens zu bauen, nein, die ganze Symphonie des deutschen Werdens muß erklingen, bis wir uns selbst als Melodie und formenden Klang in diesem Werke erfassen und selbst dann als Meister an dem Werke aller Meister weiterzeugen, Ton und Schöpfer gleichermaßen.

So schreiten wir den Weg von unserer Ururväter Tage her, so tragen wir in uns den Rhythmus und das Leben aller Deutschheit, sich fortzeugend in dem Blute, in dem Geiste unserer Großen, so tragen wir das Erbe in die Zukunft. Wir wissen um das Schicksal deutschen Werdens, wir wissen nichts im Geiste oder Herzen, wir wissen aus der Ganzheit unseres Seins. Unser Geschlecht ist bestimmt zur Bewußtwerdung seines geschichtlichen Schicksals und nur aus diesem Bewußtwerden erwächst die Pflicht und das Recht zur Sendung: Den Kampf mit diesem Schicksal auf uns zu nehmen! Und nur das einheitliche Wissen gibt uns die Kraft des Widerstandes, wie sie den Titanen ward; denn der Deutsche muß sein Schicksal des Werdens, des unendlichen Wandels überwinden um seines eigenen Lebens willen, um die endliche Tat zu tun: Die leibhaftige, seiende Gestaltung des deutschen Wesens. Unter solcher Wucht versagt die Kraft des einsamen und vereinzelten Heldentums, es erwacht die Forderung der Bildung zur Gemeinschaft, zum Volke.

Das ist ein Sinn der deutschen Dichtung: Daß wir an ihr das Schicksal des deutschen Menschen in seinem Ewigkeitsstreben erkennen und diese Erkenntnis als dienstheischende Kraft einfließen lassen in unsere bildende Arbeit am deutschen Leben der Gegenwart.

Digitized by Google

Lulu von Strauß und Torney
Konzert der Völker

Zehn Jahre lang war durch den Weltkrieg und seine Folgen das deutsche Volk von jeder geistigen Verbindung mit den Nachbarvölkern abgeschlossen, hat es ausgestoßen aus der europäischen Völkerfamilie wie auf einsam umbrandeter Insel gelebt. Ist es ein Wunder, wenn dieses Volk der Mitte Europas, das von jeher fremde geistige Welten liebend umfaßt, innerlich sich zu eigen gemacht und zeitweise bis zur Selbstentäußerung überschätzt hat — wenn gerade dieses Volk heute wie geistig verhungert über seine lange gesperrten Grenzen hinausgreift und die verlorenen Wege und Brücken zu der geistigen Gesamtwelt Europa wiedersucht, unbekümmert um die noch unsichere, noch ungefestigte politische Neuverständigung zwischen den Völkern? Wie stark dieser Drang nach erneuter Geistesverbindung ist, dafür zeugt die Hochflut von Übersetzungsliteratur, die heute den deutschen Büchermarkt überschwemmt und die einheimische künstlerische Produktion fast zu ersticken droht.

Auch wenn man die innere Notwendigkeit dieser Wiederanknüpfung durchaus anerkennt und mitempfindet, wird man doch ihre Gefahr nicht verkennen dürfen. Der Weltkrieg mit seinen Folgen ist für unser Volk noch nicht überwunden, der wirtschaftliche Druck lastet heute so schwer auf dem Einzelnen, daß er meist schon um die nackten Lebensnotwendigkeiten zu kämpfen hat; und für breite Schichten, denen das Buch früher ein selbstverständliches Bedürfnis war, ist es heute Luxus oder gar etwas Unerreichbares geworden. Umso wichtiger ist es, daß dieses selten und teuer erkaufte Buch für den Käufer und Besitzer wirklich einen Lebenswert bedeutet. Es soll darum hier in dieser Überschau fremdländischer, übersetzter Literaturen, die ja freilich im knappen Rahmen eines Aufsatzes keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen kann, das Gewicht weniger auf die ästhetischen und literarischen, als auf die Lebenswerte der besprochenen Bücher gelegt werden, durch die sie für uns zu einer inneren Bereicherung und Notwendigkeit werden können; wobei aber selbstverständlich eine über die Unterhaltungslektüre hinauswachsende künstlerische Qualität Voraussetzung ist. —

Blicken wir nun zunächst über die Grenze zu dem nachbarlichsten unserer ehemaligen Feindvölker hinüber, so hat es dort jenseits des tötlichen Ringes der Schützengräben und Drahtverhaue auch während des Weltkrieges einzelne schaffende Geister von höchster menschlicher Prägung gegeben, einen Romain Rolland, einen Barbusse, die uns stets den Glauben an den Menschen auch im Feinde lebendig gehalten haben; deren Werk es war, immer noch über dem Blutrausch der Schlachten die Regenbogenbrücke zu wölben, auf der es sich wandeln und schmerzlichen Gruß tauschen

Digitized by Google

ließ für die wenigen, die über dem Grauen des Augenblicks und im Glauben an die Zukunft lebten.

Es kennzeichnet die heutige Bewegung erneuter Fühlungnahme mit dem europäischen Literaturkreis, daß sie neben diese neuesten zeitgenössischen Erscheinungen jeweils eine oder die andere Dichterpersönlichkeit aus älteren Generationen zu stellen liebt, um französischem Geist wieder näherzukommen; und kaum hätten sich als Ausdruck der französischen Seele der Vergangenheit und Romantik zwei stärker bezeichnende finden lassen, als sie hier der Zufall der Neuübersetzung und Herausgabe nebeneinander stellt: Theophil Gautier und Victor Hugo. Aus den schon äußerlich bezaubernden, von R. H. Schultheiß geistreich illustrierten Bändchen der Gautierausgabe, die der Avalunverlag in Hellerau herausbringt, strömt eine ganze Welt der Phantasie und buntesten Magie des Wortes, der Farbe, des feurigsten Empfindens. Dieser Dichter, dem schon in seinem Namen — Gautier-Walter — germanisches Erbe mitklang, der Goethe glühend verehrte und der Vorkämpfer Richard Wagners, doch von Blut und Temperament typisch französisch war, bedeutet für uns ein Erlebnis romanischen Geistes in der Kunst von klarster Prägung: farbigste Fülle der Gestalt in streng geschlossener Form; gebändigtes Feuer. Neben Gautiers durchgestalteter Epik wirkt Victor Hugos überströmende und pathetische Dichtung fast gewaltsam, ohne künstlerische Bändigung. Die Macht einzelner Schilderungen, der ungeheure Aufriß dieser riesigen Abenteuerromane reißt immer wieder hin und verbildlicht den andern Pol der französischen Seele, die neben der strengen Form auch der großen Geste bedarf. Aber das titanische Übermaß erschreckt; und während der deutsche Leser sich jedes Einzelbändchens der Gautierausgabe freuen und in jedem eine andere funkelnde Fazette dieser farbig reichen Dichternatur finden wird, hat er in einem oder zweien der großen Victor-Hugo-Bände — etwa den gewaltigen „Arbeitern des Meeres" oder dem noch ausstehenden „Nôtre Dâme de Paris" schon den ganzen Victor Hugo enthalten, so daß ihm die geplanten zwölf Bände dieser an sich dankenswerten großen Ausgabe kaum mehr geben, als einer der hier genannten.

Auch aus der Generation des 20. Jahrhunderts, dem Vorkriegsgeschlecht, wird uns heute ein gesamtes, früh abgeschlossenes Lebenswerk vermittelt in der großen Marcel Proust-Ausgabe des Verlags Die Schmiede. Auf diesen sensitiven Seelenkenner und -bekenner hier näher einzugehen verbietet der Raum, da sein Werk eine Welt für sich bedeutet; wer aber die junge literarische Generation Frankreichs kennen und verstehen lernen will, wird um Marcel Proust nicht herum kommen. Freilich stellt der Dichter schon rein sprachlich in seinen langen, oft aus einem einzelnen Stamm weit wie ein Baum verzweigten Perioden nicht nur dem Übersetzer, sondern auch dem Leser eine schwere Aufgabe, und der Zugang zu ihm ist für den nicht literarisch-ästhetisch eingestellten Deutschen nicht leicht. Einen fein-

Digitized by Google

fühligen Führer und Vermittler zu seinem Werk finden wir in Ernst Robert Curtius, der Proust in seinem glänzenden Buch „Französischer Geist im neuen Europa" eine eingehende und geistvolle Studie widmet.

Aus dieser Vorkriegsgeneration heraus, und vielfach aus der Reaktion gegen sie, wächst die junge künstlerische Generation Frankreichs, die uns heute in einer wahren Flut von Übersetzungen vermittelt wird, aus denen wir hier nur einzelne herausgreifen können. Und auf diesem Gebiet vor allem ist es, wo Wahl und Wertung stärker einsetzen sollten, als sie es tatsächlich tun. Gewiß sind es — um nur einige der wichtigsten Bücher herauszugreifen — wesentliche Werte, die uns mit Werken wie Chateaubriants tragisch-düsterem Moorbauernroman „Schwarzes Land", mit der frühreifen Meisterschaft des im Krieg gefallenen jungen Raymond Radiguet, der mit dem Auge des Psychiaters gesehenen tragischen Menschheitssatire von Pierre Dominique „Unsere liebe Frau von der Weisheit", oder mit der schicksalhaft erschütternden Familientragik im „Gerichtstag" von Fred Bérence vermittelt werden. Hier sei auch auf ein ungewöhnliches Buch hingewiesen, das man eine neue Art biographischen Romans nennen könnte, die wundervoll knapp und in ihrer schlichten Sachlichkeit unerhört bildhaft wirkende Geschichte eines Schweizers, des ersten, später vom Sturm des Goldsucherfiebers weggefegten kalifornischen Ansiedlers Johann August Sutor, die Blaise Cendrars in seinem Buch „Gold" erzählt. Aber keines dieser wirklich wertvollen Bücher hat einen derartigen Siegeszug durch Deutschland gehalten, wie der vielgenannte Romanband von Claude Anet, „Ariane". Und hier muß einmal mit allem Nachdruck Protest erhoben werden gegen eine literarische Betriebsamkeit, die ein innerlich wertloses Buch den gutgläubigen Lesern und Käufern suggeriert, und gegen die Gedankenlosigkeit, mit der selbst urteilsfähige Menschen einer solchen Massensuggestion unterlagen, so daß „Ariane" bei einer Rundfrage im letzten Herbst fast ausnahmsweise an der Spitze der meistgelesenen Bücher stand. Es lohnt sich zu fragen, mittels welcher Qualitäten. Gewiß nicht der künstlerischen Werte halber; denn die geschickte literarische Technik ist bei der glänzenden Tradition des französischen Romans eine bei einiger Begabung durchaus lernbare Angelegenheit und Gemeingut einer gewissen literarisch kultivierten Schicht. Die Wirkung des Buches auf die Massen lag nicht auf dem künstlerischen Gebiet, sondern ausschließlich in jener raffinierten und innerlich unwahren Erotik, die — ebenso wie das aufreizend Verhüllte stachelnder wirkt als die reine Nacktheit — die sinnliche Phantasie in Tätigkeit setzt durch die auf 250 Seiten behandelte, am Schluß durch eine Art Trick gelöste und an sich wenig interessante Frage, ob das siegende Männchen der erste am Ziel bei dem betreffenden Weibchen war oder Vorgänger hatte. Wie stark dagegen im rein erotischen Thema an sich, selbst bei scheinbar spielender Behandlung, stets das Element des Schicksalhaften, des tiefsten Menschlichen mitschwingt,

Digitized by Google

ließ für die wenigen, die über dem Grauen des Augenblicks und im Glauben an die Zukunft lebten.

Es kennzeichnet die heutige Bewegung erneuter Fühlungnahme mit dem europäischen Literaturkreis, daß sie neben diese neuesten zeitgenössischen Erscheinungen jeweils eine oder die andere Dichterpersönlichkeit aus älteren Generationen zu stellen liebt, um französischem Geist wieder näherzukommen; und kaum hätten sich als Ausdruck der französischen Seele der Vergangenheit und Romantik zwei stärker bezeichnende finden lassen, als sie hier der Zufall der Neuübersetzung und Herausgabe nebeneinander stellt: Theophil Gautier und Victor Hugo. Aus den schon äußerlich bezaubernden, von R. H. Schultheiß geistreich illustrierten Bändchen der Gautierausgabe, die der Avalunverlag in Hellerau herausbringt, strömt eine ganze Welt der Phantasie und buntesten Magie des Wortes, der Farbe, des feurigsten Empfindens. Dieser Dichter, dem schon in seinem Namen — Gautier-Walter — germanisches Erbe mitklang, der Goethe glühend verehrte und der Vorkämpfer Richard Wagners, doch von Blut und Temperament typisch französisch war, bedeutet für uns ein Erlebnis romanischen Geistes in der Kunst von klarster Prägung: farbigste Fülle der Gestalt in streng geschlossener Form; gebändigtes Feuer. Neben Gautiers durchgestalteter Epik wirkt Victor Hugos überströmende und pathetische Dichtung fast gewaltsam, ohne künstlerische Bändigung. Die Macht einzelner Schilderungen, der ungeheure Aufriß dieser riesigen Abenteuerromane reißt immer wieder hin und verbildlicht den andern Pol der französischen Seele, die neben der strengen Form auch der großen Geste bedarf. Aber das titanische Übermaß erschreckt; und während der deutsche Leser sich jedes Einzelbändchens der Gautierausgabe freuen und in jedem eine andere funkelnde Fazette dieser farbig reichen Dichternatur finden wird, hat er in einem oder zweien der großen Victor-Hugo-Bände — etwa den gewaltigen „Arbeitern des Meeres" oder dem noch ausstehenden „Nôtre Dâme de Paris" schon den ganzen Victor Hugo enthalten, so daß ihm die geplanten zwölf Bände dieser an sich dankenswerten großen Ausgabe kaum mehr geben, als einer der hier genannten.

Auch aus der Generation des 20. Jahrhunderts, dem Vorkriegsgeschlecht, wird uns heute ein gesamtes, früh abgeschlossenes Lebenswerk vermittelt in der großen Marcel Proust-Ausgabe des Verlags Die Schmiede. Auf diesen sensitiven Seelenkenner und -bekenner hier näher einzugehen verbietet der Raum, da sein Werk eine Welt für sich bedeutet; wer aber die junge literarische Generation Frankreichs kennen und verstehen lernen will, wird um Marcel Proust nicht herum kommen. Freilich stellt der Dichter schon rein sprachlich in seinen langen, oft aus einem einzelnen Stamm weit wie ein Baum verzweigten Perioden nicht nur dem Übersetzer, sondern auch dem Leser eine schwere Aufgabe, und der Zugang zu ihm ist für den nicht literarisch-ästhetisch eingestellten Deutschen nicht leicht. Einen fein-

Digitized by Google

fühligen Führer und Vermittler zu seinem Werk finden wir in Ernst Robert Curtius, der Proust in seinem glänzenden Buch „Französischer Geist im neuen Europa" eine eingehende und geistvolle Studie widmet.

Aus dieser Vorkriegsgeneration heraus, und vielfach aus der Reaktion gegen sie, wächst die junge künstlerische Generation Frankreichs, die uns heute in einer wahren Flut von Übersetzungen vermittelt wird, aus denen wir hier nur einzelne herausgreifen können. Und auf diesem Gebiet vor allem ist es, wo Wahl und Wertung stärker einsetzen sollten, als sie es tatsächlich tun. Gewiß sind es — um nur einige der wichtigsten Bücher herauszugreifen — wesentliche Werte, die uns mit Werken wie Chateaubriants tragisch-düsterem Moorbauernroman „Schwarzes Land", mit der frühreifen Meisterschaft des im Krieg gefallenen jungen Raymond Radiguet, der mit dem Auge des Psychiaters gesehenen tragischen Menschheitssatire von Pierre Dominique „Unsere liebe Frau von der Weisheit", oder mit der schicksalhaft erschütternden Familientragik im „Gerichtstag" von Fred Bérence vermittelt werden. Hier sei auch auf ein ungewöhnliches Buch hingewiesen, das man eine neue Art biographischen Romans nennen könnte, die wundervoll knapp und in ihrer schlichten Sachlichkeit unerhört bildhaft wirkende Geschichte eines Schweizers, des ersten, später vom Sturm des Goldsucherfiebers weggefegten kalifornischen Ansiedlers Johann August Sutor, die Blaise Cendrars in seinem Buch „Gold" erzählt. Aber keines dieser wirklich wertvollen Bücher hat einen derartigen Siegeszug durch Deutschland gehalten, wie der vielgenannte Romanband von Claude Anet, „Ariane". Und hier muß einmal mit allem Nachdruck Protest erhoben werden gegen eine literarische Betriebsamkeit, die ein innerlich wertloses Buch den gutgläubigen Lesern und Käufern suggeriert, und gegen die Gedankenlosigkeit, mit der selbst urteilsfähige Menschen einer solchen Massensuggestion unterlagen, so daß „Ariane" bei einer Rundfrage im letzten Herbst fast ausnahmsweise an der Spitze der meistgelesenen Bücher stand. Es lohnt sich zu fragen, mittels welcher Qualitäten. Gewiß nicht der künstlerischen Werte halber; denn die geschickte literarische Technik ist bei der glänzenden Tradition des französischen Romans eine bei einiger Begabung durchaus lernbare Angelegenheit und Gemeingut einer gewissen literarisch kultivierten Schicht. Die Wirkung des Buches auf die Massen lag nicht auf dem künstlerischen Gebiet, sondern ausschließlich in jener raffinierten und innerlich unwahren Erotik, die — ebenso wie das aufreizend Verhüllte stachelnder wirkt als die reine Nacktheit — die sinnliche Phantasie in Tätigkeit setzt durch die auf 250 Seiten behandelte, am Schluß durch eine Art Trick gelöste und an sich wenig interessante Frage, ob das siegende Männchen der erste am Ziel bei dem betreffenden Weibchen war oder Vorgänger hatte. Wie stark dagegen im rein erotischen Thema an sich, selbst bei scheinbar spielender Behandlung, stets das Element des Schicksalhaften, des tiefsten Menschlichen mitschwingt,

Digitized by Google

zeigt etwa die vielberufene an sich durchaus ehrlich-sachliche „Garçonne" von Paul Marguerite, oder auch das interessante, demnächst in deutscher Übersetzung vorliegende Buch von Paul Morand, „Galantes Europa", das in all seiner lächelnd klugen französischen Skepsis wie mit Scheinwerferlicht in die dunklen Untergründe des Nachkriegseuropa hineinleuchtet und dadurch auch für den nachdenklichen deutschen Leser durchaus lesenswert ist. Über die „Ariane" ragen beide Bücher eben dadurch hinaus, daß sie nicht nur ein erotisches Einzelschicksal, sondern mit ihm ein breites und charakteristisches Gesellschafts- und Zeitbild geben. —

Auch in England gab es während des Weltkrieges in dem geistvollen Iren Bernard Shaw einen europäischen Geist, der die Regenbogenbrücke über den Schlachten spannte, zwar nicht mit dem glutvollen Pathos eines Rolland und Barbusse, aber nicht weniger eindringlich in seinem überlegenen, unter der Oberfläche schneidend ernsten Sarkasmus. Daß neben ihm auch in der jüngeren Generation Werke aus verwandtem Geist geschaffen wurden, davon wußten und wissen wir in Deutschland wenig. Die wichtigsten dieser Bücher sind auch heute noch nicht ins Deutsche übersetzt, so das erschütternde sachlich strenge Kriegsbild Patrick Millers „The natural Man", und der Roman „Harbottle" von John Hargrave, der in seiner großen Bankerotterklärung aller überkommenen weltanschaulichen und gesellschaftlichen Werte durch die Katastrophe des Weltkrieges so stark in der jungen Generation einschlug, daß eine ganze Geistesrichtung nach diesem Buch als Harbottlism bezeichnet wurde. Aus allen diesen Büchern sieht uns wie aus einem Spiegel das große Ta twam asi, „Das bist du" entgegen und läßt uns erschüttert spüren, wie wir mitten in allem mörderischen Völkerhaß doch in gleichem furchtbaren Erleben untrennbar schicksalsverbunden waren.

Heute werden uns aus der englischen Literatur einige wesentliche Dichterpersönlichkeiten der älteren Generation durch Übersetzung vermittelt, die man als den dichterischen Ausdruck der Weltumspannungspolitik Englands, seines alten Seefahrer- und Eroberergeistes bezeichnen könnte: Jack London, dessen Roman „Lockruf des Goldes" (Burning Daylight) den Leser durch das große Abenteuer des Goldsucherlandes im fliegenden Tempo eines großen Films mitreißt, und den schon in einer ganzen Reihe von Bänden vorliegenden Stevenson, durch dessen Weltfahrerromantik immer ein Ton verhaltener Schwermut hindurchklingt. Vor allem aber sind es zwei bedeutende Erscheinungen von europäischem Format, die wir durch Übersetzung kennen lernen: als Vertreter der älteren Generation den großen Schilderer des englischen Bürgertums in seiner Entwicklung aus der Viktorianischen Ära bis heute, John Galsworthy, mit seiner prachtvollen „Forsythe-Saga", und aus dem jungen England der erstaunliche Ire James Joyce. Vorerst liegt von dem letzteren nur die Übersetzung seines Buches „Jugendbildnis" vor, als Vorläufer

Digitized by Google

seines im Herbst erscheinenden großen Hauptwerkes „Ulysses", das in England wie Amerika eine Art Bibel der jungen Generation bedeutet. Für den Kenner des englischen Originals ist es zwar noch eine offene Frage, wieweit sich die ungeheure Unmittelbarkeit und sensitive Psychologie dieses Buches, in dem wir die Menschen nicht nur leben, sondern auch denken sehen bis in die sprunghaft abbrechende innerste Regung hinein, nur rein sprachlich übertragen, in ein anderes Sprach- und Denkgefühl herüberholen läßt. Aber die ausgezeichnete, schon vorliegende Übersetzung des Jugendromans läßt auch für das Hauptwerk Gutes hoffen; und jedenfalls bedeutet das geistige Erlebnis Joyce für uns den Schlüssel zum Verstehen des jungen Englands — eines Englands, in dem sich, ebenso wie im übrigen Europa, infolge der Kriegskatastrophe heute eine früher undenkbare Entwicklung und Lockerung seiner streng konventionellen Gesellschaftsform und Denkweise zu vollziehen scheint. Übrigens sind zum Verständnis dieser Entwickelung wesentlich auch die Romane von Lawrence, die z. T. auch schon in deutscher Übersetzung vorliegen, vor allem der kürzlich erschienene englisch-australische Nachkriegsroman „Jack im Buschland".

Wenden wir uns nun vom Westen zu unseren problematischen östlichen Nachbarn, zu dem Lande, wo heute Geschichte und Zukunft gemacht wird. Die geistige Beziehung zu Rußland hatten wir auch während des Weltkrieges nie ganz als abgebrochen empfunden; denn ebenso wie das deutsche geistige Leben im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf Jahrzehnte hinaus von westlichen Ideen geprägt und befruchtet war, so haben wir schon seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts mit östlichem, russisch-asiatischem Geist in Gestalt seiner beiden größten Interpreten Tolstoi und Dostojewski in so intensiver Berührung und Auseinandersetzung gestanden, daß dieser heute aus unserer Entwicklung nicht mehr wegzudenken ist und als dauernd lebendige Brücke wirkte. Auch die russische Revolution, die uns für Jahre noch über den Krieg hinaus von dem chaotisch erschütterten Nachbarvolk absperrte, mußten wir letzten Endes verstehen als Ausdruck und Auswirkung Tolstoischer Unbedingtheit, Dostojewskischer Hemmungslosigkeit, die sich eruptiv wie Naturgewalten aus der Idee in die Tat umsetzten; und unsere eigene Auseinandersetzung mit dem östlichen Geist ist infolge dieser Entwicklung in ein neues Stadium kritischer Besinnung getreten, auf das näher einzugehen hier nicht der Ort ist.

Leo Tolstoi, der sagenhafte Uralte, vor dem Weltkrieg Geschiedene, und Dostojewski, der nun bald 50 Jahre Begrabene, sind nicht alte Generation, denn sie waren ein künftiges, ja ein heute noch werdendes Rußland. Wenn wir dagegen Nikolai Leskow, Tolstois Zeitgenossen, dessen Lebenswerk heute in mustergültig deutscher Übersetzung erscheint, zur alten Generation zählen, so geschieht das trotzdem nicht mit dem Unterton des Überlebten, historisch Toten. Denn diese ganze unerschöpflich reiche Welt, die Leskow in seinen meisterhaften Novellen mit den reinen und starken Farben alt-

Digitized by Google

russischer Volkskunst malt, diese Welt der buntgekuppelten Städte und Klöster, der breiten niederen Gutshöfe hinter Lindenwipfeln, der klingelnden Troikaglocken in schneeiger Steppenweite, der wohlhäbigen Kaufmannshäuser, der Bauernschenken und Landstraßen, — sie ist zwar ein heute unwiederbringlich Verschüttetes, aber deshalb um so Kostbareres; sie ist das Mütterchen Rußland selbst, die gute dunkle Wurzelerde, aus der allein der Baum Zukunft wachsen kann. Und indes das Lebenswerk jener beiden großen Künder des Kommenden, Tolstois wie Dostojewskis, letzten Endes nur ein riesenhafter Schattenriß eines genialen Ich ist, wächst aus der unbekümmerten Fabulierfreude Leskows, aus seiner tiefen und ichvergessenen Liebe zu russischer Erde, russischen Dingen und Menschen, die er in prachtvollen Einzeltypen hinstellt, das reingeschaute, künstlerisch objektive Bild heraus, das im Vergangenen das Unvergängliche erfaßt und bewahrt.

In schroffem Gegensatz zu diesem zwar groß und dramatisch bewegten, doch in seiner epischen Objektivität zeitlosen Bilde der alten russischen Welt stehen jene Werke der neuen russischen Literatur, die aus heutigem Zeiterleben geboren sind. Zwar sucht Aldanow in seiner großen Trilogie „Der Denker", deren I. Band „Der neunte Thermidor" in deutscher Übersetzung erschienen ist, den Weg der Objektivierung des Zeiterlebens, indem er als Rahmen die große französische Revolution wählt. Dennoch wirkt dies nicht wie Flucht aus der Zeit, denn ganz abgesehen davon, daß der Träger des Romans ein nach Paris verschlagener russischer Offizier ist, sind auch die prachtvollen Einzelszenen dieses ersten Bandes, der mit dem tragisch-erlösenden Sturz Robespierres ausklingt, so durchpulst von selbsterlittenem Leben, daß der starke Atem der Zeit fühlbar in ihnen geht. Wir dürfen auf die weiteren Bände des Werkes gespannt sein.

Unmittelbarer aber fiebert die chaotische Zeit, die Apokalypse des alten Rußland in jenen Werken, die in ihre kochende Masse selbst hineinzufassen und sie zu formen suchen. Es ist selbstverständlich, daß diesen noch der nötige Abstand zu dem geschilderten Geschehen fehlt, den das reife Kunstwerk braucht, und daß viele dieser Bücher nur eine leidenschaftliche Selbstbefreiung vom Alpdruck erlebten Grauens bedeuten. Von vornherein teilen sie sich in zwei Lager: die Vertriebenen, denen durchlittene Schrecken, Jammer um Verlorenes und Haß gegen das neue Rußland die Feder führen, und die Gläubigen eines künftigen Rußland, die eine noch unzulängliche Wirklichkeit dichterisch zu verklären suchen. In die erste Kategorie gehören die Romane Krasnows, dessen ungewöhnliche Gestaltungskraft, verbunden mit einem starken Temperament, seine Bücher zu leidenschaftlichen und suggestiven Anklageschriften machen. Ein merkwürdiger Zwischentypus ist der große dreibändige Roman „Rasputin" von Iwan Naschiwin, der in den ersten beiden Bänden ein breites und hochinteressantes Bild des inneren Rußland vor 1914 und im Weltkrieg

Digitized by Google

gibt, bei dem die Distanz objektiver Gestaltung durchaus gewahrt wird, im dritten Band aber, der die Schilderung der Revolution bringt, unvermerkt aus der Objektivität historischer Schau, der Umfassung alles Menschlichen, in eine gegnerische Einstellung hinüberrückt, aus der man das Ich des Einzelmenschen, seine durchlittenen Schrecken und seine persönliche politische Einstellung spürt. Wobei aber noch einmal ausdrücklich betont werden soll, daß dieses ernste und ehrliche Werk mit seiner glänzenden, an den Größten der russischen Literatur geschulten Darstellungskraft russischer Menschen, Gesellschaftsschichten und innerer Entwicklungen für den deutschen Leser, dem es „Rußland von Innen" während des Weltkrieges erstaunlich verdeutlicht, von wesentlicher Bedeutung ist.

Stärker noch — und meist auch mit bewußter Absicht — entgleiten die Dichter des neuen Rußland in Apotheose und Propaganda. Doch wachsen auch hier einzelne beachtenswerte Begabungen über die politische Zweckdichtung bis ins rein Künstlerische hinauf. In erster Linie muß hier Leonid Leonow genannt werden, der in seinem Dorfroman „Die Bauern von Wory" das Problem der jüngsten geschichtlichen Entwicklung Rußlands an der Wurzel anpackt und jenseits aller persönlichen Parteinahme in dem Schicksal eines einzelnen Dorfes und seiner Menschen unter der Sowjetherrschaft ein erschütterndes Bild vom Kampfe der alten und neuen Mächte gibt. Politisch ebenso objektiv, doch stärker seelenaufwühlend in jenem tiefen brüderlichen Mitleiden aller großen russischen Dichtung wirkt Iwan Schmeljows schicksalsschweres Buch „Die Sonne der Toten". Wie hier die strahlende unwandelbare Schönheit der Natur zeitlos hinweglebt über das grauenvolle Elend der hungernden verzweifelnden Menschenkreatur, das rührt an letzte Rätsel alles Daseins; und die furchtbare Anklage, die sich aus allen Seiten dieser erschütternden Dichtung erhebt, richtet sich nicht gegen eine einzelne Schicht oder herrschende Partei, sondern gegen die Menschheit an sich, die sich selbst, Bruder dem Bruder, diese Hölle bereitet, und letzten Endes gegen jene großen verhüllten Mächte, die wir hinter allem Erdengeschehen erschauernd ahnen.

Neben der künstlerischen Reife und tiefen Menschlichkeit dieser Werke wirkt der begabte A. Sserafimowitsch in seinem Sowjetroman „Der eiserne Strom" stark subjektiv und zeitgebunden. Gleichwohl hebt hier eine echte und ursprüngliche Begabung das Werk über das rein Zweckhafte, Propagandistische hinaus und formt in einem Ausschnitt aus dem Kolossalbild der russischen Revolution, einer Episode der Kämpfe der Roten und Weißen in Südrußland, ein erschütterndes Bild proletarischen Glaubens aus dem inneren Muß einer echten Künstlerschaft heraus, deren letztes Ziel nicht mehr die individuelle Persönlichkeit, sondern die Ballung der Massen zu mitreißendem, gemeinsamem Willen ist.

Im übrigen wird uns heute die junge sowjetrussische Literatur durch eine ganze Reihe neuerer Werke in der Übersetzung nahe gebracht. Doch hebt

Digitized by Google

sich aus der Gesamtheit dieser Erzähler nur selten eine dichterische Erscheinung von eigener Prägung heraus, wie etwa J. Babel mit seinen wilden „Geschichten aus Odessa", in denen er ein östliches Judentum schildert, das in aller jahrhundertelangen Verachtung des Ghetto noch uralt räuberische Kriegerinstinkte bewahrt und auslebt. Im allgemeinen aber wird man diese neurussische Romanproduktion — wiewohl sie meist eine gute sprachliche Höhe hält und in der schlichten Lebensunmittelbarkeit der Menschendarstellung die große Tradition der älteren russischen Literatur spürbar ist — weniger als Kunst werten, wie als Zeitausdruck, als Sammlung menschlicher und völkerpsychologischer Dokumente. So etwa wenn A. Kollontay in „Wege der Liebe" die Auseinandersetzung der Frau mit den neuen Mächten, die auch in ihr Leben umformend einschneiden, darstellt; oder Lydia Sejfullina in der Siedlererzählung „Der Ausreißer" die russische Jugend schildert, die verwahrlost, hart geworden und verwildert bis zum Verbrechen, doch in ihrer verwegenen Zukunftsgläubigkeit die Keimzelle einer künftigen Gesellschaft bedeutet. In diesem Sinne sind diese Bücher für uns von wesentlicher Bedeutung, da sie uns einen völlig neuen, erst entstehenden Menschentypus vorstellbar machen und die Brücke des Verstehens zu unserm östlichen Nachbarvolk und seinen jüngsten, für uns Westler noch problematischen Entwicklungen bauen helfen. —

Zwischen den feindlichen Brudervölkern Europas aber saßen während der bangen Jahre der Völkerschlachten jene kleineren Rand- und Zwischenstaaten, die Neutralen, blutsverbunden einem oder dem anderen der Kämpfenden, umworben und hin und her gezogen. Von ihnen allen nie geistig ganz abgetrennt, waren wir doch vor allem den Stammesbrüdern des germanischen Nordens besonders nahe verbunden. So bedarf es hier auch keiner Neuanknüpfung, und wir nehmen in dankbarer Freude die neuen dichterischen Gaben, die der Norden uns heute wieder spendet. Norwegen bringt uns — neben der meisterlichen Reife und Tiefe des neuen großen Hamsun-Romans „Das letzte Kapitel" — in Hans E. Kinck einen für uns neuen Dichter, der freilich in seiner Heimat längst als reifer Künstler neben Hamsun gestellt wird. Daß er uns nicht früher durch Übersetzung vermittelt wurde, hat seine Ursache in der nordisch spröden Art und Sprache des Dichters selbst, die dem Übersetzer ungewöhnliche Aufgaben stellt. So wird uns vorerst auch in seinem Roman „Die Anfechtungen des Nils Brosme" sozusagen ein Vorläufer seiner großen Werke gesandt, deren stärkste, das Drama „Der Karrenführer" und der Roman „Die Schneewächte brach" an Wucht und Tiefe häufig neben Ibsens Peer Gynt gestellt werden. Eine tiefere Charakteristik wird sich erst auf Grund jener Hauptwerke geben lassen; doch spüren wir auch in der Behandlung des Ehe- und Einsamkeitsproblems in diesem ersten Roman schon die tiefschürfende nordische Art und die scharf umreißende Darstellungsart, die Menschen und Dinge wie in der

Digitized by Google

Klarheit nordischer Bergluft sieht. Ein merkwürdiges, ganz nordisch eigenwüchsiges Buch gibt der uns schon durch einige Romane von schlichter und herber Schönheit bekannte Dichter Johan Bojer in seinem neuen Werk „Der Mann mit den Masken", das jenen nur im hohen Norden heimischen und möglichen Peer-Gynt-Typus schildert, den Träumer und Narren, Schwindler und Helden, ungreifbar in ewig wechselnder Seelengestalt, im Tiefsten aber ein Problematiker und Verzweifelter, der am unlösbaren Zwiespalt des eigenen Ich zerbricht. Ein Typus, der seinen Stammbaum in gerader Linie zu gewissen heldisch-barocken Gestalten der Saga hinaufleiten kann, der sozusagen die Problematik der nordischen Seele in Reinkultur darstellt und deshalb in seiner Bedeutung für uns über das Nurliterarische hinausreicht.

Neben diese beiden bedeutendsten Dichter der älteren Generation Norwegens tritt heute eine ebenbürtige Dritte in Sigrid Undset, von deren großer Romantrilogie Kristin Lavranstochter heute die ersten beiden Bände „Der Kranz" und „Die Frau" in deutscher Übersetzung vorliegen. Von diesem Werk, das aus der Tradition der Saga herauswächst, nicht epigonisch nachahmend, sondern naturhaft wie ein junger Baum aus seiner Wurzel, und eine bäuerliche Familiengeschichte aus der Zeit König Hakons des Alten erzählt, geht es wie ein Strom von frischer herber Kraft aus; und die Sicherheit, mit der um diese Menschen des Jörundhofes herum mit breiten festen Strichen das Bild der ganzen Zeit gegeben wird, weist von vornherein auf eine dichterische Begabung von ungewöhnlichem Ausmaß hin. Vor dem politischen Hintergrund des Jahrhunderts, der dunkel droht wie aufsteigende Wetterwand — es handelt sich um den zähen und erbitterten Kampf zwischen freien Volkes Recht und Königsgewalt — stehen prachtvoll gezeichnet die Einzelgestalten dieses heldischen Bauernadels der Saga, und alles Licht wie Dunkel sammelt sich um die eine Frau, die dem Buch den Namen gibt. Und wie hier aus einer herbsüßen stolzen Mädchenreinheit, aus heißer Hingabe, Scham und Verzweiflung um den verlorenen Kranz die schmerzliche Reife der Frau, der milde gestrengen Herrin und stolzen Knabenmutter herauswächst, erleben wir im Tiefsten bewegt, daß Schuld Schicksal ist und lebenslanges Schicksal zeugt, daß aber starkes Menschentum über Schuld und Schicksal Herr wird. In der herben Schönheit, dem seelischen Adel dieser nordischen „Mutter Erde" hat die Dichterin den Typus der germanischen Frau geschaffen, wie wir ihn bis heute in der Dichtung noch nicht besitzen, so daß dieses bedeutende und reife Romanwerk für uns auch über seine künstlerischen Qualitäten hinaus eine mehr als nur literarische Bereicherung ist.

J. V. Jensen, der dänische Dichter, der uns in der Reihe seiner mächtigen Vorgeschichtsromane den Mythus vom nordischen Menschen geschaffen hat, baut an diesem Mythus weiter in seinem neuesten Werk „Zug der Cimbern", das den tragischen Schicksalszug des nordischen Menschen nach

Digitized by Google

dem Süden in breitem und gewaltigem Bilde gibt. Svend Fleuron, der Dichter des Tierschicksals und der Tierseele, taucht in seinem Hechtroman in die stumme eiskalte Welt des Waldsees und breitet im Schwanenbuch große weiße Flügel zum Fluge. Wie es denn überhaupt die tiefe und seltsame Magie seiner Bücher ist, daß er nicht etwa das Tier vermenschlicht, sondern aus seinem Menschentum herausschlüpft in die Tierheit und ihre Urinstinkte hinein. Und so stark ist dieser dichterisch verwandelnde Zwang in ihm, daß er selbst da, wo er wie in seinem jüngsten Werk „Waldkäuze" Menschen schildert, gewissermaßen nur aus ihnen heraus mit erregten Indianersinnen in die Waldnatur und die geheimnisvolle Welt des Tieres hineinspürt.

Eine neue dänische Dichterpersönlichkeit ist uns in Anker Larsen begegnet, dessen ernster Gott- und Ichsucherroman „Der Stein der Weisen" die Linie von Pontoppidans „Hans im Glück" fortführt, sich aus Seele und Schicksal seiner Gestalten heraus mit den religiös-okkultistischen Zeitströmungen auseinandersetzt und in der mystischen Innerlichkeit seines Natur- und Gottgefühls gerade dem deutschen religiösen Suchen nahesteht.

Selma Lagerlöf, die große schwedische Dichterin, ist uns längst wie eine der Unsern, und wir nehmen jedes ihrer Werke auf wie ein Geschenk. Kurz nacheinander bringt der Verlag Albert Langen zwei neue Bücher von ihr, eine gespenstig zwischen Wirklichkeit und Jenseits schwebende Herrenhausgeschichte „Der Ring des Generals" und den Roman „Charlotte Löwensköld", in dessen Heldin sie eine ihrer schönsten und reinsten Mädchengestalten geschaffen hat, schalkhaft und stolz, warmherzig und herb, von lachender Kraft in Tat und Opfer, und von so überzeugender lebenbezwingender Jugend, wie nur die zeitlose Jugend einer großen Dichterseele sie zu gestalten vermag. Jeder Dichter schreibt einmal im Leben das Werk, um dessentwillen er zum Dichter berufen wurde, und dieses Buch ist und bleibt für Selma Lagerlöf ihr unvergänglich schöner Gösta Berling. Aber nicht jeder Schaffende behält über dieses Werk seiner Berufung hinaus bis in die Jahre des Alters hinein eine so unerschöpfliche strömende und gestaltende Kraft wie wir es an Selma Lagerlöf sehen. Und es bleibt ihr immer, auch in der schlichtesten Erzählung, die starke und reine Leuchtkraft ihrer Farbe, mit der sie die Welt malt, und jene tiefe und weise Menschengüte, die diese Farben von Innen her durchstrahlt. Und wie sie am Webstuhl sitzt, eine Sagamutter des Nordens, und aus den farbigen Fäden ihre großen Bildwerke webt, deutet sie uns in ihrem Gewebe den Sinn alles Menschseins selbst.

Der großen Schwedin verwandt, nicht nur dem Blut und Stamm, sondern auch der schlichten und ursprünglichen Sprachgewalt seiner Dichtung nach, ist der bildmächtige Gestalter schwedischer Historie Verner von Heidenstam. Auch von ihm wird uns heute in der Übersetzung ein für uns neues Werk geschenkt, „Der heiligen Birgitta Pilgerfahrt". Und

Digitized by Google

wundervoll reiht sich die Lebensdichtung dieser herben und großen nordischen Frau und Heiligen den gewaltigen Fresken aus der heldischen Vergangenheit Schwedens an, die Hejdenstam in seinen früheren Werken geschaffen.

Aber nicht nur im skandinavischen Norden spüren wir das verwandt germanische Blut, auch die nachbarlich flämische Dichtung berührt uns vertraut wie die eigene. Felix Timmermans, der Dichter jenes blühenden Buches gesunder flämischer Lebensfreude, Pallieter, gibt uns in seinem neuen Werk „Das Licht in der Laterne" eine Sammlung legendenhafter Erzählungen, die in ihrer naiven Behaglichkeit, ihrer Mischung von treuherziger Frömmigkeit und Schalkheit etwas fast mittelalterlich Germanisches haben und doch dabei in überraschend starken Gegensatz zu der herben und dunkelschweren Dichtung des germanischen Nordens stehen. An beiden aber machen wir wieder die Erfahrung, daß jene abgesprengten germanischen Randvölker Blut und Geist der Rasse ursprünglicher und reiner bewahrt haben als unsere heute so problematische deutsche Dichtung selbst.

Auch unser südliches Nachbarland, die Schweiz, hat nicht nur eine kraftvoll gesunde literarische Tradition, sondern auch eine junge dichterische Generation, unter der verschiedene echte und zukunftsreiche Begabungen Aufmerksamkeit verdienen. Es sei hier nur der junge Hermann Hiltbrunner mit seinen schönen, freilich noch stark unter Hamsuns Einfluß stehenden Nordlandbüchern genannt, die aus Kellerischer Tradition zu eigener kräftiger Gestaltung wachsende Erzählerkunst Traugott Vogels, die fast barockeigenwüchsige fest zupackende Kraft Theodor Bohners. An dieser Stelle sei auch noch ein temperamentvolles und reifes Frauenbuch eingereiht, das im Rheinverlag zwar in deutscher Sprache erschienen, aber dem Geiste nach zur französischen Literatur gehörig ist und in seinem Stoff noch über Europa hinausgreift, so daß es den vielsprachig übernationalen Charakter der Schweiz symbolisch ausdrückt: der Roman „Der Neger Jupiter raubt Europa" von Claire Goll, der das in Amerika brennend aktuelle Problem der schwarz-weißen Mischehe mit fast erschreckendem Tiefblick in die erotischen und bluthaften Untergründe behandelt. — Vor allem aber soll hier hingewiesen werden auf den großen, bei uns noch längst nicht genug bekannten Dichter der welschen Schweiz, C. F. Ramuz, dessen Romane in dieser Zeitschrift schon früher eingehend besprochen wurden. Der neu erschienene Band seiner Gesamtausgabe „Ein Dichter kam und ging", läßt sich freilich unter die Kategorie des Romans kaum einreihen. Oder wenn man so will, könnte man ihn den Roman des Weinlandes nennen, die Biographie der Rebe und den Jahreslauf des Weinbauerndorfes über dem See, gespiegelt im Miterleben eines schlichten wandernden Handwerkers mit dem Blick des seiner selbst unbewußten Dichters. Und merkwürdig ist es, wie dieses Buch in seiner strengen Kraft auch den Leser zum Miterleben

Digitized by Google

zwingt, von der schweren Vorfrühlingsarbeit des Weinbauern und dem Rausch der Rebenblüte an bis zum fröhlichen Lärm des spätsommerlichen Schützenfestes, ihn von Seite zu Seite festhält wie der spannendste Roman und ihn letztlich entläßt mit einem seltsam tiefen Gefühl demütigen Dankes gegen Erde und Sonne, junges Grün und sommerliches Reifen, alle jene stillen, hier von der Kraft eines echten Dichters beschworenen Dinge, die ewiger sind als die flüchtige Unruhe des Menschen.

Soll aber der Zusammenklang Europas vollzählig sein, müssen wir noch einmal über nachbarlich verwandte Völker hinausgreifen. Hinaussehen auch über gegenwärtige politische Spannungen, die sich auf einer tieferen Ebene abspielen als das Leben des Geistes, auf schwankenderem Grund als das ewig sich erneuernde der Natur.

So erleben wir unser unruhiges Nachbarland Polen in seinem ewigen Bilde durch den monumentalen Roman seines großen Dichters und Nobelpreisträgers Reymont, „Die polnischen Bauern", der heute, um ihn auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, in einer neuen, auf einen Band gekürzten Volksausgabe vorliegt.

Aus der ungarischen Literatur haben uns schon die letzten Jahre zwei wesentliche Neuerscheinungen gebracht, den heißen, bis zur Brutalität kraftvollen Roman eines Bauern-Don Juans „Gold im Rote" von Zsigmond Móricz, und den bedeutenden Nero-Roman „Der blutige Dichter" des jungen Desider Kosztalányi, ein Werk, das in seiner tiefen und kühnen Erfassung dieser problematischen Kaisergestalt, ihrer Hybris und Tragik, weit über das nur nationale auf das europäische Niveau heraufwächst.

Eine Welle des Orients schlägt vom Balkan herüber in einem seltsamen und teppichbunten Buch, das man letzten Endes weder Roman noch Autobiographie noch Abenteuerdichtung nennen kann, und das doch von allem etwas ist, „Kyra Kyralina" von einem Abenteurer und Weltfahrer griechisch-rumänischen Blutes, Panait Istrati, erzählt, den niemand Geringerer als Romain Rolland selbst durch einen jener schicksalhaften Zufälle, die oft ein Leben bestimmen, als wider Willen geretteten Selbstmörder in einem Nizzaer Krankenhaus auffand, um später mit dem Instinkt des Künstlers in dem Geretteten auch den geborenen Dichter-Erzähler des Orients, den neuen „Gorki des Balkans" zu entdecken und zu wecken. Und stärker und suggestiver als durch tausend sachliche Reiseberichte und Leitartikel geht uns in diesem verwegenen Buch der Begriff des Balkans auf, dieser Mischung aus Tausend und eine Nacht, Räuberromantik, patriarchalischer Sitte und modernstem Zivilisationsfirnis, von Paris bezogen. Eines völlig uneuropäischen Balkan, nicht aus der Perspektive eines flüchtigen ausländischen Reisenden gesehen, sondern von innen heraus mit den schlauen und kühnen Augen dieses an den Bosporus verschlagenen Schmugglersohns aus Braila, der uns mit dem Abenteuer seines Lebens eine fremde phantastische Wirklichkeit erschließt.

Digitized by Google

Wenn der Balkan dem Deutschen — abgesehen von gelegentlichen Griechenlandpilgerfahrten kunstbegeisterter klassischer Philologen — im Grunde stets fabelhafte Fremde „hinten weit in der Türkei" blieb, so bedeutete Italien für uns Südlandfahrer aus schicksalhafter Getriebenheit von jeher zweite seelische Heimat. Aber dieses Italien hat für uns zwei Gesichter: das eine, uns tief vertraute aus den Tagen Giottos und Dantes, der Medici und Este; und das andere, gegenwärtige, unserer eigenen Schwerblütigkeit so im Innersten fremd, daß wir keine Verbindungslinie zwischen beiden zu finden wissen. Bücher wie der Roman Ugo Ojettis, „Mein Sohn, der Herr Parteisekretär" können uns den Weg zu objektivem Verstehen und Ausdeuten der Seele des modernen Italiens weisen. Hier ist mit einer lächelnden und philosophischen Zuschauerironie, die Kritik und Liebe zugleich ist, dieses neue Italien der Nachkriegszeit gesehen und scharf gezeichnet: dieser nüchterne, rechnende, unromantische Menschentypus des skrupellosen sacro egoismo, der in angeborenem Forminstinkt seine ganz reale Erfolgspolitik mit der großen heroischen Geste zu umkleiden weiß, unter dem allen aber doch naive Kindlichkeit genug hat, um sich selbst und die eigene Vaterlandsbegeisterung zu genießen wie ein großes Theater, ein passioniertes Spiel um großen Einsatz, bei dem ein gelegentliches Mogeln auch nicht allzu ernst genommen wird und weniger Entrüstung als Gelächter weckt. Daß die schwere und im Tiefsten immer ethisch gebundene germanische Art diese leichtere, beweglichere Einstellung zum Leben verneint und sie dennoch wider Willen liebt, war von jeher ein Element germanischen Schicksals, das in der Hohenstaufentragik seinen geschichtlichen Ausdruck fand, und das wir in seiner bluthaften Verwurzelung auch wohl kaum aus der Welt schaffen werden. Aber dieses lächelnd kluge und ehrliche Buch Ojettis sollte uns zu denken geben durch die Erkenntnis, welche robusten und zukunftsreichen Kräfte auch heute noch in diesem alten und doch sich immer neu verjüngenden Volk lebendig sind. Die gleichen formenden Kräfte, die sich auf ihren jeweiligen Gipfelpunkten zu politischen Machtgebilden oder zu einer menschheitsgültigen künstlerischen Kultur verdichteten, und die heute wieder ihren Ausdruck in der Gestalt des „großen Kondottiere" finden.

Mit dem ernsten und adeligen spanischen Volk verband den Deutschen von jeher eine Unterströmung geheimer Sympathie, die durch die Haltung Spaniens während des Weltkrieges und eine gesteigerte Auswanderung der jüngeren Generation Deutschlands aus der verarmten Heimat in das spanische Südamerika verstärkt wurde. Zu einer geistigen näheren Berührung führte aber, schon wegen der Sprachfremdheit, diese Sympathie bisher nicht, und für den typischen Deutschen auch der literarisch interessierten Schicht war die spanische Dichtung mit Cervantes und Calderon, bestenfalls Fernan Caballero zu Ende. So erleben wir heute mit einer Art freudigen Erstaunens die Bestätigung dieser unbewußten Sympathie in

Digitized by Google

dem Werk Miguel Unamunos, das uns in einer sprachlich edlen Übertragung zum ersten Mal zugänglich gemacht wird. In ihrer klassischen Strenge, ihrer düster verhaltenen Glut wächst seine Dichtung rein aus dem Wurzelboden des Nationalen heraus; wir meinen die Heimat der Inquisition, der Scheiterhaufen zu spüren in diesem leidenschaftlichen, ja fanatischen Idealismus, der furchtbar wird in seiner folgerechten Unerbittlichkeit, wenn er das richtende Schicksal einzelnen schuldigen Gestalten seiner Dichtung durch Jahre schweigend näher rücken und sie endlich in tragischen Untergang stürzen läßt. Miguel Unamuno ist aber mehr als ein Dichter im nur literarisch-ästhetischen Sinne, er bedeutet eine Weltanschauung, ebenso wie Ibsen, wie Tolstoi; doch — und hier liegt das Schwergewicht — ebenso wie jene beiden Großen eine Weltanschauung ohne Kompromisse, ein Gericht und eine Forderung. Alles, was er schafft, ist im tiefsten Grunde Bekenntnis, ist aus leidenschaftlicher religiöser Sehnsucht geboren. Wie stark aber seine innere Haltung — trotz aller nationalen Verwurzelung und schroffen Ablehnung der „Europäisierung" Spaniens — nicht nur eine europäische ist durch Auseinandersetzung und Berührung mit den religiösen Führergeistern der Zeit, sondern auch lebendige Berührung gerade mit der deutschen geistigen Entwicklung hat, zeigt das tiefe und leidenschaftliche Werk „über das tragische Lebensgefühl", in dem er das schmerzlich stolze und glühende Kredo einer großen einsamen Seele ausspricht, und das der Verlag mit Recht den beiden Novellenbänden als Einführung seiner dichterischen Persönlichkeit zur Seite stellt. Und die überraschende Bereitschaft und Aufmerksamkeit, die der spanische Dichter in Deutschland findet, erweist, daß sich unsere geistig führenden Kreise dieser inneren Verwandtschaft bewußt sind und die Auseinandersetzung mit dieser bedeutenden Erscheinung als innerlich notwendig und fruchtbar empfinden.

Gerade diese einzelne Ruferstimme aber in ihrer unbeirrten, dunklen Getriebenheit, die wie aus einer anderen Zeit zu kommen scheint, gerade sie ist es, die uns diesen von schweren Erschütterungen noch aufgestörten Völkerkomplex Europa plötzlich mit anderen Augen sehen läßt. Denn dieser strenge und unbedingte Idealismus stellt uns eine Frage: die Frage nach unserem eigenen Wesen und Bekenntnis. —

Über das große Wasser herüber schlagen in den heute zeitweilig fraglichen Zusammenklang europäischer Völkerstimmen neue und fremde Stimmen, die uns aufhorchen machen. Zu der Überfütterung mit Übersetzungsliteratur, die wir in Deutschland zur Zeit erleben, trägt die junge amerikanische Literatur einen sehr wesentlichen Teil bei, und es ist vorauszusehen, daß wir einer amerikanischen Modeströmung entgegentreiben. Was das bedeutet, zeigen uns die jetzt neu erschienenen Bücher von drüben, aus denen wir hier nur einzelne, besonders bezeichnende herausgreifen können, so Sherwood Andersons Siedlerroman „Der arme Weiße" oder auch Sinclair

Digitized by Google

Lewis, von dem der Kurt Wolff Verlag in kurzer Folge zwei umfangreiche Werke „Babitt“ und Dr. Arrowsmith“ brachte. Nicht etwa, daß diese Bücher literarisch wertlos wären; im Gegenteil, sie fassen ihren Stoff in einer frischen, zupackenden Art an, die ihres künstlerischen Wollens und Könnens durchaus sicher ist, und die etwas von dem atemlosen Lebenstempo der neuen Welt stilistisch zu verdichten weiß. Auch der Menschentypus, den sie hinstellen — bei Anderson derber, schwerblütiger, aus dem gröberen Holz der Siedler und Pioniere geschnitten, die vom rohgezimmerten Blockhaus der einsamen Farm, von der rasch aufgeschossenen Holzfällersiedlung aus mit eigenen Armen Prärie und Wildnis erobern; bei Sinclair Lewis verfeinert in den Typ des betriebsamen, amerikanischen Arztes und Wissenschaftlers, des geschäftstüchtigen, amerikanischen Spießers der fieberhaft anwachsenden, schlotqualmenden Mittelstadt — dieser Menschentyp wirkt in seiner naiven Jungenhaftigkeit und Unbekümmertheit, in seiner kameradschaftlichen Aufrichtigkeit und Unkompliziertheit durchaus liebenswert. Aber was die heitere Selbstverspottung amerikanischen Geistes in Sinclairs Babbit in groteskem Zerrspiegel zeigt, auf das weist der gleiche Autor in seinem Arztroman mit unverkennbarem Ernst als auf eine tiefliegende Krankheit hin; nämlich auf den inneren Leerlauf, die eigentliche Sinnlosigkeit dieser ganz auf Diesseitigkeit, Augenblick, Materie gestellten Welt, in der Reklamelärm statt Wert, Mechanisierung statt lebendigen Wachstums steht, und selbst die Idee nur so weit Geltung hat, als sie sich vergeschäftlichen und in Dollars umsetzen läßt.

Es ist keine Frage, daß diese kaltblütig entschlossene, unsentimentale und aufs Sachliche konzentrierte Methode Amerikas, die Welt zu erobern, gewaltige äußere Erfolge aufzuweisen hat; und das zerschlagene Europa, vor allem unser verarmtes und entkräftetes Deutschland, das an den Folgen eines ungeheuren verlorenen Krieges für Generationen zu schleppen hat, starrt heute schon wie hypnotisiert mit den Augen des lernbegierigen und nachahmungssüchtigen Schülers über das große Wasser, in dem Glauben, mittels einer erlernbaren Methode und Einstellung seines Schicksals Herr zu werden.

Aber europäisches Schicksal ist ein anderes als das selbstgeschmiedete der neuen Welt da drüben, denn es ist Erbe mit all seiner Belastung und Begnadung, ist überkommene Berufung. Fragen wir uns, die wir im Gegensatz zu dem traditionslos neugeborenen Riesen Amerika verwurzelt sind in tausendjährigen bewußten Vergangenheiten, was denn eigentlich tiefsten Grundes der Kern und innere Sinn dieses Begriffes Europa ist, der ein so vielartiges Völkermosaik zur Einheit zusammenschließt? Es ist dieses: daß es in diesem Europa von jeher und immer wieder führende Menschen, Schichten, Völker gegeben hat, denen eine große Idee — sei es eine religiöse, eine nationale oder eine menschheitliche — höchsten Inhalt und Sinn

Digitized by Google

des Lebens bedeutete, die um dieser Idee willen alles Irdische preisgaben und sich einsetzten bis zum letzten Blutstropfen. Dieser Dienst an der Idee — und das bedeutet das heute viel verlästerte Wort Idealismus — war und ist das Leitbild Europas, seine innere Berufung, die seine geistig führende Stellung durch Jahrhunderte rechtfertigt. Auch das junge Amerika hatte bei seiner Geburt dieses ernste Erbe des alten Mutterlandes mitbekommen in der religiösen Idee der alten Einwandererväter, und noch im Unabhängigkeitskriege hatte es sowohl um eine vaterländische wie um eine Menschheitsidee gekämpft. Aber es ist ein dunkles, ausgleichendes Lebensgesetz, daß der Mensch für jeden Neugewinn seines Lebens einen Preis zu zahlen hat. Die ungeheuren Möglichkeiten dieses unerschöpften neuen Erdteils, der rasch aufwuchernde Reichtum und der fieberhaft gehetzte und rücksichtslose Kampf des Einzelnen um seinen Anteil daran erstickten die Idee, fälschten sie unmerklich zu ihrem Widerbild um, so daß heute dort auch Religion, Kunst, Wissenschaft nur Geschäft ist.

Diese Forderung des Preises würde auch Europa vorgelegt werden, wollte es sich heute, wie es fast den Anschein hat, auf amerikanische Lebenstechnik umstellen. Aber die Rechnung, die für das junge Riesenland drüben wenigstens immer noch mit einem gewaltigen Plus ausgeht, würde für uns letzten Endes mit einem kläglichen Minus abschließen. Denn indes wir preisgäben, was der geschichtliche Sinn europäischer Kulturgemeinschaft ist, und was auch drüben in Übersee, selbst wenn man halb mitleidig vom old country spricht, mit einem instinktiven Respekt als geistiger Vorrang empfunden wird, würden wir dennoch nie jenen großen ausgleichenden Faktor erlangen, den die neue Welt Amerika besitzt: die unverbrauchte und unbekümmerte Draufgängerkraft eines traditionslosen, geschichtslosen Volkes. Denn Reichtum und Belastung einer langen geschichtlichen Vergangenheit lassen sich nicht nach Willkür abschütteln wie überflüssiger Ballast, sondern sie setzen sich in seelische Problematik, in geistige Verantwortung ihres Trägervolkes um, die ausgetragen und in führende Lebensidee verwandelt werden wollen, sollen sie nicht das Leben selbst unerträglich belasten. Und so würde Europa, seine eigene geistige Berufung verratend, durch seine Amerikanisierung nur zu einem betriebsamen Vasallenstaat Amerikas herabsinken, da es mit seinen karg bedachten und übervölkerten Ländern doch nie die unerschöpflichen, sich immer neu gebärenden Naturkräfte der jungen Welt drüben einholen könnte.

Daß sie uns zu klärenden Erkenntnissen dieser Art verhelfen kann, das ist für uns die wesentliche Bedeutung der neuen amerikanischen Literatur, die uns heute durch Übersetzung vermittelt wird und uns mit einer Welt bekannt macht, die unserem innersten Wesen fremder ist, als das Indien der Veden und das Ägypten der Pharaonen. —

Wir sind am Ende unserer Überschau, und fast ist angesichts der letzten Seiten zu befürchten, daß der befremdete Leser fragt, ob das Gesagte

Digitized by Google

überhaupt noch etwas mit Bücherbesprechung zu tun habe. So sei hier zur Rechtfertigung daran erinnert, daß zu Eingang dieser Arbeit ausdrücklich als ihr Zweck nicht eine kritisch-ästhetische Orientierung, sondern die Stellung des lebendigen Lebens zum Buch genannt war. Angesichts der Überfülle an Übersetzungsliteratur, die den deutschen Markt überflutet und die heimische Produktion in den Hintergrund schiebt, drängte sich uns die Frage auf, inwieweit diese Fremdinvasion unserer Literatur eine Gefahr oder eine Bereicherung sei, und was sie uns letzten Endes Wesentliches über den rein ästhetischen Genuß hinaus zu geben habe. Die Antwort auf diese Frage aber wächst uns ganz von selber aus dieser Über- und Zusammenschau europäischer Literaturen heraus. Denn wir erleben in der Berührung mit der heutigen Dichtung der Völker erneut und bewußt die durch den Krieg jahrelang zerrissene und doch im tiefsten Grunde schicksalhafte europäische Gemeinschaft; und erleben, zugleich mit den heute gegen sie aufwachsenden Gefahren, die innere Notwendigkeit des Bekenntnisses zur Idee, zum Geiste Europas.

Theophil Gautier, Ges. Werke, 3 Bde. Avalun-Verlag, Hellerau b. Dresden.
Viktor Hugo, Die Arbeiter des Meeres. — Der lachende Mann. Erich Reiß, Berlin.
Alphonse de Chateaubriant, Schwarzes Land. Verlag Die Schmiede, Berlin.
Pierre Dominique, Unsere Liebe Frau von der Weisheit. Paul Zsolnay Verlag Wien.
Fred Berence, Gerichtstag. Paul Zsolnay Verlag, Wien.
Jack London, Lockruf des Goldes. Grethlein & Co., Leipzig.
R. L. Stevenson, Werke, 10 Bände. Buchenau & Reichert Verlag, Berlin.
John Galsworthy, Die Forsythe-Saga. Paul Zsolnay Verlag, Wien.
James Joyce, Jugendbildnis. Rhein-Verlag, Basel.
Lawrence, Jack im Buschland. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.
Nikolai Leskow, Ges. Werke, 6 Bde. C. H. Becksche Verlagsbuchhdlg., München.
M. A. Aldanow, Der neunte Thermidor. Drei Masken Verlag, München.
Iwan Naschiwin, Rasputin, 3 Bde. Dr. Fritz Fikentscher, Verlag, Leipzig.
Leonid Leonow, Die Bauern von Wory. Paul Zsolnay Verlag, Wien.
Iwan Schmeljow, Die Sonne der Toten. S. Fischer Verlag, Berlin.
Ssefarimowitsch, Der eiserne Strom. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.
J. Babel, Geschichten aus Odessa. — Alexandra Kollontay, Wege der Liebe. —
Lydia Seifullina, Der Ausreißer. Sämtlich im Malik-Verlag, Berlin.
Knut Hamsun, Das letzte Kapitel, 2 Bde. Grethlein & Co., Leipzig.
Hans E. Rinck, Die Anfechtungen des Nils Brosme. H. Haessel Verlag, Leipzig.
Johannes V. Jensen, Zug der Cimbern. S. Fischer Verlag, Berlin.
Johan Bojer, Der Mann mit den Masken. C. H. Becksche Verlagsbuchhdlg., München.
Svend Fleuron, Waldkäuze. — Schwäne vom Wildsee. Eugen Diederichs Verlag, Jena.
Anker Larsen, Der Stein der Weisen. Grethlein & Co., Leipzig.
Selma Lagerlöf, Der Ring des Generals. — Charlotte Löwenskold. Albert Langen, Verlag, München.
Verner von Heidenstam, Der heiligen Birgitta Pilgerfahrt. Albert Langen Verlag, München.
Sigrid Undset, Kristin Lavranstochter, Bd. I Der Kranz. Bd. 2 Die Frau.

Digitized by Google

Lit. Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.
Felix Timmermans, Das Licht in der Laterne. Insel Verlag, Leipzig.
Hermann Hiltbrunner, Spitzbergensommer. Orell Füßli Verlag, Zürich.
Traugott Vogel, Unsereiner. Grethlein & Co., Leipzig.
Theodor Bohner, Auf allen Straßen. Rhein-Verlag, Basel.
C. F. Ramuz, Ein Dichter kam und ging. Orell Füßli Verlag, Zürich.
W. S. Reymont, Die Polnischen Bauern. Gekürzte Ausgabe in 1 Band. Eugen Diederichs Verlag, Jena.
Zsigmond Móricz, Gold im Rote. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.
Desider Kosztalanyi, Der blutige Dichter. Oskar Wöhrle Verlag, Konstanz.
Panait Istrati, Kyra Kyralina. Lit. Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a.M.
Ugo Ojetti, Mein Sohn, der Herr Parteisekretär. Kurt Wolff Verlag, München.
Miguel de Unamuno, Ges. Werke, 3 Bde. Meyer & Jessen Verlag, München.
Sherwood Anderson, Der arme Weiße. Insel-Verlag, Leipzig.
Sinclair Lewis, Babbit, Dr. Arrowsmith. Kurt Wolff Verlag, München.

Umschau

Besitzen wir eine deutsche Stammeskunde?

Um gleich von vornherein eine Antwort zu geben: Nein oder auch ja, wenn ... Wir besitzen wohl von den Völkerwanderungszeiten her gefühlsmäßig Stammesbewußtsein, das kam gerade während des Weltkrieges im Feld deutlich zum Ausdruck. Doch auch da kam man über das spöttische Sich-reiben an anderer Stammesart, über das Empfinden, was einem am anderen nicht gefällt, nicht hinaus. Man sollte aber die guten Seiten jedes deutschen Stammes zuerst erkennen, deren aller Zusammenklingen ja den Reichtum deutscher Volksseele Gott sei Dank ausmacht.

Aber wie erfaßt man die Eigenart eines jeden deutschen Stammes am ehesten? Durch die Rolle etwa, die sie in der Geschichte gespielt hat? Es wäre doch z. B. falsch, die Sachsen heute danach einzuschätzen, welch entscheidenden Einfluß sie auf die Reformation nahmen. Dann wären sie ja der religiösteste deutsche Stamm. Einiges hat schon die bildende Kunst festgelegt. Wir unterscheiden deutlich schwäbische und rheinische Madonnen, und Lucas Cranach gab in seinen Venusgestalten die feinste Essenz einer demütig romantisch bewegten Thüringer Frauenseele. Aber vielleicht nach ihrer Literatur? Das ließe sich schon eher hören, gibt doch seit einigen Jahren Josef Nadler eine deutsche Literaturgeschichte nach Stämmen heraus. Besteht doch schon seit ein paar Jahrzehnten die sogenannte Heimatliteratur. Beides, Literaturgeschichte und Heimatliteratur (falls sie künstlerisch hochstehend ist) soll nicht unterschätzt werden. Aber Stammeskunde fußt in erster Linie auf dem Selbstzeugnis naiven Volksdenkens im Bauerntum. Der deutschen Literatur aber fehlen ganz und gar die Werke, die an Reymonts „Polnische Bauern" heranreichen und solches Bauerntum schildern. Sie kennt seit der Renaissance überhaupt die naive Volksseele nicht mehr, denn sie redet nur zu der oberen Schicht der Gebildeten.

Und doch gibt es ein Gebiet, wo auch die naive Volksseele zu dem Städter spricht, das ist das Gebiet der Märchen und Sagen. Auf dem Gebiete der Märchen haben ja die Gebrüder Grimm durch ihre Sammlung von Volksmärchen wieder

Digitized by Google

die Brücke geschlagen, so daß jene wieder in uns leben. Aber in dem Reich der Sage ist es weder ihnen noch ihren Nachfolgern in der Volkskunde gelungen, sie wieder so unserem Bewußtsein zu verbinden, daß sie wieder lebendig wurde. Sie blieb Sammlergut und höchstens literarischer Einzelfall, wenn sie im Lied oder romantischer Umdichtung von Dichtern neu belebt wurde.

Jetzt ist aber fast unbemerkt von der literarischen Öffentlichkeit das Wunder geschehen, daß sie als „Stammeskunde" wieder lebendig wurde, und hier setzt das „wenn" des ersten Satzes ein. Der Anfang ist gemacht, aber das deutsche Volk hat es in seiner Gesamtheit noch nicht bemerkt, daß es schon heute dank der Sage eine Stammeskunde von sieben deutschen Stämmen: Rheinländern, Westfalen, Schwaben, Thüringen, Sachsen, Schlesiern und Deutschböhmen besitzt. Sie liegen in einer von Dr. Paul Zaunert in meinem Verlag herausgegebenen Bücherreihe vor, die sich „Deutscher Sagenschatz" nennt, und deren Weiterführung bis zu 30 deutschen Landschaften gesichert ist, wenn sich die nötige Resonanz im deutschen Volke findet, also, wenn sie auch den nötigen geschäftlichen Erfolg hat.

Fast möchte man den erschwerenden sachlichen Titel „Sagenschatz" bedauern, falls es mit dieser Sammlung nicht gelingt, das bisher berechtigte Vorurteil zu bannen, daß Sagen langweilig und daher nur für besondere Liebhaber von Antiquitäten schmackhaft seien. Und doch sind sie in der von Dr. Zaunert angeregten Form mit einem Male schmackhaft, bis ins Innerste erregend und spannend wie ein Roman zu lesen. Wie kommt das? Das Sammlerprinzip, das nach Fundorten und Stoffen unzählige Varianten ordnet, wird hier verlassen und die Entwicklung der Formung der Volksseele dargestellt. Die Wissenschaft steht nur unsichtbar hinter den Zeilen. Jede ermüdende Wiederholung von Varianten verschwindet, dafür klingt der ursprüngliche Ton, wie das Volk spricht. Man spürt die alte Götterwelt und die Heldensage unserer Vorfahren aus den noch Leben atmenden Bruchstücken. Das Gesicht der Landschaft wird deutlich, die durch Natur und Geschichte den Charakter ihrer Bewohner gestaltete.

Die moderne Literaturentwicklung der letzten Jahrzehnte hat nicht umsonst Psychologie getrieben und uns in seelisch-organisches Wachsen einfühlen gelehrt. Fast geht es nicht mehr mit der Psychologie des Einzelmenschen weiter, das Gebiet ist zu klein, schon befinden wir uns auf der nächsten Stufe, der Psychologie der Sippe oder der Gesellschaftsschicht — der Erfolg Galsworthy deutet es an — und sicher werden wir auch zur Psychologie der größeren Gruppe des Stammes kommen, für die Reymonts Bauern das erste Anzeichen geben.

Es muß aber bei dem verflachenden Einfluß unserer städtischen Zivilisation erst die Vorarbeit einer künstlerischen, wissenschaftlichen Stammeskunde geleistet werden, die nicht auf romantischer Liebhaberei fußt, sondern kosmisch denkt, d. h. alle den Mythos schaffenden Kräfte des Volkes in ihrem aufbauenden Wert organisch erfaßt. Dazu verhilft uns jene fruchtbare Neueinstellung auf den Mythos, die wieder seine religiösen, weil zusammenschauenden Werte erkennt und sie daher höher stellt, wie rein rationales Denken. Sagte doch Goethe, daß der Mythos erst den tieferen Sinn alles Geschehens anzeige.

Paul Fechter schrieb kürzlich bei einer Besprechung der beiden zuletzt erschienenen Bände: „Wir warten auf mehr! Man stellt beide Bände mit Behagen zu den früheren, hofft, daß die weiteren bald, recht bald kommen — und beschließt mög-

Digitized by Google

Lit. Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.
Felix Timmermans, Das Licht in der Laterne. Insel Verlag, Leipzig.
Hermann Hiltbrunner, Spitzbergensommer. Orell Füßli Verlag, Zürich.
Traugott Vogel, Unsereiner. Grethlein & Co., Leipzig.
Theodor Bohner, Auf allen Straßen. Rhein-Verlag, Basel.
C. F. Ramuz, Ein Dichter kam und ging. Orell Füßli Verlag, Zürich.
W. S. Reymont, Die Polnischen Bauern. Gekürzte Ausgabe in 1 Band. Eugen Diederichs Verlag, Jena.
Zsigmond Móricz, Gold im Rote. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.
Desider Kosztalanyi, Der blutige Dichter. Oskar Wöhrle Verlag, Konstanz.
Panait Istrati, Kyra Kyralina. Lit. Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.
Ugo Ojetti, Mein Sohn, der Herr Parteisekretär. Kurt Wolff Verlag, München.
Miguel de Unamuno, Ges. Werke, 3 Bde. Meyer & Jessen Verlag, München.
Sherwood Anderson, Der arme Weiße. Insel-Verlag, Leipzig.
Sinclair Lewis, Babbit, Dr. Arrowsmith. Kurt Wolff Verlag, München.

Umschau

Besitzen wir eine deutsche Stammeskunde?

Um gleich von vornherein eine Antwort zu geben: Nein oder auch ja, wenn ... Wir besitzen wohl von den Völkerwanderungszeiten her gefühlsmäßig Stammesbewußtsein, das kam gerade während des Weltkrieges im Feld deutlich zum Ausdruck. Doch auch da kam man über das spöttische Sich-reiben an anderer Stammesart, über das Empfinden, was einem am anderen nicht gefällt, nicht hinaus. Man sollte aber die guten Seiten jedes deutschen Stammes zuerst erkennen, deren aller Zusammenklingen ja den Reichtum deutscher Volksseele Gott sei Dank ausmacht.

Aber wie erfaßt man die Eigenart eines jeden deutschen Stammes am ehesten? Durch die Rolle etwa, die sie in der Geschichte gespielt hat? Es wäre doch z. B. falsch, die Sachsen heute danach einzuschätzen, welch entscheidenden Einfluß sie auf die Reformation nahmen. Dann wären sie ja der religiösseste deutsche Stamm. Einiges hat schon die bildende Kunst festgelegt. Wir unterscheiden deutlich schwäbische und rheinische Madonnen, und Lucas Cranach gab in seinen Venusgestalten die feinste Essenz einer demütig romantisch bewegten Thüringer Frauenseele. Aber vielleicht nach ihrer Literatur? Das ließe sich schon eher hören, gibt doch seit einigen Jahren Josef Nadler eine deutsche Literaturgeschichte nach Stämmen heraus. Besteht doch schon seit ein paar Jahrzehnten die sogenannte Heimatliteratur. Beides, Literaturgeschichte und Heimatliteratur (falls sie künstlerisch hochstehend ist) soll nicht unterschätzt werden. Aber Stammeskunde fußt in erster Linie auf dem Selbstzeugnis naiven Volksdenkens im Bauerntum. Der deutschen Literatur aber fehlen ganz und gar die Werke, die an Reymonts „Polnische Bauern" heranreichen und solches Bauerntum schildern. Sie kennt seit der Renaissance überhaupt die naive Volksseele nicht mehr, denn sie redet nur zu der oberen Schicht der Gebildeten.

Und doch gibt es ein Gebiet, wo auch die naive Volksseele zu dem Städter spricht, das ist das Gebiet der Märchen und Sagen. Auf dem Gebiete der Märchen haben ja die Gebrüder Grimm durch ihre Sammlung von Volksmärchen wieder

Digitized by Google

die Brücke geſchlagen, ſo daß jene wieder in uns leben. Aber in dem Reich der Sage iſt es weder ihnen noch ihren Nachfolgern in der Volkskunde gelungen, ſie wieder ſo unſerem Bewußtſein zu verbinden, daß ſie wieder lebendig wurde. Sie blieb Sammlergut und höchſtens literariſcher Einzelfall, wenn ſie im Lied oder romantiſcher Umdichtung von Dichtern neu belebt wurde.

Jetzt iſt aber faſt unbemerkt von der literariſchen Öffentlichkeit das Wunder geſchehen, daß ſie als „Stammeskunde“ wieder lebendig wurde, und hier ſetzt das „wenn“ des erſten Satzes ein. Der Anfang iſt gemacht, aber das deutſche Volk hat es in ſeiner Geſamtheit noch nicht bemerkt, daß es ſchon heute dank der Sage eine Stammeskunde von ſieben deutſchen Stämmen: Rheinländern, Weſtfalen, Schwaben, Thüringen, Sachſen, Schleſiern und Deutſchböhmen beſitzt. Sie liegen in einer von Dr. Paul Zaunert in meinem Verlag herausgegebenen Bücherreihe vor, die ſich „Deutſcher Sagenſchatz“ nennt, und deren Weiterführung bis zu 30 deutſchen Landſchaften geſichert iſt, wenn ſich die nötige Reſonanz im deutſchen Volke findet, alſo, wenn ſie auch den nötigen geſchäftlichen Erfolg hat.

Faſt möchte man den erſchwerenden ſachlichen Titel „Sagenſchatz“ bedauern, falls es mit dieſer Sammlung nicht gelingt, das bisher berechtigte Vorurteil zu bannen, daß Sagen langweilig und daher nur für beſondere Liebhaber von Antiquitäten ſchmackhaft ſeien. Und doch ſind ſie in der von Dr. Zaunert angeregten Form mit einem Male ſchmackhaft, bis ins Innerſte erregend und ſpannend wie ein Roman zu leſen. Wie kommt das? Das Sammlerprinzip, das nach Fundorten und Stoffen unzählige Varianten ordnet, wird hier verlaſſen und die Entwicklung der Formung der Volksſeele dargeſtellt. Die Wiſſenſchaft ſteht nur unſichtbar hinter den Zeilen. Jede ermüdende Wiederholung von Varianten verſchwindet, dafür klingt der urſprüngliche Ton, wie das Volk ſpricht. Man ſpürt die alte Götterwelt und die Heldenſage unſerer Vorfahren aus den noch Leben atmenden Bruchſtücken. Das Geſicht der Landſchaft wird deutlich, die durch Natur und Geſchichte den Charakter ihrer Bewohner geſtaltete.

Die moderne Literaturentwicklung der letzten Jahrzehnte hat nicht umſonſt Pſychologie getrieben und uns in ſeeliſch-organiſches Wachſen einfühlen gelehrt. Faſt geht es nicht mehr mit der Pſychologie des Einzelmenſchen weiter, das Gebiet iſt zu klein, ſchon befinden wir uns auf der nächſten Stufe, der Pſychologie der Sippe oder der Geſellſchaftsſchicht — der Erfolg Galsworthy deutet es an — und ſicher werden wir auch zur Pſychologie der größeren Gruppe des Stammes kommen, für die Reymonts Bauern das erſte Anzeichen geben.

Es muß aber bei dem verflachenden Einfluß unſerer ſtädtiſchen Ziviliſation erſt die Vorarbeit einer künſtleriſchen, wiſſenſchaftlichen Stammeskunde geleiſtet werden, die nicht auf romantiſcher Liebhaberei fußt, ſondern kosmiſch denkt, d. h. alle den Mythos ſchaffenden Kräfte des Volkes in ihrem aufbauenden Wert organiſch erfaßt. Dazu verhilft uns jene fruchtbare Neueinſtellung auf den Mythos, die wieder ſeine religiöſen, weil zuſammenſchauenden Werte erkennt und ſie daher höher ſtellt, wie rein rationales Denken. Sagte doch Goethe, daß der Mythos erſt den tieferen Sinn alles Geſchehens anzeige.

Paul Fechter ſchrieb kürzlich bei einer Beſprechung der beiden zuletzt erſchienenen Bände: „Wir warten auf mehr! Man ſtellt beide Bände mit Behagen zu den früheren, hofft, daß die weiteren bald, recht bald kommen — und beſchließt mög-

Digitized by Google

lichst viele Leser und Käufer zu dieser Sammlung zu verführen." Ich habe mit ihm als Verleger den gleichen Wunsch, aber ich muß eine Forderung an das deutsche Volk stellen: Willst du eine Stammeskunde haben (denn du brauchst sie später für deine innere politische Entwicklung, wenn Deutschland wirtschaftlich zentralisiert, aber kulturell nicht nach Provinzen, sondern nach Stämmen ganz und gar dezentralisiert ist), so tue auch das Deine.

Die bereits vorliegenden Bände deutscher Stammeskunde stellen sich das Ziel, zusammenfassende, endgültige Arbeit zu leisten. Ihr im Verhältnis zur Aufgabe verhältnismäßig geringer Umfang von etwa 300 Seiten mit vielen alten Bildern ist nur durch stärkste Konzentration möglich. Sie haben trotzdem einen billigen Preis, wenn man sich klar macht, daß die Herstellungskosten eines Buches gegenüber der Friedenszeit fast um das Doppelte gestiegen sind. Aber um diesen Preis zu halten, ist es nötig, eine ebenso hohe Auflage herzustellen, wie bei einem gangbaren Roman. Noch ist die deutsche Stammeskunde keine gangbare Buchreihe, weil nur wenige noch erkennen: Hier ist eine Tat getan ganz im Geiste von Jacob Grimm, auf dessen Schultern die Vorarbeit steht. Sie ist hier Blüte und Frucht geworden, damit ein im Geiste wurzelndes Deutschland in die Zukunft hineingebaut werde.

Eugen Diederichs

Nachfolge Jacob Grimms

Wenn heutigentags eine große, weithin wirkende Gruppe geistig schaffender Menschen, um einen bedeutenden Dichter geschart, in dem Gedanken einig ist, daß die Sprache eines Volkes dessen tiefste Wesenheit verkörpert und sonach jede dichterische Äußerung zuvörderst nach ihrem sprachlichen Wert beurteilt werden muß, weil nur darin das eigentlich Nationale zu lebendiger, leibhafter Geltung kommt: so kann diesem übrigens unbeirrbaren und unerbittlichen Verhalten nicht eine eitle Sondersucht untergeschoben werden, denn es hat, schon drei Jahrzehnte überdauernd, sich mehr und mehr gefestigt und an öffentlichem Ansehen und an allgemeiner Wirkung fortwährend gewonnen. Und wie sehr berechtigt und wie sicher auf unbestreitbare Tatsachen es gegründet ist, zeigt sich auch darin, daß es durch Forderungen, die manchmal von ganz anderer Seite und oft mit leidenschaftlichem Nachdruck erhoben werden, in bemerkenswerter Weise bestätigt wird.

Eine solche Bestätigung des eindeutigen und unbestechlichen Wollens und Forderns einer wahrhaft schöpferischen Heilighaltung der Sprache, wie es in Werk und Dasein, Wirkung und Gefolgschaft Stefan Georges einen schier unerhörten Widerstand gegen die sprachliche Verlotterung dieser Zeit geschaffen hat, findet der innerlichst ergriffene Leser in dem Buch von Ellert Pastor über „Die Entwicklung der deutschen Sprache" (Eugen Diederichs Verlag, Jena), das in seiner Art wie kaum ein andres über denselben Gegenstand geeignet ist, den Menschen von heute, sofern er deutschen Empfindens fähig blieb, in kräftigster Weise aufzurütteln. Denn dieses Buch, ohne Zweifel Arbeit eines Gelehrten, besser gesagt, eines genauen und gewissenhaften Sachkenners, wendet sich, so ungelehrtenhaft wie nur möglich geschrieben, an die ganze große Welt derer, die überhaupt lesen können, und will, in eigener Form, auf das gleiche Ziel hinaus, dem die schöpferische Tätigkeit Stefan Georges und seiner Freunde gilt: dem deutschen Volk das Beste zu erhalten, was es besitzt, die eigene Sprache, die im Begriff ist, von ihm selbst zerstört zu werden.

Digitized by Google

Dieses Ziel aber hat bewußt und großen Formates erstmalig Jacob Grimm mit der zugeständnislosen Geistigkeit seines Hessentums aufgestellt. Er ist nicht nur der Klassiker der deutschen Sprachforschung; denn ihm war die Muttersprache nicht nur Anlaß wissenschaftlicher Arbeit, sondern vor allem Gegenstand einer glühenden, schöpferischen Liebe, wie er sie in seiner Märchen-Niederschrift in unerhörter Volkstümlichkeit bezeugt hat. Eben diese Liebe, dieses in tiefgründendem Wissen wurzelnde, von nationalem Gewissen getragene Gefühl ist es, was auch seinen rein wissenschaftlichen Leistungen ihre außerordentliche Wirkungskraft gegeben hat, eine Fruchtbarkeit, an der ein ganzes Jahrhundert nichts zu mindern vermocht hat. Denn es ist Geist von seinem Geist, was in den schöpferischen Grundsätzen des Dichters George sich spiegelt und in seinem Schaffen lebendig auswirkt, und Geist von seinem Geist wäre in der unmittelbaren, lebensprühenden Aussprache des Buches von Eilert Pastor über „Die Entwicklung der deutschen Sprache" auch dann wahrzunehmen, wenn der Verfasser sich etwa nicht ausdrücklich dazu bekennen würde.

Freude verpflichtet zu Dank ihrem Anlaß gegenüber; füglich sei gleich gesagt, daß die Art, wie sich Eilert Pastor hier an seinen deutschen Mitmenschen wendet, um ihm der deutschen Sprache halber ins Gewissen zu reden, in der Glut ihres unmittelbar geäußerten Empfindens eine Erquickung sondergleichen bedeutet für Alle, denen die deutsche Sprache am Herzen liegt. Wie selten werden heute noch Bücher geschrieben, die zum Vorlesen geeignet sind: dieses Buch, aus wirklicher Wissenschaft hervorgewachsen, ist gleichwohl, und seiner äußerst zweckmäßigen Gliederung ganz ungeachtet, wie geschaffen, um in häuslichem Kreise vorgelesen zu werden und Anlaß freudiger und fruchtbarer Bereicherung und — dauernder Besserung zu bieten.

Dinge, die sonst dem Leben des Durchschnittsmenschen weit entrückt erscheinen, werden hier beherzigenswert als Bestandteile eben dieses Lebens enthüllt: Sprachverarmung durch Formenzerfall und Wortmißbrauch, Sprachforschung als kulturgeschichtliche Selbstbeobachtung werden in ihrem höchst aktuellen Sein und Wesen in ein Licht gestellt, das sie nicht leicht wieder aus dem Bewußtsein schwinden läßt. Mit gut gewählten Beispielen unterhaltsam gewürzt, weiß dieses Buch in jedem Abschnitt, auf jeder Seite neu zu fesseln, und es bewahrheitet sich an ihm die in ihm aufgestellte Behauptung, daß, wer ernstlich etwas zu sagen hat, es auch immer so zu sagen weiß, daß es Widerhall findet.

Und wie eindrucksvoll es auf dem Gebiet der Verneinung sich ausweist, in der Kritik zeitgenössischer Sprachverhunzung im alltäglichen Schreiben und Sprechen und in der Zerpflückung wissenschaftlicher Irrtümer, so eindrucksvoll erscheint es nicht weniger, wo es bejaht, in dem Lob der deutschen Sprache zumal, im Preis ihres Reichtums an Worten und Formen und ihrer Fähigkeit zur Selbstverjüngung und nicht zuletzt der Pflichten, die sich hieraus für den denkenden Deutschen von heute ergeben: „wo die Geschichte Niedergang ist, da ist es, wie sich von selber versteht, Aufgabe der Gegenwart, den Niedergang aufzuhalten", aufzuhalten durch bewußte Kultur des Schrifttums und durch bewußte Kultur der Umgangssprache bis in den nüchternsten Alltag hinein. Denn: „Arbeit an der Sprache ist Arbeit am Reich."

Das könnte auch Jacob Grimm gesagt haben. Und Stefan Georges nationale Bedeutung liegt ja eben in dieser Arbeit, einem schöpferischen Tun von größter

Digitized by Google

sprachlicher Kraft und Reinheit, wie es auch vor ihm gepflegt wurde von überragenden und ihres sprachlichen Adels wegen von Kilert Pastor herzhaft gepriesenen „Dichtern und Denkern, den unermüdlichen Sprachschöpfern. Sie, deren Fach ja die deutsche Sprache war, haben alle den hohen Wert der deutschen Sprache und ihre überragende Schönheit erkannt und haben sie rein gehalten. Ihnen verdanken wir, daß wir deutsch sprechen können, wenn und wann wir wollen." Denn was Stil genannt wird, „muß von so kommen, aus der Fülle des Herzens —" (wie sie diese Männer hatten), „sonst wird nichts daraus". Das ist auch der Grund, warum aus Kilert Pastors Buch — soviel geworden ist.

Daß er in seiner Liebe zur deutschen Sprache und damit zum Deutschtum schlechthin manchmal weiter geht, als statthaft sein mag, daß er in diesem Urteil oder jener Forderung irrt, wer möchte das einem Manne verübeln, der hinsichtlich in seinem Buch etwa vorhandener Fremdworte selber bekennt, da habe der Verfasser versagt und nicht die Sprache? Der, an anderer Stelle, den Mut hat, von der beliebten Forderung „Schreibe so, wie du sprichst" zu sagen, sie sei ein Angriff auf die Reinheit der deutschen Sprache und bedeute, bei Lichte betrachtet, nichts anderes als: Schreibe so liederlich, wie du sprichst. Trifft er damit, wenn nur der Durchschnitt des zeitgenössischen Schreibewesens und das sogenannte Zeitungsdeutsch zumal unter die Lupe genommen wird, nicht mitten ins Schwarze?

Nein — Jacob Grimm würde, wenn er auch, von dem zeitlichen Stande seines Wissens aus, nicht mit allem Einzelnen einverstanden wäre, an Kilert Pastors „Entwicklung der deutschen Sprache" seine helle Freude haben, denn seine eigene Liebe und sein eigenes Wissen haben Pate dazu gestanden. Und so würde er gewiß, dieses in seinem Ideal wahrhaftige und in seiner Form entsprechend schöne Buch in der Hand, hinaustreten an die Öffentlichkeit und wiederholen, was er am Schluß der Einleitung seines Deutschen Wörterbuchs gesagt hat: „Deutsche, geliebte Landsleute, welches Reichs, welches Glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer angestammten uralten Sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr." Er würde das sagen, auch wenn er nicht gemerkt hätte, daß dieses Buch ein Führer sein will zu seinem eigenen Lebenswerk, zu seinem Vermächtnis an das deutsche Volk, wie es auf anderer Seite, vielleicht durchaus ohne es zu wollen, jedenfalls ohne es zu sagen, auch zum allgemeinen Verständnis des größten deutschen Dichters der Gegenwart einen sehr wesentlichen Beitrag darstellt. Und so, für die Vergangenheit wie für die Gegenwart von gleichem Belang, weist es nachdrücklich in die Zukunft, deren Schicksal, sub specie aeternitatis betrachtet, für Deutschland weder auf dem Wasser noch in der Luft, sondern vor allem auf der Sprache liegt, die letzten Endes ja nicht nur die Seele, sondern auch den Körper des Volkes formt und bewahrt, das sie spricht und sonach an sich selber verliert, was es an seiner Sprache preisgibt.

Will Scheller

Vom Wesen niederdeutscher Dichtung

Um eins vorwegzunehmen: Das Wesen unserer Dichtung läßt sich nicht umreißen, ohne auch die Form zu berühren. Niederdeutsch ist eine Sprache, die auch da, wo nicht in ihr geschrieben wird, ihre Träger unvermeidlich prägt. Ich will nicht auf Hellbachs „Entwicklungen" eingehen, der heute der Sprache den entscheidenden Einfluß auf Art und Ausdruck des Menschen zuteilt.

Digitized by Google

Aber gewiß ist die Sprache das, in dem sich unsere Seele von Jugend an zu geben bemüht, sie ist bei den hundertfältigen Nöten vom Du und Ich die schöpferische Übermittlung, Werkzeug der Wesenhaftwerdung von Gedanklichem wie Unterbewußtem. Sprache ist Volksseele, sagt ein flämisches Sprichwort. Und gewiß ist, daß der Niederdeutsche auch da, wo er hochdeutsch schreibt, dem eine kühn umprägende Form gegeben hat.

Das wird heute wenig beachtet, weil die hochdeutsche Schriftsprache in Wendungen und Worten schon erhebliche Einschmelzungen aus dem Niederdeutschen gewöhnt ist und diese nicht von der niederdeutschen Dichtung, sondern meist aus zweiter Hand, aus der Werkstätte der Tagesliteratur, empfängt.

Ich habe dies vorausschicken müssen, weil mir scheint, daß unsere Dichtung sich nicht unerheblich in der auflehnenden, ungefesselt reichen Sprache auch der hochdeutsch schreibenden Niederdeutschen zu kennen gibt, und weil diese sprachschöpfende Freude schon einer ihrer stärksten Züge ist (Much, Leip.).

Mit wenigen Worten läßt sich darüber hinaus Wesen und Wesensart schwer umgrenzen; auch wir sind sehr vielfältiger Artung und sind stolz darauf.

Eins muß ich indes als besonders kennzeichnend anführen: Giordano Bruno sagt einmal, daß sich alles Übersinnliche nur im Gleichnis darstellen lasse. Mir scheint ein solcher Zwang zur bildhaften Gestaltung der andere, der schärfste Zug niederdeutschen Künstlertums. So verschieden die Vorwürfe seiner Dichtung sind, sie alle setzen sich geradeswegs oder ausdeutend mit den Sinnbildern überirdischer Ahnung auseinander. Da, wo die hochdeutsche Dichtung von heute sich ins Abstrakte verliert und mit allen gliedernden Begriffen oder tönenden Schlagworten uns nichts sinnhaft Faßbares mehr zu geben vermag, hält sich der Niederdeutsche hartnäckig an das Gleichnis des Undeutbaren. Seine Dichtung ist in der aus dem Unterbewußtsein überlieferten Phantastik und in dem „mit der Amme aufgezogenen Gefühl der Vorzeit", wie Hebbel über die Dithmarscher sagt, unerschöpflich stark, so verloren sie in der heutigen Welt dazustehen scheint. Sie hat bewahrt und hat die Aufgabe, ein Gefühl zu bewahren, nach dem man einst mit der Lampe suchen gehen wird: das schöpfende Gleichnis des Überwirklichen in der einfältigen Frömmigkeit des Märchens wie in der legendären Ballade (d. h. im balladesken Roman wie in Hebbels dramatisierter Ballade.

Gewiß bedeutet das für sie heute Einsamkeit und mancherlei Mißverstehen. Es gibt allzu viele, die die Kunst für die Lösung der Tagesnöte fordern oder gar jede Beschäftigung mit Überliefertem — auch mit volkhaft überlieferter Gemeinschaft — als Einengung ansehen. Die nicht begreifen, daß der Weg zum Menschen, wenn er tragen soll, nur über die Schönheit des Nächsten geht, daß die Brücke zu Gott nur nach Ausschöpfen des innersten Werdens gefunden wird.

Ein sehr altes Volk von Schiffern und Bauern sind die Niederdeutschen, älter als Deutschland, älter als die meisten Völker auf europäischem Boden.

Das führte vielleicht dazu, daß ihre Kunst gleich der nordischen in ihrem Wesen Brunos schöpfendes Geheimnis wahrte, daß sie mehr Einsamkeit als die Tagesgefälligen braucht, daß sie umständlicher und auch wieder einfältiger spricht, als die Kultur von heute fordert. Sie lebt noch im Gleichnis des Märchens, in der Tragödie der Ballade, meinetwegen auch in der umständlichen Freude an kleinen Alltäglichkeiten, die sie gern zwischen der Handlung sammelnd schildert. Ihr Drang von Mensch zu Menschheit geht einen eigensinnigen Weg, aber ich glaube, daß er ein

Digitized by Google

nachhaltiger sein wird, weil er immer an des Menschen Wert und Güte glaubt. Und ihr inneres Ergründen geht nicht über Bekenntnisse und Aufschreie; aber ich glaube, daß ihr Suchen trotzdem tiefer ist, so wie es aus der Qual der schicksalsfragenden balladesken Epik und aus dem fröhlichen Gelächter über die Narretei der Zwischenwelt von uns zu Gott aufklingt. Hans Friedrich Blunck

Volk ohne Raum* Hier ist ein Buch, über das sich keine literarisch kritische Besprechung schreiben läßt. Nicht etwa, weil es nicht literarisch im Sinne eines Kunstwerks wäre. Der es geschrieben hat, ist ein Künstler, ein Könner aus reifer Kraft, der seine Mittel kennt und beherrscht, der heiß und kühl zugleich zu sein versteht, wie es der echte Künstler sein soll, um die glühend flüssigen Massen des intuitiv Geschauten mit sicheren und festen Händen in Maß und in Form zu bringen. Und er ist zugleich ein Künstler von einem Schlag, den wir nur allzuwenig im heutigen Deutschland besitzen: einer, der die Brücke zu spannen weiß über die tiefe Kluft, die heute unser Volk in zwei Schichten verschiedener Sprache scheidet, und dessen Buch man sowohl dem höher Gebildeten wie dem einfachen Werkmann oder Bauern in die Hand geben könnte.

Aber in diesem Buche geht es dem Verfasser nicht um die Kunst und Form, sondern diese ist ihm nur die selbstverständliche Schale um den lebendigen Kern. Das Buch ist ein Zweckbuch. Nicht etwa ein Tendenzbuch im Sinne irgendeiner Partei, aber ein Zweckbuch in jenem letzten und tiefsten Sinne, daß alle seine Menschen und Geschehnisse nicht da sind um ihrer selbst willen und aus dem schöpferisch spielenden Muß des Gestaltungsdranges heraus, sondern um einer heiß und schmerzhaft erlebten Wahrheit und Erkenntnis des Dichters willen, die ihm auf der Seele brennt, und die er durch sie hinausrufen und hinauswerfen muß unter alle, die sie hören und erfassen können.

Der Inhalt des Buches in seiner überquellenden lebendigen Fülle ist hier auf knappem Raum nur andeutend zu skizzieren. Es berichtet vom Leben eines niederdeutschen Menschen, Cornelius Friebott, geboren in deutschestem Landstrich und am deutschesten Strom, der Oberweser, aus einem Geschlecht, das langsam aus der geistig führenden Schicht heruntergesunken ist und doch die geistige Sehnsucht und den Wiederauftrieb noch im Blute trägt. Von der Enge und Arbeitsnot der Heimat an die Wand gedrückt und an jedem Aufstieg gehindert, läßt er sich durch Schicksal und Willen meerüber ins neue weitere Deutschland, nach Südwestafrika, führen. Und dort lernt er in jahrzehntelangem hartem und stolzem Arbeitsleben als Farmer, Handwerker, Schutztruppler das Eine, was die Menschen der alten engen Heimat nicht können — auch heute noch nicht können! — diese geliebte Heimat von außen sehen, entrückt aus allem wirren Parteigeschwätz und -gebelfer, mit jenem unbeirrbar objektiven und freien Blick für das Eigentliche, Wesentliche, den eben nur der Abstand gibt. Und er lernt in der strengen Schule des zwischen mißgünstigen Fremdvölkern aufstrebenden Kolonialdeutschtums der Vorkriegszeit, in der langsam abwürgenden Not der Kriegsjahre und der Rechtlosigkeit und Schmach des Zusammenbruchs, als Gefangener, als zum Tode verurteilter gehetzter Flüchtling, als vertriebener Heimkehrer in die alte, noch ärmer und enger gewordene Heimat die bittere und schwere Erkenntnis der großen, der

* Hans Grimm, Volk ohne Raum. 2 Bde. Verlag Albert Langen, München.

Digitized by Google

einzigen deutschen Not, um derentwillen der Dichter Hans Grimm sein Buch schreiben mußte: Volk ohne Raum.

Dieses Buch ist nicht erdichtet, sondern erlebt — und erlitten. Ob dieser niederdeutsche Mensch Cornelius Friebott dieses Leben wirklich gelebt hat, von dem berichtet wird, darauf kommt es dabei nicht an. Vielleicht haben es viele gelebt, der Eine dies Stück und der Andere jenes, und der Dichter hat sie alle in dies eine Leben zusammengeschmolzen, darin sich wie in einem Brennpunkt alle deutsche Not jahrzehntelanger Vergangenheit und noch nicht absehbarer Zukunft sammelt. Was Hunderttausende deutscher Menschen in diesen Jahrzehnten erlebten, ohne es zu wissen, was sie bruchstückhaft und durch ihre Parteibrillen in Zeitungsberichten und Leitartikeln verschiedenster Färbung lasen, was sie am eigenen Leibe erfuhren und doch nicht zu deuten wußten, das deutsche Volksschicksal — das ist hier Gestalt geworden, ein Zug von Gestalten, alle lebendig, handelnd, leidend, Mund, der zu dir spricht, Auge, das dich ansieht: das bist du!

Und es ist, das muß auch noch gesagt werden, ein Mannesbuch, das hier geschrieben ist. Nicht etwa, daß nicht auch Frauen es lesen und von ihm erfaßt werden könnten. Denn Mannheit, Mannhaftigkeit ist nicht Geschlecht, sondern Wesensart. Sie heißt: Nicht Geschwätz, sondern Tat. Nicht klagen, sondern die Zähne zusammenbeißen. Nicht sein bestes Gefühl preisgeben und verreden, sondern es heilig schamhaft halten und es leben. Sowohl das Gefühl zum Weibe oder das des Weibes zum Manne, sowie das für Vaterland und Gott. In diesem Sinne ist es ein Mannesbuch. Und in diesem Sinne gibt es gottlob auch in unserer verworrenen Zeit und in unserem zersetzten Deutschland noch Frauen mehr als genug — vor allem Frauen jener Schichten, die tapfer und klaglos ein arm und hart gewordenes Leben auf sich nehmen — die das Buch lesen, lieben und erleben werden.

Und denen, die es so erleben, wie es erlebt sein will, gibt es nicht nur jene harte und bittere Erkenntnis, die es in seinem Titel ausspricht. Denn auch darum ist es ein rechtes Mannesbuch, daß mit der Last auch die Kraft kennt, und daß es trotz aller Schwere ausklingt in einen schlichten und tapferen Glauben.

Hans Grimms Buch „Volk ohne Raum" ist nicht Literatur im Sinne von Wortkunst, es ist eine Tat und ein deutsches geistiges Ereignis. Es ist ein Weckruf. Diese Zeilen wollen dazu beitragen, daß viele diesen Weckruf hören.

Lulu von Strauß und Torney

Ein Philosoph nach der deutschen Art

Es scheint, daß die menschlichen Denkformen in großen Zyklen wiederkehren. Die philosophischen Begriffe und Kunstanschauungen haben eine ihnen innewohnende Rhythmik, die, in ihren Abläufen betrachtet, ganz deutlich einen Kreislauf der Ideen erkennen läßt. Schon vor Nietzsches und Spenglers Periodenlehre konnte man an dieser auffallenden Tatsache nicht vorübergehen. Wessen Denken die letzten zwei Jahrtausende lebendig erfaßt hat, wird unschwer die gleichen periodischen Strömungen aufdecken können, die von Zeit zu Zeit wiederkehren. Jedenfalls können wir feststellen, daß das Weltbild der frühen Neuzeit in uns immer lebendiger wird, daß eine Naturphilosophie heraufkommt, die immer deutlicher die Zeichen eines Nikolaus von Kues, Paracelsus oder der italienischen Naturphilosophen (Giordano Bruno) trägt. Denn das Naturbild der Griechen, besonders der Vorsokratiker und des Aristoteles, ist durch unser Tatsachenmaterial

Digitized by Google

überholt, Schelling hinwiederum zu spekulativ und gestaltlos. Bei Paracelsus hingegen sind alle Tendenzen der Gegenwart vereinigt: Dynamik, Tiefe des Blicks und die Verbindung mit der Religion. Noch bis vor kurzem war es aber so gut wie unmöglich, eine gründlichere Kenntnis des paracelsischen Denkens zu erlangen. Erst die Auswahl Rudolf Kaysers im Inselverlag erschloß dessen reiche Geisteswelt und erweckte das Interesse, das Gesamtwerk dieses Meisters kennen zu lernen. So blieben nur die alten Huserschen Ausgaben, die aber die Lektüre Hohenheims oft zur Qual machten. Denn der verworrene Satzbau seiner dialektisch gefärbten Schreibweise stört empfindlich den Gedankenbau des Philosophen und erfordert peinlichste Aufmerksamkeit, um sich im Labyrinth seiner Satzverschlingungen nicht zu verirren. So kann auch die im Entstehen begriffene Paracelsusausgabe von Sudhoff und Matthiessen, die sich an den Huserschen Text hält und das Schwyzerdütsch des Paracelsus wortwörtlich bringt, nur dort von Belang sein, wo es sich um philologische Einzeluntersuchungen handelt. Der Geist und der Sinn Hohenheims wird uns aber am eindrücklichsten in der neuhochdeutschen Übersetzung vermittelt, die soeben der Wiener Dozent Dr. Bernhard Aschner bei Gustav Fischer in Jena erscheinen läßt. Hier klingt ein klares, zeitgemäßes Deutsch, das die Gedanken Hohenheims in anschaulicher Plastik aufleben läßt und so den reichen Schatz seines Denkens der Nachwelt fruchtbar macht.

Merkwürdig war das Leben dieses Mannes, noch merkwürdiger erscheint uns sein Wirken über die Jahrhunderte hinaus. Dem achtzehnten Jahrhundert galt er als Scharlatan und eitler Prahler; kein Wunder, daß die Aufklärung mit seiner Naturmystik nichts anfangen konnte. Damals vermischte sich seine Gestalt mit sagenhaften Elementen und so konnte er dem jungen Goethe in der Straßburger Zeit als Vorbild zum Faust vorschweben. Erst die Romantiker, vor allem Franz von Baader und Schelling, lösten ihn aus dem abgeschmackten Legendenkreis, der sich um ihn herum gebildet hatte, aber es dauerte immer noch ein Jahrhundert, bis man darauf kam, welch ein universaler Geist in ihm lebte. Jetzt neigte man sogar dazu, in ihm einen Propheten und Religionsstifter zu sehen, ein geradezu übernatürliches Wesen, einen Mahatma, wie es der Theosoph Franz Hartmann tat. Paracelsus sagte aber von seiner Stellung: „Denn nicht ein Apostel oder dergleichen bin ich, sondern ein Philosoph nach der deutschen Art. Für die schreibe ich, die in Christo getauft sind, aber ihn nicht hören wollen." Aus diesem deutschchristlichen Sinn heraus ist also Paracelsus zu verstehen. Seine Medizin, die ihn am meisten berühmt gemacht hatte, ist also keine bloße Erfahrungswissenschaft, sondern ein Teilgebiet der praktischen Religion, wie ja alles bei ihm nur Geltung in Beziehung auf Gott hat. „Christus ist der oberste Arzt." Zumal in den Büchern Paragranum und Paramirum zeigt sich seine Naturphilosophie als religiöse Lehre. Gott selbst ist zwar unerforschlich, aber alle seine Werke haben analoge Gesetze, dermaßen, daß eine Erkenntnis der geistigen Prinzipien den Schlüssel für die Naturwissenschaft bildet. Krankheiten müssen also vom Geist aus geheilt werden. Alles, was Coué jetzt lehrt, hat Paracelsus schon vor vierhundert Jahren gewußt. Nichts in der Welt steht für sich gesondert da, alles ist in Beziehung untereinander, vor allem regeln die Gestirne das Leben auf Erden und ihre Erkenntnis ist gleichzeitig Kenntnis der irdischen Dinge. Die Sterne prägen jedem entstehenden Wesen eine Signatur auf, deren Verständnis für den Arzt unbedingt notwendig ist, um aus ihrer Störung die Art der Krankheit erkennen zu können.

Digitized by Google

Diese christliche Naturphilosophie weiß nichts von leeren Spekulationen und nichts von naturfremder Mystik. Alles ist intensives Leben, ist Kräfteüberschuß. Der Mensch ist dazu da, diese Kräfte zu ordnen und den Zwecken des Geistes dienstbar zu machen. So kämpft Paracelsus gegen zwei Fronten, einmal gegen die mechanistische Weltauffassung und dann gegen inhaltslose Theologie. „Die Natur und der heilige Geist sind eins", sagt er einmal. Aber nicht „Deus sive natura", wie später Spinoza, sondern die Natur als Ausdrucksform Gottes betrachtet. Je tiefer er in die Natur eindringt, um so näher kommt er (zwar nicht zu Gott selbst) zu Gottes Anschaulichkeit. Dafür kämpft er mit leidenschaftlichem Eifer wie Luther oder Hutten, echtdeutsch in seinem tiefen Naturgefühl, unbeugsam in seinem Ringen um Gott.

Der erschienene erste Band, dessen mustergültiges Deutsch die schwierigen Gedanken anschaulich darstellt, macht auf die weiteren Bände neugierig, welche die philosophischen Werke, die Philosophia sagax und die Philosophia occulta bringen werden. Nur wer Paracelsus früher nach der alten Huser-Ausgabe studiert hat, kann ermessen, welche gewaltige Arbeit in Aschners Übersetzungswerk liegt. Ihm ist es zu verdanken, daß in Paracelsus einer der größten Denker aller Zeiten wieder erkannt wird, ein Philosoph nach der deutschen Art. Franz Spunda

Das deutsche Kunstmärchen

Es ist von den Kennern der Urschönheit des Märchens oft geklagt worden, wie fern unsre Zeit dem Verständnis der Märchendichtung gerückt sei, die man bestenfalls als einen Zeitvertreib des Kindes ansehen möchte. Verschiedene Anzeichen deuten aber darauf hin, daß dem Märchen neue Gewalt über die Herzen der Menschen geschenkt werden wird. Und zwar geht der Weg diesmal nicht von den Grimmschen Volksmärchen, nicht von Andersen, auch nicht von den bloßen Buchmärchen Manfred Rybers aus, sondern von der Entdeckung des Märchenschatzes der Welt. Wie im 18. Jahrhundert das französische und später italienische Kunstmärchen die deutsche Märchenphantasie neu erweckt und befruchtet haben, so strömen heut die Volksmärchen aller Welt, von den europäischen Nachbarn, Nord- und Südvölkern bis zu den fernsten Kulturrassen und Mythen der echtesten Naturvölker zu uns über. Das Märchenreich bekommt einen Welthorizont, wie unser Kulturdasein überhaupt. Ich habe immer wieder gesehen, daß die Märchen der Weltliteratur mit Eifer gelesen werden, von Kindern und von Herangewachsenen. Aber jeder Horizonterweiterung verschwistert sich organisch auch eine Vertiefung der Daseinsgrundlage. Wie Verhaeren zugleich Hymniker der neuen Weltenergien und Rapsode der belgischen Heimat war, so steht uns neben der Welterschließung die Heimatverwurzelung, die liebevolle Pflege der Umwelt. So scheint auch das Märchen neue Kräfte aus der Heimat zu saugen. Jaunert sammelte die deutschen Märchen nach Grimm, Wisser die plattdeutschen Märchen, bestes Volksgut aller deutschen Landschaften wird neu herausgegeben. Von da aus gewinnt auch das Kunstmärchen einen ganz neuen Antrieb, der seine Vordeutung bereits in Mörike fand: es ist die Erneuerung des Kunstmärchens aus den erdnahen, ganz ins Volksmäßige versenkten Grundwurzeln der Heimatdichtung. Auf niederdeutschem Gebiete ist hier vor allem Hans Friedrich Blunck zu nennen. Auf solchem doppelten Wege der Erneuerung wird unser Sinn auch wieder hellhörig werden für die schlichte Tiefe des Grimmschen Märchens und für den Glanz des deutschen Kunstmärchens überhaupt.

Digitized by Google

Schon heute merkt man bei der Arbeit am Märchen in den Schulen (und nicht etwa in den Unterstufen, sondern im vorgerückteren Alter, das auch Märchenforschung begreifen kann), wie schnell die anfangs auftretende Unlust und Geringschätzung in helle Begeisterung umschlägt. Diese Freudlosigkeit am Märchen ist aber vor allem auch Schuld der gekürzten und versimpelten „Kinderausgaben" mit den entsprechenden geschmacklosen Bildern. Jedenfalls: echte Märchen werden wieder verstanden, und ich erlebte gelegentlich die begeisterte Freude eines Tertianers, der sich E. T. A. Hoffmanns „Goldenen Topf" durchgelesen hatte: „Das ist ja eine wirklich herrliche Phantasie!"

Unsre mittelalterliche Dichtung war innig erfüllt von dem Geiste des Märchens: das Rittertum des Parzival, Tristan und der Tafelrunde König Artus reitet ja eigentlich durch ein Zauberland und steht im Dienste einer verzauberten Märchenwelt. Das Märchen ist nicht isoliert, sondern unlösbar verbunden mit einer Umwelt von satter Farbe und schwelgerischer Musik. Und mit jeder neuen Schau zauberischer Farben und erlösender Musik kehrt auch das zeitweilig verbannte Märchen in die Dichterheimat zurück, so nach der Vertreibung durch die Verstandesdürre des 17. Jahrhunderts beim Erblühen der Romantik am Ende des 18. Jahrhunderts.

Das Kunstmärchen hat nun eigentlich das Volksmärchen neu belebt. Lange Zeit hindurch war allerdings das deutsche Kunstmärchen nur ein verkünsteltes Volksmärchen, bis es sein eigenes Wesen fand. Ist das Volksmärchen ein Symbol des lebenden Volksmythos bestimmter Zeiten, so würde das Kunstmärchen seine Erfüllung finden in einer Symbolisierung der mythischen Innenkräfte des Dichters. Das erste Beispiel dieser Art, Goethes „Märchen", ist zugleich eins der größten. Mag sein, daß die Geheimdeutungen, die Freimaurer wie Antroposophen diesem schillernden Geschling unerschöpflicher Phantasie geben wollen, nicht zu recht bestehen, so ist es doch der symbolische Ausdruck eines weisen Lebensgehaltes, der eben bildhaft und durch Anschauungen, nicht durch die nackte Idee dem Geheimnis zu nahen sucht. Es ist kein Luxusmärchen, von einer l'art-pour-l'art-Gesinnung, sondern der schönste Gegenpol zur Gradheit und Durchsichtigkeit des Volksmärchens. Nur Oscar Wilde hat sprachlich und in der Farbengebung einen ähnlichen Zauber geschaffen, obwohl seine Symbolik weniger auf Weltdeutung als auf das persönliche Dichterschicksal geht, und sein Märchen einem reinen Ästhetizismus bedenklich nahe kommt.

„Alles Poetische muß märchenhaft sein", mit diesem Motto von Novalis darf die ganze romantische Dichtung umschrieben werden. Sie kreist im ewigen Bemühen und edlen Drange um das Märchen als Urform der Dichtung. Trotzdem sie vom Geiste des Märchens ganz und gar gesättigt erscheint, trotzdem überall ein magisches Blinken und zauberisches Funkeln zu gewahren ist, sind ihr doch nur wenige selbständige Kunstmärchen ganz gelungen, viele blieben von den Schlacken der Formungsgluten behaftet. Bei Novalis ist das Märchen zu sehr von der abstrakten Ideenschau belastet, bei Tieck erlahmt es unter einem falschen Pathos der Routine, bei Brentano leidet es unter einer maßlosen Bizarrheit und Überspitzung, bei Arnim gerät es in unablösbare Verquickung mit novellistischen Momenten. Außerdem steigert sich sein Umfang, der die Form des Märchens allmählich sprengt, so daß mit Brentanos „Gockel und Hinkel", mit E. T. A. Hoffmanns „Goldenem Topf", Chamissos „Schlemihl" eigentlich das Kunstmärchen zur Märchennovelle geworden ist. So vollendete Ausgestaltungen, wie sie in Tiecks „Blondem Eck-

Digitized by Google

bert", in einzelnen der kürzeren Märchen Brentanos und bei Kerner sich darstellen, sind selten, aber sie beglücken uns mit dem Atem reinster Dichtung, die zugleich ein Weltbild schafft, Bild einer Zeit, die den waltenden Kräften von Natur und Volk in ungeahnter Weise nahegekommen war, die gerade auch im Märchen sich ein Abbild ihres irrationalen Glaubens schuf.

Häufig sind die Symptome eines Kulturabschnittes im Augenblick seiner Überwindung am deutlichsten zu beobachten. So ist der Dichter, der am Rande der Romantik steht, der in sich schon ihre Überwindung einleitet, stets als der sichtbarste Ausdruck der Romantik gefeiert worden: E. T. A. Hoffmann. Seine Ironie, seine Übersteigerung romantischer Motive, sein innerer Realismus, der sich bereits in den Beobachtungen des „Kater Murr" deutlich enthüllt, drängt über die Romantik schließlich hinaus, und in der gleichen Weise stellt Immermann nach seiner romantischen Frühentwicklung die realistische Westfalengeschichte im „Oberhof" der bereits lügenhaft gewordenen Romantikerwelt Münchhausens gegenüber. Immermann gelingt es nun noch einmal, ein Märchen von der kosmischen Phantasie Goethes und Hoffmanns zu schaffen, das noch ganz innerhalb der symbolischen Phantasie beharrt: es ist das „Mondscheinmärchen", mitten im „Epigonen"-Roman versteckt, das andererseits schon Raabes Ergriffenheit vom „deutschen Mondschein" vorahnen läßt. Nur einmal finden wir ein solches Märchen des großen Weltenkosmos, bei Hoffmann bricht seine Zweiwelten-Erfassung, seine Ironie auch in das Märchen ein: am deutlichsten im „Goldenen Topf", wo der Phantasiewelt, der Ausgeburt eines dichterischen, von der Schönheit ergriffenen Seele, die Alltagswelt nüchtern und hell gegenübergestellt wird. So sehr Hoffmann sich auch am Schluß auf Seiten der farbigen Schau der Phantasie stellt, so sehr spürt man aber den inneren Riß, der hier zwischen Romantik und Wirklichkeit aufgetan ist. Allerdings gelingt es dem Dichter durch seine unvergleichlichen Sprach- und Formkräfte das Ganze zu einem außerordentlichen dichterischen Range zu erheben. Auf diesem Wege findet er einen Gefährten in Chamisso und seinem „Peter Schlemihl", der allerdings bei leise anklingender Ironie doch die Gegensatzwelten stärker in eins gebracht hat. Auch bei ihm denken wir, dem Charakter des Ganzen gemäß, mehr an ein „Wirklichkeits"- als an ein reines Phantasiemärchen vom Goetheschen Typus.

So ist also die Romantik mehr der Schauplatz eines beständigen Ringens um das Kunstmärchen als der seiner ständigen Erfüllung. Hinzu kommen viele, und wohl in dichterischem Sinne falsch eingestellte Bemühungen, das Volksmärchen durch persönliche Zutaten oder Umformungen neu zu gestalten oder zu dramatisieren. Hier verwischt sich die Grenze von Volks- und Kunstmärchen zu Ungunsten beider Formen, ähnlich wie es bei den „Verbesserungen" oder Judichtungen des „Wunderhorns" geschah. Die Kraft eines volksechten Kunstmärchens, das sozusagen Bauerngut werden konnte, sollte erst aus der eigentlichen Heimatsdichtung erwachsen (bei Mörike, Löns, Blunck). Das zweite unsterbliche Verdienst der Romantik für die Sache des Märchens ist aber die Sammlung und Bewunderung des echten Volksmärchens in der selbstlosen, volksgetreuen Aufzeichnung der Brüder Grimm.

Diese Skizze über das Kunstmärchen weicht in einigen Deutungen von einem Buche ab, das wohl jetzt als das Grundwerk über dies Gebiet angesehen werden muß: Richard Benz, Märchen-Dichtung der Romantiker*. Es bleibt mir noch übrig,

* Eugen Diederichs Verlag, Jena, 2. Ausgabe 1926.

Digitized by Google

kurz auf dies feinsinnige, wissenschaftlich wertvolle Werk einzugehen. Der Stil des Buches, besonders in der Ausbreitung der Vorgeschichte, die Sorgsamkeit der Anmerkungen werden es in erster Linie gerade dem Forscher empfehlen; die Flüssigkeit der Hauptkapitel mit den klaren Inhaltsangaben, die Ableitung des Wesens der Romantik von der Ausdrucksgestaltung auf dem Märchengebiete werden auch dem gebildeten Laien wichtige Fingerzeige geben. Erfreischend wirkt die Stellungnahme gegen gewisse allgemeingültige Werturteile: gegen die große Überschätzung der Musäusschen Märchen, die doch tatsächlich nur eine Verderbung des Volksmärchens darstellen, die Klarlegung der Seichtheit in Fouqués „Undine", die Bloßstellungen der literarhistorischen Methode, die überall den Vorbildern und Entlehnungen nachspürt und damit ihrer Pflicht genügt zu haben glaubt. Andrerseits erfahren wir wichtiges über die erste wirkliche deutsche Volksmärchensammlung (Erfurt 1787), wird der Maler Philipp Otto Runge uns als Märchensammler vor Grimm wieder lebendig gemacht und Brentano nach seiner malerischen Seite gewürdigt. Kerner, Arnim und Brentano werden als Märchendichter wieder neu ins Licht gestellt. Abweichend ist mein Empfinden allerdings bei Brentano, trotz der eingehenden und warmen Würdigung bei Benz. Brentanos nicht ganz glückliche Blutmischung ließ ihn nur selten zu so schöner Reife der Dichtung gelangen, wie in der Novelle vom „Braven Kasperl und dem Schönen Annerl". Gerade sein langes Märchen von „Gockel, Hinkel und Gackeleia" erscheint mir als nicht gelungen; auch Benz gibt zu, man könne es kaum hintereinander durchlesen. Die Überspitzung von Phantasie und Witz führen zu uns nur schwer erträglichen Willkürlichkeiten der Namengebung und Diktion. (Wenn er z. B. zu „Altvordern" die „Junghintern" bildet.) Es gerät ihm zuweilen die Technik der eingestreuten Verschen so wenig wie Tieck, es wird eine Art Manier. Das schlimmste Beispiel steht gerade im „Gockel", im Gesang des Mäuschens Sissi:

Denn wie Frau Katalani singt,
Mein Stimmlein bei den Mäusen klingt.
Man hat mich drum als Gegensatz
Oft Mausalani auch genannt,
Weil Kata etwas klingt wie Katz,
Hat man das Wort so angewandt;
Das Lani ließ man angehängt,
Weil man dabei an Wolle denkt. . . . (Lat. lana!!)

Gegen solche Verirrungen ist man bei der regen, sprunghaften Phantasie Brentanos fast nirgends gesichert. Und obwohl Benz über eine solche Kritik an Brentano das Verdikt spricht, wird sie doch für viele sonst sehr eifrige Bewunderer der Romantik, ja Brentanos selbst bestehen. Man kann die Namengebung im „Gokkel" wie Benz als geistvoll und witzig ansehen, man kann aber ebenso ernsthaft Eifrasius, Lilegia und Kronovus als störende Epiteta empfinden. Trotzdem werden wir aus Benz viel positives über Brentano erfahren können, und vielleicht führt uns seine starke Stellungnahme für den Dichter allmählich selbst zu einer anderen Wertung.

Es mag schon so sein, daß Andersens Bücher unsre Generation für das deutsche Märchen verdorben haben. Aber schließlich ist das nicht Andersens Schuld, das hätte wohl noch mehr betont werden können. Andersen ist ja doch nicht nur ein Könner, ein geschickter Handhaber der Märchenform, sondern ein Dichter wirklichen Ranges, der in der Form des Kunstmärchens, der phantasiemäßig verleben-

Digitized by Google

digten Wirklichkeit und Umwelt seine eigene Tragik zu objektivieren sucht. Allerdings kein Dichter nur für Kinder, die seiner Subtilität nicht im letzten gewachsen sind!

Man möchte wohl nach der aufschlußreichen Lektüre des Benzschen Buches den Wunsch anschließen, der Verfasser möge das Buch einmal zu einer Gesamtuntersuchung des Kunstmärchens — nicht nur der romantischen Zeit — erweitern. Und unsere Verleger werden uns hoffentlich das deutsche Kunstmärchen in neuen Ausgaben wiederschenken.

Alfred Ehrentreich

Grenzen der Volksbildung

Als, kurz nach der Revolution, unser voriger Reichskanzler, damals noch Oberbürgermeister jener großen Ruhrstadt, das plötzliche instinktiv-organische Aufsprießen einer Arbeiterbildungsgemeinde erlebte und als kluger Verwalter das wilde Pflänzchen in Pflege nahm, es beschnitt, düngte, festband und als Volkshochschule etikettierte, da äußerte er einmal in dem betreuenden Ausschuß den vorsorglichen Verdacht, das junge Wesen möchte die ganze breite Masse der Arbeiterschaft überwuchern und bedürfte darum, mit Rücksicht auf die schmalen zur Verfügung stehenden Mittel, weislich vorbeugender Schranken. Die mit dem Volk verbundenen Arbeiterbildner lächelten. Die Bewegung werde immer nur einer kleinen Minderheit dienen dürfen. Die Masse werde nie kommen. Und so ist es geblieben, trotz eines lebensvollen Werbesystems, das durch die eigenen Organisationen der Arbeiterschaft wirklich an jedes ihrer Glieder heran dringt, trotz des steten, von Rückschlägen nicht unterbrochenen Anwachsens der Schule in jener Stadt (anderwärts, wo die Züchtung künstlich war, verkümmerte sie wohl auch). Als die vorher achtstündige Arbeitszeit wieder verlängert wurde, blieb ein Teil der Arbeiter weg und ein anderer Teil schlief in den abendlichen Kursen ein. Als die Arbeitslosigkeit anstieg und Tausende umfaßte, kamen einige Hunderte mehr zur Volkshochschule als in den früheren Jahren. Nun gibt es dort auch sonst noch viele Bildungsgelegenheit: Kurse für praktisch verwertbare Fortbildung, wie für Kultivierung der persönlichen Bildung, gewerkschaftliche und parteipolitische Führerkurse, religiöse und freidenkerische und alle möglichen anderen Vorträge. Aber wenn man auch all das großzügig zusammen rechnet, wenn man eine Anzahl von stillen systematischen Lesern hinzu schätzt, wird man überschläglich finden, daß schwerlich mehr als einer von hundert erwachsenen Einwohnern seine geistige Bildung stetig weiter ausbaut (abgesehen von den beruflichen Bildungspflegern, den Lehrern, von denen doch auch nur ein winziger Bruchteil seinen Geist über den handwerklichen Bedarf hinaus fördert).

Ohne dies zahlenmäßig ebenso nachweisen zu wollen, wie das in unserer Arbeiterstadt möglich ist, darf ich stimmungsmäßig nach reichlichen Erfahrungen behaupten, daß bei den Bauern auf dem Lande, von denen ja die Industriearbeiter abstammen, das innere Bedürfnis nach geistiger Bildung nicht größer ist. Und ebenso bei der vermöglichen und herrschenden Gesellschaftsschicht in den Städten und auf den Landgütern, wenn man den bloß modischen Bildungsschein als die nur äußerliche Gebärde nimmt, die er ist. Anderseits fand ich in allen Ständen, bei Bauern, Handwerkern, Kaufleuten, Offizieren, Beamten, Gelehrten und Geldherren ebenso wie bei den Industriearbeitern doch immer einige wenige Menschen, die nicht nachließen, das Leben betrachtend mit innerem Eifer zu erforschen. Diese

Digitized by Google

Proportion des Bildungsbedürfnisses scheint etwas allgemein Menschliches zu sein.

Worauf bezieht sich das triebhafte Bildungsbedürfnis? Wir haben uns angewöhnt darauf zu lauschen. Auch von bewußten Klassenkämpfern, deren praktischer Wille volkswirtschaftliche und gesellschaftswissenschaftliche Kenntnisse fordern müßte, werden nur eben gehorsam die von Partei und Gewerkschaft für ihre Funktionäre eingerichteten Kurse abgesessen. Von selbst verlangt auch der Industriearbeiter, der doch meist an einen Fortschritt der Geschichte glaubt, nur selten eine Ausbildung in Wirtschaftslehre und Geschichte. Eher und aus regerem Trieb fragt er nach der Wissenschaft über die Sterne und über die Schichtung der Erde, über Pflanze und Tier und Urmenschen — die bewußte Liebe zu Erdnatur und Weltall, die beim Bauern so merkwürdig selten ist, tritt bei seinem wacheren Kinde, dem Industriearbeiter, aus dem dumpf Triebhaften ins freudige Forschen empor. Die Künste sind ihm ein ersehntes, aber immer wieder befremdendes Gebiet, mit Wärme ergriffen nur dort, wo ein Zusammenhang mit Weltanschaulichem, mit dem Sinn des Lebens dämmert. Denn die Strömung der geistigen Sucher wendet sich der Religion, der Ethik, der Philosophie zu. Man hat rührende Beispiele, wie ungeschulte Arbeiter sich jahrelang mit Kants schweren Büchern herumbeißen, weil man ihnen gesagt hat, dort sitze der Kern der Welträtsel zum Knacken bereit. Und an der seltsamsten Mystik des biblischen Chiliasmus, wie des magischen Spiritismus berauschen sich Bauern wie Arbeiter und verstricken sich in wirren Symbolen geheimnisvoller Kräfte. Zuweilen findet man Sprachbegabungen, die verblüffend leicht in fremde Sprachen und ihren Geist hineinfinden, denen die Beweglichkeit Freude macht, sich zu tummeln in den Nüancen des Ausdrucks, den die Nationen für das gemeinmenschliche Erleben finden. Gar nicht selten ist dichterischer Drang, weniger die unmittelbare Umgebung als vielmehr die Erlebnisse der Idee zu gestalten. Da die überlieferten künstlerischen Formeln meist volksfremd und unschlicht sind, gerät solch dichterisches Bemühen fast nur zu hilflosem Fuchteln eines Hirtenknaben in einer Ritterrüstung. So mancherlei und oft zufällig dies Suchen der kleinen Schar von Bildungssehnenden im Volke ist, der Kern bleibt immer irgendein religiöser Trieb: einen geheimen Sinn des Lebens zu finden und verehren zu dürfen, erkennend anzubeten. Diese heimliche Gemeinde von grübelnden Einsiedlern lebt, aber sie ist klein.

Es ist noch nicht viele Jahrzehnte her, da warnten die Geistigen, dem naiven Volke, das Anteil an der Bildung begehrte, die Friedlosigkeit der Geistigkeit zu geben. Solche Sorge war überflüssig. Denn solche Friedlosigkeit ist eine seltene Gabe. Und ist jedenfalls kein Fluch, sondern eine Kraft. Die Friedlosigkeit der meisten Gebildeten aber kommt gewiß nicht von Geistigkeit her, sondern von der Unnatürlichkeit des körperlichen, beruflichen, gesellschaftlichen Lebens. Und eine ähnliche Unnatürlichkeit macht auch den Arbeiter friedlos. Aber die geistigen Bedürfnisse der meisten Arbeiter sowohl als auch Gebildeten sind sehr leicht zu befriedigen. Denn die meisten Menschen suchen keine Rätsel, sondern Lösungen. Und wer sucht, der findet. Wer unter die Arbeiter geht, dem fällt zuerst auf, wie rationalistisch sie denken. Die Welt ist ihnen zwar ein Gewirre von Problemen, aber sie sind überzeugt, daß die Wissenschaft bei einigem Fleiß diese Rätsel lösen kann (die wichtigsten hat sie schon gelöst), und daß dann alles klar sein wird. Die Handarbeiter sind rührend demütig in dem Glauben, daß die Kopfarbeiter diesen Haufen

Digitized by Google

Biblio... der ... Hamburg

von Aufgaben schon für die ganze Menschheit wegarbeiten werden; sie hoffen dann auch selbst davon zu profitieren und möchten einstweilen gern einigen Anteil an den vorläufigen Ergebnissen bekommen. Das ist nichts anderes, als wenn die noch kirchlich gebundenen Arbeiter und Bauern kindlich glauben, die Kirche sei ja doch im Besitz der lösenden Formeln; wenn man nur gründlich in diese etwas verwickelten Sätze und Sinnbilder eingeweiht wäre, so wäre alles in Ordnung. Und ich wage zu behaupten, daß vom Arbeiter und Bauern sich darin der Bürger gar nicht so sehr unterscheidet: auch er weiß wohl, es gibt Rätsel der Wissenschaft und des Lebens genug, aber er überläßt ihre Lösung getrost denen, die sich ordnungsmäßig damit zu befassen haben; als wäre solche Lösung überhaupt sichergestellt; Staat und Gemeinde haben ja in ihren Haushalten beträchtliche Posten dafür verrechnet, und man erfährt ja durch Zeitung und Vorträge immer mal was, wie weit man heutzutage damit ist. Die jungen Menschen freilich werden in den Entwicklungsjahren zum Teil grüblerisch und krittelig, die Welt scheint ihnen rätselträchtig und schwerverständlich, ja das ganze Leben in seinem Sinn und Wert quälend fragwürdig. Aber wir wissen ja, die schwärmerische Jugendbewegung, die wir noch vor wenigen Jahren erlebten, wie schnell ist sie verflogen! Und die heutige Jugend, die besten darunter wandern und treiben Sport — und das ist gewiß ganz natürlich und gesund — und die anderen spielen politisch verbrämte Indianerabenteuer in ihren Flegeljahren, um sich dann, bald ach wie bald! an die schwerfälligere Seßhaftigkeit bei Bier und Tabak zu gewöhnen. Und da genügt dem Arbeiter wie dem Bürger neben dem Zank mit Nachbarn und Kollegen durchaus der politische Kleinbetrieb als Ventil für sein überschüssiges Temperament — ach, die Politik ist ihnen ja kein Kraftwerk zur aktiven Umformung der Welt, sondern ein Gesellschaftsspiel, um sich mit den allernächsten Nachbarn herumzankend ihr schläfriges Selbstbewußtsein aufzumuntern, wie bei Skat und Regeln — in allen Parteien, in allen Parteien!

Politische Überzeugung, religiösen Glauben — das Beste, das Letzte überläßt man geruhig den wenigen Wissenden. Rationalismus, Aufklärung war einmal, im 18. Jahrhundert, eine kritische, eine schöpferische, weil zweiflerische, suchende Bewegung. Heute ist der materialistische Rationalismus des Industrievolks ebenso banal und passiv wie der kirchliche Dogmatismus der Bauern und der politische Traditionalismus unsres Bürgertums. Überall ist der scholastische Intellekt gleich unfruchtbar im Geistigen. Und schöpferische Kraft gleich selten. Und darum ist wirkliche Bildungsarbeit und wirkliches Bildungsbedürfnis so selten.

Und das ist natürlich. Das ist nicht beklagenswürdig. Auch das Proletariat wird keine tiefere und stärkere Kultur gebären als das Bürgertum. Die Arbeiter werden bestenfalls Bürger werden, aber nicht mehr. Man muß ihnen helfen, muß sie bilden, die Arbeiter wie die Bürger: damit sie fähig werden, unsere entartete und verschrobene Wirtschaft und Gesellschaft in lebenskräftigere Form einzurenken — das ist eine praktische, aber nicht eine philosophische Aufgabe, dafür sind die Menschen befähigt. Und da die Bildung der europäischen Menschheit mit einem abstrusen Gewirr veralteter Formeln und Symbole belastet ist, muß man ihren Denkapparat erleichtern durch kritische Beseitigung des Verbrauchten und rationale Verfertigung zeitgemäßer Begriffe — das ist das trockene und nützliche Handwerk der Populärwissenschaft.

Aber zu Mystikern wird man die Masse nicht machen. Nicht machen können.

Digitized by Google

Trotz der jüngsten mystischen Mode. Der Mystiker schwebt zwischen ewigen Rätseln. Nicht nur mit geistigen Formeln der Polarität, des Dualismus, des Pandämonismus. Sondern mit seinem Lebensgefühl. Und daraus strömt ewige Unruhe. „Auf keiner Stätte zu ruhen", ja das ist dem Menschen vorbehalten. Aber nur wenigen. Die meisten werden seßhaft, müssen es werden. Von den schwebenden Geistern strömen befruchtende Kräfte über die friedlichen Seelen hin, sie langsam verzaubernd in wechselnde Gestalt. Das ist genug. Die geruhigen Seelen haben im praktischen Leben ihr Teil zu leisten, in Tat und Behagen.

Mag der gefürchtete Amerikanismus kommen und Europa rationalisieren! Mag er auch das romantisch vergrübelte Deutschland überfluten und ausfegen! Das ist gesünder, ehrlicher, als wenn wir angeblichen Weltkulturpriester uns samt und sonders als mystische Kulturgemeinde drapieren wollten (und sind vielleicht nur schwerfälliger wandelbare Spießbürger). Nur ganz wenige unter uns Deutschen (wie unter den übrigen Europäern) haben die ewige Unruhe des mystischen Drangs in sich. Diese wenigen kommen aus allen Ständen und Klassen, und es wäre schön, wenn sie sich fänden und verstünden. Aber das übrige Volk, die breite Masse aller Klassen gehört der nüchternen Lebenspraxis. Verschonen wir sie mit einer Bildung, die sie nicht suchen noch brauchen! Stopfen wir ihnen weder neue noch alte Mysterien in die Köpfe! Immer wieder vom Altertum bis zur Gegenwart wurden Mysterienbünde der Ahnungsvollen ausgeweitet und versteift zu gesellschaftlichen Vereinsgilden, und immer wieder wurden sie dadurch entweiht, die heimliche unsichtbare Kirche wurde zur sichtbaren Hierarchie verfälscht.

Aber der Weise weiß, daß der Geist weht, wo er will. Er weiß, daß die Fülle bewußtlosen Weltlebens nicht nur durch Sterne, Meere, Pflanzen, Tiere strömt, sondern auch träumerisch durch die Masse der triebhaften einfachen Menschen, und nur über wenigen Häuptern flackert ruhlos das ewige Lämpchen der Weltbesinnung. Lassen wir jedem sein Lebensteil! Gustav Müller-Wolf

Europäische Kulturpolitik Es gibt zur Zeit in Deutschland nur wenig Persönlichkeiten, die im Werktag des politischen Lebens den nüchternen Blick für die Realitäten mit einem starken Sinn für den Geist und seine ewigen Angelegenheiten zu vereinigen wissen. Unter ihnen nimmt Frau Gertrud Bäumer eine bedeutende Stellung ein. Als Frauenführerin im Reichstag, als Beamter des Staates, als Schriftstellerin von Rang ist es ihr gelungen, in intensiver kulturpolitischer Arbeit eine Brücke vom Geist zur Wirklichkeit zu schlagen, die gestützt wird von den tragfähigsten Pfeilern der deutschen Geistestradition und Humanität. Liest man heute, nach 10 Jahren, die Heimatchronik, die Gertrud Bäumer als Gegenstück zu Naumanns Kriegschronik während des Weltkrieges in der „Hilfe" veröffentlicht hat, so ist man erstaunt über die tiefe und sachlich-sichere Art, in der das Geschehen hier erfaßt wurde. Die Chronik wurde so bei all ihren notwendigen Mängeln zu einem wichtigen Hilfsmittel für den später nachpflügenden Historiker. In einer soeben erschienenen Broschüre („Europäische Kulturpolitik", Berlin 1926, Fa. A. Herbig, Verlagsbuchhandlung, M 2.—) wendet sich Frau Bäumer nun wieder von der Heimat zur Welt, von deutschen zu europäischen Problemen der Gegenwart.

Da ich niemand der kleinen Mühe und des großen Gewinns dieses 50 Seiten zu

Digitized by Google

lesen, berauben will, so stellen die folgende Sätze nur eine Bemerkung zu dieser wertvollen Schrift, nicht aber ihre Besprechung dar. Allein schon das dort mitgeteilte Material über den Geschichtsunterricht in Deutschland und Frankreich, wie über die Beziehungen der wissenschaftlichen Vereinigungen der Länder nach dem Kriege ist eine wertvolle Waffe für unsere Arbeit an der Aufhebung des geistigen Belagerungszustandes zwischen den europäischen Völkern.

Gertrud Bäumer huldigt auch hier nicht einer wurzellosen Ideologie oder einer bloß organisatorischen Betriebsamkeit*. Alle politischen und wirtschaftlichen Annäherungen der Völker (Locarno) bleiben letztlich wertlos ohne das gesunde europäische Gesamtbewußtsein einer natürlichen, geistigen und kulturellen Gemeinschaft. Das Bekenntnis zu europäischer Kultur wurzelt hier im Glauben an die Kultur des eigenen Volkes. Nur so läßt sich das von allen Kannegießern und geistigen Eintagsfliegen beliebte Würfelspiel: „hie national — hie international" vermeiden, nur dadurch die immer noch drohende Frage nach dem Untergang des Abendlandes tatkräftig verneinen. Gertrud Bäumer begreift endlich Nationalismus und religiöse Liebe zur Menschheit als Größen gleicher Ordnung. „Beides sind irrationale Mächte", über die sich nicht rechten und vernünfteln läßt.

Es ist interessant, daß Frau Bäumer die europäische Kultur in einem ähnlichen Sinne auffaßt wie vor hundert Jahren L. v. Ranke. Wie dieser von der Einheit der germanisch-romanischen Völker spricht, so setzt sie die Gleichung Europa als Kulturfaktor = Westeuropa ohne England; denn England ist ihr — wohl nicht ganz berechtigt, wenn man an eine Erscheinung wie Shaw denkt — das Land bloßer imperialer Zivilisation, gleichsam das Rom des modernen Europa; der russische Geist aber wird von ihr in seiner chaotisch elementaren Religiosität mehr als ein sinnvolles Gegenbild denn als Wesensbestandteil des europäischen Organismus empfunden. Nur die westeuropäischen Völker besitzen gemeinsames und verschiedenartiges Kulturgut. Um das Bewußtsein des Gemeinsamen zu vertiefen, müssen sie sich gegenseitig in ihrer Verschiedenartigkeit verstehen lernen. Dieses Verstehen umschließt aber eine theoretische und eine praktische Aufgabe: Die Eigenart von deutschem und lateinischem Volkstum muß erkannt und diese Erkenntnis des Gemeinsamen und Fremden wiederum der Jugend der Völker vermittelt werden.

Worin besteht nun die Eigenart der germanischen und der romanischen Kultur? Man erinnert sich hier der berühmten Scheidung von Ernst Tröltsch (vgl. jetzt seine „Gesammelte Werke", Band 4) zwischen dem naturrechtlich-mathematisch-positivistischen Denken des Westens und der historisch-individuellen organologischen Struktur des deutschen Geistes. Frau Bäumer spricht im Anschluß an eine Schrift des gedankenreichen Kurt Riezler von dem Unterschied zwischen „Gesetz und Gestalt". Tatsächlich sucht der deutsche Geist von Herder, Goethe und Ranke bis zu Spengler und Meinecke vor allem das Konkret-Individuelle in Leben und Geschichte, „die Gestalt". Allein die Antithese Frau Bäumers „rationale und phänomenologische Betrachtung" scheint mir dabei wenig glücklich. Denn auch die moderne Phänomeno-

* Die Schrift unterrichtet u. a. auch über die Kommission für geistige Zusammenarbeit beim Völkerbund und das ihr angegliederte Institut in Paris, doch erwartet sie mit Recht von den bloßen Einrichtungen nur wenig. Bei Drucklegung dieser Zeilen ist Frau Bäumer zum Mitglied der deutschen Delegation beim Völkerbund in Genf ernannt worden.

Digitized by Google

logie fahndet, trotz ihrer Methode der intuitiven Evidenz, nach dem rationalen a priori der Dinge, d. h. nach dem Gesetz in der Erscheinung.

Das gemeinsame und nun neuzuformende Kulturerbe Europas erblickt Gertrud Bäumer richtig in der Antike und im Christentum. Vielleicht könnte man dabei — freilich ohne kirchliche Enge — eine stärkere Betonung des zweiten Faktors wünschen; gerade die heutige Jugend aller Länder spürt ja wieder stark, wie hinfällig alle Kulturarbeit ohne religiöse Verwurzelung ist. Dieses Bewußtsein trug schon des jungen Novalis wundertiefen Aufsatz „Europa oder die Christenheit" (1799). Das Schiff des jungen Europa wird auch heute der Scylla einer religionslosen Technik wie der Carybdis einer kulturfeindlichen Kirchlichkeit (man blicke nur beispielsweise auf die zahlreichen Epigonen von Karl Barth) nur entrinnen, wenn es die Flagge eines gläubigen Dienstes am Ewigen und Absoluten hißt. Den schaffenden und formenden Geist als die höchste Realität zu erfassen, darin besteht trotz alledem der wahre und übernationale Realismus des 20. Jahrhunderts!

Die Macht, die in allen Ländern die kommende Generation formt und mitgestaltet, ist die Schule. Frau Bäumer sieht hier die Rolle des Mittlers zwischen den Völkern hauptsächlich beim Geschichtslehrer und beim Neuphilologen. Leider zeigt ihr Überblick über die höheren Schulen in Frankreich und Deutschland, wie weit der fremdsprachliche Unterricht in beiden Ländern von diesem Ziel heute entfernt ist. Der Geschichtsunterricht steht vor allem in Frankreich noch allzu stark im Bann nationalistischer Tendenzen. Längst überlebte Ladenhüter des fremden Schrifttums werden in beiden Ländern noch als Schullektüre verwandt, die fremde Kultur wird rein historisch und nicht in ihrem gegenwärtigen Stand betrachtet. Im Schuljahr 1921/22 wurde beispielsweise nur an einer höheren Lehranstalt Romain Rolland gelesen, während die abgedroschenen Stücke von Daudet, Maistre, Toepffer u. a. gut genug erschienen, um den Schülern die französische Geistigkeit zu demonstrieren. Ähnlich gilt in Belgien und Frankreich umgekehrt der Vorrang von Größen dritten Grades Ebers und Scheffel gegenüber den unbekannten Dehmel, Hauptmann und George. Gertrud Bäumer schlägt hier eine internationale Zusammenarbeit der höheren Lehrer vor; der deutsche Lehrer soll dadurch dem französischen, der französische dem deutschen den Überblick über die wesentlichsten Werke der jungen Produktion seines Landes verschaffen. Allein hier erscheint uns Frau Bäumer allzu optimistisch. Denn Voraussetzung für diesen Gedanken wäre für den deutschen Studienrat die Kenntnis der eignen jüngsten Literatur. Weiß Frau Bäumer, wie gering diese Kenntnis infolge eines einseitig historischen Bildungssystems ist? Der deutsche Studienrat versteht heute meist mehr von den Abenteuerromanen des 17. Jahrhunderts als von Werfel oder George. Hört er doch auf den Universitäten nur wenig davon. Und schlägt man etwa den Schluß der jetzt in 20. Auflage vorliegenden Literaturgeschichte von Koch oder ein weitverbreitetes Repetitorium der neueren deutschen Literatur in Frage und Antwort auf, so spottet die ignorante, feindselige und reaktionäre Darstellung der jüngsten Literatur bei beiden jeder Beschreibung. Hier wird von den sadistischen Tendenzen Georges gesprochen, dort die ganze Dichtung seit 1900 als „grotesk snobistisch" abgetan. Das preußische Kultusministerium hat neuerdings erfreulicherweise den „Europäismus" als die Bildungsidee des Realgymnasiums bezeichnet. Soll diese Idee realisiert werden, so möge es Sorge tragen, daß den höheren Lehrern der Kontakt mit dem zeitgenössischen deutschen Schaffen in Literatur und Kunst vermittelt werde! Ohne ihn bleibt

Digitized by Google

jede Vermittlung fremdländischer Geisteswerke letztlich eine sinn- und wertlose Chimäre.

Ernst Rohn-Urhoff

Russische Geschichtsphilosophie

Das 20. Jahrhundert scheint für Westeuropa das Jahrhundert der Geschichtsphilosophie zu werden. Auch frühere Zeiten haben mit den Problemen der Geschichte gerungen und nach dem Sinn dieser riesigen Menschheitsbewegung gesucht. Allein selten waren diese Probleme über alle Fachgelehrsamkeit hinaus so brennend aktuell und gleichsam eine Frage der innersten Existenz wie heute. Noch zur Zeit Gustav Freytags wurde die Arbeit des Bürgertums von einem bejahenden Geschichtsoptimismus getragen. Noch Ranke konnte als Nachfahre Herders und Humboldts sein Künstlerauge an der Fülle der historischen Gestalten laben. In den zerstörenden Mächten der Geschichte sah er von vornherein ein sinnvolles Spiel der Kräfte.

Wir wissen alle, wie diese Geschichtsfreudigkeit dem reißenden Strom der weitern Entwicklung des 19. Jahrhunderts zum Opfer fiel. Mehr und mehr drohte seitdem das überkommene Kulturgut den Erben zu erdrücken. Seit Jakob Burckhardt und Nietzsche wurde der Klageruf verständlich: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!" Die Geschichte erschien auf düsterm Hintergrund.

Die Relativität der Kultur und alles Geschehens wurde daher das Problem, das so verschieden geartete Geschichtsdenker wie Osw. Spengler, Ernst Troeltsch und Leop. Ziegler beschäftigt. Sie alle haben irgendwie die todbringende Dämonie des Phänomens der „Zeit" erfahren. Gerade aber in dieser heißen Auseinandersetzung mit dem Relativen ist unsere moderne Geschichtsphilosophie eine Philosophie der Kultur. Ob nämlich die Kultur als jetzt unmöglich völlig verneint, ob sie in kühnem Brückenbau zu neuen Werten trotzig bejaht wird, stets kreisen um sie doch letztlich alle bedeutenden Geschichtstheorien Deutschlands.

Anders im Osten, in Rußland. Zwar hat auch hier die Geschichtsphilosophie schon seit einem Jahrhundert weittragende öffentliche Bedeutung gewonnen. „Über den Konstruktionen der Geschichtsphilosophie" sagt Nic. Berdjajew, „bildete sich unser nationales Bewußtsein". Und derselbe Denker erklärt das Rätsel Rußlands und seiner Mission geradezu für ein Rätsel der Geschichtsphilosophie.

Das Problem Rußlands ist, wie viele Anzeichen lehren, nicht zuletzt ein religiöses. So muß daher auch die russische Geschichtstheorie vorwiegend Philosophie der Religion sein. Eine solche kennt auch der Westen. Allein sie entbehrt oftmals, allzu rasch in den Fischnetzen der Dogmatik gefangen, jener mystisch-irrationalen Tiefe, welche den Russen aus ihrer Eigenart wie ihrem Geschick zugewachsen ist.

Eine religiöse Geschichtslehre dieser Art stellt das bemerkenswerte Buch von Nicolaus Berdjajew, „Der Sinn der Geschichte, Versuch einer Philosophie des Menschengeschicks" (Deutsch bei O. Reichl, Darmstadt 1925) dar.

Es sind gesammelte Vorlesungen, die Berdjajew im Winter 1919—1920 an der „Freien Akademie für Geisteskultur" in Moskau gehalten hat. Graf Hermann Keyserling hat ihre deutsche Übersetzung eingeleitet.

Wenn Keyserling in der etwas skizzenhaften Einführung die Weltbedeutung des deutschen Geistes und des deutschen Idealismus einseitig zu Gunsten der Russen herabsetzt, so widerlegt ihn schlagend der Inhalt dieses Buches selbst. Wie viele andere Russen hat B. nämlich die stärksten Impulse von der deutschen idealistischen

Digitized by Google

Mystik eines Jakob Böhme, Schelling und Baader empfangen. Und wie die Schriften jener Deutschen ist sein Werk ein tiefer Brunnen geheimnisvoller Spekulation; vielleicht kann ihn der deutsche Leser nie ganz ausschöpfen. Denn nicht selten geht diese Tiefe auf Kosten der Klarheit und Durchsichtigkeit; immer aber sind die Gedanken dieses griechischen Katholiken von einem starken Pathos der Wahrheit durchglüht, von einer edlen Religiosität getragen.

Berdjajew strebt nach einer christlichen Geschichtslehre und preist gleichzeitig Heraklit als einen der größten Denker aller Zeiten. So vertritt er eine eigentümlich christlich gefärbte Mythologie der Bewegung. Sehr im Gegensatz zur dogmatischen Lehre vom ewig ruhenden Gott, ist ihm jedes Sein, das der schöpferischen Bewegung entbehrt, ein gemindertes Sein.

Das eben erscheint ihm als der höchste Sinn des Christentums, daß sich in ihm Metaphysisches und Geschichtliches aufs stärkste berühren. Gott lebt in der Geschichte, ohne in ihr aufzugehen. Berdjajews Standort ist genau in der Mitte zwischen dem absoluten Geschichtsphilosophen Hegel und der unhistorischen Religionslehre von Karl Barth. Für Hegel, der nur die eine Weltvernunft kennt, ist die Geschichte die Selbstvollendung des absoluten Geistes; Berdjajew dagegen scheidet die Sphäre der „himmlischen" von der „irdischen" Geschichte, ohne jedoch den inneren Zusammenhang beider zu leugnen. Denn die völlige Kluft, die etwa K. Barth zwischen dem Menschen und Gott, als dem „Ganz Andern", aufreißt, erkennt dieser Russe so wenig an wie sein Vorgänger Jakob Böhme. Eine gewisse Vermenschlichung der Gottesauffassung will B. bewußt und kühn bejahen.

Geschichte ist für ihn keine Zahnradbahn des Fortschritts, sondern Geschick, Schicksal, Passion; die himmlische Geschichte somit ein eschatologisches Drama der Freiheit und Liebe. Gott liebt seinen Andern (Christus!) und dürstet nach seiner Erwiderung. Nur das Sehnen Gottes nach seinem Gegenspiel (Jak. Böhme spricht von der dunklen Unnatur in Gott!) gibt den Schlüssel zur Enträtselung der himmlischen Geschichte und damit des Welt- und Menschengeschicks.

Ein Eckpfeiler in der Lehre dieses Russen ist ferner die Idee der Freiheit; aber auch hier wieder wird ihm nicht unser deutscher Gegensatz: die kausale Gebundenheit, die schöpferische Freiheit zum Problem. Nicht die erkenntnistheoretische Frage nach der Möglichkeit der Freiheit, sondern die ontologische nach dem Doppelgesicht dieser Freiheit bedrängt ihn. Auf dem Grunde der Geschichte liegt eine irrationale Freiheit, die ebensogut zum Guten wie zum Bösen führen kann. Geschichte ist sonach die tragische Möglichkeit zum Aufstieg wie zum Abfall, zur Evolution wie zur Involution.

Trotzdem bleibt Geschichte für den russischen Betrachter etwas außerordentlich Positives. Sie fällt nicht völlig mit dem grausigen Ablauf der „Zeit" zusammen, deren todbringende Zerrissenheit in die Einzelfetzen Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft eindringlich geschildert werden. Geschichte ist nicht nur Scheinhülle der Zeit, sondern auch zeitloser Kern eines schöpferischen Sinngehalts. Wir überwinden die Zerstückelung des Lebens durch die Zeit mit Hilfe der ewigen Mächte der Erinnerung. Man sieht, wie wenig den Russen die Geschichte zur Bürde und Last geworden ist. Das Sichversenken in die Tiefe der Zeiten führt sie in die Tiefe der eignen Existenz. Die „Kommunion mit der Geschichte" (wie es die nicht immer glatte Übersetzung ausdrückt) ist der Heilsweg des Menschen, auf dem er zugleich übergeschichtlichen Mächten begegnet.

Digitized by Google

Auf die in manchem originelle Deutung der einzelnen Geschichtsepochen kann hier nicht näher eingegangen werden. Besonders fruchtbar erfaßt Berdjajew die messianische Mission der Juden, wobei er den Zionismus völlig ablehnt. Im übrigen gilt seine Liebe spürbar dem christlichen Mittelalter. Ohne dessen Befreiung des Menschen von den Naturdämonen wäre die Naturbeherrschung der Renaissance nie möglich gewesen. Die Neuzeit bedeutet auch ihm einen Abfall. Aber Berdjajew wahrt die Weite einer Rankeschen Gerechtigkeit, wenn er auch noch diesen Abfall als sinnvoll empfindet.

In Summa: dieses seltsame Werk einer Geschichtsspekulation ist mehr Mythologie als Philosophie und läßt mit seinen tiefsinnigen Intuitionen manche Frage und Fragestellung offen. Aber das ist für den wachsamen Leser vielleicht nicht der geringste Ertrag seiner Lektüre. Ernst Rohn-Urhoff

Lebendige Geschichte Durch die Kyffhäusersage leben die Hohenstaufen wie kein anderes Kaisergeschlecht im Gedächtnis des deutschen Volkes. Wie stark der Eindruck ihrer größten Vertreter auf das Denken der Heimat war, beweisen die Volksbücher „von Barbarossa und von Friedrich dem Andern“* aus der Reformationszeit, die gerade mit dieser groß gesehenen Kaisergestalt ihr volkhaftes Sehnen und ihren politischen Willen verband. Wie sehr fehlt es unserer Zeit an dieser Schöpferkraft des Volkes, Geschichte solchergestalt lebendig zu erfassen, sich nicht an Schlagworte und „Entwicklungsgesetze“ zu verlieren, die das Gemüt leer lassen und unser Handeln nicht zu leiten vermögen. Dort aber schuf sich das Volk aus den großen Männern der Geschichte Mahnzeichen, die das politische Ziel und die geschichtsbildenden Möglichkeiten nicht in Lehrsätzen predigten, sondern im mitreißenden Beispiel vorlebten. Das war allerdings Historie nicht zum Nachteil des Lebens — und gerade darum in einem tieferen Sinne „wahr“ als unsere stolzen, mit Jahrtausenden und ganzen Kulturen nur so spielenden geschichtlichen Gittertürme, die aufs feinste errechnet sind, an denen alles „stimmt“, aus denen aber trotzdem kein Leben und kein Antrieb zum Leben kommt. Wir haben viel gelernt und geforscht, seit der Zeit, da jene Volksbücher entstanden, und nur ein Narr könnte verlangen, all dies Wissen wegzuwerfen. Nicht wegwerfen, aber gestalten müssen wir unser geschichtliches Wissen, ihm wieder Form und Seele geben, damit es eine lebendige Beziehung zu uns und unserer Gegenwartsaufgabe gewinne. Aber gerade unsere „historische Bildung“ erschwert es uns vielfach, aus der Geschichte wirklich zu lernen. Dem „naiven“ Geschichtsdenken, etwa der Volksbücher, auf das wir gern herabsehen, weil heute jeder Schüler mehr und genaueres „weiß“, war es ganz natürlich, auch fernste Zeiten und Menschen im Gewand und in den Anschauungen der Gegenwart auftreten zu lassen. Selbstverständlich dann, daß in diesen geschichtlichen Gestalten nun auch dieselbe Seele wohnen mußte, daß dieselben Leidenschaften und Sehnsüchte in ihnen lebten, daß dasselbe Leid sie drückte, dasselbe Glück sie lockte, wie die beispielbedürftige Gegenwart. Und darum die Wirkung solchen Geschichtsbildes! Wir aber wissen das Kostüm und die materielle Kultur geschichtlicher Abschnitte streng historisch richtig — aber dafür sind wir nun mit dem Fluch des Fortschrittsglaubens geschlagen, der uns den Wahn gegeben hat, daß wir „andere“ Menschen seien als

* „Das Volksbuch von Barbarossa und die Geschichten von Friedrich dem Andern“ („Deutsche Volkheit“, Jena, Eugen Diederichs, 2.— M).

Digitized by Google

jene und daß darum für uns nicht gelten könne, was für jene galt. Weil wir nur auf die Technik und auf das Materielle achteten, darum berauschte uns der Gedanke, daß die Geschichte eine ungeheure Leiter sei, auf der die Menschen von Erfindung zu Erfindung aufwärtsstiegen. Und wir natürlich standen ganz oben!

Deshalb das fürchterliche Erwachen nach den grausenvollen Erlebnissen der letzten Jahre, die völlige Ratlosigkeit und Haltlosigkeit des modernen Menschen in dieser Welt, die plötzlich „sinnlos" geworden schien. Und es hatte sich doch nur die Fortschrittsgläubigkeit als die leere Seifenblase eines Hochmuts erwiesen, der immer vor dem Fall kommt! Wir müssen wieder lernen, das Ewige im Schicksal der Zeiten und der Menschen zu sehen, das Ewige, das zugleich das eigentlich Menschliche ist. Damit verfälschen wir die Geschichte nicht; im Gegenteil, wir lernen sie erst wieder richtig sehen, wenn wir unter der fremdesten Maske und unter den fremdartigsten materiellen Kulturbedingungen das Klopfen desselben Menschenherzens spüren, das sich in unserer Brust bewegt. Wir wissen dann wieder, daß es nur einen „Fortschritt" gibt, den keine Zeit für uns voraus tun und uns ersparen kann, sondern der jedem Menschenwesen von neuem aufgegeben ist: der Schritt zur Erlösung des höheren Menschen in uns selbst!

In der Hinleitung zu solcher religiösen Erkenntnis liegt der größte Wert der großen Sammlungen menschheitlicher Ausprägungen, wie sie uns die schönen Reihen des Verlags Eugen Diederichs zugänglich machen: Die Märchen der Weltliteratur, Thule, die deutschen Stände, Atlantis, Arktis, Insulinde!

Wenn wir diese gläubige und demütige Einstellung zur Geschichte wieder erlangt haben, dann werden uns die Werke exakter Geschichtsforschung erst recht zum Gewinn. Insbesondere den Lesern des oben genannten Volksbuches der großen Hohenstaufen möchte ich eine vorzügliche Darstellung des umstrittensten und doch glänzendsten Schauplatzes staufischer Geschichte empfehlen: W. Cohn: „Das Zeitalter der Hohenstaufen in Sizilien."*

Von drei Seiten her wird dieser berückende und so unglücklich endende „Epizyclus" deutscher Geschichte uns nahe gebracht: Erstens menschlich, vor allem durch die den blödesten Augen ins Zeitlose hinaufrückende Gestalt Friedrichs II. Eine fortschrittshochmütige Zeit wähnte ihn mit der Bezeichnung: „der erste moderne Mensch" zu ehren, indes er in der Größe seines Geistes und der Freiheit von den Schranken seiner Zeit und seiner Umgebung heute ebensoweit über die hinausragen würde, die diese wohlwollende Anerkennung aussprechen, wie über den Durchschnitt seiner Zeit. Was Schopenhauer angesichts vollkommener Kunstwerke aus allen Zeiten sprach: die Kunst ist immer am Ziel!, das gilt auch für das Menschentum: in jedem ganzen und wahren Menschen ist die Menschheit am Ziel.

Zweitens leitet uns dieses Buch zu außenpolitischen Erkenntnissen, die uns angesichts des spießbürgerhaften Aburteilens über die letzten Jahrzehnte europäischer und deutscher Politik wohl nottun. Wir lernen wieder, was politische Sendung und Schicksal heißt.

Drittens aber — und darin liegt der Hauptwert gerade der Cohnschen Darstellung — wir lernen in diesem unteritalischen Staat das Vorbild des modernen Verwaltungsstaates, des rational geordneten Beamtentums, kennen. Friedrichs II. „Konstitutionen von Melfi", die bewundernswerte Kodifizierung des Staats- und

* Willy Cohn: „Das Zeitalter der Hohenstaufen in Sizilien" (Verlag M. u. H. Marcus, Breslau 1925; 15.— M).

Digitized by Google

Verwaltungsrechts, hat man mit gutem Grund die „Verfassungsurkunde der Bürokratie" genannt. Das war im Jahre 1231 — und wie Cohn hervorhebt, es war zu großen Teilen „reaktionäre" Gesetzgebung, d. h. Wiederherstellung des in langen Bürgerkriegen Zerfallenen. Und darum weist gerade diese schöne Darstellung des von den Hohenstaufen, vor allem vom zweiten Friedrich, Geschaffenen weiter zurück auf die begabtesten aller Staatsgründer, auf die Normannen, die auch diesen Staat geschaffen haben. Nein, die Geschichte ist nicht tot, wenn wir nur mit lebendigen Augen in sie hineinblicken. Das Volk hat mit seiner Vorliebe für die Hohenstaufen erkannt, wieviel wir gerade aus deren Schicksal zu lernen haben — im Guten wie im Schlimmen! Philipp Hördt

Völkerwanderung In der Siedlungswissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft Berlin entwickelte Dr. Lothar Meyer die Idee, unsere Landbevölkerung durch planmäßige Einschiebung von 10 bis 15 Millionen neuer Bevölkerung zu vermehren, die im Sommer in der intensiv betriebenen Landwirtschaft Arbeit findet, im Winter durch Reparatur landwirtschaftlicher Maschinen und Verarbeitung ländlicher Rohprodukte — Arbeiten, die kraft unserer modernen Technik durchaus von der Stadt auf das Land verlegt werden können. Im Sommer 1925 veröffentlichte Dr. Echternacht einen Artikel „Zur Frage der Siedlung" in der Deutschen Tageszeitung mit folgendem Ergebnis: Auch vom bevölkerungspolitischen Standpunkt aus ist eine zu starke Siedlung zu vermeiden. Seßhaftmachung ist mit großem Bevölkerungszuwachs verbunden, und es läßt sich heute deutlich übersehen, daß eine Versorgung einer noch größeren Bevölkerungszahl aus der eigenen deutschen Erzeugung ohne ungeheueres Anwachsen der Einfuhr nicht möglich ist". Zwei sich so ins Gesicht schlagende Ansichten, von denen jede ihre Kreise zieht, erfordern eine gründliche Untersuchung der bevölkerungspolitischen Frage.

Eine der sehr instruktiven Kurven der Zeitschrift für Geopolitik ermöglicht einen erdgeschichtlichen Überblick: Die durchschnittlich jährliche Bevölkerungszunahme der Erde beträgt pro mille:

1800—1850	1850—1900	Anfang 1900 bis Mitte 1914
6,5	7,6	10,5
Mitte 1914 bis Anfang 1921		**Anfang 1921 bis Anfang 1925**
0,5		6,8

Die Kurve beginnt mit einem gewaltigen Aufschwung: während in den ersten 1800 Jahren die Erdbevölkerung sich ungefähr vervierfacht hatte, erlebt sie in einem einzigen Jahrhundert, dem 19., fast eine Verdoppelung. Dieses blühende Wachstum verdankt das Jahrhundert nicht dem technischen, wohl aber dem medizinischen Fortschritt, der die Sterblichkeit stetig herabdrückt. Dann folgt der tiefe Einschnitt: die Störungsphase durch den Krieg und seine Folgeerscheinungen, die sich bis 1923 auswirken. Und zwar übertrifft die ungeheure Militärsterblichkeit von 13 Millionen alle größeren Kriege der Vergangenheit. Das eigentliche Sinken der Erdbevölkerung tritt aber erst im Grippejahr 1918 ein, das 20 Millionen Menschen forderte.

Tiefgreifender als diese Kurve elementarer geschichtlicher Vorgänge aber ist folgende Kurve der Geburtenziffer aus der Vor- und Nachkriegszeit, aus der grundsätzlich erhellt: bei steigender Kultur sinkt die Geburtenziffer. Die Geburtenziffer betrug auf 1000 Einwohner in

Digitized by Google

	1861—1870	1901—1910	1913	1922
Frankreich	26,1	20,6	18,8	19,4
England und Wales	35,4	27,2	23,8	20,4
Deutschland	37,2	32,7	27,5	22,8

1922 ist also die deutsche Geburtenrate nur noch um 3 % höher als die französische. Tatsache ist, daß der Geburtenrückgang in den übrigen europäischen Ländern überall kleiner ist als in den germanischen. Das bevölkerungspolitisch gesündeste Land sind schon seit einem Jahrhundert die Niederlande. Auch die drei südlichen Halbinseln zeigen große Widerstandsfähigkeit ihrer Geburtenziffer. Wie sieht aber die übrige Welt aus? Die Vereinigten Staaten haben nach ihrer ersten kürzlich erschienenen Gesamtstatistik der Bevölkerungsbewegung einen Geburtenüberschuß von 11,6 ‰; In Japan ist die Geburtenziffer 1880 bis 1910 von 27,2 auf 32, bis 1921 gar auf 35,1 ‰ gestiegen. Die höchste nachgewiesene Geburtenrate der jüngsten Zeit hatte 1922 Ägypten mit 43,5 ‰. Hier haben wir eine gewaltige Durchstoßkraft. In erschütterndem Gegensatz dazu stehen in Europa Irland, das seit der großen Hungersnot das seltene Beispiel eines Landes mit abnehmender Bevölkerung bietet, in Amerika die indianische Urbevölkerung, die heute nur noch aus 350000 Menschen besteht, und in Asien Britisch-Indien, das von einem plötzlichen Geburtenrückgang von 10,7 % (1913) auf 1,5 % (1921) sich nicht wieder erholen kann.

Diese Beispiele bringen uns dem Grund für einen Bevölkerungsrückgang näher: Überall wo die Bevölkerung abgeschnitten ist von ihrem eigenen Land, muß sie zurückgehen. Irländer, Indianer, Inder sind durch ein sie politisch beherrschendes Volk von ihrem Eigentum abgeschnitten. Bei anderen Völkern liegt der Grund in der innerpolitischen Entwicklung. Wie ist denn die Bevölkerung über die Erde verteilt? Die Entwicklungstendenz geht auf riesenhafte Wohnstädte bei abnehmender Bevölkerung, d. h. mit zunehmender Zivilisation Trennung der Bevölkerung vom Lande. Eine Kurve mag diese gewaltige Verschiebung erhellen:

	1871	1910
In Großstädten über 100000 Einwohner	4,8	21,3
In Mittelstädten von 20—100000 Einwohner	7,7	13,4
In Kleinstädten von 5 bis 20000 Einwohner	11,2	14,1
In Landstädten von 2 bis 5000 Einwohner	12,4	11,2
In ländlichen Gemeinden	63,9	40,0

In Frankreich dagegen wohnt noch heute die größere Hälfte des Volkes auf dem Lande, so daß Frankreich sich im Notfalle selbst ernähren kann. In Deutschland gehörten 1907 von 100 Erwerbstätigen nur noch 35,2 zu landwirtschaftlichen Berufen, 52,4 zu Industrie, Bergbau, Handel und Verkehr. In Rußland ist es umgekehrt: 1897 gehörten von 100 Erwerbstätigen 58,3 zu landwirtschaftlichen Berufen, 25,0 zu den übrigen Berufszweigen.

Die natürliche Folge einer Absperrung vom Land ist Auswanderung. Die deutsche Bevölkerungsbewegung verläuft folgendermaßen: Es kamen auf je 1000 Einwohner:

	Geburtenüberschuß	Überseeische Auswanderung
1901—1910	14,3	0,45
1914—1918	3,1	—
1921	11,4	0,37
1922	8,5	0,59

Digitized by Google

Der Auswanderung gegenüber steht künstliche Einwanderung von Polen, Slaven, Italienern in deutsches Land. Der deutsche Schutzverband zählte im Sommer 1925 130000 slavische Wanderarbeiter auf unseren östlichen Gütern.

Wie ist Abhilfe zu schaffen? Wie finden wir uns mit der Tatsache ab, daß Euraſien $^4/_5$ der Menschheit beherbergt und nur $^1/_5$ ernähren kann? Können wir wirklich keinen Bevölkerungszuwachs mehr tragen? Die Geopolitiker berechnen, daß die Erde noch $3^1/_2$ mal so viel Leute fassen kann als heute. Die Kurve der inneren Tragfähigkeit der Erdteile in Prozenten zeigt mit unerbittlicher Deutlichkeit unsere Lage.

	Europa,	Asien,	Afrika,	Amerika,	Australien u. Ozeanien
Innenbedingte Tragfähigkeit	9	27	27	32	5
Bevölkerung Anfang 1925	25	55	7	12	0,5

Wie kann es gelingen, den ungeheuren Übervölkerungsdruck in Westeuropa und Ostasien auf Amerika und Afrika, die noch gewaltige potentielle Ernährungsenergien in sich tragen, abzuwälzen? Für den Siedlungsraum der Zukunft haben die germanischen Völker in erster Linie Anwartschaft auf Nord-Amerika, Südafrika und Australien, die Romanen in erster Linie auf Süd- und Mittelamerika, die Slaven auf Nord- und Osteuraſien. In die Besiedelung des mächtigen innerafrikanischen Lebensraumes würden sich die Neger mit den Indern teilen. Die Frage der gelben Einwanderung ist am kritischsten. Für Europa ist politische Forderung sofortige Inangriffnahme aller noch durchführbaren landwirtschaftlichen Verbesserungen und Siedlungspolitik im großen Stil für das Inland, Kapitalausfuhr nicht nur für industrielle, sondern hauptsächlich für ertragreiche landwirtschaftliche Unternehmungen im Auslande, und Wiederherstellung Rußlands als Ausgleichsgebiet.

Zum Schluß sei eine Kurve gezeigt, die tiefer in die Fragen der Bevölkerungspolitik hineinführt als alle bisherigen: die Kurve des Geburtenüberschusses, die eine Vergleichsmöglichkeit innerhalb der Großstädte selbst gibt:

Geburtenüberschuß (1925)

Amsterdam:	10,8 ‰
Neuyork:	8,3 ‰
Prag:	2,8 ‰
Paris:	0,8 ‰
Berlin:	0,6 ‰
Wien:	2,4 ‰

Die traurige Rolle, die Berlin und Wien hier spielen, zeigt, daß es sich erübrigt, noch auszusprechen wer recht hat: Dr. Lothar Meyer oder Dr. Echternacht. Wir haben es heute mit äußeren und inneren Völkerverschiebungen zu tun, die einfach über uns hinweggehen, wenn wir nicht selbst aktiv und elastisch große notwendige Verschiebungen von Stadt- zu Landbevölkerung vornehmen. Erna Behne

Kulturpolitischer Arbeitsbericht

Der VI. internationale demokratische Friedenskongreß in Bierville

Der VI. internationale demokratische Kongreß für den Frieden fand vom 15.—22. August in der Schloßdomäne von Bierville, nahe bei Paris statt.

Die Zahl der Teilnehmer ist stets im

Digitized by Google

Wachsen begriffen. Während der erste Kongreß in Paris 1921 nur 250 Teilnehmer und der dritte in Freiburg i. B. 1923 800 zählte, wuchs die Zahl der Teilnehmer in Bierville auf 5300.

Die Arbeit der früheren Tagungen zeigte eine segensreiche Wirkung. Immer tiefer faßt die Idee des ewigen Weltfriedens Wurzel in allen Nationen und dringt immer tiefer in die Seele aller Völker.

Marc Sangnier, der Gründer des internationalen demokratischen Aktionskomitees für den Frieden erwies sich auch diesmal als überlegener Organisator.

Auf dem weiten Friedensfeld oberhalb des Schlosses von Bierville inmitten eines schönen Waldes hatte man eine Zeltstadt errichtet, die in ihren riesenhaften Dimensionen über 5000 Teilnehmern Unterkunft gewährte. Eine große Festhalle bildete den Mittelpunkt des Lagerlebens. Eine alte Mühle war in einen Hörsaal umgewandelt und der romantische alte Schloßpark gab den natürlichen Rahmen für das große Freilichttheater. Hier fanden die zahlreichen Vollversammlungen statt, hier feierte man die großen Feste und spielte Theater.

Schon in der dem Kongreß vorangehenden Woche war das Lager von Bierville eine Friedensakademie, in welcher das Programm und die Möglichkeiten des Weltfriedens in gemeinsamer Arbeit von Studenten, Arbeitern, Funktionären des Völkerbundes und Professoren aller Nationen erörtert wurde.

Am Gründungstage der neuen Deutschen Verfassung fand eine imponierende Feier statt. Marc Sangnier gab dem gemeinsamen Wunsche der Nationen, daß die Schranke des Hasses endlich fallen möge, beredten Ausdruck. Als Symbol der deutsch-französischen Verbrüderung hatte man ein Kreuz errichtet, für das die Stadt Freiburg i. Br. Holz aus dem Schwarzwald gestiftet hat.

Weit über die Hälfte aller Teilnehmer waren Deutsche, Vertreter der Jugendbewegung, Lehrer, Studenten und Arbeiter.

In der deutschen Gruppe waren die hauptsächlichsten Persönlichkeiten der Reichstagsabgeordnete Dr. Bergsträsser, Frau Adele Schreiber und Universitätsprofessor Dr. Platz-Bonn.

Das Ministerium der Äußern gab zu Ehren des Kongresses ein Frühstück. Als Vertreter Briands bekannte sich Barthou im Namen seiner Regierung zum Völkerbund. Gerade für Frankreich, das unter den wirtschaftlichen und moralischen Nachwirkungen des Weltkrieges heute am stärksten leidet, sei die Durchsetzung des Völkerbundsgedankens eine Lebensnotwendigkeit.

Bei der Eröffnung des Kongresses sprach für Deutschland Universitätsprofessor Dr. Platz-Bonn die Begrüßungsworte. Im Verlaufe der Tagung dankte Dr. Bergsträsser den französischen Linksparteien, daß sie den Friedenswillen Deutschlands anerkennen und äußerte den Wunsch, daß mit der geistigen Mauer auch die Zollschranken fallen mögen.

Als Vertreter der zahlreichen in Frankreich lebenden Vertriebenen des Faschismus sprach der ehemalige italienische Ministerpräsident Nitti; er, der als einer der Wenigen in seiner politischen Laufbahn seiner Gesinnung treu blieb, entwickelte sein Programm des internationalen Friedens und der Demokratie im Innern.

Mgr. Julien, Bischof von Arras, innerhalb der katholischen Kirche in Frankreich der eifrigste Förderer des Friedensgedankens, gab der Überzeugung Ausdruck, daß es die vornehmste Pflicht der Kirche sei, unter Hintansetzung aller dogmatischen Streitfragen die Vorkämpferin des Weltfriedens zu sein.

Für Frau Adele Schreiber, die innerhalb der deutschen Frauenbewegung seit Jahrzehnten sich für ihre demokratische und pazifistische Gesinnung eingesetzt hat, ist der Pazifismus nicht nur eine politische, sondern auch eine moralische, ja religiöse Pflicht.

Digitized by Google

Das Arbeitsprogramm des Kongresses war auf drei Arbeitsausschüsse verteilt. Nebeneinander wurden die allgemeinen Bestrebungen der internationalen Jugend, die geistigen Strömungen innerhalb der Jugend der einzelnen Länder und die wirtschaftliche Weltkrise in ihrer Rückwirkung auf die Jugend behandelt.

Deutsche, französische und belgische Studenten setzten sich für den geistigen Zusammenschluß der intellektuellen und der Arbeiterjugend ein im Sinne eines Ausgleiches der Klassengegensätze.

Ein lebhafter Meinungsaustausch ergab sich bei der grundsätzlichen Frage der Kriegsdienstverweigerung. Die radikalen und christlich-sozialen Elemente sehen in der unbedingten Kriegsdienstverweigerung eine Gewissenspflicht. Die nationaler Gesinnten sprechen sich für die Teilnahme an einem durch den Völkerbund sanktionierten Verteidigungskrieg aus. Eine Schlußresolution kam nicht zustande.

Die auf dem Kongreß zahlreich vertretenenen ehemaligen Frontkämpfer erklärten sich einmütig gegen den Krieg.

Die anwesenden Jugendverbände erneuerten ihre Bekenntnisse zur Weltjugendliga, deren Programm die internationale Arbeit für den Weltfrieden über alle politischen, religiösen und Klassengegensätze hinaus bildet.

Der Gesamteindruck der Tagung war der, daß die demokratisch-pazifistischen Elemente bedeutend stärker vertreten waren als die die sozialistischen. Die politischen Gegensätze wurden durch das hohe, allen gemeinsame Ziel des ewigen Friedens überbrückt. Fritz Neugaß

Vierte Birkenheider Körperschulungswoche

Fritz Klatt sagt in seinem Buche: „Die schöpferische Pause" gleich im Einleitungskapitel: Der Mensch muß seinen ererbten und durch die Umstände bedingten Körper sich zu eigen machen. Und dies kann nur geschehen, wenn der Mensch diesen seinen Körper einmal wirklich gespürt hat.

Dieses Erleben gab mir die Birkenheider Woche. — Wir mühen uns um Freiheit des Geistes und der Seele, aber viel zu wenig um die unseres Körpers, weil gerade sie uns auch unendlich schwer und fast unmöglich gemacht wird durch die gegenwärtige Welt. So müssen unter dieser Disharmonie alle in diesem Sinne strebenden Menschen leiden. Doch unaufhaltsam wächst die Schar der Menschen, die diesen Zwiespalt überwinden wollen. Das Ziel ist klar erkannt: Einheit und Freiheit unsrer Körper, unsrer Seelen, unsres Geistes. Grundlage ist Freiheit des Körpers. Hier scheint der Weg am schwersten, drum fordert er die stärksten Kräfte. Es gilt, sich seinen Körper zu gewinnen, ihn sich zu eigen zu machen und all die hemmenden Umstände unsrer Zeit zu überwinden. Ist das erreicht, dann schwingen wir in Harmonie. Dies Glück ließ uns die Birkenheider Körperschulungswoche ahnen.

Und wie geschah uns dies: Da müßt ihr mit uns kommen, all ihr Suchenden und Sehnenden, ihr Menschen alle, die ihr durch Vererbung und durch die Umstände gespannt, verkrampft seid! Springt mit der Sonne auf von eurem Lager und eilt mit uns hinaus in lichtem Gewand durch taufrisches Gras, an flammenden Lupinenfeldern vorüber, durch die Kiefern- und Birkenheide, laßt euern Fuß im weichen Sand weit ausgreifen, laßt euch Äste ins Gesicht und um den Körper peitschen, eilt mit uns barfuß auf weichem Waldweg hin zum See und lagert euch mit uns am Ufer! Streckt euern Körper und laßt ihn von der Morgensonne grüßen! Fühlt ihr den Herzschlag, fühlt ihr, wie eure Brust sich hebt und senkt, fühlt ihr, wie alles Schlummernde, alles, was Nacht in euch, gelockert ist, wie euer Körper lebt, wie er der Freude voll? — Da gehen dann die Worte oder Klänge einer Morgenfeier willig ein in deine Seele, deinen Geist. Die schweigende Ruhe ist schöpferische Pause. Wie wohl tut sie! Wie fehlt sie uns Menschen allen! Und wer von euch erlebt sie Tag für Tag?

Digitized by Google

Köstliche Bereicherung, fanden wir auch weiterhin genug in Sport und Spiel und Bad und Wanderfahrt. Doch eines Höhepunktes, den wir täglich erlebten, sei hier besonders noch gedacht: Es war die Gymnastikstunde am Abend im Saal. Sie schenkte uns wieder heilige Bewegtheit. Dies Schwingen und Springen riß uns in einen Strom. O möchte er nie zum Stillstand kommen! Da fühlte man, wie unser Körper bisher schlief. Es kann wohl Jahre dauern, ehe einer Meister wird. Und doch: Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen. Ich glaube, so war Charly Straessers Wunsch erfüllt, uns einen großen Schwung zu geben. So lese er aus meinen Worten auch zugleich den Dank für sich.

Das mag genügen, anzudeuten, was uns die Birkenheider Woche gab. Wir sind nun alle wieder Wochen schon daheim und fühlen, wie der Alltag, wie Beruf, Gesellschafts-, Wirtschaftsordnung ihre Fäden, ihre Ketten um uns schlingen wollen. Jedoch das Leben wird uns leichter jetzt: Wir tragen klar in uns das Bild der Zukunft! Drum laßt uns schaffen, daß diese Birkenheide wachse zu einem großen Land der Freiheit! Auf zur Tat!*

Gottfried Hoffmann

* Ständige Anfragen veranlassen uns, für die Zeit vom 3.—9. Oktober eine fünfte Birkenheider Körperschulungswoche anzusetzen. Die Veranstaltung ist besonders für Lehrer aus der Jugendbewegung gedacht (Herbstferien in Preußen), doch kann auch jeder andere junge Mensch daran teilnehmen, der sich zur Enthaltsamkeit von Rausch- und Reizgiften bekennt. Die Teilnehmergebühr beträgt 15 M. für Verpflegung und Unterkunft und 6 M. für Gymnastik (bei täglich 2—3 Stunden). Der Arbeitsplan sieht neben der Behandlung von Fragen der Körpererziehung die Beschäftigung mit den Problemen der Lebensgestaltung aus dem Geiste der Jugendbewegung heraus vor. Anfragen und Anmeldungen an Fritz Beyes, Berlin-Lichtenberg, Irenenstraße 21.

Hamburger Bewegungschöre Rudolf von Laban Die Hamburger Bewegungschöre, Leitung Albrecht Knust, beginnen am 1. Oktober wieder ein neues Schuljahr. Die Ausbildungsklassen vermitteln die Berufsausbildung für Lehrer, für Gymnastik und Tanz, für Leiter von Bewegungschören, sowie die Berufsvorbildung für Tänzer. Die Laienkurse umfassen tänzerische Gymnastik für Männer, Frauen und Kinder.

Der deutsche Bücherbund Der deutsche Bücherbund, der sich in dem ersten Jahre seines Bestehens darauf beschränkte, durch besondere Vereinbarungen mit dem deutschen Verlag ältere Verlagswerke unter der Verantwortung für Qualität zu billigem Preis zugänglich zu machen, hat jetzt einige Verleger angeregt, für seine Mitglieder neue Romane erscheinen zu lassen, die infolge eines garantierten Absatzes außerordentlich billig sind. Als erster Roman erscheint „Der Gefangene der Felseninsel" von Norbert Jacques, in Halbleder gebunden nur M. 4.—. Es ist dies der erste Versuch des Buchhandels, innerhalb seiner berufsmäßigen Organisationen an der Verbilligung des Buches praktisch mitzuarbeiten. K. D.

Schriftleiter: Dr. h. c. Eugen Diederichs, Jena, Carl-Zeiß-Platz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena
Druck von Radelli & Hille in Leipzig

Digitized by Google

die Tat
Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

18. Jahrgang Heft 8 November 1926

Hans Bogner / Reise nach Paris

Die Gegenwart

Wir fahren durch ein ruhendes Land. Lange Strecken fliegen vorbei, bis wieder ein Dorf, ein Städtchen erscheint; rund und geschlossen liegen die Ortschaften da wie vor hundert und noch mehr Jahren, sie wachsen nicht nach allen Seiten mit neuen Häusern ins Land wie bei uns. Ab und zu deuten frisch gedeckte hellrote Dächer auf die kaum mehr merkbare Verwüstung des Kriegs. Blühende schöngepflegte Gärten zeigen sich überall. Fleißig-gemächlich das Land zu bebauen, das scheint die naturgemäße Aufgabe der Bewohner zu sein. Aber die Rolle des großmächtigen Siegers steht dem Volke nicht, diesen Eindruck hat man auf allen größeren Bahnhöfen. Sie ist anstrengend, kostspielig, und wird deshalb etwas forciert zur Schau getragen. Die schlechte Wirtschaftslage, die finanzielle Not, die trotz des Sieges herrscht, läßt sich nicht verbergen.

Paris nähert sich. Eine hübsche Flußlandschaft, Vorstadthäuschen mit kleinen Gärten weichen zurück; geschwärzte Häuserrücken, rußige Ruinen umrahmen die Einfahrt in den Gare de l'Est. Das sind keine Häuser, niemand kann hier daheim sein; es sind kahle Wohnvorrichtungen, in denen ein gespenstisches Geschlecht nistet, leer von Natur und Leben. Verfall und Verwahrlosung überall; ohne Ehrfurcht und Mitgefühl sieht man das an.

Es geht im Auto durch Geschäftsstraßen. Der Wagen schlängelt sich mit List und Geschick durch die Reihen der Mitfahrenden, überholt bald rechts, bald links, wie es gerade paßt. Alle andern wetteifern, machen es ebenso; immer handelt es sich um Sekunden. Fünfzig, ja hundert Autos kommen in der Minute vorbei; Benzingestank und Staub legt sich beklemmend auf die Brust. Auslagen glänzen, Reklame bedeckt ganze Häuserfronten. Ein dickes frischgewaschenes Rind prangt überall in unmensch-

Digitized by Google

licher Größe und empfiehlt die beste Seifenmarke. Ein Radio-Lautsprecher singt hoch oben an einer Straßenecke und bringt in dem rasenden Trubel die „Kunst" zu Ehren. Als Vertreter der geistigen Werte wandelt ein kleiner Neger als katholischer Geistlicher umher, wahrscheinlich um uns aus Afrika das Christentum zurückzubringen, das wir verloren. An der Außenseite der Börse, im ganzen Umfang des großen Säulenumgangs, hängen dichtgedrängt Menschen, manche klammern sich gerade noch an die Säulen, man begreift kaum, daß sie nicht herunterstürzen: und alle schreien wie besessen grad hinaus. Hier scheint das Allerheiligste zu sein.

Es wird dunkel, von den Dächern und Wänden flammt die Lichtreklame. Fieberhafte Farben, grün, rot und gelb, zucken jäh auf, verschwinden wieder, erscheinen an einer andern Stelle und künden von Wäsche, Seife, Photographenapparaten und Gummiwaren. Die Opera leuchtet von innen heraus in einem magischen Rosa-Violett; man denkt an Zauberberge, Feengrotten; und doch ist drinnen nur der brave Gounod zu hören.

Welches Mißverhältnis der Mittel zum Zwecke! Denn was ist der einzige Zweck von alledem? Geld verdienen, um essen, trinken und . . . . . zu können. Nur dieses Ziel zeigt sich in der Großstadt kräftig und wirksam; alle andern Werte sind abgestorben und vernichtet. Wir werden ihnen noch eingesargt im Museum begegnen; oder sie erscheinen als Ware, an der man nur die — Ware sieht. Aber die Menschen beherrscht und treibt nur dieses Eine: Geld verdienen! — Wozu? — fragen wir uns: Um leben zu können! Wozu? Ja — um Geld zu verdienen: das ist der grausige Kreislauf.

Damit wäre also ein ganz urtümlicher, ganz naturgemäßer Zustand erreicht: Beschränkung auf das Notwendige? Aber jeder Blick zeigt eine Künstlichkeit, die nicht mehr zu überbieten ist! Immer wieder blühen die Bäume, rund und vollkommen ist das Dasein des Tiers, das nichts will als sich ernähren und fortpflanzen. Dies ist Natur und nur Natur. Aber der Mensch hat noch mehr als Natur in sich, noch etwas andres: er hält es nicht aus, bloß Natur zu sein, niemand hielte einen Menschen aus, der nur das wäre. Doch ein Blick auf die Straße beruhigt: einen solchen Menschen gibt es nicht. Wohl ist die nackte Notdurft des Lebens hier das einzige Ziel; aber in den Mitteln dazu, dem Drum und Dran, der Aufmachung, da offenbart sich das andre. Der Mensch kann nicht bestehen, ohne ein Übermaß von Kraft, Leistung, Erhebung zu zeigen, mehr, als es bedarf um bloß das Leben zu fristen; und da er heute kein Ziel kennt als dies, so wird aus der Notdurft das Unerhörte gemacht. Welch fieberhafter Drang in der Lichtreklame, was für Farben in den Stoffen, was für Kunstwerke von Schuhen, Gebäck, Parfüm! Mit Geist und Überlegung, mit Andacht, fast mit Religion werden die Dinge gefertigt, die zum banalsten Gebrauche dienen. Fast; denn geschähe es wirklich mit Religion, so hätten wir ja Stil und Form; und doch verrät alles durch voreilige Fertigkeit und täu-

Digitized by Google

schende Außenseite ein barbarisches Zeitalter. Überall zeigt sich schreiend das Mißverhältnis der Mittel zum Zweck. Es ist empörend, lächerlich und fast rührend. Der Mensch ist Mensch geblieben, auch hier; er ist noch nicht beruhigt und abgetan. Er braucht geistige Ziele und Formen des Lebens, in denen das Geistige verwirklicht wird, nötiger als Brot; das zeigt der Wahnsinn dieser Straßen. Höheres Gefühl, Drang nach Echtheit und Größe der Empfindung ist wohl immer da; aber ohne Form, in der es sich ausdrücken und verwirklichen kann, ist es so gut als wäre es nicht da; und die Form ist unbekannt, vergessen oder noch nicht gefunden. Überall zeigt sich, daß sie fehlt, in den einfachsten und intimsten Angelegenheiten. Ein junger Mann von jener schwärmerisch schwerfälligen Zaghaftigkeit, die zum höchsten Mut werden kann, nämlich die Welt einzurenken, oder zur größten Feigheit — ein solcher gesteht etwa einer Dame, daß er für sie jederzeit sein Leben hingäbe. Was soll ich damit anfangen?, erwidert sie; für eine Schachtel Pralines hätte ich eher Verwendung. Sie hat Recht; mit einem dumpfen formlosen Gefühl kann sie wirklich nichts anfangen; und doch ist dies noch das Beste, was heutzutage geboten wird.

Der Abend fordert zur Zerstreuung auf; wo finden diese Menschen Zerstreuung? Theater und Oper führen nur noch ein mumienhaftes Dasein; die Gefühle, die hier ausgedrückt und erweckt werden, haben ihre Grundlage in gesellschaftlichen Verhältnissen und Anschauungen, die vernichtet sind; es wäre verlogen, wenn die Bewohner dieser Straßen sich dafür erwärmten. Sie tuen es auch nicht. Und das Kino ist selbst am Samstag Abend halb leer. Der Ausdruck des gegenwärtigen Zustands ist die Revue. Wir finden sie in vollkommener Ausbildung im Casino de Paris.

Ein anständiges Theater zeigt sich; anständig, weil es ein Verhältnis zur Dichtung auch nicht mehr vorzutäuschen sucht. Denn die Schlager, die man hier hört, sind von Haus aus etwas andres: ein unmittelbar auf den Körper wirkender motorischer Reiz, bei dem das Wort nur untergeordnete Bedeutung hat. Das Inhaltliche der Vorführungen ist ehrlich auf Banalitäten beschränkt; vor allem Sexuelles, und zwar immer der eigentliche solide Kern, reinlich für sich; moderne Tänze; Rundfunk; Typen der Straße. Die gänzliche Leere der Zeit zeigt sich unverhüllt. Ein paar an sich grobe Reize: Mädchenkörper, in rhythmischer Bewegung und wechselnder farbiger Beleuchtung, werden mit solcher Vollendung vorgeführt, daß sie ästhetisch wirken; man vergißt den Inhalt oder besser Mangel eines Inhalts. Die sechzehn wohlgewachsenen Tiller-Girls verschlingen sich zu einem Riesenwesen, das mit größter Genauigkeit seine vielen Glieder regt; ihre Disziplin ist erstaunlich. Ein Tänzerpaar stellt Gärtner und Gärtnerin vor; er will Kohl pflanzen, der von der Scholle bis zum Knie reicht; sie erklärt sich tanzend bereit diese Kunst mitzumachen, nachdem andere Vorübergehende ihre Mitwirkung versagten. Er zieht sie in sein Häuschen, schließt Tür und Fenster, holt noch schnell die Gießkanne nach

Digitized by Google

(die Gießkanne!); nach einiger Zeit verläßt das Paar das Häuschen und der Kohl ist auch schon da: zwei Kinder, die bereits erheblich übers Knie reichen.

Hier ist Ausdruck der Zeit; die Leute tun Recht daran, daß sie diese Vorführungen bevorzugen. Einer wunderlichen Wirkung der Revue begegnen wir später. Eine Dame, Amerikanerin vermutlich, trägt einen Kostümmantel, der von schillerndem Dunkelgrün am unteren Saum ins immer Hellere übergeht und an den Schultern fast weiß ist. In solcher Beleuchtung standen doch die Tiller-Girls auf der Bühne! Das ist Revue-Beleuchtung in Permanenz erklärt und am hellen Tag getragen!

Im Kasino war alles international; im Palais Royal finden wir eine Revue für das gut nationale Bürgertum, das die politische Satire bevorzugt. Tiefere Gründe national zu sein haben diese Leute nicht, keinen Trieb zu selbstgewachsener Kunst und Kultur, zu organischen Formen des Lebens; sie wollen nur an den „Segnungen" des modernen Lebens möglichst reichen Anteil haben. Was unterscheidet sie von den Bürgern in unseren Städten? Nichts. Die maßgebenden Gesichtspunkte für die Gestaltung — oder besser, Mißgestaltung — des heutigen Lebens sind international. Niemand kommt dabei auf seine Rechnung. Der unzufriedene Mensch braucht den sichtbaren Schuldigen. Da empfiehlt sich — als unmittelbar anschaulich — der Nebenstaat, der Nachbar. Der Bürger braucht den Nationalismus als Kanal für die Unzufriedenheit.

Auch auf dem Montmartre zeigt man Revuen. Aber alles ist gröber und ohne ästhetischen Reiz: nur Vorwand zu Nuditäten. In „orientalischen Tänzen" erscheint die Beischlafsbewegung als stilisierte Turnübung. Und das Publikum bleibt im allgemeinen kalt dabei: höchstens ein recht guter Bürger spürt den Stachel des Fleisches, und auch der nur aus Pflichtgefühl; denn bei unanständigen Sachen gehört sich das doch. Drei Mädchen stehen ganz nackt auf der Bühne: nur durch ein kleines Dreieckchen an der nötigsten Stelle halten sie den Anschein der Frivolität und die Zufriedenheit des Spießers aufrecht. Aber hat die eine nicht blaue Bißwunden am Oberschenkel? Steht am Vorhang mit farbigem Reifrock und nackter Brust nicht die Kellnerin, die uns nachmittags Tee auftrug? Sucht sie hier abends einen Nebenverdienst? Die Armseligkeit und spießige Trübseligkeit des Betriebs ist nicht zu verkennen, kein Mittel hilft darüber weg. Die Jazzband täuscht Brunst und Wildheit vor; aber dazwischen näselt beruhigend das Saxophon und seine Töne sagen immer: „Behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein". Mit gewaltsamer Lustigkeit brüllt die ganze Truppe einen handgreiflichen Schlager. Die häuslichen Leute können ihn am Rundfunk mithören. Und der Bischof von Paris gibt einen Erlaß, daß seine Schäflein bei solchen Stellen den Kopfhörer abnehmen sollen.

Im Zwischenakt wird der Sinn des Ganzen vollends deutlich. Dick geschminkt und bemalt stürzen die Kokotten auf den Besucher, betteln um

Digitized by Google

Zigaretten, Bier, umschlingen seinen Stuhl, versuchen ihre erotischen Geschäftstricks. Niemals kann Verführung sich so reizlos und armselig gezeigt haben. Und während man das ansieht, muß man sich fragen: wie stehen heute Mann und Frau zueinander?

Eine Krisis begegnet uns überall; gesunde, ja nur mögliche Formen für die Beziehung der Geschlechter fehlen. Der bisher herrschenden Ehe ist der Boden unter den Füßen weggezogen, ist der eigentliche Sinn genommen. Der Boden: das war die Hauswirtschaft, wo die Frau eine vernünftige, sie ausfüllende Tätigkeit fand, die nur von ihr geleistet werden konnte. Der Sinn war durch die Religion gegeben, die ein Leben in der Zucht und Furcht Gottes vorschrieb; alle Beschwerden wurden so erträglich, ja notwendig; das Ziel lag in Gott und nicht im persönlichen Wohlbefinden. Jetzt liegt es nur noch hier, im sogenannten Glück, im Behagen; und das gewährt die Ehe nicht, sie wird zu einem Geschäft, das die Kosten nicht deckt. Die Gatten langweilen einander, werden sich zur Last, zum Verdruß, zum Ekel. Besonders verwirrend wirkt es, daß man Ehe und Liebe immerfort gleichsetzt. Gerade die besten Ehen von heute haben mit „Liebe" wenig zu tun; sie stellen eine Lebensform von adeliger Zucht dar, einen unauflösbaren Bund, der der Arbeit des Mannes, den Kindern, der Zukunft dient. Es kommt auf die Leistung, auf die Personen an. Die Liebe dagegen ist eine allgemeine Bereitschaft zur Hingabe, die von sich aus keine Lebensform erzeugt, überhaupt nicht dauernd an denselben Menschen gebunden sein kann. Es kommt nicht auf die Person an; die Hingabe drängt den Einzelnen zur Selbstaufgabe, ja zur Vernichtung seiner selbst. Auch wer in einer wirklichen Ehe lebt, wird die allgemeine Bereitschaft zur Hingabe nicht verlieren; und jeden natürlich Empfindenden, besonders die noch weniger verkünstelte Frau, muß die Forderung nur den Gatten zu lieben, sofern sie ernst genommen wird, zur Verzweiflung oder Verlogenheit, zu unwahren Schuldgefühlen treiben.

Der Mann hat sich dem sinnlosen Betrieb von heute bedingungsloser ergeben als die Frau; er geht in sogenannten „Berufen" auf und ist wesentlich Geldverdiener. Die Frau rebelliert noch mehr und leidet tiefer unter der Unnatur der Zustände; sie muß die Verbindung zur Natur bewahren, damit die Menschheit nicht in gespenstischen Automaten absterbe. Sie ist für den Mann da; er muß ihrem Leben Zweck geben, er muß wissen, wofür der Mensch leben soll, und dies nicht durch Worte und Gedankenspiele, sondern durch seine innere Sicherheit, das Getragenwerden zu einem Ziele, zeigen. Aber es gibt heute keine Ziele; ganz wenige Männer vermögen es neue zu suchen oder besser zu setzen; was bleibt der Frau? Sie ahmt den Mann nach, arbeitet in Berufen wie er; das führt zur Albernheit. Sie quält sich in Ehen und Verhältnissen ab, langweilt sich, wird launisch, hysterisch, krank. Noch die Besten wollen Gefährtinnen, Gehilfen des Mannes sein, der Höheres sucht, und setzen sich so in Zwie-

Digitized by Google

ſpalt mit ſich ſelbſt. Denn ſie wollen nun vor allem ihre Würde bewahren, Mitarbeiter ſein, nur Menſch; und etwas Tieferes in ihnen verlangt danach, nur Weib zu ſein, Beſitz, kurz nach etwas, was ihnen für Entwürdigung gelten muß. Nirgends iſt eine reine Löſung möglich, nur Kompromiſſe ſind erreichbar. Dafür noch Beiſpiele:

Solange der Mann die Fähigkeit hat, will er zeugen. Die Frau findet im Kind Erfüllung. Für Kinderreichtum fehlt heute die Vorausſetzung, vor allem die wirtſchaftliche, aber keineswegs dieſe allein.

Die Gewohnheit macht den Verkehr gleichgültig, ſpießig, vielleicht gar abſtoßend; reinlicher erſcheint der Seitenſprung. Aber dagegen empört ſich die Frau, muß ſich empören.

Verkehr mit künſtlicher Verhinderung des Kindes iſt wider die Natur und zerſtört alles Menſchliche und Echte des Vorgangs. Ohne Verhinderung — das iſt heute nicht möglich, wie ſchon geſagt. Und wer die Enthaltſamkeit wählt, verſchweint vielleicht am meiſten: auch ſeeliſch.

Lauter Gegenſätze, die ſich nicht vereinen laſſen! Aber wozu nach einer Löſung grübeln? Die Kokotten vom Montmartre haben ſie ja gefunden: ſie bieten den Akt an ſich für Geld, ohne ſeeliſche Beſchwerung. Das iſt die richtige Form der Zeit und paßt zu der Deviſe: Eſſen, trinken und .....

Das unverhüllte, ehrliche Zutagekommen der Leerheit, die ſchreiend laute Verkündigung des Bankerotts: dies iſt das Bezeichnende und — Tröſtliche von heute. Lebten nicht ſchon unſre Eltern in einer zerſetzten und entformten Zeit, mit Gefühlen und Anſchauungen, die ſie nur noch erlogen?

Jetzt iſt durch Lüge nichts mehr zu verbergen. Alle Geſchwüre ſind aufgebrochen. Es wird wirklich reiner Tiſch gemacht. Die leere Wüſte iſt da und wartet auf den Rufer in der Wüſte.

Aber auf laute Rufe kommt es nicht an. Was einzelne ganz für ſich erreichen und verwirklichen an Erkenntniſſen und Zielen, davon leben die Völker. Nach einem feſten Geſetz dringt das Neue durch und beſtimmt nach vielen Jahren das Leben von Menſchen, die von dem Schöpfer ihrer Anſchauungen nichts mehr wiſſen.

Die Vergangenheit

Die Menſchen in Paris gehören ganz der Welt der Geſchäftsſtraßen, Wohnvorrichtungen und Revuen an; aber die Stadt hat Bauten, Plätze, ganze Straßenzüge, in denen die Bewohner wie Fremdlinge erſcheinen. Es ſind die älteren Teile; ſie zeigen Form, einheitliches Lebensgefühl, Stil, und flößen zum mindeſten Reſpekt ein. Auf welch hohe, in ihrer Empfindung faſt ſpieleriſch luxuriöſe Zeit deutet die Sainte-Chapelle, dieſes zierliche Schmuckſtück aus zartleuchtenden Farben der Glasfenſter, denen der Stein nur als Faſſung dient! Sie iſt wohl das Werk einer weitgetriebenen, ſchon überreifen Kultur; den Weg, der bis dahin führte,

Digitized by Google

können wir kaum noch fassen. Religion hat noch daran geformt, aber nicht mehr als Notwendigkeit und Not, sondern als Sensation empfunden. Um es schroff zu sagen und gröber als dies zierliche Werk es verdient: die Kunst wird hier zum Narkotikum. Der Trieb, der sich hier an religiösen Inhalten befriedigt, ist derselbe, der zum Hexenwesen und zur Madonnenverhimmlung führte (beides bedingt sich), der in pikanten oder fieberhaft verkrampften Malereien, in leidenschaftlich rasender, auf den Unterleib wirkender Musik lebt (hier wären die größten und berühmtesten Namen zu nennen); und reinlicher ist es, wenn man ihn heute nur mit Kokain befriedigt ohne Religion und wirkliche Kunst beizumischen. — Fremdartig und doch imposant wirken die Barockbauten aus der Zeit des Absolutismus. Denkt man an die einfachen und strengen Gesetze, die das Material, der Stein, vorschreibt, so ist man geneigt hier, ebenso wie bei der Gotik, nur Kuriositäten zu sehen, eine grundsätzliche Verkehrtheit; aber dennoch, diese Bauten haben Größe. Und ein Viergespann aus Bronze, das von einem Dach aus in die Höhe stürmt, zeigt beruhigend, daß ein unnatürlicher Stil sich selbst ad absurdum führt, zu einem Wahnsinn, über den es keine Grenze mehr gibt. Der Mensch braucht nicht ängstlich zu sein; stößt er auf irgend ein Gebiet der Betätigung, der Möglichkeit sich auszudrücken, so liegt dort immer ein mit der Sache, dem Stoff von selbst gegebenes Gesetz versteckt, das ihn zwingt folgerichtig zu Ende zu kommen, wo er das Wahre oder Unsinnige mit Händen greifen kann. Es ist unnötig den Verlauf vorauszusehen; er muß sich nur ganz dem Gesetz hingeben.

Das Louvre überwältigt und erdrückt uns zunächst durch die Menge seiner Schätze: ein Museum für die Kunst aller Zeiten! Es ist geschichtlich geordnet und offenbar ist Vollständigkeit angestrebt: Zeiten des Hochstandes und Tiefstandes, gute und schlechte Künstler sind gleichmäßig vertreten.

Für wen soll das alles sein? Für den genießenden Besucher? Etwa für den Engländer, der von Bild zu Bild nachprüft, ob die Nummer in seinem Katalog stimmt? Ich kann an den Genuß des Beschauers nicht glauben und halte ihn für Selbstbetrug. Ist es für die Künstler? Aber für einen Künstler, der mehr ist als ein neugieriger Spieler, kann das meiste hier nur ärgerlicher Wust sein. Aber für ihn ist auch das Museum nicht da; es ist von der Wissenschaft geordnet und, wenn auch uneingestanden, wieder für die Wissenschaft.

In wirklich religiösen Zeiten hat jegliches Ding seinen Sinn und sein Ziel in Gott; nicht als Einzelnes hat es Bedeutung, sondern indem Gott alles zusammensieht, miteinander und gegeneinander wirken läßt. Alles ruht in diesem Gefühl; Leben und Kunst hat Halt, Richtung, Form. In diese so gestimmte Welt tritt eines Tages der Wissenschaftler als Typus. Ob er erscheinen muß, weil die religiösen Formen leer wurden, oder ob die Religion ihre Kraft verliert, weil er auftritt, dies lasse ich offen. Um seine

Digitized by Google

Arbeit ordentlich und folgerichtig ausführen zu können, muß der Wissenschaftler den unausgesprochenen Grundsatz haben, daß alles seinen Sinn in ihm habe, daß er jeglichem Ding den Platz zuweisen müsse, und zwar auf der Ebene des Denkens. Damit ist er notwendig gottlos. Seiner Kritik unterliegt alles, auch die immer irrationalen Formen der Religion; er zerstört sie und damit das ihnen zugrundeliegende religiöse Gefühl selbst. Seine Arbeit schafft eine schrankenlose geistige Freiheit, einen weiten Überblick über alle Schöpfungen und Versuche der Menschheit; er kann aus einem solchen Museum Nutzen ziehen. Aber sein Werk hat keine Kraft der Bindung und Formbildung; es erzeugt Vereinzelung und formlose Masse, Pöbel statt Volk, Sandhaufen statt Gestalt. Jeder setzt sich als Mittelpunkt, als Sinn und Ziel der Welt, als Gott.

Die Wissenschaft hat lange den Geist vertreten; heute steckt sie in einer Krisis. Ich nehme als Beispiel die Philologie. Die ältere Generation hat Vorbereitung geleistet; sie drang durch Schutt und Geröll, durch Hindernisse der Sprache und Überlieferung bis hart zum Kern der großen alten Poesie vor, der Dichtung an sich, dem Wesen, dem Ewig-Gültigen. Mit diesem sich auseinanderzusetzen ist sie menschlich nicht in der Lage. Sie fühlt etwas davon, aber nicht unseren ungeheuren Abstand und das furchtbar Verpflichtende, das in der Erkenntnis dieses Abstands liegt. So bewahren sich die Älteren ihr Leben lang die Frische und Aufnahmefähigkeit von Knaben; es ist die Unschuld vor dem Fall. Für die jüngeren hat sich die Stoffülle verringert; immer stoßen wir auf dieselben Fragen, die den Kern betreffen, die uns und unsre Möglichkeit weiterzuleben zu sehr angehen als daß man sie über Außenwerk vergessen könnte. Hier hat der Vorwurf der Älteren seine Wurzel, daß wir Dilettanten des Handwerks seien, große Worte machen und die Wissenschaft zum Feuilleton erniedrigen. Wir können den Glauben an den Selbstzweck der Wissenschaft nicht mehr aufrecht halten, weil wir den Zweck schon zu nahe sehen. Da Religion und Wissenschaft sich immer ablösen und sich jetzt alles auf eine Zeit der Religion vorbereitet, so muß und will die Wissenschaft sich selbst aufheben und unnötig machen.

Wir stehen noch immer im Louvre-Museum, das dazu zwang über die Rolle der Wissenschaft nachzudenken. Alles, was hier angehäuft ist, historisch zu verfolgen und gar zu „verstehen", sind wir außerstande; wir müssen einen anderen Maßstab finden. Und er bietet sich von selbst.

So viele Versuche und Richtungen es auch gibt, die Kunst ist absolut und ewig dieselbe. Sie stellt das Gesetz, die Ordnung Gottes, das Notwendige dar; sie spiegelt nicht ab, was bloß zufällig vorhanden ist. Durch die Zweiheit seines Wesens, das aus Natur und Nicht-Natur — sagen wir, mit Vorbehalt, Intellekt — zusammengesetzt ist, wird der Mensch gezwungen, überall das Absolute, das feste Gesetz zu suchen; ohne diese Grundannahme kann er nicht denken, nicht einmal das Gesetz bekämpfen ohne es

Digitized by Google

anzuwenden. Der Mensch mag im Lauf seiner Entwicklung zum Intellekt gekommen sein, weil er ihn als Mittel, als Hilfe zum Leben brauchte; hat aber der Intellekt von Haus aus, seinem Wesen nach, mit dem Leben, dem Fließenden und Vergänglichen, etwas zu tun? Nein. Er ist auf eine andre Welt, eben die des Absoluten, angelegt, und nur auf feste Größen vorgesehen. Er ist der Mittler zwischen dem Absoluten und der „Welt", dem Leben. Den konkreten Einzelgegenstand als solchen kann der Mensch gar nicht fassen; unwillkürlich muß er versuchen, ihn in ein Gesetzliches zu verwandeln, um seiner nur innezuwerden, ihn fassen und ertragen zu können. Nur die Kunst kann den bedrängenden Unsinn des „Lebens" ganz verwandeln und sinnvoll machen. Die Zweiheit von Natur und Nicht-Natur ist für den Menschen das einzige Gegebene; er kann nicht einen der Bestandteile für den ursprünglicheren, wertvolleren, allein berechtigten halten. Daß beide sich reiben, stören und — befördern, muß er hinnehmen und benutzen. Jede Überspannung der einen Seite korrigiert sich von selbst, zeitenweise unter krankhaften nervösen Epidemien. Das sind die Zeiten der Gesundung, die schließlich zur Gesundheit führen.

Um das Absolute, das Gesetz, zu verwirklichen, so daß es nicht nur an sich, sondern auch für uns da ist, muß es zur sinnenfälligen Erscheinung gebracht werden: das ist die Aufgabe der Kunst. Die Sichtbarmachung ist kein einmaliger und endgültiger Akt, sie ist dauernd — und immer auf eine andere Weise — notwendig. Jede noch so bedeutende Lösung wirkt nur kurz ins Breite als Vorbild; bald wird sie anscheinend nachgeahmt, in Wirklichkeit bis zur Unbrauchbarkeit entstellt und verdorben. Man sieht diesen Vorgang am deutlichsten, wenn man die sogenannten „Schulen" in der Kunst verfolgt. Jede Geschichte einer Entwicklung ist die Geschichte ihres Verfalls. Der jeweilige Zustand der Menschheit, der Völker erfordert immer eine ganz besondere und neue Lösung; nur diese ist notwendig, gewachsen, verständlich; das Frühere kann nicht nachgeahmt werden und bleibt als Verkörperung des Absoluten nur für wenige Hellsichtige bestehen.

Nicht nach ihrer geschichtlichen Reihenfolge, sondern nach ihrer Annäherung an die Kunst an sich, an das Gesetz, betrachten wir die Werke. Und da rückt auf einer Ebene zusammen, was durch weite Zeiträume getrennt ist: Ägypter mit Griechen und beide mit neueren Malern.

„Den Ägyptern war die Kunst Erlösung aus der Wirklichkeit, die ihnen als ein ewiges Sterben erschien, aus der Wirklichkeit flohen sie in die Kunst, wie aus dem Tod ins Leben. . . . Ihre Malerei führt von der Natur ab und will nichts als den menschlichen Sinn verewigen, die Plastik nur die Bedeutung im Vergänglichen geben." (Paul Ernst.) Die Schöpfer der großen Plastik, auf deren höchsten Höhe Chephren in Kairo thront, wollten den König verewigen — nicht den zufälligen Menschen, das konnten sie auch, man sieht es an spielenden kleinen Werken wie dem berühmten

Digitized by Google

Schreiber — das Ewige an ihm wollten sie verewigen; so kamen sie zum großen Stil, zur Verkörperung des Absoluten. Und ein also dargestellter König mußte aufhören, Privatperson zu sein; er konnte nur noch das ewige Gesetz, den sichtbaren Gott repräsentieren. Nicht, daß der Künstler allein dazu den Anstoß gab; aber er steht mit dem wahren König in Wechselwirkung, beide bedingen einander. Kunst, Religion und Politik werden zur Einheit: die Höhe, die hier erreicht ist, hat in der Geschichte kaum ihresgleichen.

Einige Tafeln mit Hieroglyphen liegen nebeneinander, aus verschiedenen Zeiten. Die älteste zeigt Bilder, meist Vögel, die mit peinlichster Genauigkeit und Naturtreue wiedergegeben sind. Die mittlere hat auch erkennbare Bilder, doch hier begnügt sich die Darstellung mit wenigen, ganz das Wesentliche treffenden Strichen; die Zeichen stehen zwischen Bild und Schrift in der glücklichsten Mitte. Die späteste Tafel gibt Schriftzüge, die als Bilder nicht mehr zu fassen sind. Und hier wird uns ein Gesetz deutlich, das wir überall bestätigt finden: ein Kunstwerk ist dann vollendet, wenn die Absicht des Künstlers und das Material, dessen er sich bedient, zusammenstimmen. Die mittlere Tafel veranschaulicht diesen Fall. Auf der ersten hat die Eigengesetzlichkeit des Mittels, nämlich des Naturvorbildes, den Schreiber untergekriegt; er wollte ja keine Vögel abzeichnen, sondern etwas mitteilen, geriet aber unter den Zwang peinlicher Nachbildung. Und auf der dritten herrscht die Absicht allein; keine Naturformen sind das Mittel, sondern willkürliche Striche. Die erste Stufe ist die der Barbarei, aus der noch alles werden kann, die zweite die der Kultur, die dritte die der Zivilisation, wo die Verbindung mit der Natur gelöst ist und nur noch leer experimentiert wird. Auf der dritten Stufe sind wir heute. Der Bildhauer weiß nicht, was Stein ist, der Dichter nicht, was die Sprache, der Maler nicht, was Farbe und das Gesetz der Raumfüllung ist. Und der Lehrer und Politiker, überhaupt der Führer, weiß nicht, was der Mensch ist, setzt Falsches voraus und befördert Falsches. Die Verkehrtheit ist aufs äußerste getrieben; hoffen wir auf eine neue Barbarei, wo die Eigengesetzlichkeit des Materials wieder vorherrscht. Anzeichen dafür sind vorhanden.

Herrlich finden wir das Gesetz erfüllt an einigen griechischen Plastiken aus Delphi, archaischen Figuren aus dem 6. Jahrhundert. Das Konstruktive und Wesentliche des Körpers offenbart sich klar; es ist der Körper an sich, überwirklich — und dabei ganz Stein, ganz als Stein empfunden: in seiner natürlichen Wucht und Schwere geht er beim Oberschenkel in die Tiefe. Die spätere, so gerühmte griechische Plastik aus dem 5. und 4. Jahrhundert wirkt daneben spielerisch, zeigt eine „Natürlichkeit", daß man sich in die Modelle verlieben könnte, einen „Ausdruck", der aus der Literatur kommt und nicht aus den Gesetzen der Plastik, und eine „Beherrschung" des Materials, die schon Aufhebung seiner Eigengesetzlichkeit ist.

Holbeins Anna von Cleve zeigt eine Vollendung, die auch dieser Meister

Digitized by Google

nur einmal erreichte. Der Gegenstand ist völlig zu einem Gebilde der Kunst geworden; das Kleid mit seinen weitgepufften Ärmeln gehört so notwendig in den Raum wie die Augenbogen. Holbein hat Anna — oder vielmehr das Bild, das er sich von ihr machte — mit solcher Hingebung und Religion gesehen, daß er an diesem Gegenstande das Absolute, das ewige Gesetz verkörpern konnte. An den Porträts von englischen Großen, die daneben hängen, konnte er es nicht mehr; die Technik ist bewundernswert, aber die Gleichgültigkeit des Gegenstandes war nicht zu verbergen.

Nur als Maler, durch die Vollendung des Bildes, kam Holbein zum Erfassen, zur erlebten Erkenntnis des Absoluten. Aber was soll das rätselhafte Lächeln der heiligen Anna von Leonardo? So zart das Bild gegeben ist, es wirkt unheimlich. Leonardo konnte sich auf vielen Gebieten, als Techniker, Musiker, ausdrücken; er kannte das Gesetz des Absoluten, die Formel Gottes, so genau und unbeschränkt, daß er nicht unbedingt durch Malen dahin geführt werden mußte. Und er wußte auch, daß die Form der Religion, in der sich für seine Vorgänger und noch für seine Zeit das Absolute verkörpert hatte, in der Giotto fest ruhte, als er das Gesetz der großen Komposition erfüllte — daß diese Form nicht die einzige und dauernde sei. Es gibt noch anderes — das ist die tiefe und gefährliche Erkenntnis, die Leonardo ganz allein hat, das spricht aus diesem bannenden und unheimlichen Lächeln. Er steht nur für sich; ihm nachfolgen, von ihm lernen kann niemand.

Nach der Renaissance ist es mit dem großen Stil in der Malerei zu Ende. Die Form der Religion, deren Bedingtheit schon Leonardo sah, ist abgestorben; eine neue entwickelt sich nicht. Die Künstler zehren vom früheren Gut; man wundert sich, wieviel sie noch herausschlagen. Im 19. Jahrhundert ist der Tiefstand erschreckend. Die Romantiker stehen am Anfang: das Unnatürliche und Literarische wird geflissentlich gesucht. Und bei allem Poetisch-tun erweist sich die Richtung als wissenschaftlich bestimmt. Der Klassiker gebraucht alle Mittel, die er kennt, und erfindet noch neue, um sich auszudrücken; der Romantiker verschmäht viele Mittel und bevorzugt einige, die er für besonders würdig hält aus einer geschichtlich-wissenschaftlichen Schätzung heraus.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird die Öde immer erschreckender. Alles wird verfälscht durch Stimmung und sentimentale Gefühle. Niemand kann mehr die Sachen sehen; in alles sieht man Empfindung, Bildung oder „Lyrik" hinein.

Cezanne versucht wieder die Dinge zu fassen, das Wesen zu finden, das Gesetz zu verkörpern, die Welt zu ordnen. Etwas bedächtig und lehrhaft ordnet er; ein Stilleben ist hart am Ziel. Arbeitete er zu bewußt — oder zu absichtlich? Die letzte Notwendigkeit, der letzte Mut scheint ihm versagt; doch hat er wieder einen Weg gefunden zur Schwelle der Kunst. Und aus

Digitized by Google

van Gogh bricht es heraus, drängend und ihn selbst überwältigend, auch er kam bis zur Schwelle.

Rede ich noch von der Vergangenheit? Das sind schon Vorspiele der

Zukunft

Heute ist Angst da, Grauen ist da, die Vorstufe der Religion. Weltfreude und „Weltverklärung" im Sinne Goethes ist lächerlich und absurd geworden; zu deutlich zeigen die Straßen die Sinnlosigkeit des Lebens. Und wie die Ägypter können wir wieder aus der Wirklichkeit in die Kunst, ins Gesetz flüchten „wie aus dem Tod ins Leben".

Durch die Wissenschaft ist uns ein freier Überblick über alle Zeiten möglich; wir können das Absolute in vielen Verkörperungen fassen, und oft scheint es, als würde das Gesetz klar, die Formel Gottes, die letzte Alchimie.

Der schwerste Schritt bleibt noch zu gehen: das Gesetz muß mit Leben erfüllt werden, verkörpert werden in seiner notwendigen Form, der einzigen, die heute möglich ist. Vom Bewußtsein zum Vergessen des Gewußten und zum nachtwandlerisch sicheren Schaffen ist der schwerste Schritt. Leichter war es in früheren Zeiten, wo den Künstler kein Wissen über sein Ziel beschwerte und er zum Absoluten gelangte wie Saul auf der Suche nach Eselinnen zum Königreich.

Einer oder der andere geht umher wie andere Menschen von heute; aber er kann sich dem Heute nicht ergeben, selbst wenn er wollte. Das Zukünftige bedrängt ihn, als Aufgabe; und hat der Berufene den letzten Mut, so ist es eines Tages erreicht und da.

Hans Hartmann / Frankreich, von Deutschland aus gesehen

Das Interesse der Deutschen für Frankreich war fast stets nur historisch und philologisch. Selbst die maßgebende Geschichte der französischen Literatur von Suchier und Birch-Hirschfeld bringt es nur zu einer liebevollen Einfühlung in die französischen Dichter, nicht zu einer Erforschung der Seele Frankreichs. Ein Buch wie Mme. Staëls „De l'Allemagne" über Frankreich fehlt. Abgesehen von Friedrich II., der sich an die sehr fragwürdige französische Geistigkeit des 18. Jahrhunderts verkaufte, haben nur Goethe, Heine und Nietzsche, also weithin Verfemte, sich um ein Verständnis des französischen Wesens gemüht. Von christlicher Seite (beider Konfessionen) ist fast nichts geschehen. Die beiden großen Kriege haben diese Arbeit noch mehr erschwert, ja unmöglich gemacht.

Wir müssen also ganz neu beginnen, auf daß das Unmögliche möglich werde.

Digitized by Google

Wir stehen dazu noch vor der inneren Schwierigkeit, daß das Urteil schwankt. Der Gegensatz: Haß gegen Frankreich und Verständnis dafür (Vossische Zeitung, ein Teil der Jugendbewegung, Anhänger Marc Sangniers, beginnender Austausch der Protestanten) zerwühlt das deutsche Volk.

Dazu kommt zweitens der Gegensatz zwischen anglophiler Auffassung und frankophiler (einschließlich der Paneuropabewegung, die England ursprünglich ausschloß); dieselbe kann auf militärischen Erwägungen oder auf solchen der größeren geistigen Verwandtschaft beruhen.

Drittens spielt für die deutsche Haltung der Gegensatz von Ost und West (Kultur oder Zivilisation, Dostojewski oder Voltaire-Maupassant) eine große Rolle, auch in der nationalen Jugend (Mahraun, Hochmeister des Jungdeutschen Ordens, für Verbindung mit Frankreich gegen den Bolschewismus, steht im Gegensatz zu den Nationalbolschewisten).

Den Gipfel bildet die Gestalt des „Ruhrfranzosen", dem in Wort und Bild der Deutsche als Objekt des Hasses geschildert wurde und noch wird. Man hat übersehen, oder man will nicht sehen, daß der Militarismus, d. h. das Sichverlassen auf die rohe Gewalt anstatt auf geistige Kräfte, immer und überall die gleichen Früchte bringt.

Wie soll man aus diesem Wirrwarr herauskommen? Die ganze Diskussion wird meistens auf einem zu niedrigen Niveau geführt. Wir wollen versuchen, bis auf die Wurzel durchzustoßen, um so die Sache selbst wirklich zu fördern.

Da ist zunächst das Land, die Landschaft, die der Franzose so ungeheuer liebt, daß der größte Teil seiner oft gewaltsamen Nachkriegspolitik aus der Angst vor einer neuen Zerstörung seiner Landschaft erklärt werden kann. Die heitere Einfachheit im Norden, die strahlende Freude des Südens — kann sie der Deutsche, der aus Waldgebirgen und Nebeln kommt, verstehen? Diese Landschaft macht von selbst auch die Natur des Menschen einfacher, unkomplizierter. Der Deutsche liebt das Schauerliche und Irrationale seiner Landschaft und seiner Sagen, der Franzose hält sich an einfache, klare Symbole seiner Landschaften und seiner Ideen, um nicht im Unergründlichen zu versinken.

Aber wie jedes einfache Schema seine Ausnahme hat, so auch dieses. Frankreich kennt auch die Wildheit der Cevennen und die Majestät der Alpen. Und wie das Schicksal der Hugenotten mit Alpen und Cevennen tief verbunden ist, wie Roux le Bandit, der Held der feinen Erzählung von Chamson, Kriegsdienstverweigerer während des großen Krieges, nur aus der Landschaft der Cevennen zu verstehen ist — so zeigt sich eben, daß auch im französischen Wesen nicht alles einfach, harmonisch und klar ist. Und gerade an diesen Stellen wird das deutsche Verstehen am leichtesten Wurzel fassen können.

Digitized by Google

Die deutsche Kritik sieht den Charakter des Franzosen meist unter den Begriffen: Leichtfertigkeit, Ruhmsucht und Deutschenhaß.
Suchen wir zunächst eine Erklärung für den Komplex der Erscheinungen, die zu diesem Urteil Anlaß geben. Die Spottsucht des Franzosen erstreckt sich auf alles. Er hat ein feines Gefühl für alles Lächerliche („das Lächerliche tötet") und all die menschlichen Wichtigkeiten sind ihm absolut nicht heilig. Er achtet sie nicht. Er sieht dahinter. Darum haben die Franzosen auch die feinsten Psychologen hervorgebracht, wie Stendhal oder, abgesehen von Pathetikern wie Viktor Hugo, eigentlich alle französischen Dichter (Molière, Balzac, Maupassant u. a.). Besonders erstreckt sich diese Spottlust, diese Ironie, die ein Zeichen tiefer Geistigkeit und Weisheit sein kann, auch auf die menschlichen Schwächen zwischen den beiden Geschlechtern. Das läßt den Franzosen als lasziv erscheinen. In Wirklichkeit gibt es dort nicht mehr laszive Menschen als in andern Völkern auch. Und die Stätten der Unmoral, besonders in Paris, werden fast nur von Ausländern besucht. Der Franzose ist häuslich, ein guter, anständiger Bürger, oft auch Spießbürger. Und es ist ein Lichtblick, daß der Kampf gegen alle Unmoral und Schrankenlosigkeit (Prostitution, Einkindersystem usw.) in Frankreich durch Verbände und Wissenschaftler mit besonderem Eifer geführt wird (Liga für öffentliche Moral, das umfassende Werk von Paul Bureau, l'Indiscipline des Moeurs). —

Das politische Selbstgefühl des Franzosen ist mit seiner Geschichte gewachsen. Ein Staat, der immer einheitlich und fast immer mächtig war, oft gegenüber ohnmächtigen Nachbarn — man kann verstehen, daß die gloire bei diesem Volke eine große Rolle spielt. Aber eigentlicher Imperialismus, d. h. die Methode von einem Zentrum aus möglichst viele wirtschaftliche und strategische Gebiete in die Hand zu bekommen mit dem Ziel der Weltbeherrschung, liegt dem Franzosen fern, im Gegensatz zu England. Eigentlich ist „Leben und leben lassen" das politische Prinzip des Franzosen. Natürlich verderben die wenigen, aber lauten Militaristen und Imperialisten dieses Bild fortwährend. Und wie sollten die Deutschen dieses nationale Selbstgefühl, nach dem sie doch selber so stark verlangen, verwerfen und beklagen können?

Darum ist auch der Deutschenhaß der Franzosen in der Hauptsache ein Phantasieprodukt der Deutschen. Es gibt kein Wort, das dort einem Deutschen gegenüber häufiger ausgesprochen und, wie ich überzeugt bin, ehrlicher gemeint ist als dies: „Wir haben keinen Haß gegenüber Deutschland, aber großes Mißtrauen. Wir halten die Deutschen für zwiespältig, sie führen mehr im Schilde als nach außen hin sichtbar wird. Wir wollen Frieden, sehr viele sind pacifistes (Glaube an die Regelung der Völkerbeziehungen völlig ohne Gewalt), fast alle pacifiques (Versuch, durch Völkerbund und langsame Abrüstung die Gewalt möglichst einzudämmen). Warum sehen das die Deutschen nicht und beschimpfen uns?"

Digitized by Google

Dieses französische Urteil hängt eng zusammen mit der geistigen Haltung des Franzosen. Die deutsche Kritik faßt sie gerne in die drei Begriffe: Esprit, Logik, Aufklärung. (Der Franzose sei geistreich — statt tief, habe kein Gemüt, nur Verstand, sei unreligiös, wie Kulturkampf, weltliche Schule, Mangel an Jugendbewegung beweisen.)

Sieht man aber näher zu — und ich muß hier tausende von Einzelerfahrungen und Erscheinungen zusammenfassen, verweise besonders auf das Frankreichbuch von Prof. Hermann Platz, des gründlichen Kenners französischer Geistigkeit —, so ergibt sich: der Franzose liebt klares, einfaches, geschliffenes Denken. Seine Begriffe, einmal gebildet, behalten ihren Inhalt. Es darf nicht daran gedreht und gedeutelt werden. Sie sind endgültig formuliert und mit ihnen formuliert man endgültige Urteile. Ganz anders der Deutsche, dessen Begriffe schillern, der das Paradoxe liebt und glaubt, die ihm so zwiespältige Wirklichkeit nur mit Hilfe des Paradoxen verstehen zu können. Darum liebt er unter allen Franzosen am meisten Pascal. Der ist ein Einsamer im Ozean französischer Geistigkeit, aber er ist ein Beweis, daß der Franzose nicht nur von esprit, Logik und Aufklärung her zu verstehen ist. Er liebt die Konsequenz des Denkens und hat Leidenschaft gegen alle Finsternis des Geistes, aber es ist vielfach seine Wahrheitsliebe, die da handelt. Es mag ihm auch im Religiösen das Organ für geistige Schichtung, für die mystische Tiefe des hierarchischen Katholizismus fehlen — er ist eben auch geistig Demokrat — ohne Verhältnis zum Religiösen ist er nicht. Vielmehr hat er eine besondere Art, Innerlichkeit und praktische Tätigkeit im Religiösen zu vereinigen, wofür ich in beiden Konfessionen viele Beweise fand. Der Deutsche ist in Gefahr, vor lauter theoretischen Bedenken und Hemmungen das Religiöse ganz auf die Innerlichkeit zu beschränken und die Wirklichkeit zu vergessen, ja zu verraten.

Gerade die verschiedene Stellung zur soziologischen Schichtung trennt die beiden Völker sehr. Die deutsche Kritik knüpft vor allem an die Begriffe: Frau, demokratische Gleichheit, Advokatenrepublik an.

Die Frau wird als Mannweib geschildert, und es scheint, als ob die Hingabefähigkeit, wie sie der deutschen Frau eignet, hinter ihrem Gefühl für Gleichberechtigung, auch geistige, mit dem Manne zurücktritt. Ob aber die französische Frau wirklich mehr den Mann beherrschen will als die deutsche, ist doch sehr die Frage.

Der Franzose ist demokratischer Individualist. Er glaubt, daß im freien Spiel des Lebens, wo jeder den andern gelten läßt, das Volk seine besten Kräfte ausfindig macht, offenbart und wirken läßt. Diesen Glauben hat der Deutsche nicht, er glaubt an Schichtung, Bildung (im Goetheschen Sinn als organische Formung), und er ist darum so enttäuscht und verzweifelt über das groteske Versagen des Parlamentarismus; er führt das auf die

Digitized by Google

dem Deutschen wesensfremde Demokratie zurück, während der Franzose es als Auswuchs mit in Kauf nimmt, indem er überzeugt ist, daß doch immer wieder das Beste des Volkswillens sich Ausdruck verschafft (siehe den Kurswechsel Poincaré-Herriot) oder indem er sich in steigendem Maße neuen Formen — Faschismus, Syndikalismus — zuwendet.

Die Aufgabe Frankreichs ist: sich mit deutschem Wesen zu ergänzen und in solchem lebendigem Austausch die vorteilhaftesten Seiten seines Charakters zu entwickeln. Das ist sehr schwer. Es liegt an uns, die Voraussetzungen dafür mit zu schaffen. Wir können es nur, wenn wir von der großen inneren Wende zur Innerlichkeit, die sich in Frankreich vollzieht, überzeugt sind, jener Wende, die Platz in die folgenden schönen Worte zusammenfaßt (Zeitschrift „Abendland", Juli 1926):

„Frankreich erhebt sich aus seiner Verkrampfung; es sucht die echte Lebenslinie, von der es abgewichen ist. Unbehagen, Unruhe, Unsicherheit beweisen ja die Stärke der Abweichung. Es tastet sich zurück auf die Wege, die der Genius ihm je gewiesen, da die Erfüllung ihm nahe war."

So sieht der Deutsche, der in den Spuren Goethes und Hölderlins lebt und darum seinen Namen „Deutscher" zu Recht trägt, mit dem tieferen Blicke als es der Lärm des Tagesstreites vermag, das Wesen und die innere Wendung der französischen Seele an.

Hans Schwann / Das deutsche Nationalgefühl und die Rheinlande

I

Von vielen Seiten, von rechts und von links, von offiziösen Stellen und privaten Vereinigungen wird immer wieder versucht das deutsche Nationalgefühl zu stärken, ihm Einheit und Richtung zu geben, um durch sie im Kampf um Deutschlands außenpolitische Stellung unter den Völkern Macht und Kraft zu gewinnen und diesem Kampf selbst die notwendige Stoßkraft zu geben. Überall ein Streben, dem deutschen Volke in seiner Gesamtheit Ziele über die einzelnen partikularen Interessen hinaus zu geben.

Scharf muß man hier indes zwischen Zielen und Mitteln unterscheiden. Während die vaterländischen Verbände z. B. die äußere militär- und machtpolitische Erstarkung sowohl als Ziel wie als Mittel betrachten, die allein ein Wiederemporkommen Deutschlands ermöglichen, ist für den zweiten Kulminationspunkt des deutschen Nationalgefühls — des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold — das Ziel die Wiedervereinigung aller Deutschen, vor allem aber der Anschluß der österreichischen Brüder — das Mittel hierzu

Digitized by Google

aber, neben einer daraufhin gerichteten nationalen Propaganda, der Völkerbund und dessen internationale, geistige Waffen.

Schon in der Kennzeichnung dieser beiden Hauptpole des innerdeutschen politischen Lebens zeigt sich ein großer Unterschied. Die Realität der Mittel hat rechts das prae — die Realität des Ziels wird dagegen links über die Mittel gestellt.

Warum begegnen aber Beide in der großen Weltpolitik einem sichtlichen Mißtrauen? Abgesehen von allen anderen Motiven aus dem nämlichen Grund: Dem mangelnden Realitätssinn, der beiden zugrunde liegt. Wer die Weltkonstellation, wie sie sich jetzt und für absehbare Zeit dem nüchternen Blick bietet, betrachtet, dem drängen sich folgende Fragen auf: Ist die Erreichung der Mittel, welche die Vaterländischen Verbände erstreben, auf die Dauer möglich, ohne daß die „Andern" ein Gelingen mit aller Macht verhindern werden, gegebenenfalls selbst durch Waffengewalt? Ist die Erreichung des Ziels des Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold denkbar ohne Gefährdung und stärkste Beunruhigung der kleinen Nationen, die — um ihrer Existenzsicherung willen — alles versuchen werden, die Erreichung dieses Ziels zu verhindern? Wie ferner, wenn das Wollen der Linken zusammenfällt mit den Mitteln der Rechten? Würde durch diese Realität das Wollen nicht unterjocht von den drastischeren und für den Augenblick wirkungsvolleren Mitteln? Solche Fragen sind keine Theoretisiererei, sondern springen einem auf Schritt und Tritt über den Weg, sobald man in das Ausland reist, dessen Lebensinteresse von ihrer klaren Beantwortung abhängt. Zu nah ist noch das furchtbare Erleben des Weltkrieges, der sich zum guten Teil auch an „mangelndem Realitätssinn" entzündete.

II

Es ist nicht von Ungefähr, daß neben diesem Suchen, zu einem einheitlichen deutschen Nationalgefühl zu kommen, ein dritter Ruf immer mehr an Resonanz und Kraft gewinnt: — der Rhein! Eine Fülle von Rheinliteratur erschien in den letzten Jahren, die den deutschen Charakter, den deutschen Sinn, die deutsche Kraft des Rheins auf Grund seiner jahrtausendalten Geschichte in bengalische Beleuchtung stellte.

„Die Sehnsucht nach dem Rhein" gewinnt wieder vertieften nationalen Inhalt. Wie sang doch Theodor Körner?

Es zieht mich hinüber, es zieht mich nach Westen,
Zu dir, zum Rhein, an den deutschen Strom.
Wo Leben und Lieben mit tieferen Freuden
In heiligen Tönen die Seele hebt
Und wo aus der Väter goldenen Zeiten
Ein freier Geist noch die Fluren durchwebt.

„Es ist kein Zufall, daß der Rhein überall dort in deutscher Poesie, wo sie zum Ausdruck völkischen Empfindens wird, eine so bedeutsame Rolle

Digitized by Google

spielt. Die Nation sucht aus der sie umgebenden Natur etwas heraus, was sie zum Symbol ihrer selbst machen kann." (Prof. Ferdinand Josef Schneider, Halle.) Dieses Symbol hat der Deutsche am Rhein gefunden. Aus seinen Gauen saugt das deutsche Nationalgefühl immer erneute Kraft und wie immer auch die politische Einstellung des Einzelnen ist: In dem Gefühl für „unseren" Rhein sind sich alle Deutschen einig.

Wenn aber hier die Quelle des deutschen Nationalgefühls liegt, wenn hier das Wort „Rheinland" stärker ist als das Wort Preußen, Bayern, Baden, — wenn hier der Pulsschlag der Nation ohne störende partikularistische Nebengeräusche hörbar wird und das Wort „deutsch" so voll über die Lande klingt, wie die alten Glocken seiner Dome, haben wir da nicht die Pflicht, seinem Rauschen einen Augenblick zuzuhören? Vielleicht finden wir dann auch die Antwort auf die Fragen, die wir oben offen ließen, vielleicht finden wir hier die Kraft zu einem deutschen Nationalgefühl und seinem Ziel zu kommen, das dem Sehnen und dem innersten Wollen der Nation gerecht wird, und dessen Realität den anderen Realitäten zu begegnen weiß?

III

Die Geschichte des Rheins sagt uns: Hier an diesen Ufern erblickte die deutsche Nation das Leben. Von hier aus formte sich die deutsche Sprache, die in der „Schreibstube" zu Straßburg ihren letzten Schliff erhielt. Von hier aus flogen in der Gestalt der Trierer Zaubersprüche die ersten deutschen Reime ins Land. Von hier aus wurde die erste deutsche Bibel Gutenbergs gedruckt. Um die Burgen und in den Tälern, auf den Felsen und in den Fluten flocht deutsche Sage „ihr goldenes Haar". In seinen Klöstern und deren Universitäten wurden die Schätze des Wissens und Geistes aufbewahrt und verteilt. Rheinische Fürsten zimmerten von hier aus ein Reich, das in seiner nationalen und übernationalen Größe nicht mehr erreicht wurde. Der Wert und die schaffende, aufbauende Arbeit der Bürger seiner Städte errang sich hier zuerst die ihnen gebührende freie Stellung.

„Das Soester Stadtrecht ist das Vorbild für das Recht von Lübeck und damit indirekt für das von mehr als 30 Städten des deutschen Ordens." (Prof. Gustav Aubin, Halle.)

Rheinische Bauern und rheinische Mönche erschlossen zuerst den unwirtlichen Osten. Der aufgeschlossene empfängliche Geist rheinischer Künstler formte romanische Kunst und nordfranzösische Gotik zur deutschen und gab den Münstern und Domen am Rhein jene vollendeten Formen, die in ihrer monumentalen Geschlossenheit noch in unsere zerrissene Zeit hineinragen.

Im römischen Reich deutscher Nation fand der deutsche Gedanke seine erste Erfüllung. Mehr als wir uns dessen bewußt sind, zehren wir heute noch von den letzten brechenden Strahlen dieses glanzvollen Aufstiegs.

Digitized by Google

Zeigt aber nicht gerade das jahrhundertelange Siechtum dieses Reiches, daß diesem Gedanken etwas gefehlt hat, um ihn lebensfähig zu halten? Ist in diesem Bilde nicht die Kehrseite vergessen, die Paul Wentzke in seinem zweibändigen Werk als den „Rheinkampf" bezeichnet? Zeigten nicht die Kämpfe mit dem Nachbarn im Westen, daß der deutsche Gedanke der Ergänzung durch den preußischen bedurfte, der dem Staat alles unterordnete und die nationalen Kräfte machtpolitisch band?

Diese Fragen könnte man mit einer weiteren beantworten: Ist ein Gedanke, eine Sendung, deshalb falsch, weil sich seine Träger als unzulänglich erwiesen? Ist der christliche Gedanke deshalb zu verwerfen, weil es Vertreter der christlichen Kirche gab und gibt, die ihn schänden?

„Es ist nicht möglich, in vollkommener Weise einen Zustand auszudrücken, in dem gesetzliche Bindung und individuelle Freiheit einträchtiglich nebeneinander wohnen, und hier werden wir hinzufügen dürfen: Es ist ein deutsches Ideal." (Paul Wentzke: Der Rheinkampf.)

Dieses so gekennzeichnete deutsche Ideal wurde im römischen Reich deutscher Nation verkörpert. Zertrümmert wurde es nicht durch den „äußern" Feind, sondern durch den innern. Durch die Hausmachtpolitik deutscher Fürsten, die, korrumpiert durch die sich öffnenden Goldströme Amerikas, die dem „Besitz" handlichere Formen gaben, Deutschland und damit dem Rhein der mittelalterlichen Form des „Kapitalismus" opferten.

„Es ist eine Schande, wie sich die deutschen Reichsfürsten durch die Jahrhunderte hindurch bereit finden ließen, um Geld oder andere materielle Vorteile willen mit dem französischen Könige ihre Bündnisse abzuschließen." (Prof. Robert Holtzmann, Halle.)

Mit diesem einem Satz ist ein gutes Drittel dessen, was wir unter dem Wort „Rheinkampf" mit dem Blick nach Frankreich verstehen, erledigt. Denn nie hätten die französischen Könige und Fürsten es gewagt, sich in einen Rheinkampf einzulassen, wenn die deutschen Fürsten sich ihres Deutschtums bewußt gewesen wären, und nicht für schnöden Mammon Deutschland verraten hätten.

Ein zweites Drittel dieses Rheinkampfs wird durch den dreißigjährigen Krieg und die durch ihn erfolgte völlige Schwächung Deutschlands bezeichnet.

„Unheimlich erwächst uns, den Nachempfindenden von heut, aus der Lektüre dieser Geschichte eine Vorstellung von dem geradezu diabolischen Haß, mit dem sich damals die beiden Stände gegenübertraten, auf die doch die ganze Existenz des deutschen Reiches gestellt zu sein schien: Der Nährstand, der Bauernstand und der Wehrstand, eine durch den langen Krieg immer mehr zum reißenden Tier entartete Soldateska." (Prof. Ferdinand Josef Schneider, Halle.)

Auch hier war nicht der „äußere" Feind die erste und letzte Ursache des Zerfalls, sondern der „innere". Wie überhaupt die Wirkungen der Reforma-

Digitized by Google

tion auf die historische Entwicklung der Völker, namentlich aber des deutschen Reiches, meistens zu sehr unterschätzt wird. Treffend charakterisiert der Satiriker Friedrich von Logau (1604—1655) diese Zustände in seinem Epigramm:

„Lutherisch, Päbstisch, und Calvinisch, die Glauben alle drey sind vorhanden, doch ist Zweiffel, wo das Christentum dann sey."

Das Streben Frankreichs zum Rhein wird so wenig in Abrede gestellt, wie umgekehrt die steten Versuche deutscher Kaiser und Fürsten, den Lebensraum der französischen Nation einzuengen. Aber selbst da, wo dieser Zug zum Rhein im Volke lag, ist es gut, wenn man sich eines anderen Zuges erinnert, der noch viel nachhaltiger das Werden des französischen Volkes beeinflußte: Die Sehnsucht nach Karl dem Großen!

„Was die Könige fahren ließen, das hielt das Volk fest, der Karolingische Reichsgedanke blieb lebendig." (Prof. Rob. Holtzmann, Halle.)

Der deutsche Kaiser Karl lebt in der französischen Legende und dem französischen Epos lebendig fort. Er war der Reichsgründer und zugleich der Erwecker der Nation. Derselbe Kaiser, der es durchgesetzt hat, daß Gott auch in deutscher Sprache angebetet werden durfte,

„so sehr war er es, daß aus seinen Lebzeiten kaum deutsche Schriftstücke aufzutreiben sind, die nicht so oder so mit ihm in Zusammenhang zu setzen wären." (Prof. Georg Bäsecke, Halle.)

Also auch hier wieder der „Reichsgedanke", dessen Freiheit und Glanz so stark war, dessen nationale Schöpfung so ins übernationale hinüberragte, daß selbst das französische Volk glaubte im Namen Karls des Großen gegen das sich zerfleischende Deutschland aufstehen zu müssen. Und nicht von ungefähr war es, daß Napoleon I. sich mit den Insignien Karls des Großen zum Kaiser krönen ließ.

Nicht vergessen darf ferner werden, daß zur Zeit der Capetinger die Beziehungen Deutschlands zu Frankreich jahrhundertelang friedlich und ihre Träger meistens mit den staufischen Kaisern verbündet waren. Vergessen darf ferner nicht werden, wie stark die Refugies, die sich im Rheinland ansiedelten, am Aufbau und an der Verständigung mitarbeiteten.

„Wenn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Rheingebiet wieder langsam an die großen Traditionen des 16. Jahrhunderts anzuknüpfen begann, so haben diese Elemente ihr redliches Teil dazu beigetragen." (Prof. Gustav Aubin, Halle.)

Und ein Letztes darf nicht vergessen werden: Selbst zur Zeit der napoleonischen Herrschaft über das Rheinland, war es wohl Frankreich, das ihm politisch seine Freiheit nahm und sein tiefes, unversiegbares Deutschtum in Abwehrstellung zwang, wiederum aber war es auch Frankreich, das die territoriale Zersplitterung zu einem einheitlichen Staat mit einem großen, aufnahmefähigen Binnenmarkt, zusammenfaßte, das

„an Stelle der alten, nach Ständen abgestuften Rechts-Gesellschafts- und

Digitized by Google

Wirtschaftsordnung die Ideen der Gleichheit vor dem Gesetz und vor der Steuer" setzte, daß die Rheinschiffahrt von drückenden Fesseln befreite und die neue Kunst des Chausseebaus im weiten Maß dem Verkehr dienstbar machte, dessen Code de commerce einen wirtschaftsliberalen Geist atmete und das die Tendenzen der Verbürgerlichung der Gesellschaft mächtig gefördert hat. So hat das Rheingebiet zuerst in Deutschland eine bürgerliche Gesellschaft entstehen sehen, die als Wirkung wie als Ursache mit dem modernen Wirtschaftsleben auf das engste verknüpft ist, und hat so in den nächsten Jahrzehnten in sozialer wie wirtschaftlicher Richtung als Ferment innerhalb Deutschlands gewirkt. (Prof. Gustav Aubin, Halle.)

So sehr also der „Rheinkampf", d. h. die Auslösung des Gegensatzes bestand und — die Besatzung sagt es uns zu deutlich — noch besteht, so sehr bestand und besteht auch die Ergänzung. Das Wort des Ministerpräsidenten Herriot von den Vereinigten Staaten von Europa ist nichts anderes als die heute mögliche politische Form des deutschen Gedankens eines Europa umfassenden „Reichs".

IV

Wenn wir kurz auf die Geschichte des Rheinlandes eingingen, so taten wir es, um plastisch vor Augen zu führen, wie berechtigt es ist, in den Rheinlanden die Quelle des deutschen Nationalgefühls zu sehen. Es blieb das Herz Deutschlands auch in der Zeit, als es nicht mehr in der Mitte eines von der Peripherie aus gebildeten Reiches lag, sondern wiederum nur Peripherie war. Das Hin und Her der Geschichte, die Besatzungen fremder Völker, nichts konnte das geschlossene Deutschtum seiner Bevölkerung auflockern. Mit Recht machte Prof. Erich Obst (Göttingen) in einem Vortrag darauf aufmerksam, daß im Osten der deutschen Nation das Deutschtum verzahnt und verzackt sei, im Südosten sich bereits in Auflösung befinde, und nur im Westen, in den Rheinlanden, sei es ein geschlossenes Ganze geblieben. Wie war das möglich? Weil das Rheinland ein lebendiger Organismus und keine — Organisation ist. Weil es sich bewußt war und blieb, daß nur das „Gewachsene" die innere Kraft aufbringen kann, auf die Dauer feindlichen Widerständen zu trotzen. Und es ist kein Zufall, daß der Reichsgedanke, der von hier ausging und seine Erfüllung fand, auf föderalistischer Grundlage aufgebaut wurde. Daß die Einzelglieder ihr Eigenleben weiterführten und nur in einer Spitze zusammengeführt wurden, in der der Ausgleich der Einzel- und Gesamtinteressen erfolgte. So sehr in der Zerfallzeit unter der Schale krassesten Egoismusses dieser föderalistische Gedanke sich zum partikularistischen verkrampfte, so sehr also seine eminent aufbauenden Kräfte sich in ihr Gegenteil verkehrten, so sehr es den Anschein haben mochte, als ob die preußische Organisationskraft allein imstande wäre, den völligen Zerfall Deutschlands aufzuhalten und so sehr dann nach 1866 an Stelle des Organismus die Organisation gesetzt wurde, so sehr zeigte gerade das Rheinland in der

Digitized by Google

jüngsten leidvollen Vergangenheit, daß die Lebenskraft des urdeutschen föderalistischen Gedankens stärker war als alle Gewalt, aller Militarismus, alle Organisation. Denn obwohl es heute nur preußische Provinz ist und nicht mehr ein selbständiges, ausschlaggebendes Organ des deutschen Reiches, hat doch wiederum das Rheinland allein, durch seine zähe, biegsame und unbestechliche Art Deutschland gerettet. In einer Zeit, in der die starre, preußische Organisationskraft ihren Meister an einer gleichgearteten fand, sah sich das zentralistische Berlin genötigt, den Menschen am Rhein die Handlungsfreiheit einzuräumen. Rheinische Unterhändler waren es, die retteten, was noch zu retten war, ihre Verhandlungen gingen denen des Staates stets erheblich voraus — die Feinde von ehedem waren es, die zuerst den Weg zum Verhandlungstisch fanden und der Weg nach Genf und Locarno wurde nicht zum geringsten Teil durch diese im Rheinland erfolgte teilweise Verständigung geebnet.

Selbst wenn man der Organisationskraft Preußens noch so viele Lorbeerkränze windet, so liegt doch in dem — anläßlich der Einverleibung Kölns an Preußen gesprochenen — Wort des Kölner Bankiers Schaafhausen, des Gründers des Schaafhausenschen Bankvereins: Jesus, Maria und Josef, da haben wir ja in eine arme Familie hineingeheiratet", mehr als der Ausdruck eines seiner Tradition bewußten Familiengliedes.

„Es zeigt ebenso deutlich das Gefühl der inneren Überlegenheit des Landes mit der älteren Kultur, älterem größerem Reichtums über den als Emporkömmling angesehenen Osten, wie die Furcht, in dieser Ehe den größten Teil des Unterhaltes tragen zu müssen." (Prof. Gustav Aubin, Halle.)

Ein Blick in die Steuerlisten zeigt, wie berechtigt diese Furcht war, und ein Blick auf die Verwendung dieser Steuern zeigt, daß sie sehr oft im Gegensatz zu den Interessen des Rheinlandes steht. Die politische, führende Macht Ostelbiens und die materiell führende Macht der Rheinlande konnten in einem Staatsverband, der eben von dieser politischen Macht schärfstens zentralistisch zusammengehalten wurde, keinen Ausgleich finden. Von allem andern abgesehen, standen sich hier zwei völlig verschiedene Menschentypen gegenüber: Die Gedankenwelt des Einen blieb beharrlich, langsam und nach rückwärts gewendet, die des Andern blieb schmiegsam, behend und vorwärtsblickend. Der Staat wurde zum Vormund. So hat diese Bevormundung in der ersten Zeit der Einverleibung sich auf allen Gebieten bemerkbar gemacht: der Bergbau wurde lange Zeit äußerst gehemmt — das Kapital zur Ausnützung der modernen wirtschaftlichen Formen mußte in Frankreich, Belgien, England gesucht werden, da von Preußen keine Unterstützung zu erhalten war — Mewissen, der große Kölnische Finanzmann mußte seine Bank für Handel und Industrie in Darmstadt, die internationale Bank in Luxemburg gründen, da Preußen die moderne Wirtschaftsform der Aktiengesellschaft nicht auf die Banken

Digitized by Google

übertragen wissen wollte — kurz und gut, der beweglichere, aufgeschlossene Rheinländer scheuerte sich immer wieder an den Fesseln wund, die ihm der konservative Staatsverband Preußens auferlegte. Und so sehr auch im Laufe eines Jahrhunderts die Rheinlande mit Preußen verknüpft wurden, so sehr hörte man noch bis in die jüngste Zeit — es sei nur an die Jahrtausend- oder Befreiungsfeier erinnert — immer wieder das Wort „deutsch" durchklingen, während das Wort „preußisch" kaum genannt wurde. Nicht nur die Rheinlande selbst, sondern die gesamte deutsche Nation empfindet das Symbol ihrer Kraft und ihres Seins beim „Vater Rhein". Das deutsche Nationalgefühl hat hier seine Kraftstation.

V

Diese Erkenntnis allein wird uns den Weg auf die Höhen nationaler Kraft zurückfinden lassen. Von hier aus wird es uns möglich sein, in das Konzert der internationalen Weltpolitik wieder Harmonien zu bringen, die wiederum die Voraussetzungen der sich am Horizont abzeichnenden vereinigten Staaten von Europa sind.

Hier im Rheinland, wo das Wort national sich nur in seltenen Ausnahmefällen zu dem Wort „nationalistisch" verkrampfte, wo es zum Spiegel der deutschen Seele wurde, die fähig war, ohne sich zu verlieren, fremde Werte in sich aufzunehmen, um- und weiterzuverarbeiten und als Neues der Welt zum Geschenk darzubringen, die sich hingeben konnte, ohne ihre Reinheit und ihr eigenes Wesen zu verlieren, hier findet nicht nur Deutschland, sondern das verarmte, zerrissene, um sein Leben ringende Europa seine Erfüllung.

Wie früher der Rhein die beiden großen Lebenszentren Europas — Italien und den Norden — miteinander verband, so verbindet er heute die beiden neuen Keime internationalen und europäischen Lebens: Genf und den Haag. Was dort zu abstrakt anmutet, zu sehr in der Konstruktion stecken bleibt, zu sehr zerfressen wird von den nationalistischen Egoismen der Einzelnen, das findet hier im Rheinland seinen seelischen Inhalt, seine organische Kraft — um einen Gedanken Alfons Paquets zu gebrauchen. Hier, wo eine jahrtausend alte Geschichte immer wieder den Weg zur Synthese wies, wo das Einigende des Stroms gegenüber dem Trennenden immer wieder zur Oberfläche menschlichen Bewußtseins trat — hier liegt der Kern Deutschlands — hier liegt das Kernland Europas.

„Le Rhin, fleuve navigable, est destiné, comme la Seine elle-même a réunir les populations qui couvrent ses rives bien plutôt qu à les diviser. . . ."

So sprachen Dufrénoy u. Elie Beaumont (Explications de la carte géologique de la France, Paris 1841) — auch dort war das Bewußtsein der Kehrseite des „Rheinkampfs" immer lebendig.

Kein noch so verkrampfter Nationalismus, kein noch so heimlich und

Digitized by Google

offen rüstender Militarismus hat die Kraft, die Fesseln des heutigen Deutschlands — in denen sich Europa gegen seinen Willen mit eingeschlossen hat — zu zerreißen. Im Zeitalter des Luftfahrzeuges und des Giftgases kann nicht mehr der Mut und das Opfer des Einzelnen, sondern nur noch der Wahnsinn triumphieren. Der Wahnsinn, der den „Untergang des Abendlandes" besiegelt.

Helfen kann nur der Webstuhl der Nationen, die, an ihm sitzend, ihr Bild in den großen Teppich „Europa" hineinweben, dessen Leuchtkraft allein die Magie besitzt Mars zu bannen und der den kommenden Generationen ebenso heilig wird, wie die Gebetteppiche den Gläubigen. Dieser Webstuhl steht am Rhein — dort, wo unzählige Völker hinunterwanderten, um sich in Europa zu zerstreuen, dort, wo das Deutschtum und mit ihm Europa seine herrlichste Blüte sah — dort, wo Einigung oder Untergang sich gegenüberstehen, dort, an der Geburtsstätte des Föderalismus, der hier noch lebt und der allein den Weg zur Syntheſe finden kann.

VI

Eins aber ist not, daß, um mit Prof. E. Obst (Göttingen) zu reden, dieser föderalistische Aufbau zuerst in Deutschland vollzogen wird. Das Bild der Vereinigten Staaten von Europa zeichnet sich am fernen Horizont, weil es in die Wirklichkeit treten muß. Sie können aber nur auf föderalistischer Grundlage erstehen, da das bis zum Nationalismus aufgepeitschte Nationalgefühl der Nationen keine Vorherrschaft eines Staates dulden wird. Diese Erkenntnis führt aber notgedrungen zu einer zweiten: Dem föderalistischen Ausbau Deutschlands. Von ihm hängt allein die Möglichkeit des geeinten Europas ab. Denn nichts wird dann notwendiger sein, als die größtmöglichste Freiheit der Peripherie, die die Übergänge und den Ausgleich zu schaffen hat und die ihr Deutschtum am lebendigsten hält und bewahrt, indem sie es — wie es das Rheinland tat, hingibt. Die Millionen Deutscher in den anderen Staaten können gar nicht „erlöst" werden, ohne daß sich das Deutschtum im Innern Deutschlands erlöst, ohne, daß die ganze geistig-kulturelle und wirtschaftliche Kraft, die gerade an der Peripherie liegt, mobil gemacht wird: Zur Befruchtung der Brüder über den Grenzen, zur Verarbeitung und Umformung positiver Werte der anderen Nationen, zur Mittlerin zwischen hüben und drüben.

Ganz abgesehen davon, ist aber der föderalistische Aufbau Deutschlands auch eine finanzielle und wirtschaftliche Notwendigkeit. Föderalismus heißt nicht, daß im deutschen Staatswesen Staaten unangetastet bleiben, weil der Fürst X durch Heirat, Kauf, oder Eroberung sich einen anderen Teil hinzugesellte, der weder kulturell, wirtschaftlich noch stammesmäßig zu ihm gehört, sondern Föderalismus heißt, die Zusammenfassung des Organischen, die Selbständigkeit dieses Organismus und die Bindung desselben in der — Freiheit. Nicht durch Klammern kann und soll sich Deutsch-

Digitized by Google

land zusammenhalten, sondern durch den freien Willen seiner Träger, durch das eine Wort: Deutsch! So sehr im Kindesalter der Nation ein gewisser Zwang notwendig sein mag, so schädlich ist er im reifen Mannesalter. Ganz abgesehen aber davon liegt in der modernen Verflochtenheit der politischen und wirtschaftlichen Dinge, in der Not und in der naturgesetzmäßigen Kraft wirtschaftlicher Notwendigkeiten ohne dies schon eine natürliche Klammer, die verhindert, daß die partikularistischen Bäume der Unbelehrbaren in den Himmel wachsen.

VII

Die Welt — Europa — sehnt sich nach Frieden. Überall kreuzen sich, um ihn zu erreichen, alte und neue Ideen — überall geht mitten durch die Völker der Kampf um neue Lebens- und Gemeinschaftsformen. Der Pazifismus, der Sozialismus, der Kapitalismus — jeder versucht es auf seine Weise zum Frieden zu kommen. Warum hat der Kapitalismus, der ebenso das Rückgrat des Krieges ist, wie er jetzt versucht das des Friedens zu werden, in diesem Streben bisher relativ den größten Erfolg? Weil er eine reale Macht hinter sich hat — das Kapital. Die reale Macht des Sozialismus ist die „Masse Mensch." Doch diese nicht einheitliche Masse zersplittert ihre Kräfte. Das Kapital hat mit der „Masse Mensch" eines gemein: Beide wollen verdienen. Sie scheiden sich im Ethos. Das Kapital verdient um seiner Vermehrung willen — „Masse Mensch" um seiner Höherentwicklung willen. Da diese Höherentwicklung aber durchaus relativ ist — der deutsche Metallarbeiter und der chinesische Kuli haben in diesem Kampf durchaus andere Interessen — da sie von der kulturellen Plattform der Nation abhängt, wird die internationale Solidarität in den allermeisten Fällen nur bis zur Grenze der nationalen Solidarität gelangen. Wohl wird der deutsche Metallarbeiter aus seiner Erkenntnis internationaler Zusammenhänge und seinem Ethos heraus dem chinesischen Kuli helfen — aber stets nur soweit, als sein eigenes Interesse dabei nicht an der Lebenswurzel getroffen wird. So lange hier zum mindesten kein europäischer Ausgleich geschaffen ist — der englische Bergarbeiterstreik zeigte, daß er noch fehlt — wird die Stoßkraft des europäischen Kapitals, das diesen Ausgleich bereits bis zu einem hohen Grad gefunden hat, stärker sein. Der Pazifismus ist ohne reale Macht — er ist nur Idee. Soweit er Macht aus der „Masse Mensch" schöpft, ist er den gleichen Gesetzen unterworfen, wie der Sozialismus, soweit er dies nicht vermag, fehlt seinen Gedanken das Blut zum Leben. Die einzige für ihn mögliche Macht liegt im Föderalismus. Er, der das Recht mit den Realitäten des Lebens organisch verbindet. Ist der Pazifismus der Friede, so ist der Föderalismus das lebendige Recht! Ist beides ohne einander zu denken?

Der föderalistische Gedanke, auf dem die Weltmächte Amerika und England, zum Teil auch Rußland aufgebaut sind, dessen Prinzip dem Völker-

Digitized by Google

offen rüstender Militarismus hat die Kraft, die Fesseln des heutigen Deutschlands — in denen sich Europa gegen seinen Willen mit eingeschlossen hat — zu zerreißen. Im Zeitalter des Luftfahrzeuges und des Giftgases kann nicht mehr der Mut und das Opfer des Einzelnen, sondern nur noch der Wahnsinn triumphieren. Der Wahnsinn, der den „Untergang des Abendlandes" besiegelt.

Helfen kann nur der Webstuhl der Nationen, die, an ihm sitzend, ihr Bild in den großen Teppich „Europa" hineinweben, dessen Leuchtkraft allein die Magie besitzt Mars zu bannen und der den kommenden Generationen ebenso heilig wird, wie die Gebetteppiche den Gläubigen. Dieser Webstuhl steht am Rhein — dort, wo unzählige Völker hinunterwanderten, um sich in Europa zu zerstreuen, dort, wo das Deutschtum und mit ihm Europa seine herrlichste Blüte sah — dort, wo Einigung oder Untergang sich gegenüberstehen, dort, an der Geburtsstätte des Föderalismus, der hier noch lebt und der allein den Weg zur Synthese finden kann.

VI

Eins aber ist not, daß, um mit Prof. E. Obst (Göttingen) zu reden, dieser föderalistische Aufbau zuerst in Deutschland vollzogen wird. Das Bild der Vereinigten Staaten von Europa zeichnet sich am fernen Horizont, weil es in die Wirklichkeit treten muß. Sie können aber nur auf föderalistischer Grundlage erstehen, da das bis zum Nationalismus aufgepeitschte Nationalgefühl der Nationen keine Vorherrschaft eines Staates dulden wird. Diese Erkenntnis führt aber notgedrungen zu einer zweiten: Dem föderalistischen Ausbau Deutschlands. Von ihm hängt allein die Möglichkeit des geeinten Europas ab. Denn nichts wird dann notwendiger sein, als die größtmöglichste Freiheit der Peripherie, die die Übergänge und den Ausgleich zu schaffen hat und die ihr Deutschtum am lebendigsten hält und bewahrt, indem sie es — wie es das Rheinland tat, hingibt. Die Millionen Deutscher in den anderen Staaten können gar nicht „erlöst" werden, ohne daß sich das Deutschtum im Innern Deutschlands erlöst, ohne, daß die ganze geistig-kulturelle und wirtschaftliche Kraft, die gerade an der Peripherie liegt, mobil gemacht wird: Zur Befruchtung der Brüder über den Grenzen, zur Verarbeitung und Umformung positiver Werte der anderen Nationen, zur Mittlerin zwischen hüben und drüben.

Ganz abgesehen davon, ist aber der föderalistische Aufbau Deutschlands auch eine finanzielle und wirtschaftliche Notwendigkeit. Föderalismus heißt nicht, daß im deutschen Staatswesen Staaten unangetastet bleiben, weil der Fürst X durch Heirat, Kauf, oder Eroberung sich einen anderen Teil hinzugesellte, der weder kulturell, wirtschaftlich noch stammesmäßig zu ihm gehört, sondern Föderalismus heißt, die Zusammenfassung des Organischen, die Selbständigkeit dieses Organismus und die Bindung desselben in der — Freiheit. Nicht durch Klammern kann und soll sich Deutsch-

Digitized by Google

land zusammenhalten, sondern durch den freien Willen seiner Träger, durch das eine Wort: Deutsch! So sehr im Kindesalter der Nation ein gewisser Zwang notwendig sein mag, so schädlich ist er im reifen Mannesalter. Ganz abgesehen aber davon liegt in der modernen Verflochtenheit der politischen und wirtschaftlichen Dinge, in der Not und in der naturgesetzmäßigen Kraft wirtschaftlicher Notwendigkeiten ohne dies schon eine natürliche Klammer, die verhindert, daß die partikularistischen Bäume der Unbelehrbaren in den Himmel wachsen.

VII

Die Welt — Europa — sehnt sich nach Frieden. Überall kreuzen sich, um ihn zu erreichen, alte und neue Ideen — überall geht mitten durch die Völker der Kampf um neue Lebens- und Gemeinschaftsformen. Der Pazifismus, der Sozialismus, der Kapitalismus — jeder versucht es auf seine Weise zum Frieden zu kommen. Warum hat der Kapitalismus, der ebenso das Rückgrat des Krieges ist, wie er jetzt versucht das des Friedens zu werden, in diesem Streben bisher relativ den größten Erfolg? Weil er eine reale Macht hinter sich hat — das Kapital. Die reale Macht des Sozialismus ist die „Masse Mensch." Doch diese nicht einheitliche Masse zersplittert ihre Kräfte. Das Kapital hat mit der „Masse Mensch" eines gemein: Beide wollen verdienen. Sie scheiden sich im Ethos. Das Kapital verdient um seiner Vermehrung willen — „Masse Mensch" um seiner Höherentwicklung willen. Da diese Höherentwicklung aber durchaus relativ ist — der deutsche Metallarbeiter und der chinesische Kuli haben in diesem Kampf durchaus andere Interessen — da sie von der kulturellen Plattform der Nation abhängt, wird die internationale Solidarität in den allermeisten Fällen nur bis zur Grenze der nationalen Solidarität gelangen. Wohl wird der deutsche Metallarbeiter aus seiner Erkenntnis internationaler Zusammenhänge und seinem Ethos heraus dem chinesischen Kuli helfen — aber stets nur soweit, als sein eigenes Interesse dabei nicht an der Lebenswurzel getroffen wird. So lange hier zum mindesten kein europäischer Ausgleich geschaffen ist — der englische Bergarbeiterstreik zeigte, daß er noch fehlt — wird die Stoßkraft des europäischen Kapitals, das diesen Ausgleich bereits bis zu einem hohen Grad gefunden hat, stärker sein. Der Pazifismus ist ohne reale Macht — er ist nur Idee. Soweit er Macht aus der „Masse Mensch" schöpft, ist er den gleichen Gesetzen unterworfen, wie der Sozialismus, soweit er dies nicht vermag, fehlt seinen Gedanken das Blut zum Leben. Die einzige für ihn mögliche Macht liegt im Föderalismus. Er, der das Recht mit den Realitäten des Lebens organisch verbindet. Ist der Pazifismus der Friede, so ist der Föderalismus das lebendige Recht! Ist beides ohne einander zu denken?

Der föderalistische Gedanke, auf dem die Weltmächte Amerika und England, zum Teil auch Rußland aufgebaut sind, dessen Prinzip dem Völker-

Digitized by Google

bund zugrunde liegt und der in der Schweiz sein klassisches Ideal gefunden hat, wurde am Rhein geboren, wurde dort zuerst verwirklicht. Ihm ist der Glanz seiner Geschichte zu danken — ihm das unberührte Deutschtum seiner Bewohner.

Kein „Anschluß" — kein noch so ausgedehntes Netz „vaterländischer Verbände" kann dieser Kraft gleichwertiges gegenüberstellen. Wohl aber ist sie — und nur sie — imstande, die Ziele aller zu erreichen — d. h. Deutschland durch seine innere Größe und Kraft wieder zum Herz eines Europas zu machen, das, den modernen Gegebenheiten angepaßt, nicht mehr „Reich", sondern Vereinigte Staaten von Europa heißen wird.

Das Nationalbewußtsein eines Volkes ist Lebenswahrheit.

„Die Lebenswahrheit aber ist kein Kopfprodukt, sondern erschütternde Erfahrung, die sich auf das Ganze und Wesentliche des Menschen bezieht." (Robert Saitschik: Die geistige Krise der europäischen Menschheit.)

Am Rhein spielt das Nibelungenlied. Auf dem Felsen, umzüngelt von der glühenden Lohe, schläft Brünhilde. Nur der reine, seiner Kraft unbewußte, im Dienste einer höheren Macht stehende „Tor" kann sie erlösen. Siegfried vollbrachte die Tat. Siegfried der Lichtalbe, der von Hagen, dem Schwarzalben erschlagen wurde.

Am Rhein liegt Deutschlands Seele. Umzüngelt von der glühenden Lohe politischer Leidenschaften. Nur der reine, seiner Kraft unbewußte, im Dienste einer höheren Macht stehende „Tor" kann sie erlösen.

Soll der Lichtalbe wieder vom Schwarzalben erschlagen werden? Soll die deutsche Nation am deutschen Nationalismus zugrunde gehn? Oder soll das deutsche Nationalgefühl, das sich seiner höchsten Verantwortung gegenüber Volk und Menschheit bewußt ist, die deutsche Seele erlösen? Nur wer sich selbst erlöst, kann zum Erlöser werden. Deutschland: Erlöse Dich!

Die Zitate der Hallenser Professoren entstammen ihrer gemeinsamen Aufsatzreihe „Der Deutsche und das Rheingebiet". Verlag: Buchhandlung des Waisenhauses, Halle 1926.

Lulu von Strauß und Torney
Vom Helden in der Dichtung

Wenn die deutsche Dichtung in ihrer Frühe mit dem Heldenlied begann, so sang sie, was sie lebte, und am gesungenen Heldentum entzündete sich wieder das werdende, lebendige.

Unsere heutige deutsche Dichtung ist kein Heldenlied; und so wenig vom Heldischen ist an den Trägern selbst unserer größten epischen Werke, daß der Begriff des Romanhelden etwas Lächerlich-Verächtliches geworden ist.

Digitized by Google

Wilhelm Meister und der Grüne Heinrich sind die Vorfahren und Paten dieser modernen Helden, die nicht Subjekt, sondern Objekt des Lebens sind und gelebt werden, anstatt selbst zu leben im Sinne des wirklichen Helden, der Leben und Schicksal meistert, oder es in äußerlich tragischem Unterliegen doch innerlich noch bezwingt. Dieser Typus des unheldischen Dichtungshelden — wie wir ihm auch heute noch wieder in dem Hans Castorp aus dem „Zauberberg" Thomas Manns begegnen — ist der charakteristische Ausdruck einer Zeit und Generation, der über der Analyse die Einheit und Zusammenschau, über der Kausalität der Begriff des Schicksals und über der Problematik die befreiende Tat verlorengegangen war.

Über dieses Geschlecht der Zersetzung — gegen die sich freilich schon eine neue, auf den Willen zu innerer Wahrhaftigkeit gestellte Jugend auflehnte — brach die Katastrophe des Weltkrieges herein, die zunächst alle Problematik wegfegte und eine ganz primitive Einheit von Tat und Empfindung in einem ganzen Volke erzwang. Und so erlebten wir plötzlich wieder unter den Millionen der willenlos und herdenhaft Mitgerissenen vielfältig jenes fast vergessene Mannesheldentum, nicht so klirrend prächtig zwar wie zur Zeit des ritterlichen Einzelkampfes, aber in seinem schlichten, oft ruhm- und wortlosen Selbstopfer um so ergreifender.

Aber nach dem Weltkrieg kam der Zusammenbruch, kam Chaos, politische Zerrissenheit, nackte Not, Hunger und Verzweiflung. Und wir wußten auf einmal, daß es Schicksalsproben gibt, unter denen man die glücklich preist, die heldischen Tod sterben durften; und daß Lebenmüssen ein härteres Heldentum immer erneuten Selbstopfers fordern kann, als das einmalige des großen Vaterlandstodes. Gewiß gab es ungezählte Einzelne unter uns, die die Probe dieses stillen, harten und dankloſen Heldentums bestanden; unser Volk als Ganzes aber, wenn wir ehrlich bekennen wollen, hat sie nicht bestanden.

In ihren Dichtern wird eine Zeit Ausdruck und Stimme; und nicht nur eine gegenwärtige Zeit, sondern in Vorgesicht und Zielsetzung auch die zukünftige. Unsere Dichter hatten unter den Schlachten Kriegslieder geschrieben; mit ekstatischen Schreien übertönten und steigerten sie das Chaos des Zusammenbruchs und verkündeten ethisch-politische Menschheitsprogramme in dramatischer Form. Aber nicht an Programmen und Ideologien gesundet ein Volk, das krank und zertreten am Boden liegt und in Taumel und Verzweiflung sich selbst verloren hat. Was es braucht, sind nicht Worte, sondern Tat und lebendige Kraft.

So steigt heute in unserer epischen Dichtung — um uns in unserer Überschau auf diese zu beschränken — eine vergessene Gestalt wieder ans Licht, die seit der Diktatur des Naturalismus und der sogenannten Kleineleutedichtung sozusagen nicht mehr literaturfähig war: die Gestalt des historischen Helden. Aber nicht in der Form, wie wir — oder unsere Großväter

Digitized by Google

— ihn früher gekannt: als die gewissenhaft quellengetreue Geschichtsstudie eines Willibald Alexis, einer Ludovika Hesekiel, gewissermaßen ein populärer Geschichtsunterricht in Romanform; oder in der edel bühnenhaften Wirkung Dahnscher Romane, der heroischen Geste eines Teja und Totila. Wir wissen heute: weder Geste noch Wirkung haben etwas mit echtem Heldentum zu tun. Und über den Mannesmut in Tat und Gefahr hinaus wächst eine innerlich heldische Gesinnung, die die Tragik des Schicksals furchtlos bejaht.

So wird auch das Bild des Helden, wie die Dichtung es gestaltet, ein anderes und neues: nicht mehr die bronzene Reiterstatue in kühn beherrschender Geste, sondern ein Menschenbild von Fleisch und Blut, menschlichem Irren und Leiden verhaftet wie wir alle, ursprünglich auf einer Ebene mit uns selbst, darüber hinauswachsend ins Heldische nur aus seelischer Kraft.

Dieses Bild des geschichtlichen Helden aber so von innen heraus zu gestalten, ist eine strenge und hohe Aufgabe, zu der es mehr bedarf, als nur des historischen Wissens, der Phantasie und darstellerischen Begabung. Wer ihn mit diesen Mitteln allein schaffen wollte, würde immer nur den Talmi-Helden, die Kostümfigur hervorbringen, jene gipsernen Fassadengestalten, die wie die Erlemädchen im Märchen von Andersen hinten hohl sind und trotz reichlicherer Verwendung von Zitat, Anekdote und Überlieferung keinen Tieferschauenden über ihre innere blutlose Leere täuschen. Auf diese Weise entsteht eine heute leider auch blühende, aus unserer Überschau selbstverständlich ausgeschlossene Gattung von Romanen berühmter Männer oder Frauen, die man als Kletterstangenromane bezeichnen könnte, da der Autor sozusagen an seinem Helden hochklettert, um auf diese Weise ein gut Stück größer zu erscheinen, als sein eigener geistiger Wuchs.

Jenes große Grundgesetz aber, das Gleiches nur aus Gleichem entstehen kann, läßt sich durch kein Klettererperiment und keine geistige Mimicry umgehen. Und so muß, wer den wahrhaft heldischen Menschen gestalten will, selbst ein Stück vom Helden — wenn auch nur als Keim und Möglichkeit — in der Seele tragen. Nur dann wird er den Heldenschatten der Vergangenheit lebendig machen können, wenn er ihm Blut zu trinken geben kann.

Reihen wir nun unter die hier skizzierten Leitgedanken eine kleine Auswahl wertvoller neuer Geschichtsromane an, gewissermaßen als lebendiges Beispiel, so kennzeichnen sie sich in ihrer verschiedenen Auffassung heldischen Menschentums von selbst.

Wilhelm Schäfer, der kultivierte Erzähler und eigentliche Epiker des geistigen Menschen der Vergangenheit, hatte seinem großen, seelisch ganz durchlebten Pestalozziroman zunächst zwei größere Novellen folgen lassen: „Winckelmanns Ende“ und „Hölderlins Einkehr“. Obgleich man selbstverständlich diese beiden Bücher bei ihrem hohen literarischen Niveau nicht unter die vorhin erwähnte böse Kategorie der „Kletterstangen-

Digitized by Google

romane" einreihen kann, so vermißt man doch beim Lesen jenes wesentlichste Element, das die Darstellung des Vergangenen gegenwärtig und heutig macht: den eigenen Pulsschlag des Darstellers. Auf Grund gewissenhaft benutzter Quellen und mit Hilfe feinfühliger Kombination ist hier vom Standpunkt des zwar menschlich interessierten, aber außenstehenden Zuschauers ein Stück Schicksal eines großen Menschen dargestellt, das völlig literarisch-geschichtlich bleibt, weil der Darstellung jene innerste Notwendigkeit fehlt, jenes lebendige „das bist du", das vom Dichter zum Leser überspringen muß wie ein heimlicher Funke, soll das Werk seiner Zeit wirklich etwas zu sagen haben. Daß Wilhelm Schäfer aber dieses Letzte und Eigenste auch zu geben weiß, zeigt sein neuer Volksroman „Huldreich Zwingli". Dieses Buch — das übrigens in einer volkstümlich schweren, von Bildern gesättigten Sprache geschrieben ist, einem Deutsch, das sich um den Leib dieses starken und schlichten Stoffes schließt nicht wie ein Kleid, sondern wie lebendig atmende Haut — dieses Buch faßt als tiefsten Kern des Heldischen in dem großen schweizerischen Reformator nicht sein kühnes und unerschütterliches Gottesstreitertum nach außen hin bis zum Schlachttod vor Waldkappel, sondern die furchtlose Wahrhaftigkeit vor dem eigenen inneren Gericht, die aufrecht fromme Gelassenheit vor Schicksal und letzten Dingen. Hier ist wirklich ein innerlich erlebtes großes Menschenbild über seine zeitliche Gebundenheit hinausgehoben und in einem neuen Sinne unser geworden.

Neben dieser Gestalt von Fleisch und Blut wirkt das heldische Bild des künstlerisch stark gewollten, aber seltsam zwiespältigen Buches von Hans Leip, „Godekes Knecht" wie in gewaltsamer Aufreckung erstarrt und fast barock. Gewiß gibt der Dichter zutiefst Eigenes, brennend und gegenwärtig Erlebtes in seiner Darstellung jener verwegenen Bruderschaft der Likedeeler und Vitalienbrüder, die in einer noch eng in Gehorsam und Überlieferung gebundenen Zeit sich für den Umsturz der Gesellschaft einsetzten und die Gerechtigkeit Gottes mit Piratenschiffen der erschreckten Welt zu bringen trachteten; und dieser Zukunftston, der durch das Buch schmettert, ist wohl auch die Ursache der begeisterten Aufnahme, die es in einem Teil gerade der jungen Generation gefunden. Aber diese positiven Elemente des Buches sind nicht stark genug, um das unerfüllt Gebliebene darin aufzuwiegen. Daß der Leser die Gestalt des eigentlichen Helden Godeke Michel nicht unmittelbar, sondern nur mit den Augen seines „Schreibknechts" Magister Wickbold erlebt, ist ein künstlerisches Mittel, das unter Umständen das Bild verschärfen und vertiefen könnte; hier aber wird die gespiegelte Spiegelung zur Verzerrung, da wir den großen Piratenführer nur brüllend, hohnlachend oder finster schweigend erblicken und nirgends durch die äußerlich gewalttätige Geste den Zugang ins Innere finden, den der Dichter seinem Nachwort gemäß ausdrücklich zu geben beabsichtigt. Im Magister Wickbold selbst, dem eigentlichen Träger der Handlung, der

Digitized by Google

als eine Art Wiedergänger in der Ichform die Erzählung bis zu seiner eigenen Köpfung und darüber hinaus berichtet, ist im Gegensatz zu dem steinern erstarrten Heldenbild Godekes eine unklar schwankende Gestalt geschaffen, in der das derb-naive Empfinden frühen Mittelalters zwiespältig verquickt ist mit einem sensitiven, ja häufig sentimentalen Natur- und Ichgefühl ganz moderner Prägung. Ebenso wie sprachlich in einem häufig merkwürdig gequälten Deutsch altertümelnde Elemente, derber Schiffer- und Bauernausdruck eine unglückliche Verbindung mit den Sprachmitteln jüngster Ausdruckskunst einzugehen suchen. So erscheint die Preiszuteilung der Kölnischen Zeitung, die dem Roman seinerzeit den Weg gebahnt hat, einerseits nur erklärbar durch ein durchschnittlich niedriges künstlerisches Niveau der sonstigen Preisbewerbungen, andererseits aber vielleicht auch durch eine ganz unbestreitbare dichterisch gestaltende Kraft, die durch alle Unerfülltheiten dieses eigenwilligen Frühwerkes hindurchscheint wie ein starkes Zukunftsversprechen, und die es hoffen läßt, daß der Dichter uns doch noch einmal das Bild des heldischen Menschen in einer reifen Schöpfung zeigen wird.

Dieses Heldentum innerlicher Art, wie es unsere Überschau zu fassen sucht, ist nicht der Kraft und Tat des Mannes allein vorbehalten; gerade die Frau kann in Opferwillen, seelischer Haltung und Schicksalsgelassenheit eine Höhe erreichen, die ins Heroische wächst. Aus schwesterlichem Verstehen, aus tiefstem Erleben heraus hat Sophie Hoechstetter uns in ihrem Roman „Königin Luise" das Bild einer heldischen Frau geschaffen, das über die längst klischeehaft gewordene Überlieferung von der verklärt-unglücklichen Königin Thumannscher Bilder weit und lebendig hinauswächst. Aus lachender verspielter Mädchenjugend, aus dem strahlend frohen Stolz der kindlich-königlichen Frau und Mutter, der Gutsherrin des Idylls von Paretz hinaus sehen wir eine temperamentvolle und tapfere Frauennatur an der Seite des schwerfällig rechtlichen, doch engen Gatten überraschend zu Aufgabe und Verantwortung ihrer hohen Stellung heraufwachsen; und wenn sie schon in dieser Zeit übersonnter Lebenshöhe ganz Fleisch und Blut, Wärme, heiterer Übermut und Impulsivität ist, so reift sie unter der Last von Preußens Unglücksjahren, als Geflüchtete, Entkrönte und Gedemütigte zu einem tiefen leidensstarken Menschentum, vor dessen reinem Adel wir uns beugen — und an dem wir wachsen.

Hier sei auch noch ein anderes Frauenbuch — von einer Frau über eine Frau — angeführt, das zwar nicht mehr unter die jüngsten Neuerscheinungen zählt, aber durchaus in diese Linie gehört: der große Maria-Theresia-Roman von Juliana von Stockhausen, „Die Soldaten der Kaiserin". Dieses groß aufgebaute Werk stellt in die Mitte eines breiten und prachtvoll farbigen Zeitbildes die Gestalt dieser gekrönten Frau, die ihre Krone nicht nur kraft Geburts- und Erbrecht, sondern auch aus dem höheren

Digitized by Google

Recht ihres starken Geistes trägt; die stolzbewußt mit den kaiserlichen Rechten dieser Krone auch ihre schweren Pflichten, die eines Volkes Schicksal auf die Schultern nimmt, darüber aber ihr Eigenstes und Tiefstes, die Rechte ihres Frauenherzens zurückdrängen und verkümmern sehen muß. Wie sich diese heimliche Tragik ihres Lebens zuletzt in der Allmütterlichkeit dieses starken und gütigen Herzens löst, das hebt die geschichtliche Gestalt der großen Kaiserin und Volksmutter, wie sie hier in künstlerisch reifer Darstellung uns neu geschenkt wird, ins Heldische und Überzeitliche hinauf.

Aber nicht nur das Heldische des eigenen Geschlechts spürt die Frau instinktiv im innersten Blutschlag mit, sie erlebt auch in empfangender Seele das des Mannes. Toni Schwabe hat uns in zwei schönen Büchern, deren jedes ein Stück Kultur der Goethezeit gibt, aus feiner fraulicher Einfühlung und verstehender Reife die Gestalt Goethes lebendig gemacht und gedeutet. Während der frühere Roman „Ulrike" die Geschichte seiner späten Leidenschaft und der Marienbader Elegie umfaßt, steht im zweiten, „Der Ausbruch ins Grenzenlose", seine schmerzhaft befreiende Lösung von Charlotte von Stein und die Flucht nach Italien im Mittelpunkt, so daß beide Bände eigentlich in umgekehrter Folge gelesen sein wollen. Beiden Büchern spürt man es an, daß — wie die Dichterin selbst es in ihrer Vorrede zur „Ulrike" ausspricht — die ganze Fülle des vorhandenen Materials zunächst innerlich verarbeitet und — wieder vergessen ist, um aus tiefen Untergründen heraus die Gestalt, den Menschen Goethe neu zu erschaffen. Und Mensch ist er wahrhaft und ganz: Mensch wie wir in seinen Verstrickungen, Leiden, dunklen Getriebenheiten; Mensch aber, der über uns andere hinauswächst, in jener heroischen amor fati, dem freien und unbedingten Gehorsam gegen seine innere Berufung und das Gesetz in ihm selbst, auch wo es hart und unerbittlich in sein Leben greift.

Seltsam aber ist es, wie doch zwischen beiden Büchern eine leise Verschiedenheit oder vielmehr verschiedene Orientierung des Dichtererlebnisses selbst hindurchklingt. In dem Karlsbader Roman ist die Erlebniskraft nicht ausschließlich auf die Goethegestalt konzentriert, sondern schwingt zum mindesten gleich stark, ja stellenweise stärker in dem zart und ganz durchseelt gezeichneten Bilde der dem Liebesverzicht schmerzhaft entgegenbangenden Charlotte. Und so geschieht es, daß auch das Goethebild selbst stellenweise als allzu fraulich gesehen wirkt: weniger mannhaft aus eigener Einsamkeit und Verantwortung heraus als männlich in der Apotheose fraulicher Verehrung. Was damit angedeutet sein soll, wird ohne weiteres klar, wenn wir den Goethe des Ulrikebuches danebenstellen. Hier fehlt von vornherein die Gegenspielerin, auf die sich unbewußt das weibliche innere Miterleben konzentrieren könnte; denn in Gesicht und Seele des schönen Mädchenkindes Ulrike läßt sich noch keine Schicksalslinie schreiben. Und so erlebt und schafft hier, ganz in dem einen Punkte ge-

Digitized by Google

sammelt, die Künstlerin über ihr Geschlecht hinweg in einem reifen und menschlich weiten Verstehen diese erschütternde Gestalt des alternden Goethe, der zerwühlt von den Kämpfen später Leidenschaft, sich aus Tragik und Qual des Verzichts in die heroische Befreiung der Marienbader Elegie hinein rettet und verklärt. Ein geistig heldisches Menschenbild, das in seiner schlichten Größe unvergeßlich bleibt.

Umstritten wie kaum eine andere geschichtliche Gestalt deutscher Vergangenheit, feindlich entstellt oder fast zum Mythos erhöht, steht heute die Gestalt des großen Friedrich vor uns und erweist dadurch, wie unmittelbar lebendig sie noch für uns ist. Walter von Molo hat uns schon in seinem Friedrichroman aus ehrfürchtiger Begeisterung heraus ein Bild des großen Preußenkönigs geschaffen, in dem der „Alte Fritz" der schöpferischen Volksphantasie mit der tieferen Seelenschau des Dichters verschmilzt. Jetzt stellt Bruno Frank in zwei Werken — dem Novellenband „Tage des Königs" und dem Roman „Trenck" eine andere Abwandlung des Friedrichbildes hin, die diesen königlichen Freigeist und Sonderling, der mitten in der Glorie europäischer Verehrung ein herb Vereinsamter blieb, aus dunkel verborgenen Untergründen seines Wesens und Schicksals her zu deuten sucht. Hier ist ein Stück dichterischer Seelenanalyse gegeben, das fast hellseherisch die schroffen, der Mitwelt unbegreiflichen und erschreckenden Widersprüche dieses gekrönten Genies durchleuchtet. Aber der Dichter bleibt nicht in der Analyse stecken, er wächst darüber hinaus zur großen Zusammenschau des vollendeten heroischen Menschenbildes. Denn für den heldischen Geist ist alles Schicksal, auch das härteste, nur Stufe. Und dieser fast schon entkörperte sterbende Greis in Sanssouci, der bittersten menschlichen Verzicht in einem langen Leben strengen Königsdienstes nichtachtend unter die Füße getreten, der Not in Tat und Werk umgesetzt hat und sein großes armes Leben nun wie die bunten Steine seiner Schatulle gelassen aus den Händen fallen läßt, ist von einer Größe, die schmerzhaft erschüttert.

Alles heldische Menschentum ist im Tiefsten einsam, da es einfach schon durch die stumme Forderung seines Daseins die Kleinheit der Vielen richtet und ihnen unbequem ist. Und ein großer Einsamer steht auch im Mittelpunkt jenes stärksten Buches vom deutschen heldischen Menschen, das uns das letzte Jahrzehnt gebracht hat: die Paracelsus-Trilogie von E. G. Kolbenheyer. Über die vor nun fast zehn Jahren erschienene Kindheitsgeschichte des kleinen Theophrast von Hohenheim, durch deren erdenwarme Farbigkeit schon alle Ahnungen und Gottesgeheimnisse hindurchgeistern, baute sich ein Jahrfünft später, von einem prachtvoll breiten, stark erlebten Zeitbild getragen, in Erkenntnisfiebern und Geisteserleuchtungen brennend, von Stockholm bis Welschland durch einen krieggeschüttelten Erdteil, durch Lagerzelte und Bürgerstädte, Disputationssäle hoher Schulen, Alchymistenküchen und deutsche Wälder und Bergwildnis um-

Digitized by Google

getrieben, das Mannesleben des großen Arztes und Gottſuchers in dem Band „Das Geſtirn des Paracelſus". Heute liegt der dritte Band, und damit die ganze Trilogie vollendet vor. Und hier erleben wir erſt Sinn und Deutung dieſes einen und in ihm allen heldiſchen Menſchenlebens. Auf die Schneide zweier Weltalter geſtellt, Zeitgenoſſe Luthers und Zwinglis, allem Künftigen aus witternder Seele zugewandt und mit unerhörter Erkenntnis begnadet, länderberühmt und verehrt als Wundermann, verfehmt als Ketzer, von Stadt zu Stadt getrieben, ein Einſamſter unter den Menſchen, verbunden nur einem unſichtbar Jenſeitigen, erfährt Theophraſtus Paracelſus der Alternde das Golgathaſchickſal aller jener, die ſich ſelbſt zur Erlöſung der anderen hinzuopfern bereit ſind; und wird ſo zum lebendigen Symbol über die Einmaligkeit ſeines Einzellebens hinaus. Ecce ingenium teutonicum.

Wir haben in unſerer Überſchau bisher nur vom geſchichtlichen Helden im Roman im ſtreng umgrenzten Sinne gehandelt. Zum Abſchluß wollen wir noch auf eine andere Möglichkeit heldiſcher Menſchendarſtellung übergreifen, die dem Dichter mehr Freiheit gibt als die mehr reproduzierende Darſtellung eines ſchon Vorhandenen und Gegebenen, das nur wieder lebendig gemacht und gedeutet werden will. Es iſt gemeint — ſtatt des geſchichtlichen Helden im Roman — der Held im geſchichtlichen Roman; die heroiſche Geſtalt, die zwar in eine gegebene und vorhandene Zeit und Umwelt — ſei es Vergangenheit oder Gegenwart — geſtellt, in ſich aber doch freie Schöpfung des Dichters iſt. Und hier ſei ſtatt aller weiteren Auseinanderſetzung das lebendige Beiſpiel und Zeugnis hingeſtellt.

Der niederdeutſche Dichter Hans Friedrich Blunck wurzelt in einem Volksſtamm, der das ungebrochen Germaniſche ſtärker in ſich gewahrt hat als jeder andere deutſche Stamm; in der großen geſchichtlichen Vergangenheit der Hanſaſtädte, des freien Dithmarſchen Bauerntums, in der jahrtauſendalten nahen Berührung der deutſchen Waſſerkante mit dem germaniſchen Norden iſt er in ein Erbe heldiſcher Überlieferung hineingeboren, das ſeiner dichteriſchen Begabung lebendige Nahrung ſein konnte. In einer großen Romantrilogie hat er ſchon dreifach das Geſicht des deutſchen heldiſchen Menſchen geformt: in der Wallenſteingeſtalt Hein Hoyers, des großen hanſiſchen Landknechtsführers; in dem ganz von Magie der Elemente umwitterten luziferiſchen Bilde Berend Focks, des gottabtrünnigen Schiffers, der mit Gott hadert, weil er ihn hinter Himmel und Erde ſucht und vergeblich ſucht; und endlich in der reinen Heilandserſcheinung des „Weißen Knechts" Stelling Rotkinnſohn, der ſeinen Verkünder- und Erlöſerdrang mit dem Erlöſerſchickſal, dem Opfertode, bezahlt und beſiegelt.

In ſeinen beiden letzten Romanen geht der niederdeutſche Dichter dem Bild des heldiſchen Menſchen noch tiefer, bis ins mythiſche Dunkel der Urſprünge nach. „Streit mit den Göttern" nennt ſich der erſte, zu Beginn

Digitized by Google

des Jahres erschienene, der ganz in die Welt des germanischen Mythos führt und sie uns so sichtbar wirklich macht, daß wir uns nicht verwundern, zwischen Bauern und Fischern dem rotbärtigen Dunnar leibhaftig zu begegnen. Weland der Schmied, der Sohn Dunnars und der Riesin, ein nordischer Prometheus, redet und fehdet mit den Göttern, gegen die er in trotzigem Begehren gefrevelt. Geächtet unter Göttern und Menschen, schicksalsverfolgt, unbezwungen zwar, doch leidgeläutert, schmiedet der Gelähmte sich endlich selber die Flügel, auf denen er sich in den Himmel über die Sturmwolken der Götter wirft, wo er von den Versöhnten aufgenommen und von Acht und Verfehmung gelöst wird. Dieser ganze Mythos, in einer wundervoll schwer schreitenden, doch nie altertümelnden Sprache geschrieben, ist nirgends nebelhaft abstrakt geblieben, überall Mensch, Landschaft, Geschehnis geworden, daß wir atemlos mitleben. Und ebenso nirgends tote Vergangenheitsphantastik, sondern im mythisch gestaltenden Symbol ein zeitlos Lebendigstes, das uns, uns Heutige angeht: Symbol großen heldischen Menschentums an sich, das durch Schuld, Schicksal, Opfer und Tat zur Erlösung hinaufwächst.

Aber Weland der Flieger, aus Götter- und Riesengeschlecht gezeugt, reicht hoch über Menschenmaß wie ein Gipfel zwischen Wolken und Sternen. An dem wir unsere Kraft, unser Versagen und Können messen wollen, der muß Mensch sein wie wir auf gleicher Erde; und je mehr Mensch, je größerer Held. In dem neuesten Werk Blucks, dem Roman: „Kampf der Gestirne" geht es nicht mehr um Götterzorn und Prometheusschicksal, sondern nur um eines Menschenlebens Hochflug, Tragik und Heldentum. Dieser Volkskönig und Wikingerfürst, der aus dunkler nordischer Seele heraus lebenslang zur erlösenden Sonne betet und ihren Dienst seinem, den magischen Mächten der Nacht und des Mondes verfallenen Volke aufzwingen will, es zuletzt aber dennoch erleben muß, wie dieses Volk nicht nur, sondern auch sein eigenes Fleisch und Blut sich gegen ihn kehrt und ihn verläßt — dieser einsam frühe Gottsucher ist eine heldische Gestalt von erschütternder Tragik. Und neben die stärksten Bilder der nordischen Saga darf sich der große Ausklang dieses Buches stellen, da der schneeweiß gealterte Mann, wie er sich verlassen sieht von seinen Nächsten und sein Werk gescheitert, schweigend sich waffnet und, ein Lebender noch, hinuntersteigt in das Steingrab zu den Müttern. Es ist zu hoffen, daß der niederdeutsche Dichter, der uns so den heroischen Mythos und Menschen aus dem Anbeginn zu gestalten wußte, uns auch einmal das heldische Menschenbild der Gegenwart schenkt, deren werdenden Mythos er in seinen „Märchen von der Niederelbe" schon wie aus der schöpferischen Volksseele selbst heraus uns geschaffen hat. —

Wir haben hier viel vom Helden und Heldentum gehandelt; und sind doch heute scheu und schamhaft mit dem hohen Wort geworden wie es der Gottsucher von heute mit dem Namen Gottes ist. Denn wir waren in diesem

Digitized by Google

letzten Dutzend Jahre zu viel und zu nah vor die Probe echten heldiſchen Opfers geſtellt worden, hatten zu oft die menſchliche Kleinheit — in uns ſelbſt wie in anderen — vor der harten Forderung erlebt, um noch die landläufig gedankenloſe heroiſche Phraſe zu ertragen.

Aber abſeits von Phraſe und Lüge ſteht immer über der Menſchheit das ſtrenge Bild wahrhaften Heldentums, hie und da von einzelnen einſam Großen verwirklicht; und mehr denn je hungern wir heute in hart, karg und haltlos gewordener Zeit nach ihm. Die Dichtung eines Volkes — ſoweit ſie echtgewachſene Kunſt iſt und nicht ſelber Phraſe und vergängliche Tagesmode — ſpürt in dunkler Getriebenheit Not und Ziel ihrer Zeit voraus und geſtaltet ſie in prophetiſchem Bilde. So wollen wir es hoffend als ein Zeichen der Zukunft faſſen, wenn unſere Dichter uns heute wieder das Bild des heldiſchen Menſchen an den Weg ſtellen, uns mit dem Wort eines heroiſchen Führergeiſtes unſerer Tage zuzurufen: Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! Halte heilig deine höchſte Hoffnung!

Wilhelm Schäfer, Winckelmanns Ende. Novelle.
Wilhelm Schäfer, Hölderlins Einkehr. Novelle.
Wilhelm Schäfer, Huldreich Zwingli. Ein deutſches Volksbuch.
Sämtlich bei Georg Müller, München.
Hans Leip, Godekes Knecht. Roman. Grethlein & Co., Leipzig und Zürich.
Sophie Hoechſtetter, Königin Luiſe. Hiſtor. Roman. Richard Bong, Berlin.
Juliana von Stockhauſen, Die Soldaten der Kaiſerin. Roman.
Joſ. Kösel u. Friedrich Puſtet, München u. Kempten.
Toni Schwabe, Ulrike. Ein Roman von Goethes letzter Liebe.
Toni Schwabe, Der Ausbruch ins Grenzenloſe. Ein Goetheroman.
Beide bei Albert Langen, München.
Bruno Frank, Tage des Königs.
Bruno Frank, Trenck. Roman eines Günſtlings.
Beide bei Ernſt Rowohlt Verlag, Berlin.
Erwin Guido Kolbenheyer, Das dritte Reich des Paracelſus. Roman.
Georg Müller, Verlag, München.
Hans Friedrich Blunck, Streit mit den Göttern, Die Geſchichte Welands des Fliegers. Roman.
Hans Friedrich Blunck, Kampf der Geſtirne. Roman.
Beide bei Eugen Diederichs, Jena.

Suſanne Hampe / Franz von Aſſiſi

„St. Franziskus iſt der unſrige", ſo lautete in dieſem Frühjahr der Titel einer Reihe von Vorträgen, die von Brüdern und Freunden des Franziskanerordens im Refektorium von Santa Croce zu Florenz gehalten wurden. Die katholiſche Kirche und beſonders Italien feiern in dieſem Jahre die 700jährige Wiederkehr des Todestages jenes Heiligen, der wie kein anderer das Leben Jeſu zu leben verſuchte. Wem iſt es wohl ſeither mit der Nachfolge Chriſti, bis in die letzten Konſequenzen

Digitized by Google

hinein, ſo ernſt geweſen wie dem „poverello“ von Aſſiſi? Und daraus folgt die andere Frage: ſollte nicht auch für uns „aufgeklärte“ moderne Menſchen, die wir uns Proteſtanten nennen — oft nur, um damit die große innere Leere und Gleichgültigkeit zu bemänteln —, ſollte nicht auch für uns die Tatſache dieſes armen Daſeins vor 700 Jahren einen Sinn und eine Bedeutung haben?

Die Augenblicke des Beſinnens auf derartige Leuchtpunkte im hiſtoriſchen Ablauf der Dinge ſind wie nichts anderes geeignet, unſere haſtige, hohle Zeit auch zur Beſinnung auf ſich ſelbſt und zum Bewußtſein ihres eigenen Mangels zu bringen. Denn aller Mangel, aller Abſtand vom Guten iſt das Böſe, und wir verringern dieſe Differenz, indem wir unſer Sein in fruchtbarer Weiſe an einen anderem höheren Sein meſſen.

Wäre nun St. Franziskus nur der ihrige, wie die Katholiken ihn nennen, dann hätte ſein Sein nur dieſen etwas zu ſagen, dann wäre die Mauer, mit der nicht nur die Kirche, ſondern auch namhafte Gelehrte Italiens den Heiligen umgeben und gegen ungläubige Übergriffe verteidigen wollen, durchaus berechtigt. Oder vielmehr, ſie wäre gar nicht nötig, denn dann würden von der „ungläubigen“ Seite keine Verſuche gemacht werden, auch teilzuhaben an jenem ſo unendlich liebenswerten Leben, an ihm auch für uns ein Beiſpiel, eine Lehre zu ſchauen.

Der ſcheinbar eiferſüchtige Stolz, der in jenen Vorträgen lag, der aber auch bloße Verehrung des Heiligen von katholiſcher Seite, inwiefern ſie in ihm nur äſthetiſches Genügen und poetiſche Befriedigung findet, zurückwies, ſcheint uns proteſtantiſche Chriſten, die wir mit Heiligen und Heiligenverehrung ſeit 400 Jahren gebrochen haben, zu Zaungäſten bei dieſer Feier zu verdammen.

Es iſt der Zweck dieſer Zeilen, uns, denen das Heilige noch eine Bewußtſeinstatſache iſt, denen der Begriff „Nachfolge Chriſti“ noch mit Inhalt erfüllt iſt, einen Platz an der Seite dieſes wahrhaft „Heiligen“ zu erobern, uns für ein paar Augenblicke erſtaunter Selbſtbeſinnung hineinzuſtellen in den Glanz jenes armen und doch ſo weltenreichen Lebens. Iſt nicht auch ein Meiſter Eckehart der unſrige — ein Dante — ein Shakeſpeare — gehört nicht Goethe der ganzen Welt? Wo immer wir das Waſſer lebendigen Seins ſprudeln wiſſen, wer will es uns verwehren, davon zu trinken und uns am Quell Kraft und Freudigkeit zu holen? Der Mangel an Tradition in unſerer Kirche, die leider ſo gänzliche Armut an Poeſie ſollte uns berechtigen, uns unſeren Teil an dem zu ſichern, der die Überlieferung chriſtlicher Lehre wirklich lebte, und der im leuchtenden Tagesgeſtirn ſeinen Bruder und in der leiblichen Todesſtunde ſeine liebe Schweſter ſah. — Wie der Schiffer auf dem Meere ſich an den Geſtirnen orientiert, ſo ſollen auch wir im Sturm der Zeit unſeren Weg durch jene lichttragenden Weſenheiten finden, in denen göttliches Sein von Zeit zu Zeit menſchliche Geſtalt annimmt. Eine ſolche Hülle der Gotteskraft iſt Franz von Aſſiſi.

Digitized by Google

Gleich seiner Vaterstadt, die auf hohem Vorsprung des Monte Subasio die weite umbrische Ebene beherrscht und auch aus Herbstnebeln wie die leuchtende Stadt im Evangelium aufsteigt, so strahlt ihr großer Sohn aus dem Dunst und den Nebeln des Mittelalters bis in die Wirrnisse unserer leidvollen Gegenwart. Das Italien um die Wende des 12. Jahrhunderts ist wohl mehr als jedes andere Land im Zustande absoluter Gottesferne. Ritter, Bürger und Klerus bieten uns das Bild eines Volkes, dem die Dinge dieser Welt, die Sorge um ihr eigenes Dasein das wichtigste sind. Während die Kirche in äußerer Machtentfaltung ihr höchstes Ziel sieht, und in den Mitteln nicht gerade wählerisch ist, leben die Ritter in dauernden Fehden untereinander, es sei denn, daß sie sich vereinigen, um gegen die Städte zu gehen, in denen die Bürger es den Rittern an Vornehmheit in Lebenshaltung gleichzutun suchen. „Hie Kaiser und hie Papst", heißt der Schlachtruf — in jener Zeit, wo selbst die Priester eisenklirrend zum Kampf auszogen und das Haupt der Christenheit über Menschenherzen und Königsleiber seinem mächtigen Ziele zustrebte. In diese Kämpfe wurde auch das kleine Assisi mit hineingerissen, um so mehr, als hier der Kaiser Barbarossa sich auf der Rocca oberhalb der Stadt eine mächtige Zwingburg errichtet hatte, in der nach seinem Tode Vögte an Kaisers Statt — deutsche Grafen — ein hartes Regiment führten. Die Trümmer der stolzen Feste zeugen noch von dem erbitterten Kampf zwischen der Stadt und ihrem fremden Bezwinger, in dem Assisi Siegerin blieb.

Mit diesen wenigen Worten sei genugsam angedeutet, wie die Zeit, in die Franz von Assisi hineingeboren wurde, aussah. Von seinen äußeren Lebensumständen nur so viel, daß er der Sohn des wohlhabenden Tuchhändlers Pietro Bernardone und seiner aus der Provence stammenden frommen Frau Pica war; daß seine Jugend der jedes anderen wohlhabenden Bürgersohnes glich, und daß er sie leicht und dem Weltgenuß hingegeben verbrachte, bis eine schwere Krankheit ihn mit 21 Jahren befiel, von der er als ein anderer Mensch wieder genas. Seine Bekehrung, sein zunächst rein äußerlich gefaßtes Arbeiten an der Kirche Gottes, die ihm eine Stimme vom Kruzifix herab befahl, neu zu bauen, die immer tiefer und innerlicher werdende Nachfolge Jesu, das alles darf ich hier wohl als bekannt voraussetzen, ebenso wie den Kranz von Legenden, die unter dem Namen „Der Blütenkranz" des hl. Franziskus*" fast Allgemeingut der Kulturmenschheit geworden sind und als Krone seines Dichtens den herrlichen Sonnengesang: „Altissimu omnipotente bon signore, ...".

Hinter diesen uns mehr oder weniger bewußten Tatsachen aber gilt es nun, den Menschen zu finden; denn nur das Allgemein- und Ewig-Menschliche vermag es, über die Jahrhunderte hinweg zu wirken. Da sehen wir zuerst — wenn wir der Überlieferung folgen**, den vom Treiben

* Übersetzt von Freiherrn von Taube, Verlag Eugen Diederichs in Jena. ** Jörgensen, Der heilige Franz von Assisi. Kempten 1922. — Das Buch ist wohl heute die beste Darstellung des Lebens und Wirkens des Heiligen.

Digitized by Google

seiner Zeit angewiderten Jüngling — durch Krankheit zur Einkehr gezwungen — auf einsamen Gängen an den Hängen des Heimatberges und durch die Olivengärten der Ebene den Entschluß zur Buße, zur Umkehr fassen. Wir sehen ihn Gott nahen und immer stürmischer nach einem Wege des persönlichen Lebens in Gott suchen. Es werden uns auch schon frühe Versuche der Selbstüberwindung erzählt, wie er sich zwang, die Aussätzigen zu berühren, wie er, der Sohn des reichen Handelsherrn, mit einem Holznapf bettelnd durch die Straßen ging und wie er den Zorn des Vaters und den Spott der einstigen Freunde mutig ertrug, bis es zum offenen Bruch mit seinem Elternhaus kam und er einsah, daß er einsam, verachtet und arm sein müsse, wenn er die Kirche Gottes neu bauen wolle. Franziskus ist kein Charakter, der Halbheiten oder Kompromisse kennt. Ein Mensch gewordener Gegensatz zu allen Zielen und Trieben seiner Zeit, legt er auch äußerlich deren Gewand, deren Sitten und deren Reichtümer beiseite. Im mißfarbenen Kittel, barhaupt und barfuß, sich mit der notdürftigsten Speise begnügend und unter freiem Himmel nächtigend, ist er seinen Landsleuten schon dadurch eine eindringliche Bußpredigt. Bei ihm geht das Werk dem Wort voraus, und das Wort, das er nun in überzeugender Predigt verkündet, ist auf Abkehr vom Leben der Zeit, auf Hinwendung zum Ewigen gerichtet. Aber er ist kein Säulenheiliger, kein bloß in der Schau schwelgender Eremit. Seine Lehre heißt „Tat" und seine Askese ist nicht nur Mittel, sondern Ausdruck seines Glaubens. Es muß diesem jungen Fanatiker eine tiefinnerliche Überzeugungskraft innegewohnt haben, denn dem Jüngling im Bußgewande folgen bald Jünger nach. Bei der halbverfallenen Portiuncula-Kapelle unten im Tal bauen sich Franz und seine Schüler Hütten aus Lehm und Laub und wir bewundern hier seine organisatorische Gabe. Die kleine Gemeinschaft ist nicht untätiger Versenkung im Glauben ergeben. Wer ein Handwerk kann, muß es ausüben und erbittet als Lohn dafür von den Bauern der Gegend das, was er und die Brüder zum knappsten Lebensunterhalt brauchen. Doch nicht nur für sich arbeiten sie, ihr Ziel ist ja Wiederherstellung der Kirche — und Franz erfaßt wie immer mit klarem Wirklichkeitssinn das Nächste. Es gab genug verfallene Kirchen und Kapellen im Umkreis von Assisi. Mit S. Damiano fängt er an, und heute noch zeugt kein anderer Bau so sehr von echt franziskanischem Geist wie das kleine Damians-Kirchlein vor den Toren von Assisi. Mit zusammengebetteltem Material wird auch die Portiuncula-Kapelle wieder ausgebaut, und hier hält Franz seine ersten Gottesdienste ab. Denn planvoll und sich des Zieles wohlbewußt, hat er sich vom Bischof die Erlaubnis zu predigen erwirkt. Nun ist der nächste Schritt zur Befestigung seines Wirkens die Erlangung der päpstlichen Erlaubnis. Das ist kein verstiegener Schwärmer, der da nach Rom wandert und seine Absichten und Wünsche in klaren Worten dem Kardinalskollegium und dann dem Papste vorträgt. Daß er in dieser Zeit des religiösen

Digitized by Google

Schwankens, als die Kirche mit ihrer Predigterlaubnis an die Albigenser und Waldenser gerade so schlechte Erfahrungen gemacht hatte, sein Ziel erreicht, die Regeln seines Ordens bestätigt bekommt, das zeigt uns erneut die machtvolle Wirkung seiner Persönlichkeit. Bei ihm steht das Ziel klar vor seinem Geiste: den Menschen seiner Zeit die Möglichkeit eines evangelischen Lebens zu zeigen und auf diese Weise die Kirche wieder zu dem zu machen, was sie sein sollte: mächtige Hüterin göttlicher Gnade, mütterliche und weise Führerin allen Schwachen. So baut er, wie zu Anfang mit Steinen und Mörtel, jetzt mit edelstem Menschenmaterial und mit seiner starken Geistigkeit am inneren Dome des Glaubens. Ihm — neben seinem großen Zeitgenossen Dominikus — verdankt die Kirche ihr Wiedererstarken.

Bibliothek der

Ein zielbewußter, arbeitsfreudiger Mann also, so steht der junge Ordensgründer vor uns, und daneben ein freier, froher und unendlich gütiger Mensch, dessen naturnaher Frohsinn ihn zum Dichter werden läßt. Unbeschwert von der Sorge um das tägliche Brot lebt er „wie die Blumen auf dem Felde", wie der Vogel im Wald, und sein tief inneres Glücksgefühl strömt in Gesängen der Freude und Liebe hinaus in die Welt. Es wäre aber falsch, Franz einen Pantheisten zu nennen. Gott ist ihm nicht in, sondern weit über der Natur, und nur insofern fühlt er sich eins mit der Schöpfung, als er sich in seiner Demut nicht besser dünkt als eines jener Mitgeschöpfe, als die Vöglein, denen er predigt, oder als sein Bruder Wolf, den er bezähmt. Ihm sind die Kreaturen „Fußtapfen Gottes", wie Meister Eckehart einmal gesagt hat — aber nicht Gott selbst. Er liest in der Natur wie in einem wunderbaren Buche die Taten des Schöpfers und lobt ihn „für alle seine Kreaturen". Nachdem er die Natur in sich überwunden hat, wird sie ihm Mittel zur Umkehr — ihre Finsternis wandelt er in Licht. Es ist dies der wahrhaft mystische Standpunkt, der fern von jeder verzückten Versenkung, sich, nachdem die Einigung mit dem Göttlichen erreicht ist, voll überströmender Liebe hinwendet zur Welt und den Dingen dieser Welt, um in ihr und an ihnen zu handeln. Unerschöpflich ist die Kraft, die aus der inneren Quelle diesem Mystiker der Tat zuströmt. Von dieser Kraft getrieben, erfaßt und gestaltet er alles um sich, zunächst die naheliegenden Dinge, dann immer machtvoller und weiter hinaus wirkend. Hier ist ein Beispiel, wie ein aus dem Tiefsten wirkender Mensch, ungeachtet aller körperlichen Schwäche, ungeachtet der widrigsten Zeitumstände neugestaltend auf seine Umwelt wirken kann. Es gibt eine Menge von Beispielen, wie der in Lumpen gehüllte elende Bettelmönch es durch die Kraft seiner Persönlichkeit vermochte, die heftigsten Feinde miteinander zu versöhnen, ja Frieden zwischen mächtigen Städten zu stiften. Wie er der Kirche gegenüber — ohne es zu einem Bruch mit ihr kommen zu lassen — seine Ziele zu erreichen weiß, ist schon gesagt. Er will den verfallenen Bau neu errichten, und kann es nicht anders, als daß er sich und seine Kraft mit

Digitized by Google

hineinbaut, so daß im Grunde der echte Franziskusgeist, neben anderen — einen wichtigen Faktor im Leben der katholischen Kirche bildet. Aber auch uns gibt dieser wahre Christusmensch ein Beispiel dafür, was für eine Macht der Tat eine solche Einigung mit Gott darstellt. Lassen wir uns doch nicht durch Vorurteile, mit denen wir Protestanten hochmütig auf den Heiligendienst blicken, blind machen gegen so reines, wahres Menschentum, wie es in Franz von Assisi über diese Erde wandelte. Lassen wir uns auch nicht irremachen durch die Auswüchse und Verkennungen seines Ordens. — Was nach ihm kam, waren Durchschnittsmenschen, die nach ihrer Weise sein großes Werk fortsetzen wollten. Ändert es etwas am Wesen dieser einzigartigen Persönlichkeit, daß seine Nachfolger nicht mehr viel vom Geist der Armut wußten, daß sie mit klugem Geschäftsgeist die franziskanischen Tugenden zu leeren Formen erstarren ließen; Formen, die zunächst wie eine Schranke die wahre Gestalt des „poverello" verhüllten? Es ist aber dieses nur das Schicksal alles wirklich Lebendigen, daß es, geformt, auch erstarrt. An uns ist es, nach jahrhundertelanger Erstarrung den lebendigen Kern zu finden, und da sind die Nachfolger des hl. Franz jetzt emsig am Werk. Daß sie ihn dabei nur für sich haben wollen, ist allerdings nicht franziskanisch gedacht. Es darf uns aber nicht hindern, uns den Anteil am Armen Gottes zu erringen, der dazu beitragen kann, unser wirres, verkrampftes Leben zu lösen, von dem auch für uns ein Strom reinster Harmonie ausgeht, der uns lehrt, das Leid der Seele als unsere liebe Schwester zu grüßen und im Tode unseren Bruder willkommen zu heißen. Auf dem Wege zu neuer Religiosität, zu neuer Bindung an das Ewige kann uns der Heilige von Assisi wie kaum ein anderer Helfer und Führer sein.

Ludwig Tügel
Die heilige Elisabeth

„So wie hungrige Vögel um ihre Mutter, so sitzen alle Menschen um das Opferfeuer dessen, der die Welt überwindet."
(Indisches Sprichwort.)

Im südlichen Brabant an der Landstraße, die von Nivelles nach Mons führt, lag das Leprosenhaus Willembroux. Dort lebte seit dem Jahre 1191 eine Heilige, die hieß Maria. Aus begüterter Familie, war sie seit ihrem 14. Lebensjahre mit einem jungen Manne mit Namen Johannes vermählt, dessen Bruder Guido Prediger an diesem Aussätzigenheim war. Aber sie entsagten einander, bevor sie sich geschenkt, und dienten bei Guido den Ärmsten aller Armen. Unter den Frauen von Nivelles entbrannte eine heiße Leidenschaft, es der Maria gleich zu tun.

Digitized by Google

Sie kleideten sich in klösterlicher Einfachheit, die Jungfrauen wollten von Heirat nichts mehr wissen, und manche Gattin erbat von ihrem Manne, daß er sie ganz, oder doch zeitweilig freigeben möge für den Seelenbund mit Christus.

Die Bewegung blieb nicht auf Nivelles beschränkt, sondern verbreitete sich über das ganze Land und die Städte, und es blieb nicht aus, daß auch grobe Entartungen sich bald überall zeigten, denn die seelische Leidenschaft verwandelte sich oft zu seelischem Aufruhr. Die Veranlassung zu diesem Armuts- und Keuschheitsgelübde der Frauen lag wohl in dem Wunsch, es den Männern gleichzutun, die seit hundert Jahren dem Ruf zur Kreuzfahrt Folge leisteten und Weib und Kind und Heim entsagten um des Heilandes willen. Diese mittelalterliche Frauenbewegung erregte nicht das Wohlwollen der Weltgeistlichkeit, die sich bedrängt sah und eine Übereinstimmung mit den Katharern, den Sekten, die eine reinere Lehre erstrebten, witterte. Von der Kanzel herab wurden die Frauen mit dem Spottnamen „Béguines" belegt, das ist „Stammlerinnen". So entstand der Name Beginen für jene eigenartige mittelalterliche Schwesternschaft, die fast in allen deutschen Städten aufzufinden ist. Witwen und Jungfrauen leben in klösterlicher Zucht und Gemeinschaft, doch legen sie kein Gelübde ab, das ihnen den Weg in die Welt verschlösse.

Die Frauenwelt des Mittelalters hat sich hier einen eigenartigen Weg gebahnt, der läuft zwischen Himmel und Erde in seiner Bereitschaft zum irdischen und himmlischen Beruf. Doch die Hochgespanntheit des Seelenlebens, die die Frauen zu dieser Lebensform trieb, ließ bald nach, und, in ruhigere Bahnen geleitet, fand sie die Anerkennung der Weltgeistlichkeit. Schon bald nachher sehen wir die Beginenhäuser, die Beginenstraßen oder Beginenhöfe als Versorgungsstätten für das weibliche Geschlecht genannt. Es heißt im Lübecker Totentanz: „Do mine vrunde my nicht konden ryke beraden, do makeden se van my eine baginen." Die Ausbreitung, die das Beginenwesen besonders in Deutschland, in Flandern, wo es heute noch existiert, und in Holland fand, scheint darauf hinzuweisen, daß es in seiner Form mehr dem germanischen als dem romanischen Wesen entspricht. Der Begriff des Heldentums, und zwar des irdischen, ist bei uns Deutschen nicht leicht auszurotten, wenn es auch in gewissen Schichten und Kreisen zur Mode geworden ist, darüber zu witzeln. Beim Volke wird diese moderne Anschauungsweise nie heimisch. Wir sind nicht umsonst mit dem „Heliand" zum Heiland gekommen, denn das Heroische ist bei uns unmittelbar mit der Vorstellung von irdischer Kraft und Stärke verbunden. Der Mann, der das Schwert in der Hand hat und dennoch demütig, gütig und milde ist, der ist der größte Held für uns, und so wird es bleiben auch in kommenden Zeiten. Ihm zur Seite steht als Heldin die Frau, die nicht die Gefahren flieht, um Keuschheit und Reinheit zu wahren, denn diese scheinen uns nur dann aller Bewunderung wert, wenn sie in Gefahren erprobt, bewährt und überstanden werden.

Digitized by Google

Da wächst zur Zeit des heiligen Franz von Assisi (1182—1226) im Lande Thüringen auf der Wartburg an der Seite eines Helden eine Heldin auf, Elisabeth mit Namen, Königstochter aus Ungarland, aber von deutscher Mutter, eine Frau, engelgleich, aber im irdischen Leben wurzelnd, so, als hätte das große deutsche Herz sie erdacht, erträumt, wie es sie gewißlich mit aller Inbrunst ersehnt hat. In dem „Leben der heiligen Elisabeth"* tritt uns eine Frauengestalt entgegen, die uns in ihrer Lieblichkeit und Stärke nicht nur gefangen nimmt, sondern tief bewegt, eine Heilige in des Wortes germanischer Bedeutung, die Frau, die die Erde in den Himmel trägt. Sie ist der Widerpart des germanischen Mannes, der verehren muß, um lieben zu können, des germanischen Helden, der die Gottheit in die Erde pflanzt. Es ist ergreifend, von der Ehe der heiligen Elisabeth zu lesen, denn da schwingt sich das Leben empor zum Wechselgesang zwischen männlicher und weiblicher Erdenmission. Es ist die Verbundenheit der beiden Geschlechter zu einer alles einschließenden Kraft, die jeden Tag und jede Stunde als einen Teil der großen Ewigkeit begreift, jeden Schritt und Tritt als ein Maß der Unendlichkeit, die ewig gerichtet ist, unverrückbar, stät.

Die vierzehnjährige Elisabeth heiratet den Landgrafen Ludwig von Thüringen und schenkt ihm in der Folge einen Sohn und zwei Töchter. Vor ihrer Niederkunft mit dem dritten Kinde zieht Landgraf Ludwig in den Kreuzzug, aus dem er nicht wiederkehrt, denn unterwegs befällt ihn eine Krankheit, an der er stirbt. Da er von seiner Gattin Abschied nahm, begleitete sie ihn eine Tagereise, sie fuhr auch noch einen zweiten Tag mit ihm, bis sie über die Grenze Thüringens kamen, denn sie konnte sich nicht trennen von dem Gatten aus großer irdischer Liebe. „Da aber sprach der ehrbar Gestrenge, Herr Rudolf Schenke von Vargula: ‚Gnädiger Herr, es ist Zeit, lasset unsere gnädige Frau umkehren. Es muß doch sein!'" Es gibt wohl keine schönere Charakteristik für die Innigkeit einer Liebe: daß ein Dritter zum Abschied mahnen muß mit diesen Worten. Einundzwanzigjährig ist Elisabeth, da sie Nachricht vom Tode ihres Gatten erhält. Ihre Verwandten wollen sie wieder verheiraten, aber sie hat Gott und ihrem Gemahl, da er noch lebte, Stäte geschworen. Ja, im Aufgehen in dieser Stäte, auf dem Wege zu Gott, entäußerte sie sich sogar ihrer Kinder. Man hat es ihr zum bitteren Vorwurf gemacht, daß sie sich von den eigenen Kindern trennen konnte, um ganz in Gott für die Armen und Kranken zu leben. Und die moderne Frau, die im Kultus der Mutterschaft und im Kultus der Kinder allen Heroismus abgestreift hat, vielmehr darin einem grausamen Egoismus lebt, hat wenig oder gar kein Verständnis für diese Entäußerung der heiligen Frau. Sie versteht nicht, daß gerade die Liebe zu ihren Kindern Elisabeth die Trennung von ihnen befahl, denn mit dem Glauben an Gott ist der modernen Frau, wie auch dem modernen Manne, auch die Liebe ver-

* Das Leben der heiligen Elisabeth, nach den alten Quellen erzählt von Lulu von Strauß und Torney, bei Eugen Diederichs in Jena 1926 verlegt.

Digitized by Google

loren gegangen, die große Dinge befiehlt und in der Stäte geschlossen wird, im Unverrückbaren, in Gott. Den Zeitgenossen Elisabeths, ihren Verwandten, war das Unstandesgemäße ihres Lebens der Dorn, an dem sie sich stachen, nicht aber die Trennung von ihren Kindern. Es blieb späteren Zeiten vorbehalten, eine engherzige selbstische Mutterschaft als Ideal auszurufen, und es ist der heutigen „Lärm- und Friedensgeneration" anzumerken, woher sie kommt. Es haben alle Dinge dieser Welt Zusammenhang, eins folgert sich aus dem andern, eins ist ohne das andere nicht möglich, es ist alles geworden wie es werden mußte, aber zum Glück ist damit nicht gesagt, daß alles so bleiben wird. Die Welt bejahen, heißt nicht, den aussichtsreichen Unsinn auf ihr gut zu heißen, heißt vielmehr und einzig, an ihre ewig sinnvollen Möglichkeiten zu glauben, heißt nach innen das Auge zu richten, anstatt nach außen. Denn uns ist „eingeboren" ein tiefes Verlangen, aller Bewegtheit des Lebens eine Stäte entgegenzusetzen, der Vergänglichkeit eine Unvergänglichkeit, der Erde einen Himmel.

Die Wege der heiligen Elisabeth nach dem Tode ihres Gatten sind allesamt Wege der Entäußerung, Wege der Überwindung der Welt. Sie wandelt auf den gleichen Bahnen wie der heilige Franz von Assisi mit dem dreifachen Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Um das letzte dieser drei Opfer Gott zu bringen, wählt sie sich zum Beichtvater und geistlichen Leiter den Meister Konrad von Marburg, jenen finsteren Ketzerrichter, der den Haß seiner Zeitgenossen herausforderte und durch Mord seinen Tod fand. Es ist nicht anders auszudenken, als daß die „heldische Frau" sich in die größte aller Gefahren stürzt, sich die schwerste aller Prüfungen freiwillig auferlegt, indem sie den Mann zum irdischen Richter über sich setzt, den ihr lichtes Herz ob seines düsteren Wesens verabscheuen muß. Uns schaudert heute bei der Vorstellung, daß die edle Frau sich von diesem Fanatiker körperlich züchtigen ließ. Aber wir dürfen diesen Zug seltenster Selbstentäußerung nicht betrachten, als wäre er ein Ding für sich und ohne Zusammenhang mit dem ganzen Sein Elisabeths. Schwerlich auch würde ein Mensch, der die Heilige zu Lebzeiten ob dieser dunklen Hingabe angehalten hätte, eine Antwort bekommen haben. Das Heldische liebt zu schweigen. Ein frommes Lächeln nur würde er vielleicht entdeckt haben und als guter Menschenkenner mit Recht daraus gefolgert haben, daß der körperliche Schmerz gering gewesen in dieser Frau gegen die seelischen Schmerzen und Leiden, die sie um aller Dunkelheiten des Lebens und der Menschen erduldete.

Unserer Zeit ist das Maß des Heroischen abhanden gekommen. Wir können nicht mehr bewundern, weil wir nicht mehr an Wunder glauben. Wir lächeln insgeheim über die Einfalt des Chronisten, der da berichtet, daß die Speisen, die die heilige Elisabeth stahl, um sie den Armen zu geben, zu Rosen wurden, da man sie auf diesem Diebstahl überraschte. Wir haben unsere Freude nur daran, festzustellen, wo die Legende beginnt, die histo-

Digitized by Google

rische Wahrheit aufhört. Wir haben keinen starken Gott, der uns befiehlt, über uns selber hinaus zu wachsen und Dinge zu schauen, die man mit einem schwachen Gott nicht zu sehen vermag. Und doch fühlen wir inwendig die Unwahrheit eines Lebens, das nur Teile des großen Lebens erkennen kann, denn wir wissen, daß das Stückwerk ist. Wir können Gott mit Instrumenten und wissenschaftlichen Methoden keine Geheimnisse ablauschen, wir müssen ihm unser Herz und Leben geben, um Erleuchtung zu empfangen. Das ist die große Lehre des Lebens aller Heiligen, die Lehre aller Lebensgestalter.

Wie es nur eine Kunst gibt, aber tausend Arten, so gibt es auf tausend Wegen menschlichen Lebens doch nur eine einzige Erfüllung: die Einswerdung mit Gott. Das ist die ewig wiederkehrende Menschheitsidee aller Zeiten und Völker, welchen Namen man ihr auch geben mag, welche Formen sie auch annehmen möge. Der einzelne Mensch hängt von dieser Idee ab, die ihm eingeboren ist, bewußt oder unbewußt, auf rechten wie auf falschen Wegen: er gewinnt oder verliert dabei, er geht unter im Leben oder auf im Tode. Dessen ist sich jeder schmerzlich oder freudig bewußt: daß nicht der Untergang im Leben, sondern der Aufgang im Tode die Verwirklichung der Menschheitsidee bezeugt. Es gibt einen Prüfstein, der taugt für alle Zeiten und Völker, das ist die Frage nach der Bereitschaft zum Tode. Denn wer nicht zu sterben bereit ist, der lebt nicht mehr in der Menschheitsidee, der ist in Irrtum geraten, auf Abwege, der verliert sich selbst, sein Leben. Der Tod gehört zum Leben wie die Geburt. Die Geburt ist Bestimmung, soll Tod Erfüllung werden, so muß das Leben Bereitschaft sein.

Es gibt nur eine Menschheitsidee, sie ist der Kern aller Kulturen, sie steht am Anfang der Welt und wird auch am Untergang stehen, bei der Bestimmung wie bei der Erfüllung. In allen Formen wird die Menschheit sie ersehnen, erdenken und erleben, ihr Inhalt wird immer der gleiche sein: die Stäte zu gewinnen, die Unverrückbarkeit, die Ruhe in der Unruhe des Seins. Gott ist die Ruhe, ist das „eherne Gesetz", das ewige, unwandelbare.

Wir stehen am Anfang einer neuen Zeit. Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird sie schon bald in flammenden Strahlen, wie die Sonne am Morgen, aufgehen über uns, und brausend wird die Menschheit eine neue Menschheitsidee erfassen, denn sie hungert und dürstet nach Erlösung aus Unruhe und Vergänglichkeit. Das „fette Volk", das da glaubt, an Wissenschaft, Technik und Tagestrubel eine Tröstung zu haben, mag es immerhin glauben, es hat noch nie anders als pharisäerhaft an den Wiegen der großen Menschheitsideen gestanden. Es ist nicht berufen dazu, ihm fehlt die Tiefe, aus der jede Stäte erwächst. Ohne Tiefe ist keine Höhe. Wer keine Tiefe hat, kann die Höhe nicht begreifen, zu der die Menschheit wieder einmal den Flug antreten muß nach ewigen Gesetzen.

Digitized by Google

Alfred Kuhn / Max Thalmann

Die Kunst ist der reinste Spiegel eines Volkes. In ihm erscheint sein Wesen, geläutert von den Schlacken des Alltags und den Trübungen des Zufälligen. Hier erblickt es sich in den Feierstunden des Geistes: Form geworden treten die eigenen Wünsche vor sein Auge; die letzten Regungen seiner Sehnsucht enthüllen sich ihm, und in der Ferne zeigt magisch sich das Bild seiner Zukunft.

Mit jenen feinsten Instrumenten sind die Künstler zu vergleichen, die tausende von Meilen entfernt ein Beben der Erde registrieren, kommende Erschütterungen vorhersagen. Unweltlich in ihrem äußeren Gehabe, kaum verbunden im Anschein mit der bürgerlichen Welt, sind sie in Wahrheit ihr Zentrum, ihr Herz, empfindlich wie dieses, im Getriebe des Tages vergessen, aber unermüdlich und danklos immer wieder den Körper speisend. Will man Aufschluß erhalten vom geistigen Zustand einer Nation, oder besser gesagt, von der Zukunft seines Geistes, so darf man nicht die Wirtschaftler fragen und gewiß nicht die Politiker. Man muß die Bücher der Dichter aufschlagen, die Mappen der Graphiker durchblättern und die langen Fluchten der Kunstausstellungen durchwandern. Man wird das Bild der kommenden Welt erblicken.

Alles Neue ist der Feind des Alten, wenn auch sein Kind. Es entsteht auf seine Kosten unter schmerzvollen Widerständen, und erst der Tod seiner Eltern gibt ihm die ungeschmälerte Existenz. Deshalb muß alles Alte der Feind des Neuen, des Jungen sein. Jede entstehende Kunst wird befeindet und verlacht; denn sie zerstört nicht nur das gewohnte Weltbild, sondern hinter ihr fühlt der Mensch mit wachen Nerven das kommende Neue, den Tag der Späteren, an dem er keinen Anteil mehr hat. So, indem er sie leugnet oder bekämpft, verteidigt er sein Leben. Ist dann die Zeit gekommen, sind die Dinge an ihre in die Ferne vorhergeworfenen Bilder herangerückt, ist der Anblick der Vision durch den der Realität gewohnt geworden, dann hat sie ihre Schärfe verloren. Sie wird von breiten Schichten angenommen. Den Jungen aber spricht sie von verstaubten Idealen.

Zehn Jahre und mehr vor Weltkrieg und Revolution war in der deutschen Kunst der Widerschein des nahenden Brandes. Die Gedichte eines Georg Heym, die Bilder eines Max Pechstein, eines Schmidt-Rottluff, eines Emil Nolde und mancher anderer wurden übersehen und verhöhnt. Sie sprachen deutlich von all jenen Dingen, die später als gangbare Münze durch die Menge wanderten: Zurück zu Gott, zurück zur Natur, zur Einfalt des Herzens, zur ungebrochenen Empfindung. Sie sprachen von der Brüderlichkeit in Christus, von dem Glück namenloser Arbeit, von dem Aufgehen des Einzelnen in der Gemeinschaft. Eine national gerichtete Epoche hub an in den Gefilden des Geistes. Ohne politische Färbung, aber national gerichtet trotz-

Digitized by Google

dem. Man tauchte ein in den Geist der deutschen Mystiker, man studierte das Deutsche in der Gotik, man wandte sich Herder zu, den Stürmern und Drängern, dem jungen Goethe und lehnte leidenschaftlich alles Klassische ab als romanisch und wesensfremd. In der bildenden Kunst knüpfte man an die Zeit vor Dürer an, an die einfachen, kunstlosen Gebilde der frühen Holzschneider und an die lodernden Blätter der Apokalypse.

Und seltsam: Dieselbe Entwicklung vollzog sich bei den anderen Völkern. In Italien wandte man sich der Kunst der Frührenaissance zu, eine Künstlervereinigung, die Valori plastici, bildete sich, die die Regeneration der nationalen Kunst aus den Werken des großen Florentiners des 15. Jahrhunderts auf ihre Fahne schrieb, in Frankreich war es Poussin und die klassische Epoche, die als vorbildlich gepriesen wurden. Ingres folgte. All diesen Ländern war das Streben gemeinsam, sich national abzusondern, das eigene Wesen in der Vergangenheit zu erkennen und es bewußt zu pflegen. Die Abgeschlossenheit der Grenzen während der Kriegs- und Nachkriegszeit hat diesem Bestreben jeden Vorschub geleistet.

Wieder war es in Jahren, die in den Zeugnissen des Tages noch nichts von einer Änderung der Weltstimmung zu wissen schienen, die Kunst, die den Aufschwung vorherzeigte. Ein neuer Stil kündigte sich an, und zwar bei allen Völkern Europas bis hinüber über die Atlantik, ein „europäischer" Stil. Er entsprach der Gesinnung, die mit tiefster Notwendigkeit auf Trümmern und Asche entstehen mußte: Sachlichkeit und die Bejahung des Diesseitigen.

Die Kunst der Vorrevolutionszeit war eine ekstatische gewesen. Angeekelt von einem Übermaß materieller Kultur, stürzte sich die Menschheit in die Tiefe geistiger Entzückung wie in einen narkotischen Rausch. Indem man sein Ich auszulöschen trachtete, die Bindung an dieser Welt harter Sachlichkeiten, genoß man es doch auch wieder grenzenlos. Ins Ungeheure weitete sich die Vision, ins Maßlose der Wunsch, ins Nebelhafte das Gefühl. Jede Sprache schien zu arm, das Geschaute zu künden. Stammelnd berichtete der Mensch, wie sein Ahne vor Jahrtausenden. Nur es mitzuteilen, das Gewaltige, nie noch Gesehene schien Aufgabe, es herauszuschreien, Gefäß zu sein, Zunge! Ungebändigt loderte die Leidenschaft, in schönem Wahnsinn durchraste sie Deutschland. Apokalyptisch schienen die Tage. Das Ende der Welt kündigte sich an. Nutzloser Plunder war alles Hergebrachte. Das milde Licht genußfroher Stunden verblaßte vor den Feuerzeichen, die am Himmel aufflammten.

Nach Krieg und Revolution blieb eine erschöpfte Welt zurück. Eine enttäuschte? Nicht ganz. Wohl waren jene Früchte nicht gereift, die man erhofft, aber mit einem riesigen Schritt war die Entwicklung vorwärts getragen worden. Tiefsinnig und selten dem nurpolitischen Auge erkennbar ist der Weg geschichtlichen Werdens. Auf Umwegen und unter seltsamer Verkleidung erreicht die Natur das Ziel. Die Herrschernationen, die Europa

Digitized by Google

unter ſich verſammeln wollten, verſagten, aber ein Europa entſteht; die Geiſtigen, die das Materielle vernichten wollten mit Feuer und Schwert, mußten erkennen, daß die Idee gewaltlos iſt, aber das Materielle löſte ſich von ſelbſt auf; die revolutionären Führer, die die Unterſchiede unter Ständen, Klaſſen und Völkern auslöſchen wollten, ſahen ihre Machtloſigkeit, aber die Unterſchiede verwiſchen ſich. Gott war nicht im Rollen des Donners, aber im leiſen Säuſeln des Windes.

Und die Kunſt? Die Fackeln ſind niedergebrannt, die Scheiterhaufen dampfen flammenlos am Boden. Die Ekſtaſe iſt vorüber. Wieder beginnt das Leben im ewigen Rhythmus eines gleichmäßigen Pulſes. Zu neuer Behauſung baut der Menſch ſich ſein Dach, ruhig und ſorgfältig Balken an Balken fügend; denn ein Regenbogen ſteht am Himmel, die Verſöhnung Gottes mit den Kindern der Erde verkündend und eine morgendlich kühle Sonne verſpricht einen frohen Tag. Der Künſtler, der ſich der Behelfe der Technik entäußert, um ungehindert jeglicher Bindung ſeine Geſichte hinauszuſchreien, ſchärft wieder ſorglich ſein Werkzeug. Neben das Was tritt von Neuem das Wie. Er, der dieſe Welt der Erſcheinungen als vernichtenswert verachtet, einzig in der Tiefe der eigenen Bruſt ſich die ſeine erbaut, ihm erſcheint ſie von neuem liebewürdig im Lichte des neuen Tages. Milder in ſeiner Seele, ohne das Ätzende des verurteilenden Zerſtörers, die Trübungen des nichtſehenwollenden Haſſes, erkennt er auch in ihr die Beſeelung durch das Göttliche. Voller Geheimnis ſcheint ſie ihm, magiſch, wie ihm bisher nur die jenſeitige geweſen. Und mit der Leidenſchaftlichkeit ſeiner Natur ergibt er ſich ihr.

So entſteht eine Kunſt der Welt voller Beſeeltheit, eine Kunſt der Diesſeitigkeit, der Daſeinsbejahung. Sie iſt ein Jubelgeſang der Schaffenden von den Ufern der Nordſee bis zu den Geſtaden des Mittelmeeres, ein Begrüßungslied jener neuen Geſellſchaft, die ſich zuſammenfindet, die zertrümmerte Welt neu zu erbauen, aus dem Geiſte der Arbeit, der Sachlichkeit und der Menſchlichkeit.

Als Beiſpiel dieſer neuen Kunſt wird in den folgenden Blättern ein Werk des thüringiſchen Malers Max Thalmann vor die Augen des Publikums gerückt. Der Künſtler wurde 1890 geboren, arbeitete unter Van de Velde in Weimar, dann auf der Akademie für Graphik und Buchgewerbe in Leipzig, war Meiſterſchüler an der Weimarer Hochſchule für bildende Kunſt und lebt, mit mehrfachen längeren Unterbrechungen durch Reiſen in ganz Europa und Amerika in Weimar.

Seit Kriegsbeginn beſchäftigte er ſich mit dem Holzſchnitt. Er folgte jener großen Erneuerungsbewegung dieſer Technik, die mehrere Jahre vorher eingeſetzt hatte. Nicht mehr mit dem Stichel wurde in Hirnholz gearbeitet, ſondern mit dem Meſſer aus Weichholz geſchnitten. Die breiten Flächen, die ſtehen blieben, gaben die Dunkelheiten. Kaum eine andere Kunſtart iſt ſo

Digitized by Google

geeignet, die Mystik der Dinge fühlbar zu machen. Von gespenstischen Lichtern überzittert, jagt das furchtbare Schauspiel der „Passion" an uns vorüber, die 1920 an den Tag kam, ein Schrei der entsetzten Seele, die Halt im Überkommenen sich ersehnte. Grandios in der Vision, doch aber gehalten durch eine sichernde Tektonik.

Blieb Thalmann hier in der Begrenztheit stofflicher Bindung, in den Geleisen eines festen religiösen Bezirkes, so erhob sich sein nächstes Werk, der „Dom" über alle Beschränkung im Stofflichen zur reinen Anschauung des Göttlichen schlechthin. Erschreckt von den Geschehnissen des Tages, von denen sie nichts mehr verstand, kehrte die Seele ein in das eigene Gehäuse, dort sich ihre Welt erbauend. In ein Meer von Harmonie tauchte sie, durch hochstäbige Fenster kühler Dome flutete das Licht, im dunkeln Chor spielt leise die Orgel. Da heben sich die Geister aus dem Schmutz des Tages. Die Fesseln fallen. Sie schweben, schweben. Hinauf zu Dir, göttliche Reinheit! Dir will ich gehören, Namenloser. Erlöse mich! So, entkörperlicht, entlastet aller Erdigkeit, frei jeder Bindung, ohne Wissen um sich steigen sie empor. Selten ist der Rausch religiöser Hingabe, das Ingottsein der Mystiker, das „Dejado" der Seele kongenialer geformt worden. Hier griff Thalmann an die Sterne. Den höchsten Punkt erreichte er, an den er in diesem Bezirke gelangen konnte. Die Abwendung des Menschen von der Welt der Erscheinungen war vollzogen.

Dies aber erscheint mir an dem Künstler so wunderbar, daß er gleichsam nur Geschöpf ist eines geheimnisvollen Willens, der hinter ihm steht, Trompete, auf der ein Riesenhafter bläst. Und als die Zeit gekommen war, im Osten der Schein neuen Lichtes sich zeigte, da sah auch Thalmann die Welt in neuem Glanze. Und wie er voll Staunens gewesen und stiller Demut in Anschauung der Leiden des Herrn, wie seine Seele sich emporgeschwungen im Gleichklang aller Frommen, Anbetenden zur höchsten Vollendung alles Seins, um im Dome eine Stimme nur zu sein im Chore der Preisenden, so wurde sie jetzt ergriffen von der überwältigenden Kraft des Lebens selbst, das die amerikanische Stadt ihm zeigte. War nicht auch hier ein Wunder des göttlichen Geistes, sprachen nicht diese schwebenden Brücken, diese steilragenden Gebäude von der Größe des ewigen Prinzips, schien nicht hier das Leben seinen Triumphgesang zu singen über Tod und Vernichtung, Nacht, Grauen und Schwachmütigkeit? Die Mystik des Lebens wurde Thalmann klar, das Unerforschliche des sich immer Erneuernden, ihm, der die Mystik des Todes, der Auflösung der Seele im Tiefsten empfunden hatte.

Soll man dieser Entwicklung mit den Instrumenten kunsthistorischer Analyse nahen? Kann man es? Soll man es? Gewiß, alles Naturhaftgewordene läßt sich auf seine Elemente zurückführen, alle Gebilde lassen sich in ihre Teile auseinandernehmen. Aber ist es nicht ein „encheiresis naturae?" Wird man nicht auf diese Weise immer nur die Teile in die Hand bekommen ohne das verbindende Band? Künstlerisches Schaffen

Digitized by Google

läßt sich nur „erahnden", wie Wilhelm von Humboldt gesagt hat. Nur, indem wir uns ganz leicht machen, den klug wägenden Verstand ausschalten, indem wir uns schlechthin hingeben, unser persönliches und im Grunde so höchst gleichgültiges Ich vergessen, erlangen wir Anteil am Schöpferischen. Denn darüber soll man sich doch wohl im klaren sein: Alles künstlerische Produzieren ist ein Wunder. Ein Wunder kann man nur erzählen, man kann versuchen, in einer Sprache, die unirdisch, unsachlich ist wie das Wunder selbst, es aufzuzeichnen. So haben es die Völker getan, die Wunder erlebt haben, da sie ihrer würdig waren. So war es im Mittelalter, das mehr gefühlt hat, als gedacht.

Gewiß, man könnte zeigen, wie treu sich der Künstler Thalmann im Laufe seiner ganzen Entwicklung geblieben ist, angefangen mit den frühen Thüringer- und Rhönlandschaften aus den Jahren 1916—1918, in deren mächtig wogenden Konturen seine ekstatische Seele ihren Ausdruck suchte. Man könnte zeigen, wie diese wildbewegte und von den Zuckungen der Zeit erschütterte Seele sich sammelte, ihre Kräfte konzentrierte in der „Passion", wie alles noch Aufschrei, Schluchzen, Empörung ist in der Lebensgeschichte des Herrn, die sich abspielt unter einem gewitterig zerrissenen Himmel, unter Flammengarben, sturmgepeitschten Baumwipfeln, auf deren Darstellungen die Menschen ebenso klein sind vor einer riesenhaft sie überwölbenden Natur wie auf jenen Landschaftsblättern und Meerbildern der frühen Tage. Man könnte zeigen, wie dann die Formenbändigung fortschreitet in der Dom-Mappe, die Einflüsse des Kubismus, reine Abstraktion, verwandt werden, jene langsame Klärung der Seele auszudrücken, die Stille in Gott, die der Künstler sich errang aus dem Lärm des Tages heraus, wie aber die Glut der frühen Tage nicht niedergebrannt war, sondern nur sich sammelte zur heißbrennenden Flamme. Und endlich ließe ein Beweis sich führen, daß der Stil der Amerikablätter mit Notwendigkeit erwachsen mußte aus allem Vorhergegangenen, wie der Kubismus hier wie in der ganzen europäischen Kunst notwendig war als ein geschichtlich Gewachsenes, um eine Ausdrucksform zu schaffen unserer neuen Zeit, die klar und kantig wie ein Kristall, aber auch leuchtend und in tausendfachen Brechungen geschliffen, glänzend ist wie dieser.

Auf vielen Seiten ließe bis ins einzelne solcher Beweis sich erbringen, auf Grund einer kunstgeschichtlich ausgebildeten Methode, die, von der Naturforschung genommen, in einem Jahrhundert rastloser Arbeit ausgebildet worden ist. Aber hat es einen Sinn, an etwas, was noch immer lebendig blüht, an einem Stamm in vollem Safte, der überall Zweig und Knospe ansetzt, schon jene Methode anzuwenden, die nur für ein Gewesenes berechtigt ist oder wenigstens für ein Abgeschlossenes? Wir versuchen, das Museum zu verlebendigen. Hier würden wir das Leben musealisieren.

Digitized by Google

Bibliothek der Fr. d. Reichshauptstadt

Umschau

Das Wunder von Jena

Der Vorsitzende der Astronomischen Gesellschaft und Direktor der Sternwarte in Kopenhagen, Prof. Dr. Strömgren, hat über die Zeißschen Planetarien in einem Aufsatz „Das Wunder von Jena" in der dänischen Zeitung „Politiken" vom 19. Febr. 1925 berichtet. Er faßt seine Eindrücke in dem Urteil zusammen: „Nie ist ein Anschauungsmittel geschaffen worden, das so instruktiv wie dieses wäre, nie eins, das mehr bezaubernd gewirkt hätte, nie eins, das im selben Grade wie dieses sich an alle wendet. Ein Schulsaal unter dem Gewölbe des Himmels, und ein Schauspiel, wo die Himmelskörper Akteure sind. In dem modernen Jenaischen Wunder liegt soviel Phantasie und soviel Poesie, daß es gern im selben Atemzug mit den großen Namen der deutschen Dichtkunst genannt werden kann. Eine Nitra-Lampe, eine Anzahl Taschen-Projektionsapparate, einige Zahnradübersetzungen und soundsoviele Meter elektrischer Leitungsdraht, das sind die Hauptingredienzien, und das Ergebnis: das schönste Kunstwerk."

In der Tat muß die Erscheinung des gestirnten Himmels im gedeckten Raum, die das ganze Kuppelgewölbe ausfüllt, überwältigend genannt werden. Sie wirkt als das, was sie ist: Offenbarung des Göttlichen, Unendlichen und Ewigen. Sie wirkt auf jedes empfängliche Gemüt; und deshalb erfaßt sie nicht bloß die Gebildeten, sondern alle Schichten des Volkes. Aber diese Wirkung greift weit über das Bereich der Wissenschaft hinaus, sie ist zugleich künstlerisch und vor allem religiös.

Die Schöpfer des Planetariums haben diesem Gefühl und ihrer Erkenntnis Rechnung getragen. Die Instrumente sind fahrbar, die Einrichtung, das Rednerpult und das Podium versenkbar. So ist der Raum für andere Zwecke zu verwenden: für Versammlungen, Vorträge und Vorführungen aller Art, wie Musik und Lichtbilder, insonderheit für Schulen. Eine gemeinnützige, eine wissenschaftliche und künstlerische Verwertung ist gleich möglich. Von hier bis zur Einsetzung des Sakralen ist nur ein Schritt; und dieser Schritt, als unausweichliche Folgerung der schöpferischen Idee, muß getan werden.

Denn was bedeutet das Wort, das am Eingang steht? Worauf weisen die mythologischen Figuren der Planeten am Vorbau und der Tierkreis am Mauer-Zylinder hin, die als plastischer Schmuck des Nürnberger Hauses vorgesehen sind? — Planetarium bedeutet das Haus der Wandelsterne: das sind sie alle, mögen sie nun Sonne und Mond, Planeten oder Fixsterne heißen. Es ist ein Bau, der der Sternkunde geweiht ist: er trägt weihevolles Gepräge, so daß man unwillkürlich an den alten Gestirndienst, den Astralkult, erinnert wird.

Wenn der Raum sich verdunkelt, das Auge sich in unbegreiflichem Maße dem Dunkel anpaßt, der künstliche Himmel erscheint und der Geist in die Unendlichkeit entrückt wird, zu staunender Betrachtung und ehrfürchtiger Andacht: was geht da eigentlich vor? Der Raum wandelt sich zur Weihestätte, zum Tempel, dessen Form er als Rundbau in unvergleichlicher Weise erfüllt. Denn, gleich dem altrömischen Tempel der Vesta, dem Heiligtum des Feuers, des Abbildes des himmlichen Lichtes, der Schutzgöttin des Herdes, ist er rund: mit einer Kuppel, die die Wölbung des Himmels spiegelt. Die Schöpfung der Gegenwart hat den uralten Baugedanken der arischen Völker wiederholt. Die vorbildliche Reinheit der Form ist abermals er-

Digitized by Google

reicht — bei größter Einfachheit: das ist es, was die Menge dunkel fühlt, die sich, wißbegierig, zu dieser Stätte drängt; was ihr unbewußt bleibt, indeß es dem Gebildeten bewußt werden sollte.

Pythagoras, der griechische Weise, lehrte, daß das Weltall ein Kosmos sei: eine große Harmonie, die durch Zahl und Maß zu erfassen und zu begreifen sei, durch die allein sich die Regelmäßigkeit in der Bewegung der Gestirne erkläre. Das ist arischer Geist, der Glauben und Wissen eint — ohne Widerstreit: es ist der bewunderungswürdige Geist der Griechen und Germanen —, der nordischen Rasse, der ihr — als Forscher, Entdecker, Erfinder — den Vorrang verschafft hat vor allen Rassen der Erde.

Der deutsche Gelehrte und Künstler hat, ohne es zu wissen, den nordischen Tempel — den Sonnentempel — für den Gestirndienst und die Gestirnkunde neu geschaffen: unbewußt den tiefsten Überlieferungen der Vorfahren folgend, aus dem Geiste der Forschung und der Ehrfurcht heraus. Das neue Heiligtum ist über Nacht erstanden. Damit aber ward der Markstein einer neuen Entwicklung gesetzt, die unverrückbar ist.

Erstaunlich ist der Siegeszug dieser stolzen Schöpfung unseres eigensten Geistes. Schon besitzen elf deutsche Großstädte solche Tempel fertig oder im Bau, deren Form höchste künstlerische Ansprüche befriedigt: Barmen, Berlin, Dresden, Düsseldorf, Hamburg, Hannover, Leipzig, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart. Ihre Zahl wird bald auf sechsundzwanzig anwachsen, und schon liegen Bestellungen aus dem Auslande vor. Der Raum selbst faßt 400 bis 1000 Besucher. Meist umgeben den Bau Park- und Gartenanlagen, um seine Abgeschiedenheit hervorzuheben, die zu innerer Sammlung und Einkehr einlädt: gleich den heiligen Hainen der Vorzeit. Zuweilen ist der Bau auf einer Anhöhe errichtet, wie in Barmen und Mannheim; mitunter ist ein Spiel- und Sportplatz angeschlossen wie in Mannheim. (Die lehrreichen Abbildungen der verschiedenen Bauten findet man in der kleinen Schrift von W. Villiger. Das Zeißsche Planetarium, dem Leiter der astronomischen Abteilung des Zeißschen Instituts in Jena.)

Wofern unser Volk das Himmelsgeschenk des Genius, das ihm dieser dargebracht — gleich dem lenkbaren Luftschiff Zeppelins, der das Weltmeer überflog — in seinem wahren Werte würdigt, wenn es kühn den zweiten Schritt nach dem ersten tut, die Reformation weiter treibt und die wissenschaftlichen Vorführungen durch sakrale Weihe ergänzt, jenseits alles Gezänkes der kirchlichen Lehrmeinungen und Bekenntnisse — wenn es, nach der Forderung des größten deutschen Ästhetikers der Gegenwart, Richard Benz, mit der heiligenden Kraft der Muttersprache den heimischen Bildungsstoff in sein unantastbares Hoheitsrecht einsetzt* — die Hymnen, Dithyramben und kosmischen Gedichte Goethes, Hölderlins, Nietzsches und die klassische Instrumentalmusik von Bach bis Beethoven — als die unvergleichliche Offenbarung deutschen Geistes: so hat es die heimische Religion — aus der Tiefe unseres Volksgeistes geschöpft — die unser zersplittertes und zerklüftetes Volk innerlich eint und erbaut. Ernst Wachler

Der Traum vom Volkstheater

Die Besten unserer Nation, von Hans Sachs bis Richard Wagner, huldigten

* Vgl. des Verfassers Schrift „Die Heimat als Quelle der Bildung" (in H. Francés Biosbücherei, Leipzig 1926, R. Voigtländers Verlag.

Digitized by Google

dem großen Wunschbild vom Volkstheater. Mit bewunderungswertem Glauben an die dennoch mögliche Zusammenfassung einer begeisterten und ergriffenen Menge im festlichen Raum, gaben sie einen Teil ihrer wertvollsten Kraft an diese Idee. Von den Mysterienspielern des Mittelalters bis zu den Regisseuren der Reinhardtschen Schulen sehen wir den Deutschen bemüht, seinen edelsten Traum zu verwirklichen. Doch blieb der große Hans immer allein, immer ein Einsiedler und Eigenbrödler trotz seiner Sehnsucht nach gemeinsamer Erschütterung und gemeinsamer Ergriffenheit. Wir sehen ihn staunend und in Verehrung zu den frühen Griechen hinblicken, die alles besaßen, was uns mangelt. Dort lebte jene naive Volksfestlichkeit in den mehrtägigen Feiern des Dionysos, dort herrschte ein Sturm von Gemeinsamkeit in den rasenden Wechselgesängen der Chöre und des Volkes, bei den olympischen Spielen wie im attischen Halbrundtheater, da sich das Volk in seinem Heldentum gesteigert wieder erkannte in den Tragödien des Sophokles, des Euripides u. a. Die Terrassen des Arenatheaters bevölkerten sich mit Abertausenden und der helle Himmel Griechenlands, der frei und groß hereinblickte, schuf jene großgeartete und naturinnige Darstellung, wie sie heute Rampenlicht und Schminke kaum hervorbringen. Immer blieb jenes attische Theater das heimliche Vorbild und die unglückliche Liebe deutscher Theaterwünsche. Wobei die Tatsache einer verklärenden Betrachtung der zweifellos graueren Historie dem Wesentlichen keinen Abbruch tut. Was der Deutsche der antiken Festlichkeit andichtete, ward ihm selbst zum Gewinn; denn er stellte nunmehr höchste Ansprüche an sich. Dabei ist zu bewundern, wie sehr er, unbekümmert um Mißerfolg und Enttäuschung, immer wieder den Versuch wagte, von der bloßen Unterhaltungs- und Privatbühne hinweg einem Theater zuzustreben, das kultisch, volksfestlich oder heroisch das Volk in seiner Gesamtheit packen sollte.

Alle diese mit unsäglicher Mühe erarbeiteten Projekte scheiterten an dem posthumen Individualismus des Deutschen, der in Dingen der Kunst ein einsamer Barbar bleibt sein Leben lang. Er schämt sich einer gemeinsamen Erschütterung und wird der festlichen Menge gegenüber verlegen und lampenfiebrig. Mit einem geheimen Widerwillen fast und voller Furcht vor der Selbstaufgabe läßt er den Volksmythos der Nibelungen, wie sie Hebbel sah, an sich vorüberrauschen. Es ist ihm schon lieber, einmal herzhaft lachen zu dürfen über unverbindliche Banalitäten, etwa über eine Seiltänzergruppe, die der kummervolle Lessing in Hamburg während der Zwischenakte seiner „Minna von Barnhelm" auftreten lassen mußte, wollte er nicht vor einem leeren Theater spielen. Ja selbst die 26jährige Theatertätigkeit Goethes wurde in den Augen des Weimarer Publikums durch einen dressierten Pudel aufgewogen. Als Goethe die Intendanz vor die Entscheidung stellte, entweder auf ihn oder auf den Pudel zu verzichten, da entschieden sich die braven Deutschen unbekümmert für den Verzicht auf Goethe, da sie sich bei diesem wie bei Lessing einer gewissen Furcht nicht zu erwehren vermochten. Fürchteten sie doch, er könnte sie theaterreformatorisch unter einen Hut bringen, und das wäre ihnen ebenso ärgerlich gewesen, wie einst dem Reichstag zu Worms die kirchliche Reformation Luthers. In solchen Momenten halten es die lieben Deutschen mit dem braven Pudel, der wohldressiert durch den Reifen springt und von seinem Publikum nichts weiter verlangt, als daß es ihn nicht prügelt.

Dennoch, wie wir schon einmal sagten, gaben die Deutschen zu keiner Zeit den Traum vom Volkstheater nach antikem Vorbild auf. Schiller träumte von einer

Digitized by Google

Tragödienbühne, die vornehmlich ein Männertheater in heroisch-spartanischem Geiste sein sollte. Mit der wuchtigen Großartigkeit seiner Wallenstein-Trilogie und mit der nach griechischem Vorbild geschriebenen „Braut von Messina" hoffte er den dramatischen Auftakt für ein Arenatheater unter freiem Himmel geschaffen zu haben. Etwas Ähnliches mochte Büchner vorschweben, als er seinen genialen „Danton" konzipierte. Selbst Gerhart Hauptmann noch in seinen „Webern" und dem „Florian Geyer" glaubte mit Hilfe Max Reinhardts ein Volkstheater im großen Stil beleben zu können. So sind der Beispiele viele (Heinrich von Kleist), die alle zeigen, daß es nicht an Dramen mangelt, die aus dem Geiste des Volkes im höchsten Sinne hervorgingen, wohl aber an der inneren Verbundenheit dieses Volkes selbst! Richard Wagner fand mit seinem Bayreuther Festspielhaus die noch verhältnismäßig stärkste Resonanz, da der Deutsche im Musikalischen sich immer am ehesten zur Gemeinsamkeit findet. Doch wer 1876 glaubte, nun sei das sehnlichst erkämpfte Volks- und Nationaltheater für alle Zeiten gegründet, der sah sich im Verlauf der nächsten Jahre bitter getäuscht. Nach dem Tode Richard Wagners wurde Bayreuth mehr und mehr das Opfer musikalischer Sensationen von Prominenten für Prominente und reiche Ausländer.

Der Gedanke des Volkstheaters fand nach dem Weltkrieg unter dem erschütternden Eindruck harter Ereignisse eine erneute intensive Wiederbelebung. Die Parole: Los vom Geschäftstheater! Hinweg von der bloßen Unterhaltungsbühne! rief in den breitesten Schichten der Bevölkerung ein begeistertes Echo hervor. Große Bühnenbünde wurden ins Leben gerufen, nicht zuletzt die deutschen Volksbühnen, deren vornehmster Plan, die Erbauung eigener, vom Geschäfte unabhängiger Theater (dem Volke dienstbar — das Volk zusammenfassend), der Idee des großen Volkstheaters am nächsten kommt.

Wenn Stefan George einmal von der Menge spricht, die schön wird, da das Wunder sie ergreift, so zeichnete er hier unbewußt das Wunschbild derer, die den geheimsten und höchsten Inbegriff des Volkstheaters erlebten. Könnte je ein Theater einer höheren Aufgabe dienen als dieser, die Menge schön werden zu lassen im Angesicht des Wunders? Nicht mehr vor verwöhnten Intellektuellen und empfindungsarmen Zynikern spielen zu müssen, nicht mehr vor einem vergnügungssüchtigen Bildungspöbel zu singen und zu leiden, sondern in der Arena vor dem Volk, das mitzittert, mitlacht, mitweint, das angesichts des Großen selbst wächst, dem der Tag des Theaters ein Festtag, dem die Stunde des Schauspiels eine heilige wäre, vor dem Volk, das vom großen Fest zur großen Tätigkeit überginge, vor dem Volk, das durch die Kunst einig und gemeinsam seiner Kultur diente! Fürwahr, ein kostbarer Traum, wert geträumt zu sein im Reich der geistigen Einsiedler.

Gustav Leutertz

Auch ein Stück Volkskunde

Eine wesentliche Voraussetzung alles unseres sozialen und politischen Handelns ist es, daß wir unsere Volksgenossen kennen und verstehen. Wer an irgendwelchen Erörterungen teilnimmt, auch mit Menschen, die bestrebt sind, sachlich zu denken und der Wahrheit auf die Spur zu kommen, und nicht bloß von vornherein eingenommene Standpunkte zu vertreten: der sieht alle solche Bestrebungen immer wieder scheitern an dem Fehlen dieser unerläßlichen Grundlage. Wir sind als Volk zerfallen in Besitzklassen und Bildungsschichten, die sich jahrhundertelang aus-

Digitized by Google

einandergelebt haben, verschieden fühlen und denken, verschiedene Sprachen sprechen. Wir sind, so kann man sagen, als Volk nicht zusammengebrochen, sondern auseinandergebrochen. Es wäre nun auch ganz verfrüht und aussichtslos, einen innerpolitischen, zwischenständischen Pazifismus zu propagieren, solange nicht die jahrzehntelang aufgehäuften Übertreibungen und Mißverständnisse beseitigt sind; denn wir alle kämpfen einen Klassenkampf gegen Trugbilder, die wir uns selbst hergerichtet und aufgeputzt haben. Damit soll weder etwas gegen den historischen Klassenkampf als eine dauernde Auseinandersetzung wirtschaftlicher Kräfte gesagt sein, noch behauptet, daß die Weiterentwicklung unserer Volksgeschichte ohne Kampf, nur durch Verständigung möglich sei. Aber notwendig ist ein verständiger Kampf; — ein Kampf mit einem Gegner, dessen wahres Gesicht man kennt, um dann zu entscheiden, worin er Gegner sein muß, worin er vielleicht Bundesgenosse sein kann. Wenn also eine Einsicht in die wirkliche Gestalt unserer Zeit eine wesentliche Aufgabe unserer Selbstbildung und unserer Volksbildungsarbeit ist, so kommt es dabei nicht zuletzt auch darauf an, jene Einsichten zu erarbeiten.

Diese Aufgabe ist eine dreifache: eine genaue wissenschaftliche Beschreibung des heutigen Zustandes, mit allen verfügbaren Hilfsmitteln, namentlich auch denen der Statistik; — sodann eine Einsicht in das Werden dieser Verhältnisse, also ein historisches Verstehen; — endlich aber die Vermittelung anschaulicher Vorstellungen, die neben den beiden ersten Teilen der Aufgabe nicht entbehrt werden können. Ja dies letzte ist eigentlich das erste, und für die allgemeine Volksbildungsarbeit weitaus das wichtigste.

Der Weg, der hier zuerst gegangen werden muß, ist natürlich der des Sehens mit eigenen Augen: also Studienreisen, Entdeckungsfahrten im eigenen Volke! Aber wie ist das möglich? Man kann es sich allenfalls vorstellen, daß jugendliche Städter bei den Bauern einfallen und auch im Sommer mitarbeiten; aber wir werden noch sehen, wie der Bauer die letzten Tiefen seiner Seele, wo Aberglauben u. a. hausen, zu verbergen weiß. Man kann auch Stätten der Arbeit aufsuchen, auch in die Wohnungen der Proletarier gehen, ja Settlements beziehen — man denke an die Ziele der Siegmund-Schultzeschen Arbeit; und sogar für die Jungbauern hat Gustav Schröer in seinem Erziehungsroman „Die Bauern von Siedel" solche Studienfahrten ins Industrierevier gefordert. Aber wie sollen Bürgerliche und Bauern dabei über das Verständnis sozialer Not hinaus in seelische Tiefen, in das eigentliche Andersein der Volksgenossen dringen? Ist doch dort längst nicht nur eine eigene „Weltanschauung" erwachsen, sondern auch ein festes System sittlicher Forderungen, z. B. auch ein ungeschriebener sexueller Kodex. All das muß man kennen, sonst ist man gegen den eigenen Volksgenossen ebenso rasch mit dem Urteil „unsittlich" zur Hand, wie den anderen Völkern gegenüber. Und nun gar: die Kenntnis der bürgerlichen Welt für die Nichtbürgerlichen, Proletarier und Bauern, zu erschließen: — wie soll das durch persönliche Erfahrung möglich sein? Und doch liegen hier vielleicht die allerbreitesten Klüfte; man ist immer wieder verblüfft, welche Vorstellungen auch bei vernünftigen Proletariern über das „Bürgertum" herrschen und ganz naiv geäußert, ganz selbstverständlich ihren politischen, pädagogischen, sozialen Überlegungen zugrunde gelegt werden. Schließlich natürlich auch über den Adel, das Beamtentum, den Unternehmer, die den meisten eben doch nur als Gegner oder Karikaturen entgegentreten; aber mit falschen und oberflächlichen

Digitized by Google

Vorstellungen läßt sich weder eine Volksgemeinschaft aufbauen, noch auch Politik machen, auch keine gegnerische.

So bietet sich praktisch ein anderer Weg, nämlich das Studium literarischer Quellen, die anschauliche und zuverlässige Bilder der fraglichen Volksteile vermitteln. Memoiren, Romane, Novellen kommen in gleicher Weise in Frage. Es würde sich verlohnen, einmal einen Überblick über das ganze, hierfür brauchbare Material zusammenzustellen. Hier seien nur ein paar Beispiele angeführt.

Für das Bauerntum, das in der Literatur genau so romantisch verklärt wird, wie es von der heutigen Kulturpolitik als „Rest unverfälschten Volkstums", als „Hort deutscher Sitte" gepriesen wird, war bisher die beste solche Quelle Wilhelm v. Polenz, dessen „Büttnerbauer" ja das heutige Bauerntum auch in den jahrhundertelangen historischen Prozeß hineingestellt, und der im „Grabenhäger" den „Baron" in seinen Stärken und Schwächen daneben gestellt hat. Heute wird man unmittelbar daneben die Bücher von Marthe Renate Fischer nennen müssen. Diese Dichterin, Märkerin von Geburt, Thüringerin durch Wahl, ist bis heute noch in verhältnismäßig ganz kleinen Kreisen anerkannt, obwohl sie in diesem August 75 Jahre würde und seit 2 Jahren tot ist, und, obwohl ihre Dichtung an Wert durchaus neben die ihrer großen Freundin Marie v. Ebner-Eschenbach gehört. Um sie kurz zu kennzeichnen, so wirkt sie daneben impulsiver, holzschnittartiger, moralischer, erziehlicher (im guten Sinne). Wer erst einmal in dieseBücher eindringt, der begreift schlechterdings nicht, wie es kommen konnte, daß keines davon zu Lebzeiten der Dichterin über ein 2. Tausend hinausgelangen konnte; — sei es, daß der Verlag, der zwar getreulich Buch um Buch druckte, doch nicht die rechte Stoßkraft besaß; sei es, daß sich nicht zur rechten Zeit der rechte Herold fand, der laut genug in die Posaune gestoßen hätte; — sei es auch, daß manche Kunst eben langsam, aber sicher ihr Publikum erobern muß*. Doch diese Geheimnisse des literarischen Erfolgs gehen uns hier weniger an. Genug mit dem Hinweis, daß an dieser Dichterin noch viel gut zu machen ist, und daß sie, wenn irgend jemand, ins deutsche Haus gehört; daß ihre Werke aber auch eine allererste Quelle für die angedeuteten volkskundlichen Erkenntnisse sind. Marthe Renate Fischer ging erst an die Arbeit, wenn sie die Umwelt der geplanten Geschichte bis in jede Einzelheit beherrschte. Sie wanderte verkleidet und „in Zivil", ließ sich in Schränken und hinter Türen zur unauffälligen Beobachtung verstecken, bis sie jeden Tonfall, jede Handbewegung ihrer Menschen nachleben konnte. Das war nicht Pedanterie oder realistische oder naturalistische Kunsttheorie, sondern Pflichtgefühl, es war ihre Treue zur Welt, wie sie von ihrem Herrgott sie geschaffen sah.

Ihr Nachlaß enthält ungezählte Merkbücher, in denen sie die Ergebnisse ihrer Studien eintrug, und außer dem Material für die werdenden Dichtungen noch ein ansehnliches Material für ein geplantes Werk über den bäuerlichen Aberglauben.

Die Dichterin und die Deuterin ihres Volkstums sind bei ihr eins und dasselbe. Der Prozeß ihres Schaffens wäre ganz unmöglich gewesen ohne dies unendlich sorgsame Beobachten und Einfühlen; aber sie hätte es auch nie verantworten mögen, etwas herausgehen zu lassen, was nicht bis ins Letzte wahr gewesen wäre. Und so wollte sie auch — ganz abgesehen vom bloßen Unterhalten — ja nicht bloß erheben, erschüttern, erfreuen, oder auch moralisch erziehen, sondern geradezu ihren Bauern ein treuliches Denkmal setzen. Als vor einigen Jahren ein Heimat-

* Die Bücher sind erschienen bei Bonz in Stuttgart.

Digitized by Google

schriftsteller ziemlich rasch nacheinander einige Werke herausbrachte, schrieb sie mir: „Dabei kann er nicht erdständig werden und bleiben. Meine Studien zu meinem Drachenroman („Die vom Drachenhaus") haben etwa 8 Jahre in Anspruch genommen, die „Blöttnertochter" 5 Jahre, die zur „Lebensstraße" 6 Jahre und die „Kleine Helma Habermann" etwa ebensolange. In jeder Tälerkette in Thüringen wird das Leben anders gelebt, von den alten Überkommnissen aus, die aus der Luft, dem Acker, dem Menschstrom sprechen, aus jeder Gepflogenheit. Das gibt Unterschiede und Erdständigkeiten, die man nicht meistert, wenn man nur so obenhin schreibt, obenhin soll als „allgemein" verstanden werden. Wer landschaftlich schreibt, muß jedes seiner Bücher sozusagen und unauffällig eine wissenschaftlich völkische Fundgrube sein lassen." Aber wie sehr bei ihr Fleiß zugleich — um ein bekanntes Wort umzukehren — Genie war, dafür ein anderer Bericht; der das Werden ihres Romans „Die aus dem Drachenhaus" betrifft:

„Ich ging die beiden Talseiten ab und setzte mich auf einen erhöhten Punkt nieder, um das ganze Bild in mich aufzunehmen. Ich sah die reiche Ackerscholle und dahinter, neben einander gelagert, eine Reihe weißstirniger Kalkmörtelberge. Saß und wartete, daß die Landschaft zu mir sprechen solle. Aber die Landschaft blieb stumm. Nach zwei Stunden ging ich heim. Am Nachmittag kam ich wieder. Saß aufs neue und schaute der Landschaft in das Angesicht, ohne daß sie zu mir gesprochen hätte. So kam ich noch ein drittes Mal und ein viertes Mal mit dem gleichen, sonst noch nie erfahrenen Mißerfolg. Nichts wurde wach über die alltägliche Gepflogenheit hinaus, nichts setzte sich in das Bildhafte um. Da nahm ich mein Gesicht in meine beiden Hände und weinte bitterlich. Ich wollte in mein Quartier zurückkehren und die Heimfahrt antreten. Als ich mich erhob, hatte die ganze Landschaft sich verändert. Alles rundum lebte und atmete, alles redete. Ich zog mein Studienbuch hervor und schrieb nieder, was ich erschaute: Zehn Riesen haben sich gelagert . . . Ich gab den Riesen ihrem Aussehen gemäß Namen. Den ersten nannte ich den Wächter, den zweiten den Totschläger, den dritten den Menschen, den vierten den Teufel. Als ich heimkam, fragte ich meine Wirtin, wie die Berge hießen. Da hatte der zweite Berg, den ich Totschläger getauft hatte, den Namen Mordberg und der vierte Berg hieß Teufelsberg. Das war eine wunderbare reiche Stunde in meinem Leben, diese Stunde, in der ich dem dichtenden Volk vergangener Jahrhunderte sozusagen die Hand reichte." —

So ist es denn der Bauer in immer neuen Bindungen, immer neuen Abwandlungen, den wir bei ihr kennen lernen. Aber es ist auffällig, daß nun immer wieder ein seelischer Typus auftritt, eine Struktur, deren unterste Schicht stets der bäuerliche Aberglaube ist. Es wirkt beinahe, als wäre dies Zusammentragen der tollsten Wahnvorstellungen, die fast alle Schicksale, alle Leidenschaften, alle Charaktere letzten Endes bestimmen, eine Marotte, und es scheint auch, daß man heute die Dichterin als die „Dichterin des Aberglaubens" abzustempeln geneigt ist. Ja gerade Leute, die das Dorf zu kennen glauben, haken eben hier ein und meinen, der Aberglaube sei wohl da, aber eine unschuldige Dummheit, der, wo sie gefährlich werde, natürlich durch Aufklärung begegnet werden möge, der aber für das Gesamtbild des Dorfes gar keine ausschlaggebende Bedeutung zukomme. Aber gerade das ist wohl der springende Punkt. Die Dichterin hat gelegentlich erwähnt, daß man jahrzehntelang als Pfarrer oder Lehrer mit den Bauern zusammenleben könne, ohne eine Ahnung zu haben, was eigentlich auf dem Grund ihrer Seelen

Digitized by Google

sich abspiele. Gegen Aufklärung durch den Gebildeten sei der Bauer in dieser Hinsicht durchaus immun; ja gerade weil er ihn von vorn herein als anders empfinde, verstatte er ihm, bei aller Schätzung und Freundschaft im übrigen, in diese Tiefen gar keinen Einblick. Die Dichterin hat diesen Einblick gewonnen, sowohl durch die geschilderte Gründlichkeit ihres Studiums, wie durch die gleichfalls erwähnten intuitiven Fähigkeiten, endlich aber, weil eben die Menschendeuterin zu ganzen Seelenbildern erst gelangte, wenn sich ein letzter Grund von seit mehr als einem Jahrtausend verdeckten, verdrängten, überwucherten, aber auch entarteten, Vorstellungswelten erschloß.

Die Fischerschen Bücher erheben also — über ihren dichterischen Wert hinaus — den Anspruch, einen psychologischen Befund nachzuweisen und zunächst, wie es Sache der Kunst ist, in sich selbst, durch die Folgerichtigkeit und die Geschlossenheit des Bildes, zu begründen. Es braucht wohl nicht besonders gesagt zu werden, daß ihr die romantische Einstellung, die froh ist, altes Volksgut entdeckt zu haben, ganz fernliegt; vielmehr wertet sie es danach, ob es seelisch stärkt oder gefährdet; und sie hat Interesse dafür nur als einen — für sie allerdings ungemein bedeutsamen — Grundpfeiler für das Wesensbild des Bauern. Es wäre nun Sache der Wissenschaft, nach diesen Anregungen die heutige seelische Verfassung des Bauern geschichtlich zu entwickeln: eine mehrtausendjährige Entwicklung, bei der nicht nur die heutigen Erscheinungen des bäuerlichen Aberglaubens, insbesondere „Erdspiegel" und „Drache", aus ihren alten mythischen Formen abzuleiten, sondern auch aus jeder dieser Wandlungen die Nachwirkungen auf den seelischen Zustand ihrer Träger zu erschließen wären*. Es geht dabei natürlich um nichts geringeres als die Frage nach dem Schicksal des deutschen Volkstums unter der Wirkung der aufgedrungenen Christianisierung, und man wird auch hier einmal dies Problem ernster nehmen müssen, als bisher — wie das für die gesamte Geistesgeschichte in den Forschungen Korffs jetzt nachdrücklich geschieht. Dies scheint ebenso nötig und ebenso wichtig, wie die Erklärung der Bauernseele aus ihrem wirtschaftlichen Schicksale: denn man kann weder dem ostelbischen, noch dem mitteldeutschen Bauern gerecht werden, wenn man sich nicht immer vergegenwärtigt, was es bedeutet, wenn ein Volksteil jahrhundertelange Leibeigenschaft und danach einen jahrzehntelangen Kampf um die Scholle durchgemacht hat. Nicht zu übersehen ist endlich, daß der leibeigene Bauer von der geistigen Kultur des alten wie des neuen Bürgertums, und erst recht natürlich von der des Adels ausgeschlossen war; das gab den Boden ab für die Entartung des alten Volksglaubens zum Aberglauben, wie wir sie vorhin geschildert haben.

Es wäre leicht, für die Fischerschen Werke Worte wie „roman experimental", aber auch „Gestalt" oder „Symbol" des Bauerntums anzuwenden. Dies hätte der Dichterin, die übrigens recht wohl wußte, was sie wert war, ganz fern gelegen. Und so bewußt sie auch andererseits als Künstlerin gestaltete, so meinte sie doch, daß ihr ein anderes wichtiger sei und näher liege: Kräfte des Lebens zu wecken und zu helfen; ihre Kunst ist, wie alle gute Volkskunst, mehr als Kunst, nämlich Erziehung. Man mißbraucht sie also nicht, wenn man sie in den Dienst der hier geschilderten Aufgaben stellt. Buchwald

* Zu verweisen ist auf die eben erschienenen „Sächsischen Sagen" und die „Thüringischen Sagen" für die angegebenen Vorstellungswelten namentlich für die ersteren (Eugen Diederichs Verlag, Jena).

Digitized by Google

Lebenswürdigkeiten in der Lüneburger Heide

„Lebenswürdigkeiten"? Druckfehler! Soll „Sehenswürdigkeiten" heißen! Nein! Soll Lebenswürdigkeiten heißen! Was wär es auch weiter für eine Tat, in der „Tat" von Sehenswürdigkeiten zu berichten! Dazu sind Baedeker, Fremdenführer, illustrierte Zeitungen da! Selbst Sehenswürdigkeiten neu schaffen, ist heutzutage kaum noch eine besondere Tat, solange es nämlich noch immer so wenig Lebenswürdigkeiten gibt. „... Liebenswürdigkeiten gibt!?" Gewiß, die gehören dazu! Was nützt mir der landschaftlich und der ganzen Inneneinrichtung, dem ganzen übrigen Lebensstil und geselligen Tonfall nach vom Gründer, vom Erfinder bestdurchdachte, angenehmste Aufenthalt zwischen Miesepetern und bärbeißigen Menschen! Aber davon später! Es ist also klar: es soll „Lebenswürdigkeiten" heißen. Es ist sogar schon beinah klar, was das ist.

Das Mittelalter baute Kreuzgang und Klostergarten nicht fürs Auge zum Bestaunen, sondern als vielleicht un-an-sehnlichen Aufenthalt zum Sich-Wohlfühlen. Selbst bei äußerlich noch so sehenswerten Domen und Kathedralen liegt der Hauptwert, der sich keineswegs auf den ersten Blick enthüllt, auf der Stimmungskraft des Innern. Der Fremdenführer ist dann froh, wenn es drinnen auch allerhand Sehenswürdigkeiten gibt, die sich photographieren und als Ansichtskarten verkaufen lassen. Mit Betrachtung der Säulentempel zu Paestum ist der nur auf Sehenswürdigkeiten eingestellte Besucher rasch fertig. In Pompeji ist er glücklich über die paar erhaltenen Gemälde, Inschriften, Leichen. Erst die Renaissance baute bewußt und methodisch Sehenswürdigkeiten, Postkartenfassaden und in ihrem Gefolge das Barock Vues, Prospects, Panoramen. Der in Wirklichkeit nicht sichtbare Grundriß der Gärten und Palais war sogar nur noch im Kupferstich sehenswert. Der Aufenthalt in diesen Ansehnlichkeiten war alles andere als angenehm. Das war mit ein neues Moment am Rokoko, nicht bloß Belvederes — aber das sind doch wenigstens schon sozusagen aktive Sehenswürdigkeiten —, sondern Buonretiros zu schaffen, Lustschlößchen, angenehme Aufenthalte, was ihm freilich nach unseren Ansprüchen auch nicht immer vollkommen gelungen ist. Dann kommt das Biedermeier mit Kanapee, Gärtchen, Laube, Biergarten, Ausflugsorten und Studentenkneipe: „Ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit!" Das Kaiserreich baute wieder Fassade. Und dann ... Aber wir wollen lieber von der Gegenwart und von der Lüneburger Heide und ihren Lebenswürdigkeiten berichten!

Herrensitze und behagliche Rittergüter, selbst lauschige Pfarrhäuser wie so oft in Süddeutschland, finden sich nicht oder kaum. Daß sie für uns andere nicht in Betracht kämen, wäre kein Grund, sie hier nicht zu nennen. Sogar viele Bauernhöfe sind von außen gesehen nüchterne Nutzbauten. Aber drinnen tut sich ein Zauberreich voller Wohnlichkeit auf. Viele liegen auch von außen gesehen bereits sehr einladend im Schutze hoher Buchen- und Eichenkronen, von niedrigem Steinwall umringt. Nicht gedankenlos rechtwinklig wie sonst in Villenvororten, senkrecht zur Straße, sondern in stumpfem Winkel zu der Richtung der Straße, aus der man zumeist kommt und dann wohl leicht schrägan führt, mit Buchsbaum eingesäumt, mit gelben Lilien beflaggt, vom weißen Gartentor der Weg zur gastlichen Schwelle.

Ganz anders, eher wie eine Südwest-Afrika-Farm, mit hellrotem Dach, Frühbeeten und Holzterrasse, von Obst- und Gemüsegarten in Maschendraht umgeben,

Digitized by Google

wie eine ganz junge Siedlung also wirkt und ist tatsächlich im Südteil der Heide, da wo Wietze und Örtze wie Euphrat und Tigris zusammenfließen, die Siedlung Küppers-Sonnenberg bei Müden, nördlich Hermannsburg. Nicht ganz so jung, wie sie aussieht. Es hat jahrelangen Ringens mit dem Boden, wie mit den wirtschaftlichen Verhältnissen, wie nicht minder mit des Geschickes Mächten bedurft — brannte doch einmal im entscheidenden Moment das Ganze nieder! —, es hat der ganzen Zähigkeit und unverzagten Schaffenskraft dieses Mannes und dieser Frau bedurft, bis nach Jahren dürftigsten Robinson-Daseins in Schafkoben und selbstbergerichteter urzeitlich anmutender Naturhütte das schmucke Haus entstand, das heute nicht nur ihnen und ihren sechs gesunden Blondköpfen, sondern auch Gästen, Sommergästen Raum gewährt. Die Entstehungsgeschichte der Siedlung wird dadurch noch fesselnder und heroischer, daß sie Küppers mit nur ganz paar Getreuen, eine Zeitlang nur mit seiner Frau geschaffen hat, obwohl er im Kriege ein Bein verloren hat und, von Haus aus Akademiker, im Augenblick des Landkaufs seinerzeit keinerlei praktische Erfahrungen, aber auch keine tausend Mark Betriebskapital besaß. Als dann an einem heißen Sommertage die Hütte niederbrannte, stand die Geburt des ersten Kindes bevor. Der werdenden Mutter bot eine Berliner Freundin gastfreie Unterkunft, der Mann aber stemmte sich gegen das Schicksal, lehnte trotzig fremde Hilfe ab und hatte, wie er gelobt, eh der Winter kam, eine neue Wohnstätte für Kind und Mutter unter Dach und Fach. Der gegenseitige Tagebuch-Briefwechsel, abgedruckt in Küppers Lebensgeschichte „Vom Akademiker zum Siedler" gehört zum Lesenswertesten der Nachkriegs-Heldenzeit und nicht nur dieser.

Gegenüber führt ein heimlicher Busch- und Waldpfad auf die kolossal geformte Rundfläche, auf der ein zahlloses Volk scheu geduckter Wacholder, einige groteske Armleuchterkiefern mit elefantenrüsselähnlichen, riesenschlangenähnlichen Zweigen stehen und — feierlich im stillen Land — wie eine festgeschlossene Hand der Lönsstein ruht. Welch ein Fest- und Feierplatz! Welche Lebenswürdigkeit! (Zu sehen ist wirklich nicht viel!)

Eine halbe Stunde im anmutigen Wietzetal aufwärts liegt der mächtige Gutshof des Bauern Ebel. Ihn verdroß als deutsch gesinnten Landwirt die Landflucht der deutschen Landbevölkerung in die Großstadt, ihm lag daran, statt der polnischen wieder deutsche Arbeiter zu kriegen. Ganz allgemein: das Land der deutschen Jugend, also auch und besonders der bereits städtischen, wieder schmackhaft zu machen. Auf diesem Umweg kam dieser niedersächsische Bauer — von Haus aus konservativ wie andere niedersächsische Bauern auch, zumal in der Heide — in Berührung mit einer so modernen Bewegung wie dem deutschen Jugendherbergsverband. Erst richtete er einen Teil seiner Scheune als Jugendherberge und dieses Jahr den der Wietze zugekehrten Giebel seines Wohnhauses mit eigenem Balkon und Treppe als Mädelherberge ein. Mit Rundlauf und Wippe ist für Belustigung gesorgt, auf dem Fluß stehen Stechkähne bereit. Brause- und Wannenbad — für 30 Pfennig! — ist zu haben. Er hat sich sogar bewegen lassen, keinen Alkohol zu verschänken. Er hat sogar Sonnenfreunden, er hat sogar der Lichtgeländewoche Fränzel, so neu ihm das alles noch ist, und so fern ihm liegt, jemand nur des Geldes wegen aufzunehmen, Unterkunft geboten. Zweifellos eine der freundlichsten Jugendstätten in der Heide. Sie war „sogar" bereits in der Berliner Illustrierten abgebildet. Eine Lebenswürdigkeit! Eine Tat!

Digitized by Google

Besonders lebenswert wird Velligsen — so heißt Ebels Gehöft — dadurch, daß wenig nördlich die ausgedehnte Hochfläche des einstigen Truppenübungsplatzes Munsterlager beginnt. Truppenübungsplätze sind keine öden Exerzierplätze. Truppenübungsplätze können — wie beispielsweise der herrliche Ohrdrufer in Thüringen — ganz wunderbare deutsche Landschaften sein. Und auch hier ist echte Heidelandschaft, leicht hügelig, mit Wald und Wasser und weitem Horizont. Und der Name Truppenübungsplatz schreckt den Fremdenverkehr ab, der nahe Wilseder Naturschutzpark im Norden zieht ihn an. Also ist diese erstens unbewohnte Landschaft zweitens auch sonst unbesucht: das auf weithin sichtbarem Hügel gelegene Zeltlager der Lichtgeländewoche Fränzel im letzten August — also noch dazu zur Zeit der blühenden Heide! — wurde innerhalb acht Tagen von einem Schäfer und einem wandernden Runden gestreift! Stundenweit bewegten sich die Teilnehmer sonnenbraunnackt unbesorgt ungesehen in die Runde. Das Reichswehrministerium hatte in seltener Verantwortungsfreudigkeit und rühmlichstem Verständnis für Lichtbewegung und Körperschulung die Genehmigung zur Abhaltung der Woche auf dem 509 km großen Gelände erteilt.

Von dort aus unternahmen einige der rüstigsten Burschen und Mädchen, nur in Sportdreß und Laufschuhen einen 100-km-Streifzug durch die Nordost-Heide, der sie über das Lichtluftbad des Verlags der „Freude" in Egestorf am Ostrand des Naturschutzgeländes und zwei malerisch gelegene, untereinander freilich eifersüchtige Ferienheime 8 km nördlich davon nach Glüsingen und Spöktal führte.

Spöktal führt seinen Namen zu Recht. Ein bei Morgennebel wie Mondschein spukgeisterhaftes Tal: diese oft baumhohen Wacholder bald wie Tempelsäulen aus vergangener Zeit, bald wie Scharen wandernder Pilger, am ehesten den Zypressen auf Friedhöfen zu vergleichen. Aber im Talgrund ein reinlicher, glitzernder Bach mit zierlich gekräuseltem Sandgrund. Hie und da im Gebüsch, listig versteckt, munter bunt bemalte Einzimmerhütten, „Lufthütten", und an den Hängen und auf den Höhen ringsum endlose Heide: dieses dreihundert Morgen umfassende Gebiet hat Frl. Anna Klemp, eine edle Holsteinerin, erworben und gegen eine mit 7 Mark freilich für manchen reichlich hohe Tagespension den Freunden des Lichts und der Sonne zu ungestörtem Freiluftleben zur Verfügung gestellt.

Glüsingen ist wesentlich — genau um die Hälfte! — billiger. Kann das sein, weil es 80% aller Nahrungsmittel aus dem eignen, 7 Morgen großen Gelände zieht, auf dem Obst und herrlichstes Gemüse in geradezu tropischer Fülle gedeihen! Nach Kriegsschluß durchstreiften einige Freunde, die der Krieg aus ihrer akademischen Laufbahn geworfen hatte, auf getrennten Wegen Deutschland, um so am sichersten eine für Aufbau einer gemeinsamen Siedlung oder Werkgemeinschaft geeignete Stätte zu finden. Wer etwas Passendes gefunden zu haben glaubte, sollte die anderen benachrichtigen, daß sie kämen, und durch Zusammenlegung der Ersparnisse das betreffende Grundstück erworben werden konnte. Martin, einer von ihnen, fand in Glüsingen, dem versteckteften Dorf der Heide, so versteckt, daß es im ganzen Dreißigjährigen Kriege nicht gefunden worden ist, ja daß es selbst der jetzige „Landesvater", Regierungspräsident Krüger bisher noch nicht kannte, fand also unter den fünf Grundstücken dieses nur 45 Einwohner zählenden Dorfes ein arg verwahrlostes, für verhältnismäßig geringes Geld zum Verkauf stehendes Gehöft, aus dem sich, wie er richtig erkannte, etwas machen ließ. Er zahlte durch Erntehilfe verdiente 300 Mark an, aber die Freunde, die er eiligst benachrichtigte,

Digitized by Google

ließen ihn im Stich. In dieser kritischen Situation ergriff der Revolutionär und Klassenkämpfer Martin den rettenden Arm eines bürgerlichen Geldmanns. Aus der Notgemeinschaft wurde Freundschaft, zu der noch ein dritter kam. Mit Geldunterstützung des Freundes, sonst aber durch eigene Hände Arbeit und mit viel künstlerischem Geschmack ist es Martin gelungen, in wenigen Jahren das alte verfallene Wohngebäude von Grund auf zu erneuern und den Stall in ein schmuckes Ferienheim zu verwandeln. Wohl sind es meist noch die alten unverwüstlichen schweren Eichenbalken, aber kaum ein Balken liegt mehr, wie er früher lag. Diese niedersächsischen Mammuthäuser wären ja, was Raumausnutzung betrifft, sehr praktisch, wenn's nur im Innern nicht so dunkel wär. Martin hat fast alle Innenwände reichlich mit blitzeblanken Scheiben durchsetzt — und zwar keinen blöden Milchglasscheiben! Unsereinen stört es nicht, wenn auch mal Unsereiner hereinsieht! Im Gegenteil! Es kann gar nicht genug freundliche Einsichtnahme einsichtiger Menschen geben! — Martin hat auch, ohne der Stilechtheit des Gebäudes dadurch ernstlich zu nahe zu treten, einen Teil des Strohdachs durch Glasoberlicht ersetzt, über dem wie Deckengemälde, wie Deckenlichtspiele die weißen Wolken am blauen Himmel so festlich dahinziehen oder Gewitterregen als ein Schleier niederschwemmt. Über dem leuchtenden Rot der Ziegel, dem Blau und Grün und Braun des Balkenwerks, dem Weiß der Fensterrahmen liegt in vornehmer Ruhe und Gelassenheit blondfarben unterm Grün der hohen Bäume hier das eine, dort das andere Strohdach. Auch elektrisches Licht und Telephon sind vorhanden.

Dank sind wir ihm schuldig, daß er nicht des bloßen Reinertrages halber eine Plantage hergestellt und die freilich schattenwerfenden jahrhundertealten Buchen und Eichen gefällt hat. Sie verleihen dem Ganzen parkartigen Charakter und erhöhen den Eindruck üppigster Fruchtbarkeit. Auch die Wege und Rasenplätze, Blumenfelder und Sitzbänke sind mit viel sicherem Geschmack angelegt und führen lauschig-geheimnisvoll zur Höhe. Und was leben und verkehren hier für heitere, sinnige, fröhlich-stille Menschen. Daß wir uns wieder auf das Zusammentreffen mit neuen Menschen freuen, während die alte Generation Ruhe und Erholung nur fand, wo „bloß nicht so viele Menschen" waren, das ist mit der wichtigste Ertrag dieser neuen Zeit. Statt in irgendwelchem Negligé arbeitet das Küchenpersonal im flotten Turntrikot, auch manche Gäste machen von dieser köstlichen Freiheit Gebrauch, zur Morgengymnastik erscheinen die Teilnehmer nackt, Kinder spielen den ganzen Tag blondbraunnackt in Sonne und Sand. Reichliche vegetarische Kost — wer hätte auch angesichts dieses Früchteparadieses nach anderem Verlangen! Ringsum Wald- und Heidewildnis, Teiche in erreichbarer Nähe, die grünblinkenden Türme Lüneburgs im Nordosten, ein abwechslungsreicher Fußweg führt durch Brombeerhecken, Wald und Dorf zur Bahn: ist dieser Platz nicht wie dafür geschaffen, daß Kinder, die naturgemäß in Licht und Sonne aufwachsen und in urdeutscher Landschaft sich in Deutschland ein für allemal zu Hause fühlen lernen sollen, was beides in der Stadt so nicht möglich ist, hier ihre Schul- und Jugendjahre verleben? Sobald die bereits angemeldeten Jungen und Mädchen ihre noch fehlenden 14 Kameraden gefunden haben, soll solch fröhliches Treiben und emsiges Arbeiten und Lernen hier seinen Anfang nehmen. Wahrscheinlich Ostern 1927 wird hier das erste Lichtschulheim in Norddeutschland mit den drei untersten Klassen Sexta—Quarta eröffnet. Der Ferienheimbetrieb bleibt von Juli bis September erhalten.

Walter Fränzel

Digitized by Google

Unionsbestrebungen zwischen Rom und den Ostkirchen

Vor einiger Zeit hat in Wien ein interessanter Kongreß stattgefunden. Die diesjährige Tagung der österreichischen Leo-Gesellschaft bekam besondere Bedeutung dadurch, daß ihre reichsdeutsche Schwester, die Görres-Gesellschaft, daran teilnahm und das beherrschende Thema des Kongresses die Union der römischen mit der orthodoxen Kirche des Ostens bildete. Es waren daher auch aus den österreichischen Nachfolgestaaten sowie aus Holland, Polen, Rußland und dem Orient Freunde der Union, darunter Angehörige der orthodoxen Kirche erschienen. Die Tagung fand unter höchster kirchlicher Patronanz statt, der Kardinal-Erzbischoff von Wien leitete sie ein mit dem Hinweis, daß gleichzeitig das griechisch-katholische Konzil auf dem Athosberge stattfinde, und daß die römische Kirche das größte Interesse an dem Problem der Wiedervereinigung nehme. In der Tat haben die letzten Päpste in mehreren apostolischen Schreiben es als eine wichtige Aufgabe bezeichnet, die lateinisch-katholische Welt über die Eigenheiten der Ostkirchen aufzuklären, und außerdem ist von Rom aus immer wieder der Ruf nach Einheit der christlichen Kirchen erhoben worden. Natürlich verlangt Rom für den Fall einer Union auch von den Orthodoxen Unterordnung unter den Papst. Die orthodoxe Kirche hat bisher alle Einladungen zur Union in scharfer Weise abgelehnt, und in ihren Schriften herrscht heute ein entschieden antikatholischer und romfeindlicher Ton. So war denn auch das Ergebnis der mehrtägigen Auseinandersetzung in Wien, daß eine Einigung zwar möglich, aber gegenwärtig nicht wahrscheinlich sei.

Wohl sei der erste Hauptgrund, der einst das Schisma entstehen ließ, der Byzantinismus, also die Vormacht des byzantinischen und später russischen Kaisers in der Kirche, durch die Revolution überwunden, aber der zweite Hauptgrund, der Nationalismus, sei auf allen Seiten noch so stark, daß die der katholischen Kirche noch nicht angeschlossenen Völker sich Rom nicht unterordnen wollen. Freilich seien von den einstigen 60 Unterscheidungspunkten nur noch acht übrig, aber die orthodoxen Kirchen von heute seien doch der römischen weit mehr entfremdet als im 9., 11. und 15. Jahrhundert. Das ist begreiflich, denn der Fortgang der Geschichte mußte ja die beiden Kirchen immer weiter auseinander führen, weil sie eben zu dieser Geschichte selbst in einem ganz verschiedenen Verhältnis stehen. Während die römische Kirche ihre eigene Geschichte als ebenbürtige Wahrheits- und Heilsquelle neben die Urkunden des ersten Christentums stellt, lehnt die orthodoxe eine Weiterentwicklung der Dogmatik über einen bestimmten historischen Zeitpunkt hinaus, also das, was die Katholiken den subjektiven Fortschritt in der Erfassung der geoffenbarten Wahrheit nennen, ab. In diesem Punkt besteht zwischen den Ostkirchen und dem Protestantismus eine gewisse Verwandtschaft, da der Protestantismus seine Lehre ausschließlich auf die Evangelien gründet, also in der Beurteilung der Geschichte der katholischen Kirche sich mit der orthodoxen zusammenfinden kann. Es ist demnach vielleicht nicht ganz zutreffend, wenn auf dem Kongreß gesagt wurde, innerlich stehe keine christliche Kirche der orthodoxen so nahe wie die katholische, obwohl das zum guten Teil unzweifelhaft richtig ist. Andererseits wurde denn auch ausdrücklich hervorgehoben, daß der Protestantismus mit der griechischen Kirche enge Wechselbeziehungen eingegangen sei und daß der Einfluß der Reformation die Kluft zwischen Rom und den Kirchen des Ostens erweitert habe. Nur persönliche Fühlungnahme und Aussprache der beiber-

Digitized by Google

seitigen Theologen und Hierarchen könne das ändern, die Schwierigkeiten der Union lägen zum großen Teil in dem Mangel an psychologischer Fühlung zwischen Osten und Westen.

Daneben wurde die verschiedene kulturgeographische und historische Lage der beiden Kirchen gewürdigt, namentlich die Tatsache, daß nur der Westen die Wirkung der germanischen Völkerwanderung und ein eigentliches Mittelalter erlebt hat, während in den Ostkirchen die christliche Antike bis zur Neuzeit fortlebte. Auch wurde auf die Verschiedenheit des griechisch-orientalischen und des römisch-germanischen Ethos hingewiesen. Ein gewisses Übergewicht des Kultischen im Osten als Folge der spätantiken Mysterienreligiosität, ein weniger starkes dogmatisches Interesse, das sich vor allem auf die Grundfragen über Gottheit und Menschheit Christi beschränkt, und eine stärkere Entwicklung des mystischen Elements stehen der praktischen Weltdurchdringung der römischen Kirche gegenüber, die ein Erbteil römischer Weltbeherrschung ist, und ebenso der juristischen Einstellung, die die Papstkirche von dem römischen Reich übernommen hat. Im Osten fehlt die praktische Wirksamkeit der religiösen Orden und die Ausbreitung der Charitas, die im Westen eine so große Rolle spielt.

Mehrere Redner waren der Ansicht, daß die Schwierigkeiten der Union keineswegs nur in der offiziellen Kirche beider Seiten, sondern auch in der verschiedenen seelischen Veranlagung der Völker und ihren abweichenden Lebenszielen und Lebensbedingungen liegen. Das russische Volk sei durch seine Religionsphilosophen, namentlich die Slawophilen, und auch durch die Dichter antikatholisch beeinflußt, wie denn Dostojewski die römische Kirche für unchristlich und für schlimmer als den Atheismus erklärt hat. Auch sei dem durchschnittlichen Russen der Katholik gleichbedeutend mit dem Polen, und daher begegne alles Katholische einem politischen Mißtrauen. Es komme hinzu, daß neuerdings in Rußland eine nationale Kirche, die sogenannte lebende Kirche, einer Unterordnung unter den Papst besonders widerstreben würde, und daß der Bolschewismus aus politischen Gründen jeden westeuropäischen Einfluß ablehne. Aber nicht nur der Bolschewismus tue das, ein großer und wichtiger Teil des Russentums sei aus nationalen Gründen mißtrauisch gegen alles Westliche. Die russische Intelligenz kehre gegenwärtig wieder zur Orthodoxie zurück, das sei aber mehr eine nationale als eine religiöse Bewegung. Die Emigrationsintelligenz und auch die führende Intelligenz in Rußland sei teils relativistisch, teils theosophisch eingestellt, aber trotz solchen modernistischen und auch protestantischen Einflüssen bleibe diese Intelligenz urrussisch.

Interessant war der immer wiederkehrende Hinweis der römisch-katholischen Redner, daß die Hauptfrage für den gläubigen Orthodoxen darin bestehe, ob die römische Kirche als rechtgläubig christlich anzusehen sei. Ihre Vertreter hätten also, wenn sie für die Union wirken wollten, vor allem die Aufgabe, diesen Nachweis zu erbringen, bisher seien die Anhänger der griechischen Kirche nicht davon überzeugt, aber sie kennten freilich den Katholizismus sehr wenig.

Besonders tief grub das Referat des Wiener Professors Eibl über die Ideologie der Union, worin er den Versuch machte, die Kluft zwischen der griechischen Theologie, wie sie auf die östliche Christenheit und die seelische Verfassung der slawischen Völker eingewirkt hat, und der westlichen Dogmatik zu überbrücken. Das Eigentümliche der griechischen Theologie sei der platonische Realismus, das

Digitized by Google

heißt auf den Menschen angewendet die Lehre, daß die Menschen zusammen nicht bloß eine begriffliche Einheit, sondern ein wirkliches Wesen bilden, wie Paulus es in dem Bild vom mystischen Körper Christi dargestellt hat. Mit dieser Auffassung machen sich die griechischen Christen die Teilnahme der Menschen an der Erbsünde und zugleich am Verdienste Jesu verständlich, da eben die einzelnen Individuen in einem überindividuellen Leben verbunden gedacht werden. Platonisch ist auch der Gedanke, daß der Erlöser durch die Annahme der menschlichen Natur das Menschengeschlecht vergottet habe. Dem individualistischen Abendländer der Neuzeit sind solche Gedanken fremd, aber der abendländische Individualismus ist nach Eibl damit nicht unvereinbar, sofern man unter Individualismus die Erkenntnisbegründung aus der Tatsache des Bewußtseins versteht, wie sie sich bei Augustinus und später bei Descartes darstellt. Die Ordnungsgedanken nämlich, die sich in der denkenden Seele finden, sind nach Eibl nur verständlich, wenn man annimmt, daß die Seele an einem übergreifenden System von Ordnungen teilnehme. Das aber sei platonischer Realismus. Die Erkenntnis, daß beide Richtungen sich ergänzen und auch in einer einzigen Seele vereinigt sein können, sah der Vortragende als grundlegend an für die Hoffnungen auf eine Wiedervereinigung der beiden Kirchen. Der Aufbau einer Metaphysik, die beide Richtungen vereinige und zugleich das empirische Wissen in sich aufnehme, würde den Christen des Ostens helfen, die auch dort zu erwartende Industrialisierung und ihre Folgeerscheinungen, den Mechanismus und Materialismus, geistig zu überwinden und den Anschluß an das katholische Abendland zu gewinnen. Zugleich könnte eine solche Metaphysik das geeignete Fundament für den Neuaufbau der christlichen Kultur im Abendlande sein.

Die Verhandlungen des Kongresses bewegten sich durchweg auf respektabler Höhe und brachten auch dem Außenstehenden manche historische und völkerpsychologische Aufklärung. Die wesentlichen Ergebnisse der Beratung wurden in einer Resolution zusammengefaßt, die der Kardinal von Wien dem Papst überreichen soll. Um die Aktion der Union dauernd zu unterstützen, sind in Belgien zwei Benediktinerklöster gegründet worden und sollen demnächst zwei Nonnenklöster des gleichen gelehrten Ordens eröffnet werden mit der alleinigen Aufgabe, die Annäherung der orientalischen und westlichen Kirche auf theologischem und lithurgischem Gebiete anzubahnen und die Erneuerung des griechischen Mönchtums vorzubereiten, die als unerläßlich betrachtet wird, wenn das einst in der griechischen Kirche blühende religiöse Leben wieder erneuert werden soll.

Erich Everth

Dokumente reiner Menschlichkeit

Vier Jahre nach der unheilvollen Bluttat im Grunewald erscheinen in zwei Bänden ausgewählte, man darf sagen auserlesene **Briefe Walther Rathenaus** (bei Carl Reißner, Dresden). Das Kapitel Rathenau ist in der deutschen Geschichte der letzten 20 Jahre eins der düstersten und beschämendsten. Walther Rathenau wirkt unter den vielen politischen und wirtschaftlichen Gestalten der jüngsten Vergangenheit zweifellos als überragend, als ein Wirtschaftsführer, der die schärfste Kritik am geltenden Kapitalismus geübt hat, andrerseits auch wider den doktrinären Marxismus aus der praktischen Erfahrung heraus mit ernst zu nehmender Gegenrechnung (in der Mehrwertlehre) aufgetreten ist; er erscheint als der Staatsmann, der oberhalb des Parteien-Kleingetriebes die großen Ideen des

Digitized by Google

staatlich-politischen Lebens schaut in einem wahrhaft platonischen Sinne: Staatsmann und Philosoph zugleich. In nachdrücklicher Form ist ihm praktisches Wirken und theoretisches Planen eins geworden, obwohl ihn die Großunternehmer unter die Ideologen und die Denker unter die Geschäftsleute rechneten. Die vita activa und die vita contemplativa sind in ihm eins geworden. Entdecker und Fachmann in der Elektrochemie, gründlicher Kenner der Lehre Meister Ekkeharts — diese Pole bezeichnen die Spannweite seines Daseins, das in dieser Ausprägung zukunftweisend für den künftigen Menschentyp sein müßte, wenn es nicht auch gleichzeitig ein geistiges Niveau vorausgesetzt, das eben selten ist.

Zwischen den bezeichneten Grenzpunkten liegt aber noch eine solche Fülle geschlossenen Inhalts, daß man nur schwer eine Vorstellung von der Vielgliedrigkeit dieses Geistes geben kann. Das Haus im Grunewald bezeugt uns, wie ernsthaft Rathenau mit den Problemen der Malerei gerungen hat, wie begabte impressionistische Farbwerke unter seinen Händen entstanden. Derselbe Mann, der dann nach schwerstem Geschäfts- oder Staatsdienst abends vielleicht noch eine Stunde der Einsamkeit am Flügel mit Bach oder Beethoven fand, der in den religiösen Schriften aller Völker zu Hause war und tief ihren Problemen nachging. Gerade die „Streitschrift vom Glauben" ist mir immer als eins der edelsten Bekenntnisse im Gesamtwerk dieses Mannes erschienen. Nicht zu vergessen die architektonische Gabe: das einsame Wohnhaus vor den Toren Berlins wurde selbständig entworfen, bis in die Einzelheiten, und mag es auch für einen etwas zeitentrückten, klassischen Geschmack zeugen, so ist es doch ganzer Ausdruck eines Menschen, den die nichtverstehende Zeit aus ihren Reihen zu drängen suchte. Denn darin lag das Verhängnis beschlossen: Die eine Seite verwies den Menschen Rathenau in das enggeistige jüdische Ghetto, und die andre, die ihn hätte am tiefsten verstehen können, ihn dringend nötig hatte, belegte ihn mit dem Makel der bourgeoisen Herkunft.

Damit setzt das Tragische in diesem Leben ein, das uns die ergreifenden Briefe von der reinmenschlichen Seite erschütternd zeigen. Einerseits sammeln sich höchste Kräft des geistigen Schaffens, der moralischen Unbestechlichkeit, der Vornehmheit, die kein „Geschäft" mehr kennt, der sozialen Weitenschau, der wirtschaftlichen Großorganisation in einem Brennpunkt, auf der andern steht die Zeit, die daran gleichgültig vorübergeht oder beispiellos gehässig, ohne Ursache genährt von grundlosen trüben Quellen des Rassenkampfes schließlich eine ihrer wenigen repräsentativen Gestalten zugrunde richtet. Man hat Rathenau zuweilen Ehrgeiz vorgeworfen, die Briefe beweisen das Gegenteil. Niemand konnte sein Ich als Subjekt und als gestaltetes Werk stärker zurückstellen als er, niemand der Propagierung, sei es durch den besten Freund, dringender Einhalt gebieten. Vielleicht schimmert hier und da durch die Resignation ein Funken von Hybris hervor („anstelle des Marxismus glaube ich das einzige neuzeitliche Wirtschaftssystem gesetzt zu haben"), aber das ist nur Gegenwirkung gegen Hochmut und Unbekümmertheit der Zeit.

Die Briefe setzen ein mit dem 16. Lebensjahr. Rathenau gehörte nicht zu den Musterschülern, war kein primus omnium, aber schon die ersten Zeilen weisen ausgesprochene Begabung und Haltung auf. Aus der ersten Zeitspanne sind nur wenige Briefe vertreten, sie werden reichlicher von 1913—1916, den Hauptteil nehmen die Jahre 1917—1921 ein, dazu einige Nachklänge aus 1922. Ein seltenes Bild sich rundender Entwicklung tut sich in den beiden Bänden auf; es wirkt wie

Digitized by Google

ein großes episches Kunstwerk (man denke an den „Zauberberg"), das den Helden in immer weiteren Kreisen von einem Lebensbezirk in den nächsten führt, das den subjektiven Umkreis des Einzelnen zum Welt-Ich erweitert. Schon glaubte Rathenau den ihm zugemessenen Lebenskreis durchmessen zu haben, er spürt 1914 zum ersten Male Schatten des vorrückenden Alters, und noch einmal sollte sich seine Aufgabe steigern; schweren aber festen Herzens folgt er dem politischen Ruf, der seine bisher wesentlich schriftstellerische Schätzung im Ausland zur europäischen Bedeutung steigert, gleichzeitig aber das — vorgeahnte und ruhig erwartete — Schicksal schnell und unheilvoll abrollen läßt.

Rathenau hatte für jeden seiner Adressaten, sei er noch so unbekannt, ein persönlich freundliches Wort. Keiner ging leer aus, unverdrossen und pünktlich wurde die umfangreiche Korrespondenz erledigt. Ein Beispiel aus der eigenen Briefsammlung: Als ich Mitte Oktober 1918 dem Verfasser des Büchleins „An Deutschlands Jugend" einige Worte der Bejahung schickte, kam am 21. bereits die ermunternde Antwort:

„Aufrichtig dankbar bin ich für Ihre kräftige und mannhafte Zustimmung. Wenn meine Schrift bei der deutschen Jugend solchen Boden findet, so ist ihr ein gutes Schicksal beschert. In Ergebenheit Ihr Rathenau."

Wie vielen Menschen sind durch solche Worte Vorurteile beseitigt worden, wie vielen hat menschliche Güte und humanistische Vornehmheit die Waffe des Hasses aus der Hand genommen; trotzdem wuchs unaufhaltsam die Schar der Verblendeten, die der Phrase blindlings folgten und nie einen Hauch dieser wahrhaft großen Gesinnung gespürt haben.

Der Briefwechsel umfaßt die ganze Kultursphäre des Menschlichen, umfaßt sie auch in Spezialfragen mit kritischer und unterrichteter Sachlichkeit. Nie wurde über Dinge nur geredet ohne gründliche Anschauung oder Vertrautheit. Die führenden Geister unserer gegenwärtigen Kultur treten unter den Adressaten auf. Strengste Sachfragen wechseln mit persönlichen Bekenntnissen, am tiefsten wohl in den Briefen an Wilhelm Schwaner und an Ernst Norlind. Wie feinsinnig unterschied der Verfasser zwischen den Korrespondierenden: mit Frauen verstand er heiter und geistvoll zu plaudern ohne abstrakte Beschwertheit. Unter den vielen Fragen taucht immer wieder die des jüdischen Schicksals auf, die der Rasse (zunächst von Gobineau ausgehend), es entstehen große Wirtschaftsperspektiven, das politische Urteil tritt scharf umrissen hinzu, Kunstfragen werden großlinig besprochen, Sinnverse mit dichterischen Freunden getauscht, Briefe in flüssigem Französisch und Italienisch mit Ausländern gewechselt; griechische und lateinische Zitate, die dem Verfasser allzeit gegenwärtig waren — er war mit einem erstaunlichen Gedächtnis und Erinnerungsvermögen begabt — rücken in die Zeilen ein. Er wollte den Liberalismus zur eigentlichen „Partei des Gedankens" ausgebildet sehn, er durchblickte frühzeitig den Untertanensinn des Deutschen: „Kommandieren kann man bei uns, herrschen nicht!" — „Dies köstliche wahrhafte Volk hat keinen entscheidenden Freiheitssinn." So setzte er seine volle Erwartung auf das junge, kommende Geschlecht.

Der erste Brief ist an die Mutter gerichtet, der zweite Band schließt mit den letzten Kartengrüßen aus Genua an die Mutter. Wir verdanken die Ausgabe der nicht ermüdenden Rührigkeit der Mutter, der hochbetagten, eben verschiedenen Frau Mathilde Rathenau. Ihre Initiative bedeutete hier alles, obwohl die Herausgeberin

Digitized by Google

nicht genannt wird. Es ist dieselbe Frau, die der Mutter des Mörders Techow die Versöhnungshand gereicht hat, da auch sie in sich den demütigen Geist der Vergebung und des Verstehens, der Haßlosigkeit, wirken spürte, der in ihrem Sohne mächtig war. So sind diese Briefe in einem doppelten Sinne Dokumente reiner Menschlichkeit.

Alfred Ehrentreich

Franz Roh, Nach-Expressionismus

Erkenntnisformen von der Zuverlässigkeit, wie sie uns für die Beurteilung alter Kunst zur Verfügung stehen, gibt es für die moderne Kunst noch nicht. Das hat z. T. der Expressionismus selbst verschuldet, indem er bei ausgesprochener Feindschaft gegen wissenschaftliche Analyse sich nur zu oft den hohlen Gefühlsausbrüchen besinnungsloser Literaten überließ. Wenn jetzt, zur Zeit des Abklingens seiner unheimlichen Dynamik, überall eine neue Kunst aufblüht, in der die ruhende Welt mit dem Reichtum ihrer kleinsten Dinge wieder eine Stätte hat, sieht sich der Wissende, der das Phänomen zum Bewußtsein der Menschen bringen will, nur versäumten Aufgaben gegenüber. Nicht nur penetrante Vorurteile von Laien, Künstlern und Gelehrten sind wegzuräumen — die primitivsten Begriffe der Anschauung und der historischen Kombination sind auf gültige Formeln zu bringen. Aber selbst dann kann an ein munteres Loslegen aus dem Stoffe heraus nicht gedacht werden, sondern es handelt sich um seine Verankerung im Grunde des Zeitbildes und im Kreislaufe der europäischen Stilbewegungen überhaupt. Daß der Verfasser des Nach-Expressionismus* die Schwierigkeit der Situation erkannt hat, hebt sein Buch auf ein ungewöhnliches Niveau. Daß er sie bis zu dem Grade überwindet, daß aus weitgehender begrifflicher Sicherung sein spezielles Phänomen mit kristallischer Klarheit zu Tage tritt, macht die Methode zu einem Vorbild, das weithin auf die Behandlung zeitgeschichtlicher Fragen wirken sollte.

Ein Blick auf die Struktur des Buches wird zeigen, wie sehr eine heilsame Systematik von ihrem Gegenstande bestimmt wird. Zu den vorbereitenden Arbeiten gehört die Bestimmung eines Stils als Durchdringung eines geschichtlichen Nebeneinanders mit dem Nacheinander, die Verteidigung, ja Forderung einer Gegenwartsgeschichte, und der entschiedene Einspruch gegen die Geringschätzung unserer Zeit. Schon an dieser Stelle bewährt sich die philosophische Besonnenheit des Autors. Anstatt sich gleich in die Fülle des Stoffes zu stürzen, kreist er sein Phänomen mit einem Begriffsring von solcher Dichte ein, daß ihm kein wesentliches Moment entrinnen kann. Das „System des Expressionismus" nämlich bannt nicht nur die modernen Stilerscheinungen in unverbiegbare Formeln, es dient einer historischen Sinngebung der verflossenen Stile, aus der sich das Wesen des N.-E. erst in vollem Umfange entwickeln ließ. Die Zertrümmerung der Gegenstandswelt im Kubismus, das Aufzucken abrupter Gegenständlichkeit im Futurismus, die monumentale Verfestigung der Welt in den stereometrischen Figurationen des Konstruktivismus, das alles erhält jetzt eine tiefe genetische Bedeutung in Richtung auf ein bestimmtes Ziel: Auf die Schöpfung einer neuen Natur, wie sie der N.-E. bis in die Existenz eines Grashalms verwirklicht. Denn ohne Mitwirkung der Errungenschaften, in denen der moderne Geist das ungeheure Bekenntnis seiner innersten Gehalte niedergelegt hatte, wäre dem Auge des 20. Jahrhunderts eine bleibende

* Im folgenden abgekürzt als N.-E.

Digitized by Google

Gegenstandswelt nicht annehmbar gewesen. Einen entscheidenden Einschlag gibt die Musikalität des Kubismus, der Konstruktivismus aber hat seine Baugesinnung der neuen Kunst geradezu vererbt. Und nun ist ihr Eigenes, daß sie diese abstrakten Kräfte in den Dienst einer Wirklichkeit zwingt, die die sachliche Strenge einer guten Photographie haben soll. In der Tat hat das Photoklebebild, d. h. die Organisation perfekter Wirklichkeitsausschnitte, zum N.-E. übergeleitet. Wenn er seitdem zur zusammenhängenden Naturdarstellung fortgeschritten ist, so ist der Wille zur struktiven Komposition geblieben, und damit hat der Realismus einen Charakter bekommen, der ihn vor jeder Verdächtigung als Reaktion oder Stagnation schützt. Das Wesen der neuen Kunst ist also die bewußte Zwischenstellung zwischen grenzenlosem Irrationalismus und Naturabklatsch, ist die organische Verbindung eines naturnahen Bauwillens mit der tiefen Geistigkeit bloßer Form und Farbklänge, die ihr den Namen „magischer Realismus" eingetragen hat. Daß es sich wirklich um die Konsolidierung eines Stils handelt, wird schon dadurch unzweifelhaft, daß sein Prinzip bis in die kleinste Darstellungskategorie Gestalt gewinnt. Der Raum ist keine bloße Sehfläche, auch keine haltlose Tiefe mehr (wie im Im- oder Expressionismus), sondern er hat Vordergründigkeit und Tiefe zugleich, die in Spannung gehalten werden durch die stupende Existenz großer Figuren und Gegenstände in ihm. Die Dimension der Darstellung geht ins Miniaturhafte, in dem grundsätzlichen Sinn, daß auch bei großen Formaten die Sichtbarmachung des Kleinsten erstrebt wird, ohne daß man ins Kleinliche gerät. Der entschiedenste Schlag gegen den schäumenden Dynamismus der früheren Kunst aber ist die neue Vitalität. Menschen, Tiere, Gewächse starren in feierlicher Regungslosigkeit aus dem Bild, als Zeugen dafür, daß aller unstillbarer Fluß der Atmosphäre das Wunder unerschütterlicher Existenz nicht wegspülen kann. Die Grundlage der neuen Gesinnung endlich mußte die Wahl neuer Themen sein. Stille, idyllische Szenen aus dem Landleben sind wieder darstellungswürdig, aber auch der Verbrecher und Schieber der Großstadt wird aus dem Zustande dämonischer Verzerrung in den des einfachen Klassenexemplars hinübergerettet. Nach solcher Präzisierung ist das Phänomen reif, in die weitesten Perspektiven einbezogen zu werden. Nachdem in den „Richtungen des N.-E." seine vielfachen Brechungen beschrieben sind, wird er in ein Verhältnis zum Gesamtinhalt der Zeit gesetzt und insofern als epochale Erscheinung erwiesen, als auch die übrigen Kunstgattungen, Literatur, Musik, ja die reproduzierende Kunst in diese Richtung einbiegen. Das Kapitel über die Rezeptionen aber deckt nicht nur bewußte Einzelbeziehungen zu früheren Künsten und Künstlern auf, es hilft die Erkenntnis festigen, daß im N.-E. dieselbe Reduktion einer phantastischen Vorkunst und der Erscheinungswelt sich vollziehe, die um 1800, 1500 und 1000 ganze Zeitalter heraufgeführt hatte. Damit ist die neue Kunst als notwendiges Glied in der Kette der europäischen Kunststile beglaubigt. Nun ist eine kunstgeschichtliche Systematik von solcher Straffheit und Spannweite in hohem Grade abhängig vom Charakter der sprachlichen Formulierung. Hier hat man den seltenen Fall, daß ein bis in zarteste sinnliche Wahrnehmungen hinab- und in kraftgeladene Sphären hinaufsteigendes Ausdrucksvermögen derart von sachlicher Strenge gebändigt wird, daß es überall zur schlagenden Deckung von Gegenstand und Sprachform kommt. Das gilt auch vom Rhythmus des Sprachkörpers im Ganzen. Fragt man endlich nach der Sichtbarmachung des Materials, so zeugt auch die Anordnung des Bildteils von höherer kunsthistorischer Schulung.

Digitized by Google

Vor der Ausbreitung des gesamten Bildvorrats wird an schlagenden Beispielspaaren eine Konfrontierung des diffusen alten Stils mit dem präzisen neuen eingeschaltet, die dem Betrachter eine letzte Sicherheit des Standpunktes gewährleisten soll.

Die Auseinandersetzung mit so tiefgründigen Fragen erforderte ein ganzes Buch, in dem sich allerdings von meinem Standpunkt aus manches anders stellen würde. Einzeleinwände aber könnten hier nur verwirren, weil sie gleich als „objektive Mängel" gedeutet würden. Dagegen lassen sich gegen die Wahl des Bildermaterials grundsätzliche Bedenken erheben. Zwar sieht man sofort, daß ein Querschnitt durch die zivilisierte Kunst der ganzen Welt beabsichtigt ist: Japan so gut wie Rußland, Indien nicht minder wie Dänemark ist vertreten, und viele werden manchen Namen (Chirico, Ray Nebel) zum erstenmal hören. Allein der Qualitätsgesichtspunkt ist zu wenig berücksichtigt. Wenn Utrillo fehlt, was soll Bortnyik und Dardel? Auch der spielerische Spies gewinnt quantitativ ein Übergewicht über Schrimpf, Kanoldt und Dix, das er qualitativ nicht hat. Meine Überzeugung geht vielmehr dahin, daß für jede Nation Männer von unbestreitbarer Bedeutung schon durch Zahl und Wahl der Abbildungen als Musterbeispiele gekennzeichnet werden sollten, während die übrigen sich „perspektivisch" darum gruppieren ließen, d. h. je nach Grad ihrer Fähigkeit durch Verminderung der Bilderzahl. Dadurch wäre die psychische Kraft des Zeitalters viel stärker wahrnehmbar geworden: Von Dix hätten Porträts von der grausamen Tiefe des Stuttgarter Arbeiters und erst recht die Schützengrabengraphiken, von Kanoldt die letzten gesättigten Stilleben, von Schrimpf die innig gesammelten Mädchen am Fenster nicht fehlen dürfen, Ausdrücke einer Innerlichkeit, die hier dem kindlichen Gefächel irgendeines Per Krohg oder Börje weichen mußten. Denn das geistige Schicksal einer Zeit hängt nicht von der Breite eines Stils, sondern von der Tiefe ihrer Individuen ab. Lin Corinth wiegt noch heute drei Viertel der Sachlichkeitsmalerei auf.

Ernst Kloß

Architektur, die nicht gebaut wurde

Die wichtigste Kunst des Menschen bleibt die Architektur. Nicht nur, weil sie am Öffentlichsten von einem bestimmten Geiste zeugt, nicht nur, weil sie am längsten vom Ausdruck einer Zeit redet, sondern, weil sie zusammenfassendes Organ der Kunst überhaupt genannt werden muß: das große Koordinatensystem, in dem alle anderen Künste ihren geistigen Ort angewiesen bekommen. Zudem ist sie diejenige Kunst, die am tiefsten in praktischen Bedürfnissen des Menschen wurzelt, also am letzten erst verführt wird zu jener fatalen Spielsucht der Veräußerlichung, der die Einzelkünste bisweilen zu verfallen pflegen, bis neue Besinnung wieder Gesundung bringt. In einer Gesundung der Architektur aber stehen wir heute gerade in Deutschland, mag man auch noch so viel vom Untergange unsrer Künste reden. Gerade die Architektur steht jenseits jener eigentlichen Krisen, die vor allem die Malerei letzthin erlebte.

Könnte man die Architekturentwürfe unsrer fortschrittlichen europäischen und amerikanischen Architekten sammeln — an die fortschrittlichen müßte man sich freilich allein halten — so könnte man unsern Erdball mit guten Monumenten neuer Sachlichkeit bepflanzen, mit Monumenten, die den großen konstruktiven Ernst atmen, dem die Zukunft unsrers ganzen kulturellen Lebens gehören sollte. Dabei sind die historisierenden Geschmackshebungen der Schutzle-Naumburgu. s. w.,

Digitized by Google

denen die vorige Generation viel verdankt, bereits verdrängt durch einen zeitloseren, strengeren, konstruktiv kühneren Stil, wie ihn die Jüngsten Europas bringen. Das „Bauhaus", im Einzelnen vielleicht anfechtbar, ist hier auf einem zukunftsvolleren Wege als Schultze-Naumburg, welcher, im letzten „Uhu", mit Gropius ins Duell getreten ist.

Aber die soziologisch-politischen Wirrnisse unsrer Zeit werden wenig von jenen kühnen Planungen zur Ausführung kommen lassen. Neben diese Hemmungen bestimmter Wirrzeiten treten die typischen Verspätungen im Geschmacksleben der Auftraggeber als zeitlose Bremse in der Entwicklung wie Durchführung von kühnen Monumenten überhaupt. Dazu kommen die Hemmnisse, wie sie der Bodenaufteilung der Städte, den Besitzverhältnissen des Grund und Bodens, dem Wechsel der Familienhäupter innerhalb ganzer Generationen eigen sind. Das monumentalste Beispiel der Schwierigkeit der Verwirklichung großer Architekturplanungen liegt aber im Wechsel ganzer Weltanschauungen und Stile, wie er die Baugeschichte mancher Kathedrale beherscht und dennoch manchmal siegreich überwunden wurde.

Von diesen und vielen anderen Problemen spricht das Buch Josef Pontens, „Architektur, die nicht gebaut wurde" (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1925). Es war das grandioseste Thema der Kunstgeschichte zu vergeben: Die ganze Summe von ungelebtem Architekturleben aufzuzeigen, das in den Hintergründen der ganzen Menschheitsentwicklung ungeboren stecken blieb. Wer nicht platter Nützlichkeitsmensch des vergehenden „Realismus" geblieben, wird hier mit Ponten bald erkennen, daß man, wenn einem überhaupt Gefühl für Größe eignet, eher über die Unzulänglichkeit der Empfangenden trauern muß, als über den Mangel der „Anpassungsfähigkeit der großen Schöpfer" an das „nun mal Gegebene", wie man so ausruhend zu sagen pflegt. Die Geschichte der Architekturutopien ist nur zum Teil Geschichte der Verschrobenheiten von Architekten, sie ist weitgehend Geschichte höchster, die Durchschnittsauffassung überfliegender, prometheischer Geistigkeit. Also eine Tragödie.

Ponten will nur einführen in diese Tragödie. Er tut es mit dem anfeuernden Griff des unabgebrühten Laien. Zu einer vollständigeren Aufweisung dieser tragischen Kette hätte es eines Architekturhistorikers bedurft. Im anregenden Abbildungsteil wird die Zeit um 1900, die erste Krisenzeit, die erst beginnende Reinigung des Geschmackes etwas zu breit behandelt, abschreckende Beispiele sind zugelassen und z. T. ernst genommen. Auch im Texte wird hier manchmal das Urteil Pontens unsicher und gestrig. Man freut sich schon heute, daß hier noch viele Architektur bloße Planung blieb. (Abb. 298. 299. 300. 380. 386. 388. 421. 422.) Denn immer noch befindet sich die gesamte Architekturentwicklung in absolutem Aufstieg. Es fehlen aus allerjüngster Zeit viele reineren Planungen, die der Darstellung, die doch befeuern und nicht geschichtlich erschöpfen will, würdiger gewesen wären als jene kompromißlerischen Übergangsprodukte. Corbusiers entscheidendes Buch, soeben im gleichen Verlage erschienen, gibt hier befreiende Sicht in die Zukunft.

Franz Roh

Die Philosophie des Carl Gustav Carus

Die Namen zweier Forscher tauchen heute aus langer Vergessenheit plötzlich wieder empor und genießen eine unbestrittene Anerkennung, ihre verschollenen Schriften werden neu verlegt, hier und da be-

Digitized by Google

gegnet man Hinweisen auf ihr Werk, als sei es allbekannt und unumgänglich: J. J. Bachofen und C. G. Carus. Es ist die gleiche Welle, die beide trägt, dieselbe geistige Richtung, deren Vertreter sie als willkommene Kronzeugen eigener Weltanschauung aufrufen und der gleiche Kreis von Männern, der eine gewisse enthusiastische Propaganda betreibt. So verschieden beide inbezug auf ihr Forschungsgebiet sind, so ist doch das Gemeinsame ihrer Leistungen, daß sie eine Einstellung zur Welt stützen helfen, die sich heute in vielen Menschen zu bilden und zu festigen beginnt, die die herrschende Naturauffassung und die ziemlich technizierte und so überaus spezialisierte Philosophie innerlich leer und unbefriedigt läßt. Beide räumen dem unbewußt Waltenden, in kosmischen und organischen Gestalten wie in mythischen Geburten und Ausgeburten bildenden rational nicht faßbaren Mächten, der „gebärerischen Nacht", eine besondere Stelle ein; beide lenken den Blick auf die Welt der „urtümlichen Bilder", auf ein mütterliches Reich des Schöpferischen, das von unserer ratio, wie übermäßig und geil sie sich auch entwickelt hat, nur stellenweise belichtet, nie aber ganz durchdrungen wird.

Der noch unbekanntere von diesen beiden Denkern ist C. G. Carus. Es ist daher mit Dank zu begrüßen, daß sein sehr umfangreiches Schrifttum jetzt eine eindringliche und würdige Gesamtdarstellung gefunden hat: Die Philosophie des C. G. Carus von Hans Kern*.

Einleitend zeigt der Verfasser in Umrissen moderne naturwissenschaftliche Denkweise im Gegensatz zur romantischen, deren vielleicht überzeugendster Offenbarer C. G. Carus ist, sicher aber ihr klarster und abgeklärtester, der von allen naturphilosophischen Spielereien und Irrtümern, die er selbst gelegentlich rügt, freieste der romantischen Naturphilosophen. Andeutend zieht Kern auch die Fäden zu dem, was man jetzt mit dem nicht sehr sauberen philosophischen Terminus einer Lebensphilosophie bezeichnet. Ein Abschnitt ist der äußerst sympathischen Persönlichkeit des Carus gewidmet, in dem gezeigt wird, welche wesensmäßigen Anlagen seiner wissenschaftlichen Art zugrunde liegen, wie sich in ihm eine klare, gesunde, man möchte sagen unproblematische Natur, die Natur des kühl beobachtenden Arztes, mit einer eigentümlichen zurückhaltenden männlichen Innigkeit und Religiosität und nur ganz leisen Zügen romantischer Träumerei verband; wie er, aus den Anregungen der Zeitgenossen, Schellings und vor allem Okens, das ihm Gemäße ziehend, ein durchaus selbständiges Naturbild gewann, das man ein wenig widerspruchsvoll ein klassisches Beispiel romantischer Naturphilosophie nennen könnte.

In sehr gründlicher und übersichtlicher Weise wird des weiteren in dem Kernschen Buche eine methodisch vorzüglich aufgebaute Einführung in das Denken des Carus gegeben, indem zunächst aus dem umfangreichen und vielfältigen Werk die Grundprobleme und Grundbegriffe herausgestellt werden, die man nicht verfehlen darf, wenn man den Sinn des Ganzen zu erfassen sucht. Das Wesentliche ist hierbei, daß Carus das Ein-gebildet-sein, das Darleiben der Idee in der Erscheinung lehrt, daß ihm also Idee und Ding durchaus untrennbar sind; daß ferner „Leben" ihm Grundbegriff von stark religiöser Färbung ist, daß er den Lebensbegriff auf das Kosmische ausdehnt und seelisches Leben mehr sein läßt als nur bewußtes Leben, daß Leben insgesamt ihm die der beständigen Wiedererneuerung fähige Form ist und demnach alle Wissenschaft als Morphologie betrieben werden müsse

* Verlag Niels Kampmann, Celle 1926.

Digitized by Google

oder mindestens betrieben werden könne. Man hat beim Lesen dieser Darstellung das Gefühl, daß hier wirklich eine Naturwissenschaft durchaus im Goetheschen Sinne gedacht und teilweise geleistet ist und versteht Goethes Freude und Genugtuung, den Jüngeren auf den Wegen zu sehen, die er mit Leidenschaft und Hartnäckigkeit und ohne viel Verständnis und Aufmunterung zeitlebens gegangen war. Es dürfte zu weit führen, auf Einzelheiten der musterhaften Arbeit einzugehen, aus der man, obgleich in ihr doch nur schlicht und anspruchslos referiert wird, dafür volles Verständnis gewinnt, was eine „kosmische Symbolik" in Carus Sinne ist und vor allem, was sie für uns bedeutet, in welcher Weise hier — durchaus unmystisch, unfechterisch — der Kosmos als lebendig aufgefaßt wird. Besonders zu beachten ist noch das Kapitel über die Erkenntnistheorie des Carus, die uns zeigt, wie übrigens schon das Kapitel aus dem „Organon der Erkenntnis", das in der Sammlung „Romantische Naturphilosophie*" enthalten ist —, daß wir alle durch Kant einigermaßen erkenntniskritisch erblich belastet sind und in welchem ganz andern Lichte, sozusagen plain-air, die Probleme auch gesehen werden können und wie mancher bittere philosophische Skrupel (man denke an ein Urproblem, das Driesch als das der „rationalen Betreffbarkeit" formuliert hat) sich beruhigt.

Ein letztes Kapitel stellt Carus den bedeutenderen romantischen Naturphilosophen, dann Schopenhauer und Ed. von Hartmann gegenüber.

Der schönste Gewinn des Buches ist die Überzeugung, die es erweckt, daß Carus selbst zu lesen erfreulich und ersprießlich ist. Auf die Neuherausgabe seiner „Psyche" in der Reihe Gott-Natur* ist in dieser Zeitschrift schon hingewiesen worden. Außerdem kündigt der Verlag Kampmann, Celle, der die „Symbolik der menschlichen Gestalt" neu herausgab, eine von Hans Kern bearbeitete und eingeleitete Neuausgabe des umfänglichsten und grundlegenden der Carusschen Bücher, „Natur und Idee" an. Eben kommen in demselben Verlage die schönen „Briefe über das Erdleben" heraus. Hier entwickelt Carus in einem Stil von goethescher Reife und Ruhe einem Freunde die Grundzüge seiner Naturauffassung. Wer erfahren will, was es mit dem seit Ziegler oft erwähnten Gegensatz von mechanischem und organischem Weltbild auf sich hat, der lese diese Briefe. Das sind profane und ganz unpastorale Predigten über das „Gottgeheimnis der Welt" (wenn ich den wunderbaren Titel eines Buches von Przywara hier verwenden darf), ein Geheimnis, das sich dem innig betrachtenden Auge in allen Gestaltungen und Bildungen offenbart, im kosmischen, im organischen, im tellurischen wie im epitellurischen Leben — und von dem es in der „Deutschen Lehre" heißt: es ist so offenbar wie Kindesaugen.

Paul Wegwitz

C. G. Carus Unter diesem Titel stellt Eckart von Sydow in zwei schmalen Bändchen Texte des großen Romantikers zusammen, die ihn besonders auf seinen Reisen kennen lehren, auf seinen Fahrten nach Rügen, durch Deutschland, Italien, Schweiz, Rheingegenden, Paris, England und Schottland. Angefügt sind die Briefe über Landschaftsmalerei. Alles gibt ein schönes Bild der gefühlstiefen, dabei sachklaren Auseinandersetzung dieses Geistes, der romantische Beseeltheitsvorstellung der Welt mit klassischem Maßhalten verband, der Wissenschaft und Kunst in seinem Dasein wie wenige vereinigte und heute von vielen Seiten neu hervorgezogen zu werden beginnt (man denke allein an die „Psyche"

* Verlag Eugen Diederichs, Jena 1926.

Digitized by Google

und die allgemeine Veröffentlichung „Romantische Naturphilosophie" des Diederichsverlags). Jene Reisebändchen können zu einer geruhsamen Vertiefung auf den Fahrten auch der Heutigen führen helfen, wie überhaupt das Aufzeichnungen-machen damaliger Zeit ein wundersames Mittel zur Verarbeitung und Prägung des Erschauten darstellte, ein Mittel, dessen man sich wieder allgemein bedienen sollte. Eckart von Sydow, der Herausgeber, hat eine schöne, klare und von der Oberfläche wegstrebende Einleitung vorausgestellt, die aber nicht hätte vergessen sollen, in wenigen Bemerkungen hinzuzufügen, woher die gesammelten Texte, falls ihnen jemand nachgehen will, eigentlich stammen. Franz Roh

Zur Morphologie Ernst Fuhrmanns

Cuvier hat Ruhm erworben, indem er aus einzelnen Knochen und Teilen die Gestalt verschollener Tiere wiederherstellte ... wie wäre es, wenn wir Heutigen versuchten, die Gestalt der kommenden Welt aus dem zu ermitteln, was wir an unserer eigenen Arbeit nicht verstehen? Eine Kuh wird dadurch nicht wertlos, daß sie in meinen Kaninchenstall nicht hineingeht, und ein Lämmergeier ist noch nicht unwirklich, weil das Bauer deines Kanarienvogels zu klein für ihn ist, o Leser! Das sind Binsenwahrheiten, wenn aber Gedankenzusammenstellungen in das Raumgitterchen unserer Logik nicht hineinpassen, halten wir uns unmittelbar für berechtigt, ihren Erzeuger für einen ungeschulten Narren zu erklären. Demgegenüber behaupten wir:

Nichts ist leer, nichts ist beziehungslos, nichts ist abstrakt im Sinne der Unwirklichkeit. Etwas kann „unzeitgemäß" sein, kann „ortsungemäß" sein, kann aus der Größenordnung, aus dem Schlußverein gerissen sein, dessen Gestaltsqualität es darstellt, innerhalb dessen es also sinnvoll ist. Aber es gibt überhaupt keinen Gedanken, der nicht die Bedeutung einer Form-Definition, einer Gestaltsqualität hätte. Allerdings kann eine Idee zu einer so großen „Gestalt" (beispielsweise zur „Welt" im Sinne der modernen Physik) gehören, daß wir ihr „Krümmungsmaß" noch ebensowenig sehen, wie das Mittelalter die Krümmung der Erdoberfläche wahrnahm, wahrnehmen mochte ... obgleich man ohne jedes Instrument über Beweise der Erdkrümmung beinahe stolpert.

Ernst Fuhrmann gehört zu den Leuten, die Material zusammentragen, Gedanken zusammenstellen, sinnlos im Verhältnis zum alten Weltbild, sinnvoll aber mit Bezug auf eine künftige Anschauung. Tycho Brahe hat die Resultate seines Beobachtungsmaterials weder selbst erzielt noch erlebt, was ihm aber als Synthese vorschwebte, war umfassender als die Harmonie der Keplerschen Gesetze, denn Tycho wollte alles Psychologische mit einbeziehen. Gegenüber dem Beziehungsurwald Brahes kam Kepler zu einem relativ zureichenden Integral, zu einem relativ zulässigen Absoluten nur durch Bescheidung.

Von dieser Bescheidung zeigt sich im morphologischen Material Fuhrmanns noch nichts. Seine Schriften wie „Agave", „Stacheln", „Bienenmensch", „Menschlicher Körper", „Orchideen", „Crassula" bringen einen ununterbrochenen Wirbel von zyklisch wiederkehrenden Gedanken, von denen jeder vom Standpunkte der bisherigen Wissenschaft anfechtbar ist, deren Gesamtheit aber dahin zielt, die alte mechanisch gestufte Hierarchie: Kristalle, Pflanzen, Tiere, Mensch durch einen zyklisch bewegten, wechselseitig gebundenen Schlußverein dieser Formgruppen zu ersetzen. Diese „Welt" muß nach Fuhrmanns Auffassung (und auch nach der

Digitized by Google

meinen) so umfassend sein, daß kein Metall, kein Körper, kein Formphänomen überhaupt „fertig" hineinspringt, wie die Grundstoffe in die chemischen Retorten des XIX. Jahrhunderts. Die „Welt" ist der morphogenetisch zureichende Raum aller Dinge, zu denen der Mensch und die Menschheit irgend Beziehung haben können. Dieses (latente) Programm kann aber aus den von Fuhrmann bisher allein angesetzten Methoden schwerlich erfüllt werden. Er sollte sich Cantors Mengenlehre und die damit verwandte Gestaltstheorie als innere Bundesgenossen verschreiben, ferner die Überlegungen der Gruppe: Riemann-Einstein-Minkowski und die Möglichkeiten dialektischer Formbewältigung, welche in der Psychoanalyse Freuds stecken.

Schiller hat zwar gesagt: Der Starke ist am mächtigsten allein! Für uns ist es aber zweckmäßiger, zu sagen: Nur der ist kräftig, der mit allen kollaborieren kann, ohne dabei sein Wesentliches zu verlieren! Adrien Turel

Brief an einen jungen Freund

Dein Brief rührt an das zentrale Problem jedes menschlichen Daseins: den Sinn des Lebens. Dir erschien er „beinahe lächerlich", wie Du sagst — mir keineswegs. Jeder Mensch von einiger inneren Lebendigkeit steht eines Tages vor diesen Problemen, er muß sich damit auseinandersetzen. Es liegt sogar fast eine Gefahr darin, wenn einem solche Dinge zu pathetisch und daher beinahe lächerlich erscheinen und man es darum nicht riskieren mag, davon zu sprechen. Ich habe immer gefunden, daß der Durchschnitt der Menschen den ernsten Fragen des Daseins auf diese Weise auszuweichen geneigt ist; sie sind gewöhnt, untereinander immer nur von Banalitäten zu schwatzen und scheuen es darum, einmal an Tieferes zu rühren — und drücken sich auf diese Weise vor der Aufgabe, Klarheit darüber in sich selbst zu erlangen. — Ich weiß aber, daß Du den Problemen nicht ausweichst, daß Du den Drang hast, zu Ende zu denken.

Du schilderst Deine Situation und fragst: genügt es, das Leben erträglich zu finden? — Nein, es genügt nicht. Schlimm, wem es genügt. Es hieße, sich bankerott erklären vor der Aufgabe des Lebens.

Die Natur gibt uns das Leben, eine Summe von physischen und geistigen Kräften und Anlagen. Das ist das Gegebene. Das Aufgegebene aber ist: das Leben zu einem Sinn hinzuwenden. Es ist schon richtig, wenn Du sagst, daß der Mensch eine Kraftquelle braucht für sein Handeln. Dem Tier mag das bloße Dasein genügen, es bedarf keiner Rechtfertigung für seine Existenz. — Daß er diese Rechtfertigung seines Daseins braucht, das macht eben den Menschen aus. Der Mensch ist das Geschöpf, das über sein bloßes Sein hinaus will, hinaus wollen muß, das nicht „fertig" ist von Natur, sondern nach diesem Fertigsein, nach Vollendung streben muß, seinem tiefsten Wesen nach. Du kennst vielleicht das Rückert-Wort: „Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll, solang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll." Wozu gleich zu sagen ist, daß es wiederum zum Wesen des Menschen gehört, daß diese Aufgabe unendlich bleibt, daß er sein Ziel nicht erreicht; und daß er gleichwohl, dessen voll bewußt, „immer strebend sich bemüht".

Ich habe das Gegebene geschieden von dem Aufgegebenen. Das Aufgegebene für jeden Menschen und für die ganze Menschheit überhaupt sehe ich darin: Mensch zu werden. Jeder Mensch und die Menschheit als Ganzes ist weit entfernt von dem, was sie sein sollten. Wir fühlen es dunkel, und die Menschen haben es zu allen Zeiten

Digitized by Google

gefühlt, alle Religionen und Philosophien haben sich um das gemüht, was „sein soll". Der Mensch ist aber wohl im allgemeinen zu wenig geistiges Wesen, als daß ihn diese abstrakte Vorstellung von einer zu erstrebenden Vollkommenheit der Menschheit mit immern euer Kraft anlockte und erfüllte. Wir brauchen greifbarere, anschaulichere Ziele und nähere Aufgaben, an denen wir unmittelbar anpacken können, und müssen uns selbst erst dazu erziehen, hinter diesen unverrückt das ferne Ziel im Auge zu behalten. — Es ist ganz bezeichnend, daß Du sagst: der Sozialismus hätte Dich nicht so völlig gepackt, daß er Dir den Antrieb gäbe, dessen Du bedarfst, um Dein Leben als sinnvoll zu empfinden, vielleicht weil Du die Not noch nicht so empfunden hättest — also: es fehlt die Anschaulichkeit, die das Überzeugende gibt; oder auch, weil Du kein Wirkungsfeld habest — also keine nahe, angreifbare Aufgabe. — Auch die Lehren des Sozialismus, nicht wahr, zielen auf ein „Seinsollendes", auf einen künftig zu verwirklichenden Zustand der Menschheit, in dem Gerechtigkeit und Brüderlichkeit herrschen sollen.

Woher die Menschen die Kraft zum Leben nehmen, mit welcher Begründung sie ihr Tun rechtfertigen? Nur weil sie eben vorhanden sind? — Zum Teil ja, sicher. Das Leben selbst hat die geheimnisvolle Kraft in sich, der Mensch will leben, soweit ist er eben ein Stück Natur, und die Leute rechtfertigen ja oft genug selbst ihr Tun mit den Worten „man muß doch leben". Freilich muß man es, aber das ist nur die Grundlage oder der Stoff, das Material. — Über diesen primitivsten, allem Lebendigen innewohnenden Antrieb hinaus ist es wohl dreierlei, was den Menschen Kraft und Lust zum Schaffen und Arbeiten gibt: die Liebe zum andern Menschen — zum Werk — und zur Idee.

Die Liebe zum andern Menschen ist sicher der stärkste und am weitesten wirkende Antrieb — in allen ihren Formen, als Elternliebe, Gattenliebe, Freundschaft, Verehrung wird sie der Mittelpunkt unzähliger Existenzen, gibt ihnen Sinn. — Und hier liegt verborgen wieder das zugrunde, auf das ich vorhin schon hinwies: daß der Mensch es dunkel fühlt, daß er mehr sein sollte; daß der Mensch überhaupt etwas Höheres sein sollte, als er ist. In irgend einem Wesen, das einem begegnet, scheint einem etwas Vollkommeneres verwirklicht; deshalb liebt man einen Menschen, deshalb lohnt es einem zu leben, weil solche Menschen existieren. —

Es liegt hier aber auch eine Gefahr: daß der Mensch sein Dasein einfach durch das des Andern rechtfertigt und so eigentlich die Aufgabe von sich abschiebt. Das ist am deutlichsten in den vielen Fällen, wo Eltern ihr Leben selbst insgeheim als verfehlt fühlen, als ganz und gar nicht das geworden, was sie einst von sich verlangten. Nun trösten sie sich damit, daß der Sohn — meist werden solche Hoffnungen bekanntlich bloß auf den Sohn gesetzt, die Frau gilt in der Menschheitsgeschichte noch nichts — dann mehr werden wird als sie. Also sie haben die Aufgabe auf die nächste Generation abgeschoben. — Daß außerdem noch sehr oft der Irrtum dazu kommt, daß das „Mehrwerden" nur in einem ganz äußerlichen Sinn verstanden wird, muß nebenbei gesagt werden; ein im Grunde richtiges Gefühl ist verbildet und mißleitet worden. — Auf die Frauen, die Mütter, trifft dieses „Verschieben der Aufgabe" zumal sehr oft zu. Viele, sehr viele leben notgedrungen ihr ganzes Leben bloß in einer Hast und Sorge um äußere Dinge und kommen kaum zur Besinnung an sich selber. Man sagt gern: sie leben bloß für ihre Kinder. — Aber das ist eben der Fehler; der Mensch soll sein eigenes Leben leben und gestalten, und darum soll auch der Mann von der Frau dieses fordern und nicht verlangen oder es recht und selbst-

Digitized by Google

verständlich finden, wenn sie ihr Leben völlig in anderen verbraucht. Das nur nebenbei — aber es ist wichtig.

Die anderen Antriebe: das Werk und die Idee. Auch ans Werk kann man sich verlieren und die Gefahr ist vielleicht noch größer — wenigstens für den Mann — als die vorher genannte. Ich meine da nicht den schöpferischen Menschen, den Künstler, Denker, — freilich, auch er verliert sich vielleicht an sein Werk und vergißt sein Ich und alle anderen Ichs — auch in dieser Einseitigkeit mag Schuld sein, — aber darüber haben Menschen nicht zu entscheiden. Jedenfalls er rechtfertigt sein Dasein durch sein Schaffen, das über sein Dasein hinaus etwas bedeutet und Lebenswerte in Anderer Existenz trägt. — Ich meine hier vielmehr jenes Sichverlieren ans Werk, das den Typus des Berufsmenschen erzeugt. Diese Überschätzung einer sachlichen Aufgabe, sei es nun der Bau von Flugzeugen oder sei es ein Hauptbuch. Das sind alles schließlich Notwendigkeiten, aber sie sind es doch nur um des Menschen willen und nicht an sich. Und das wird so leicht vergessen. Jeder kennt diese Menschensorte aus dem Berufsleben, — sie rechtfertigen ihr Leben mit ihrer Ameisenarbeit, oder meinen es zu rechtfertigen und merken nicht das große Defizit.

Der dritte von den Antrieben: die Idee. Ich brauche das Wort nicht zu erläutern, es ist Dir in seiner philosophischen Bedeutung wohl verständlich. Ideen haben für Millionen von Menschen zu allen Zeiten die Rechtfertigung des Daseins abgegeben und den wunderlichsten Formen des Daseins darunter (denke an die mancherlei Formen religiöser Sitten, Peinigungen, Mönchstum, Einsiedlertum usw.). Ideen haben aber ebenso zu allen Zeiten die Rechtfertigung abgegeben, das Leben zu vernichten. Nicht nur in Religionskriegen, auch in nationalen Kriegen (man kann sie keineswegs bloß auf den Kampf um das Futter und auf wirtschaftliche Ursachen zurückführen), die Menschen sind um einer Idee willen gestorben, weil sie ihnen höher schien als das Leben. Die Idee kann dem Leben, der Natur, feindlich gegenüberstehen, — und sie kann und wird ihr immer fordernd gegenüberstehen. Das führt wieder auf das zu Beginn gesagte hin —: es wohnt jedem Menschen wohl eine Idee von Vollkommenheit inne, die ihn antreibt, über das hinauszustreben, was er von Natur aus ist, — das eben macht ihn zum Menschen.

Ideen stehen natürlich auch letzten Endes hinter allem Werkschaffen größeren Stiles; die Idee der Beherrschung der Natur durch den Menschen, die Idee der Erkenntnis. (Im einzelnen gehen sie den Menschen dann oft verloren und ihr Ehrgeiz ist bloß noch auf irgend ein Teilweises gerichtet, — ohne mehr zu fragen, ob dies denn der Menschheit wirklich dient.)

Eine beherrschende Idee steht auch hinter aller Liebe und Sympathie zu Menschen: eben die Idee des Menschen an sich, des vollkommeneren Seins. — Man könnte scheiden: ein Bereich der Ideen, die vom Menschen aus nach außen, in den Kosmos gerichtet sind (Beherrschung der Natur im umfassendsten Sinne, also auch der Menschenwelt selbst) und ein Bereich, das nach innen gerichtet ist, in die Seele des Menschen oder wie man es nun nennen will. In unserer abendländischen Kultur hat das erste Bereich zu große Ausdehnung gewonnen auf Kosten des zweiten, des Reiches der Seele.

Das sind nun alles sehr abstrakte Dinge, wirst Du vielleicht sagen, was soll ich damit anfangen. — Sie meinen dies: daß immer die erste und nächste Aufgabe des Menschen das eigene Ich ist. An sich selbst zu arbeiten, daß man das wird, was man

Digitized by Google

sein soll, ist die erste und letzte Aufgabe des Lebens, — denn auch nur dadurch kann man der Menschheit wahrhaft dienen, was die zweite große Aufgabe ist.

Was soll man nun sein? — Dies kann keiner keinem beantworten. Jeder muß es in sich selbst fühlen. Obzwar manches Wort von anderen uns unser eigenes Wesen deuten kann — Du wirst es auch schon oft genug erlebt haben an Dichtungen und anderem. Aber der Mensch muß in sich hineinhorchen nach dem Mittelpunkt seines Wesens und von da aus sein Leben zu gestalten unternehmen: „Was zu euch nicht gehört, müßt ihr meiden, was euch im Innern stört, dürft ihr nicht leiden." Die Menschheit wird nur dadurch das, was sie sein soll, daß jeder Einzelne es in sich wird. Alle äußere Organisation usw. ist letzten Endes nutzlos, wenn die Menschen selbst nicht anders werden. (Darum kann auch der Sozialismus nicht von außen kommen, sondern nur aus einer Wandlung der Gesinnungen.)

Und wo liegen die Aufgaben, die näheren, an denen man anpacken kann? Ich glaube, sie liegen einem aller Orten vor der Nase, wir sehen sie bloß nicht, — entweder, weil wir über unser Wollen noch nicht klar geworden sind, oder, und das ist weit häufiger der Fall: weil wir keinen Mut haben. Weil wir uns etwas nicht zutrauen, was getan werden müßte. Andere trauen sichs auch nicht zu, und so bleibt vieles ungetan, das, wenn auch in bescheidenem Sinne, doch dem Ganzen dienen würde. Weil unser Verantwortlichkeitsgefühl diesem Ganzen gegenüber nicht stark genug ist. Wir sind wohl meist — aus Erziehung und Tradition oder urmenschlicher Trägheit — zu sehr geneigt, Antriebe und Aufgaben von außen zu bekommen; wir glauben nicht an unseren eigenen schöpferischen und weltverwandelnden Willen. Und doch haben wir ihn, er mahnt uns immer wieder, — wir dürfen uns nur nicht in diesem besseren Wissen und Wollen beirren lassen.

Freilich werden die Aufgaben, die wir als unsere „eigentlichen" ansehen, nicht immer in der Linie des Berufes liegen, — den wir meist nicht nach unseren Neigungen und Gaben wählen konnten. Hier ist ein Problem, gewiß. Es wird zweckmäßig aber nur so zu lösen sein, daß man den Beruf nicht bloß als notwendiges Übel behandelt, als etwas, das man gar nicht in seine Lebensgestaltung hineinziehen mag, sondern zweierlei ist notwendig: erstens daran zu arbeiten, daß man innerhalb des Berufes eine Tätigkeit findet, die, wenn auch nicht erfüllt, so doch einigermaßen befriedigt, und die man mit dem Bewußtsein ausüben kann, etwas der Allgemeinheit Nützliches zu tun, und sei es das bescheidenste, — und die dann möglichst auch die materielle Grundlage abgibt, um mit seiner gesamten menschlichen Bildung weiter zu kommen. Und zweitens, daß man durch die gleichwohl zumeist verbleibende Spannung zwischen Lebensideal und Wirklichkeit sich nicht abstumpfen läßt, sondern sie als Antrieb benützt, um zu seinem Teil an der Umgestaltung der Wirklichkeit mitzuarbeiten.

Diese allgemeinen Forderungen ergeben freilich noch keinen Lebensplan, der die besondere Situation des einzelnen Lebens berücksichtigt. Es scheint Dir fragwürdig, daß Du noch keinen klaren Lebensplan hast, — nun, es ist kaum anders möglich in Deinem Alter. Denn es ist in der Tat so, wie Du es selbst schon empfunden hast: daß Du eine typische Periode durchmachst, die jeder geistig regsame Mensch durchmachen muß. Die Welt wird vor uns aufgerissen, unendliche Möglichkeiten eröffnen sich, die Fülle des zu Sehenden, zu Erkennenden überwältigt und verwirrt uns. Die Fülle von außen und auch die Fülle von innen, denn wir erleben uns selbst auch nach und nach und kennen uns nicht. Da muß man eben mutig durch. Cl. Mg.

Digitized by Google

Bau und Boden Im „Montag Morgen", Berlin, erschien vor einiger Zeit das Schlagwort vom „Unfug des Bauens". Ein Haus sei ein totes Gut im Gegensatz zur Maschine, da es nur einmal Arbeitskräfte in Bewegung setzte und die Maschine dauernd. Ist das so? Hier stehen die Londoner Zahlungsbedingungen:

1926: 1220 Millionen
1927: 1200 Millionen
1928: 1750 Millionen
ab 1929: 2½ Milliarden
} Goldmark

Muß da nicht unsere Industrie alles Kapital verschlingen, das wir überhaupt nur aufbringen können, und ist da Bauen nicht Sentimentalität? Regierungspräsident Krüger, der Lüneburger Praktiker und klare Mitarbeiter des Reichsarbeitsministeriums, empört sich gegen solche Auffassung im Reichsarbeitsblatt vom Januar 1926. Er setzt den Daweszahlen andere gegenüber:

Vor dem Kriege hat Deutschland jährlich 200000 Wohnungen gebaut.
Im Jahrfünft 1919 bis 1924 wurden nur 653322 Wohnungen gebaut.
Für die Jahre 1923 bis 1930 brauchen wir 2600000 Wohnungen.

Sind diese Zahlen weniger in Fleisch und Blut der Menschen greifend als die Zahlen des Industrierückganges? Und weiter: das Baugewerbe beschäftigte vor dem Kriege, 1907, 6,3 % der gesamten Erwerbstätigen. Dazu kommen der Baustoffhandel und andere Zweige, die das Baugewerbe als „Schlüsselgewerbe der deutschen Industrie" in Bewegung setzt. Männer wie Krüger, Harms, Sering wissen darum, daß neben die Industrie das Baugewerbe treten muß — und die Landwirtschaft. Vor dem Kriege wurden von deutschen Waren ⅛ exportiert, ⅞ blieben im Lande, und zwar wurden davon fast die Hälfte von der Landwirtschaft aufgenommen, obwohl sie weniger als ⅛ der deutschen Bevölkerung ausmachte. Heute gilt, was Kropotkin schon 1890 sagte: „Wehe Europa, wenn an dem Tage, an dem die Dampfmaschine ihren Einzug in China hält, es noch immer auf fremde Abnehmer seiner Waren angewiesen ist". Deutschland, Europa muß sich auf sich selbst stellen, wenn es sich zwischen den 350 Millionen Indern, 300 Millionen Chinesen und — Amerika, das immer mehr zum Weltlieferanten in Maschinen wird, halten will.

„Ob unser Weltbetrieb für uns ein so großes Glück ist, bezweifeln selbst wir in stillen Stunden. Der Mensch, wenn er seine Natur ungebrochen besitzt, will Heimat", sagt Jakob Schaffner in einem seiner blutwarmem Romane. Der Satz, ein Haus sei ein totes Gut, richtet sich von selbst. Zum Haus aber gehört Bodennähe. Das Widernatürliche der 2 Millionen Erwerbsloser, die mit ihren Familien den 8. Teil des deutschen Volkes ausmachen, ist nur zu lösen durch Ausbreitung der Arbeiter aufs Land. Solche Übergänge zu Stadt- und Landarbeit sind Ödlandkulturarbeiten, wie sie die Ökult G. m. b. H. leistet. Im Kreis Husum hat sie jetzt neue 850 ha Ödland in Angriff genommen. Das Lokstedter Lager ist staatlicherseits in drei neue Dorfschaftsvereinigungen umgewandelt und mit 120 Baltikumern besiedelt. Allmählich bricht auch der gesunde Gedanke der Dezentralisation der Großstadt und Industrie durch. Bildung von Trabantenstädten im Umkreis der aufgeblähten Großstädte erklärte der Internationale Städtebaukongreß in Amsterdam als Lebensfrage. Durch Bau eines Stichkanals Berlin—Stettin ist die Vorstadt Velten zu einer solchen neuen kleinen Industriestadt geworden. London hat seine Tochterstädte Letchworth und Welwyn. Belgische Arbeiter, die

Digitized by Google

in Lüttich arbeiten, wohnen in Ostende und werden mit Arbeiterkarten im D-Zug befördert. In England weiß man am besten, was heute los ist. Nach den Agrarreformvorschlägen Lloyd Georges ist Mac Donald mit einem umfassenden Siedlungsprogramm an die Öffentlichkeit getreten: „Laßt uns unsere innere Entwicklung auf genau dieselbe finanzielle Basis stellen wie unsere Überseeentwicklung, um wenigstens 50 % unseres Volkes wieder auf dem Boden anzusiedeln." Die Zeitschrift für Geopolitik fordert wegweisend für Europa ein „großzügiges Agrar- und Siedelungsprogramm, um aus den unproduktiven Arbeitslosen Kleinbauern zu machen", denn hierin entscheidet sich das Schicksal Europas, das zwischen Amerikanismus und östlicher Kultur seinen eigenen Weg finden muß.

Tiefer noch geht die Bevölkerungsfrage. Berlin hat heute weniger Geburten als Paris. 40 % seiner Ehen sind kinderlos. Der Niedergang der nordischen Rasse in Europa und drüben tritt in immer schärferen Gegensatz zu dem Aufblühen der farbigen Rassen, wenn die Großstädte immer schneller Leben aufreiben und das Land kein neues hervorbringt. Heute sind 10 Millionen Neger in Nordamerika, und die Vereinigten Staaten weisen von 1910—1920 eine Verdoppelung der Negerbevölkerung auf. Schon im Jahre 1920 kamen auf 1000 Ehefrauen: auf dem Lande 253 Geburten, in der Stadt 190. 1905—1920 wanderten aus den östlichen Provinzen Preußens ¼ Million ab. Von Bismarck bis 1913 wurden dort durch Ansiedlungsgesetze 200000 Bauern angesiedelt. Es geht also! Professor Fritz Lenz, der Verfasser der „Menschlichen Erblichkeitslehre", hält die Siedlungsfrage für die wichtigste Rassenforderung, denn: „Wo der Grund und Boden frei veräußerlich und teilbar ist, führt die Rücksicht auf die Erbteilung die besitzende Landbevölkerung auf die Dauer unweigerlich zu einer so weitgehenden Beschränkung der Kinderzahl, daß ihr Bestand nicht mehr erhalten bleibt. Das Anerbenrecht, bei dem der Hof ungeteilt auf eines der Kinder, gewöhnlich den ältesten Sohn, übergeht, wirkt zwar nicht so verhängnisvoll wie die gleiche Teilung; aber auch dort scheuen sich die Eltern natürlich, außer dem gutgestellten Kinde noch mehrere Besitzlose zu hinterlassen. Daher reicht z. B. in den evangelischen Gebieten Nordwestdeutschlands auch die Kinderzahl der selbständigen Landleute heute nicht mehr zur Erhaltung der Familien aus. Gerade die besitzende Landbevölkerung aber wäre recht eigentlich berufen, die Quellen der Rassentüchtigkeit zu bilden, und sie hat diese Aufgabe auch in allen vergangenen Jahrhunderten erfüllt. Solange die bäuerliche Bevölkerung ihre Rassentüchtigkeit voll bewahrt, gleichen sich alle Entartungserscheinungen der städtischen Bevölkerung auf die Dauer wieder aus." . . . Das Entscheidende ist, daß in allen unsern Statistiken und Wissenschaften heute zwischen den Zeilen steht, daß wir wieder fühlen, was Lebensfragen sind und was nicht.

Erna Behne

Kulturpolitischer Arbeitsbericht

Die dritte deutsche Richtwoche Georg Stammlers

Im Frühsommer dieses Jahres hielt Georg Stammler seine dritte „Richtwoche" in Heubach am Fuße der schwäbischen Alb. Etwa 30 Leute aus allen Gegenden und Berufen Deutschlands führte er in gemeinschaftlicher Arbeit mitten hinein in die unerbittliche Wirklichkeit der deutschen Gegenwart. Er wies die Wege zur Notwende: Erkenntnis der Lage auf Grund des geschichtlichen Werdens, Erhaltung und Aufbau des organisch Gewachsenen und dem Deutschtum Gemä-

Digitized by Google

ßen. Hieraus ergaben sich dann die Lösungen des sozialen und des nationalen Problems, die Frage nach der echten Gemeinschaft und dem Führer. Für den Einzelnen erwachsen strenge und hohe Pflichten: er darf nicht „Privatperson" bleiben, denn sein Wort und seine Tat, sein Leben in Arbeit und Genuß sind Glieder in der Kette der Geschichte, im Leben und Streben seines Volkes. Das ist es, was sich uns in der täglichen Aussprache mit starker Schau und in zwingender Notwendigkeit einprägte. Immer lenkte Stammler den Blick vom Einmaligen aufs Ganze, lehrte uns die Wirklichkeit kennen und meistern. Er redete nicht, sondern machte stark zur Tat. Als wir auseinander gingen, fühlten wir es wie eine neue Klarheit in uns und zugleich wie ein Gelöbnis gegen unser deutsches Volk und Wesen.

Eva Rettenmeyer-Tübingen

Mitteilung über die Richtwochenarbeit 1926/1927

Da es nur zu besonderen Zeiten — im allgemeinen nur zu Ostern, zu Pfingsten und in den Herbstferien — möglich ist, Richtwochen nach der bisherigen Art abzuhalten (bei denen die Teilnehmer sich außerhalb ihres Wohnortes zusammenfinden), habe ich mich entschlossen, künftig auch zu örtlichen Abend-Richtwochen überzugehen, bei denen die Teilnehmer an ihrem Wohnort selbst 8—10 Tage lang in den Abendstunden zusammentreten. Solche Abend-Richtwochen können überall im deutschen Volksgebiete stattfinden, wo sich ein Kreis tätig dafür einsetzt. Die Hörerzahl soll im allgemeinen zwischen 40 und 100 betragen. Sie müssen sich, soweit keine unabweisliche Abhaltung vorliegt, zur regelmäßigen Teilnahme verpflichten, und auch die beiden eingeschlossenen Sonntage sollen nach Möglichkeit mit einbezogen werden (Wanderung ins Freie mit Gesang, Spiel, Tanz).

An den Richtwochen kann jedermann teilnehmen, der deutschen Wesens ist und der die Verantwortung für sein Volk und für seine eigene Lebensführung in sich fühlt. Vor allem rechne ich auf die Beteiligung befreundeter Jugendbünde und der vaterländischen Verbände. Untere Altersgrenze 18 Jahre. Die Kosten betragen 1 Mark für Tag und Teilnehmer. Wo das schwer fällt, wird bereitwillig Nachlaß gewährt. Für mich persönlich freie Herberge und Verpflegung.

Hauptgegenstand der Richtwochen: Die Fragen des Volkstums und der Gemeinschaft, der Führung, des Blutserbes, der Sitte und des Rechts, des Staates und der sozialen Erneuerung, der Wahrhaftigkeit, der Leibes- und Seelengesundheit, der Erziehung, der Geselligkeit, der Ehe und Familie, des Gottdenkens. Bitte um Verständigung darüber, was jede Ortschaft in den Mittelpunkt gestellt wünscht. Für großstädtische und für bäuerliche Richtwochen bildet der Fragenkreis „Land und Stadt" einen geeigneten Ausgang.

Weitere Auskünfte durch die Kanzlei der deutschen Richtwochen, Mühlhausen in Thür. Georg Stammler

Ausbildungsstätte der Bewegungslehre Laban in Jena

Am 15. Oktober dieses Jahres wurde in Jena unter Leitung von Martin Gleisner (Mitglied des deutschen Gymnastikbundes) den Thüringer Bewegungschören Laban eine Ausbildungsstätte der Bewegungslehre Laban angegliedert, die auf die Berufe des Gymnastiklehrers, Bewegungschorleiters und Tänzers vorbereitet. Sie steht in enger persönlicher Fühlungnahme mit Rudolf von Laban, der auch die Abschlußprüfung vornimmt und die Lehrberechtigung erteilt. — Damit ist nun auch in Thüringen Gelegenheit gegeben, eine sorgfältige gymnastische Berufsausbildung im Sinne Labans und der neuen Entwicklung der Choreographie zu erhalten. Auskunft beim Sekretariat: Jena, Dietrichsweg 1/11.

Dem Heft liegen Prospekte der Firmen H. Haessel Verlag, Leipzig, des Rembrandt-Verlages, Berlin, und des Greifenverlags zu Rudolstadt in Thüringen bei, die besonderer Beachtung empfohlen seien.

Schriftleiter: Dr. h. c. Eugen Diederichs, Jena, Carl-Zeiß-Platz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena
Druck von Radelli & Hille in Leipzig

Digitized by Google

die Tat
Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

18. Jahrgang | Heft 9 | Dezember 1926

Bibliothek der Ges. d. Fr. d. Volksbildungswesens zu Hamburg

Lulu von Strauß und Torney Lebensdokumente

Eingeborener Trieb und letzter Sinn alles Lebens, soweit wir ihn ahnen können, ist Wirkung. Erst aus Wirkung wird ihm Wert oder Unwert, Vergänglichkeit oder Dauer. Wirkung ist in erster Linie das unmittelbare, in die Außenwelt eingreifende Handeln des Menschen in seiner Gegenwart; aber sie erschöpft sich nicht damit. Stärker, weiter, dauernder als das Tun wirkt das Sein einer Persönlichkeit. Handeln, Tun ist der ins Wasser geworfene Stein, von dem aus Ring um Ring sich in immer größere Weiten wellt. Aber wenn diese Kreise unmittelbarer Wirkung des Handelnden längst, ja jahrtausendelang, für uns unspürbar im Zeiträumlichen sich verloren, bleibt lebendig wirkend das in den Mitlebenden sich spiegelnde, von Geschlecht zu Geschlecht weitergespiegelte und durch die wachsende Ferne zuweilen bis zum Mythos hinaufverklärte Sein eines großen Menschen. Diese Spiegelung eines Ich im Andern, diese Wirkung des Seins ist, bewußt oder unbewußt, der innerste Sinn aller biographischen Überlieferung.

Stärkste persönliche Spiegelung und Wirkung pflegt vom Menschen im Gespräch auszugehen. Aber wenn sie unmittelbar ist wie das Leben selbst, so ist sie auch ebenso ungreifbar, da die feinsten Lebensträger, Blick, Stimme und Ausdruck, sich eben doch nicht festhalten und weitergeben lassen. Aber wenn es dem niedergeschriebenen Gespräch auch nie gelingen kann, die einmalige und endliche Wirklichkeit eines Menschen einzufangen, so springt uns doch häufig überraschend und blitzartig erhellend eine geistige Wesensart daraus entgegen, sei es ganz impulsiv im unbewußten Ausdruck, in sachlich ichvergessener Äußerung des Denkers, oder in der bewußten Gesprächskunst des Künstlermenschen, der sich rückwirkend durch die Spiegelung im Andern selbst gesteigert fühlt, und für den

Digitized by Google

so das Gespräch eine Art der schöpferischen Produktion bedeutet. Wobei freilich wesentlich neben der Persönlichkeit des Redenden selbst auch die des Aufnehmenden ist, da nach dessen eigenem Wesen der Dargestellte ganz verschieden gespiegelt wird. Je mehr der verschiedenen Berichte um eine Persönlichkeit gesammelt werden, um so reicher, runder und unmittelbarer wird ihr Bild dadurch gemacht werden.

Was bedeutet uns heute Gotthold Ephraim Lessing? Bestenfalls Literaturgeschichte. In endlosen Schulstunden wurde sein „Laokoon" wiedergekäut, seine temperamentvolle „Minna v. Barnhelm" zu Aufsatzthemen zerfasert, und der Nikolaistreit läutete uns von ferne herüber als eine zopfige Angelegenheit, die uns nichts mehr anging. In den von Flodoard Freiherrn von Biedermann herausgegebenen „Gesprächen" feiert plötzlich ein völlig anderer Lessing eine wahre Auferstehung. In diesen Briefstellen, Berichten, Tagebuchblättern erleben wir, was uns als verstaubte Schulweisheit überliefert wurde, in der ganzen erregenden Kühnheit einer geistigen Befreiung, die es vor anderthalbhundert Jahren bedeutete; und alles was zu jener Zeit jung war, stand hinter diesem verwegenen Neuerer, der schon als Student zum Entsetzen der Leipziger Literaturpäpste deutsche Verse zu schreiben wagte und als noch junger Mann, kraft seines klaren, furchtlos freien und überlegenen Geistes zu einem von allen alten Perücken gehaßten und gefürchteten literarischen Diktator des gebildeten Deutschland aufstieg. Und auch heute noch empfinden wir etwas Souveränes in dieser Gestalt, wie sie in raschen Augenblicksbildern vor uns auftaucht: vorurteilsfrei, weltläufig, von sicherer Eleganz der äußeren Form, im Gespräch leuchtend von einem „überschwänglichen Geistesfeuer", oder funkelnd von geistreichen literarischen Bonmots fast gallischer Prägung und Treffsicherheit; hier der gefeierte Mittelpunkt des hochgebildeten Reimarushauses in Hamburg, dort der fromme Freidenker der Gespräche mit Jakobi und dem geistvollen Juden Moses Mendelssohn, oder der streitbar witzige Kritiker am Kaffeehaustisch. Das Edelste an diesem Menschenbild aber ist, daß mit dieser hellen und überlegenen Intelligenz Hand in Hand eine heitere menschliche Güte geht, die den gefürchteten und unerbittlichen Kämpfer gegen alles Dunkelmännertum zum herzenswarmen Freund, zum freigebigen Wohltäter aller Hilfsbedürftigen macht und ihn für jeden Verunglimpften oder zu Unrecht Angegriffenen ohne Besinnen einspringen läßt. Und diese reife Güte bricht auch durch die schneidende Bitterkeit, das trübe Verdämmern seiner letzten Leidensjahre immer wieder ergreifend hindurch und läßt die ehrfürchtige Liebestrauer verstehen, die nach seinem Tode durch alle Briefe seines weiten Freundeskreises ihm noch lange nachklingt.

Unwillkürlich regt es zu nachdenklichem Vergleich an, wenn wir neben die Gespräche Gotthold Ephraim Lessings die beiden literarischen Gesprächssammlungen stellen, deren Mittelpunkt Heinrich Heine ist, und von

Digitized by Google

denen die größere, von Houben herausgegebene die möglichste Vollständigkeit des Materials zum Prinzip hat, indes die kleinere von Dr. Hugo Bieber das Gewicht auf charakteristische Auswahl an biographischem Faden legt. Erstaunlich, wie sich in beiden das Mosaik, das sich aus Aufzeichnungen einiger hundert Menschen zusammensetzt, zur Einheitlichkeit eines Gesamtbildes gestaltet, das freilich von der träge klebenden Überlieferung des zwar genialen, aber schmutzigen Spötters beträchtlich abweicht, aber doch eben durch die Nähe des Lessingbildes überraschend beleuchtet wird. Denn wenn auch für den großen deutschen Aufklärer der freie und geistvolle Spott eine gern benützte geschliffene Geisteswaffe war, so führte er sie doch nur im bewußten Kampf für positive Ziele, indes der Heinesche Spott stets einen bitteren, skeptisch höhnenden Unterton hat und damit — denn aller Hohn ist im tiefsten Grunde Verzweiflung, sowohl an der Welt wie an sich selbst — die eigentliche Tragik des jüdischen Geistes aufdeckt, der seinem Wesen nach Analyse, Skepsis und letzten Endes Negation ist. In einem Heinrich Heine freilich stand dieser Negation ein positives Element gegenüber in seiner ganz aus dem Unbewußten genährten, schöpferischen Gestaltungskraft, und der Kampf zwischen diesen beiden ist das eigentliche Geheimnis dieser zwiespältigen Persönlichkeit. Bis in den persönlich unmittelbaren Ausdruck in Verkehr und Gespräch hinein äußert sich, anziehend und abstoßend zugleich, dieser Zwiespalt. Seite auf Seite in diesen Bänden staunen wir über diese funkelnde Gesprächskunst, in der neben dem beißenden Witz scharfe und tiefe Zeiturteile blitzhaft aufspringen, und die jedem Besucher gegenüber in neuen Facetten spielt, je nachdem der Auffangende und Gegenspieler der egozentrische Friedrich Hebbel ist, der stürmische und eitle junge Lassalle, der drastisch-witzige Freund seiner Krankheitsjahre Alexander Weill oder die breit von Weltstoff überströmende Persönlichkeit Balzacs, um nur einige aus dieser Überschau des geistigen Europa herauszugreifen, das durch die Pariser Krankenstube des Dichters ging. Hinter aller leichten Grazie dieser Gespräche aber steigt die Tragik und Tapferkeit dieses Kampfes auf, in dem ein jahrelang bewußt Sterbender seines Schicksals, dessen hoffnungslose Qual nur bisweilen in einem erschütternden Wort hervorbricht, lächelnd Herr zu werden weiß.

Tragisch ergreifend wirkt auch die geniale und doch im Kern schon zerstörte Alkibiadesgestalt Oscar Wildes, wie Laurence Housman sie in den aufgezeichneten und durch Erinnerung ergänzten Gesprächen eines Pariser Zusammentreffens ein Jahr vor dem Tode des Dichters schildert. In diesem mit flackernden Einfällen und Paradoxen spielenden Gespräch ahnt man etwas von dem seltsamen Zauber dieses Menschen, von dem seine Freunde vielfach behaupteten, daß er als Persönlichkeit größer sei denn als Schriftsteller. Zugleich geht es dem Leser aber auch als innerste Notwendigkeit auf, daß diese Persönlichkeit, die ausschließlich auf den Kultus

Digitized by Google

der Form und auf die Souveränität des Ich in ethischen Dingen gestellt war, zerbrechen mußte an einem Schicksal, das beides in Frage stellte oder zerstörte.

Von Tragik überschattet, aber in einer ganz anderen Weise, ist auch die Gestalt Walther Rathenaus, wie sie im Mittelpunkt des kleinen, von verehrender Freundschaft durchwärmten Buches des Schweden Ernst Norlind steht. Es enttäuscht freilich zunächst, daß man in den 140 Seiten des Buches verhältnismäßig wenig von unmittelbarer Berührung mit dem Dargestellten findet. Immerhin spiegelt sich dieser kultivierte und seiner geistigen Verantwortung tief bewußte Denkerkopf so lebendig in der verehrenden Freundschaft des Berichtenden, daß sein Bild dem Leser, wenn auch nur einseitig gesehen, doch menschlich nahegerückt wird.

Reicher und voller an geistigem Gehalt als das Rathenaubuch, schärfer in der Charakteristik sind zwei Gesprächssammlungen, in deren Mittelpunkt ein Franzose und ein Engländer stehen, beide zwar nicht wie Rathenau als Lenker im verfahrenen Getriebe der Zeitgeschichte, aber als Repräsentanten und Führergeister unseres chaotischen Jahrhundertanfangs von europäischer Bedeutung. Marcel le Goff, der langjährige Hausfreund in der „Béchellerie" zeichnet den klugen weißen Skeptikerkopf des Anatole France mit einer erstaunlichen Lebendigkeit und feinem, künstlerischem Blick. In dem mit Bildern, Teppichen, kostbaren Möbeln gefüllten Salon der Béchellerie sammelt sich der Besucherstrom der Sonntagsempfänge um den großen Lehnstuhl des Meisters, der als geistreicher und unerschöpflicher Causeur die wechselnden Themen des Gesprächs virtuos zu spielen weiß wie die Saiten eines Instrumentes. Im engeren Freundesgespräch am Kamin, als unter dem wachsenden Druck der Kriegsjahre die fremden Besuche selten werden, bleibt der große Romancier der nüchtern skeptische Zuschauer des Welttheaters und läßt sich, ohne doch durch ethische Gründe bestimmt zu werden, nicht mit in die nationale Psychose hineinreißen, weil er aus seinem jüdisch-romanischen Blut heraus in übervolklichen Zusammenhängen denkt. Gerade diese Teile des Buches sind für den deutschen Leser von besonderem Interesse.

Merkwürdig stark bei aller scheinbaren Verwandschaft der beiden Naturen tritt der Gegensatz heraus, wenn wir neben Marcel le Goffs Anatole-France-Buch die von dem Amerikaner Archibald Henderson niedergeschriebenen, vermutlich durch kongeniale Phantasie ergänzten Tischgespräche mit Bernard Shaw stellen. Man kann sich keine amüsantere Dichtercharakteristik denken als dieses Buch, da Bernard Shaw darin der an Schlagfertigkeit ihm gewachsene Gesprächspartner entgegensteht, der seinen Geist zu einem wahren Feuerwerk genialer Laune zu entzünden weiß. Aber gerade im Gespräch springt der Gegensatz der beiden Typen lebendig ins Auge. Neben der nervös beweglichen Geistigkeit des temperamentvollen Iren wirkt der Franzose Anatole France fast bour-

Digitized by Google

geoishaft schwer trotz seiner eleganten Gesprächskunst; schwer vor allem von seinem stets durchschimmernden ungeheuren und soliden Wissen, indes Shaw mit dem seinen nur spielerisch zu jonglieren scheint. Den geistreichen kleinen Bosheiten des Franzosen, die doch nie die Grenzen der Höflichkeit verletzen, steht der schneidende Sarkasmus des Iren schroff gegenüber, und wenn France auch im spitzigsten und witzigsten Bonmot gewisse Gesetze des logischen Verstandes respektiert, so liegt Shaws unwiderstehliche Wirkung häufig gerade im Umstoßen dieser Gesetze, im närrisch Paradoxen. Unter diesem äußeren Gegensatz der Typen aber liegt, völlig überraschend und die Situation umkehrend, der viel tiefere innere: denn während hinter dem riesigen Wissensbesitz, der nüchtern intellektuellen Klarheit des Franzosen letzten Endes nur die völlig moralinfreie Skepsis, die Resignation der absoluten Verneinung steht, ist die schneidende Weltverspottung des Iren im tiefsten Grunde nur die Narrenmaske eines harten puritanischen Ethos, das die Lüge und Erbärmlichkeit seiner Zeit richtet und vor die ethische Forderung der Wahrhaftigkeit stellt.

Unmittelbare Spiegelung des Ich im Andern ebenso wie das Gespräch, freilich auch einseitige, von der Persönlichkeit des Empfängers gefärbte, ist der Brief. Aber Einseitigkeit bedeutet ja nicht Verfälschung, sondern nur: Anschlagen einer einzigen der vorhandenen Saiten und stumme Unberührtheit der übrigen; und je größer und verschiedenartiger die Zahl der Adressaten, desto größer daher die Vielseitigkeit und plastische Rundung des betreffenden Menschenbildes. So erwächst aus einer umfassenden Sammlung wie dem von Hans Schulz herausgegebenen Briefwechsel Fichtes die Gestalt des Briefschreibers in unmittelbarer Lebendigkeit. Fichte, den großen Mahner und getreuen Eckart des deutschen Volkes in schwerer Schicksalszeit, kannten wir bisher im wesentlichen nur aus seiner geistigen, heute noch lebendigen Weiterwirkung; er war ein bronzenes Bild, zu dem wir aufsahen, aber mit dem wir nicht reden konnten. Daß diese Bronzegestalt jetzt lebendige Menschenzüge bekommt, daß uns in ihr eine seltene Einheit von Mensch und Werk sichtbar wird, ist ein Geschenk, für das wir dem Herausgeber zu danken haben. Sei es in der Aussprache des Mannes gegen den Freund, der liebenden und doch seelisch keuschen Erschließung gegen die Braut oder im gerechten Zorn gegen den Gegner — überall spüren wir eine lautere und geradlinige Mannhaftigkeit, die, wenn sie Wirkung auf den anderen erstrebt, diese Wirkung doch nur um der Sache, nie um der eigenen Person willen sucht und ein aufrechtes Leitbild des deutschen Menschen vor uns hinstellt.

Daß auch in den schicksalschwersten Zeiten neben dem Heldengesang die Idylle ihr Lebensrecht behält, erleben wir in den Briefen von Erneſtine Voß, die Ludwig Bäte herausgibt. Aus einer Familie heraus an Familienglieder geschrieben, umfassen sie nur den bescheidenen häuslichen, von

Digitized by Google

literarischen Interessen erfüllten Kreis; und wenn bei einem Fichte das eigene Einzelleben hinausgerissen wird ins Allgemeine des Volksschicksals, erleben wir hier Weltgeschichte nur soweit sie das Eutiner Rektorhaus, die Jenaer Bachstraße oder die Heidelberger Gartenwohnung angeht. Aber wir haben es ja alle selbst oft mit Staunen erfahren, daß dieser enge häusliche Alltag auch unter den Schlachten eines Weltkrieges seinen Gang geht und in seiner Unscheinbarkeit die stille Kraft gibt zu härtestem Ertragen. Und glücklich wer wie die schlichte mütterliche Frau, die diese Briefe schrieb, selbst in den aufziehenden Gewittern einer sogenannten „großen Zeit" Freude hat und verschenkt in den Tausendschön, bunten Bohnen und Sina-Rosen eines liebevoll gepflegten Hausgärtchens!

Aus dem geschlossenen Umkreis eines Einzellebens stammt auch ein jüngst erschienener Band Briefe und Tagebücher, in denen uns die längst vertraute Gestalt des „Alten Mannes" Wilhelm von Rügelgen wieder begegnet. Während die bekannten „Jugenderinnerungen" bis an die Katastrophe der Ermordung seines Vaters führen, die dem harmlosen Lebensglauben seiner Knabenzeit so jäh ein Ende machten, und der 1923 erschienene der „Lebenserinnerungen" den müde resignierten Ausklang des Alters gibt, füllt dieser neue Band die weite Lücke zwischen beiden und zeigt das künstlerisch-menschliche Werden des früh Ernstgewordenen, Liebeszeit, Ehe und Mannesarbeit. Indes aber äußerlich dieses Leben stets von zwar bescheidenem, doch stetigem Gelingen begleitet scheint und für die wachsende Familie eine äußere Lebenssicherheit erreicht wird, erlebt der Leser, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, in diesem liebenswerten und tief aufrichtigen Mann einen ergreifenden inneren Kampf zwischen künstlerischem Wollen und Können, der schließlich in vornehm schweigender Bescheidung endet. Hätte Wilhelm von Rügelgen über sein Leben hinaus sehen können, so hätte er erfahren, wo sein eigentliches Wirken lag. Er war kein großer Künstler, aber er war ein tiefer und echter Mensch, und diese lebendige Wirkung seines Seins auch noch in die heutige Zeit hinein reicht weit über das hinaus, was die meisten seiner Zeitgenossen durch ihre künstlerische Leistung erreichten.

Wenn die bisher besprochenen Briefe bei aller Einstellung auf die Persönlichkeit der Briefempfänger doch gewissermaßen naiv, rein aus sachlichem oder menschlichem Mitteilungsdrang heraus geschrieben waren, so steht bei den „Briefen eines Unbekannten" von Alexander von Villers spürbar die Absicht bewußter Wirkung dahinter. Freilich nicht eine persönliche Eitelkeitsabsicht; die lag diesem kultivierten, beschaulichen Lebenskünstler und Geistesaristokraten völlig fern. Aber wenn Alexander von Villers an die Frauen und Freunde schrieb, die ihn so gern als Gast auf ihren vornehmen österreichischen Landsitzen sahen, dann wurde ihm der Brief unter den Händen zum Gedicht, zum Kunstwerk. Und obgleich ihr realer, wie spielend hingeschütteter Augenblicksinhalt meist an sich ganz

Digitized by Google

unwesentlich ist, haben diese Briefe des Wahlösterreichers und sächsischen Legationsrates a. D. mit dem französischen Bluteinschlag aus seinem Wiesenhaus in Neulengbach draußen vor Wien in ihrer geistvollen Grazie auch heute noch einen unvergänglich lebendigen Charme — ein Wort, dessen besondere Färbung weder mit den verwandten deutschen Wörtern Reiz noch Zauber ganz ausgedrückt werden kann. Und man ertappt sich über dem Wunsch, in unserer ruhelosen Zeit etwas von der lächelnd resignierenden Lebensbeschaulichkeit dieses Künstlers zu lernen, der als ein neuer kultivierter Diogenes vom Leben nichts braucht zur Freude als ein Fleckchen an der Sonne und das Spiel mit dem eigenen Geiste.

Wenn der Mann zur Lebenserfüllung im höchsten Sinne nur des Geistes bedarf, so verlangt das Wesen der Frau ein anderes: Wärme des Herzens; und Wertmaß ihres Lebens ist es, ob sie diese Wärme in ihren Lebenskreis und ihr Schaffen, welcher Art dies auch sei, auszuströmen versteht.

Das Bild, das wir von den Frauen der italienischen Renaissance haben, läßt zumeist bei allen sonstigen glänzenden Vorzügen adeliger Schönheit und hoher Geistesbildung gerade dieses Wesentlichste vermissen; es liegt eine gewisse Kühle über diesen geschmückten fürstlichen Gestalten, die sich selbst immer wie vor dem Spiegel öffentlicher Bewunderung fühlen. Daß aber im Schatten dieser strahlenden Vordergrundserscheinungen einer Isotta, einer Vittoria Colonna und Isabella d'Este noch ein anderes Frauentum der Renaissance lebte, schlicht und mütterlich wie die sommerliche Erde, scheinbar von Glanz und hoher Geistigkeit dieses erstaunlichen Jahrhunderts kaum gestreift, dennoch durch seine tiefe Lebensunsicherheit, sein wildes Schwanken zwischen Wagnis und Gefahr zu einer ruhigen, in gläubigem Gottvertrauen wurzelnden Kraft und Selbstbehauptung gereift — das erleben wir heute in einem einzigartigen Buch, dem Briefband der Alessandra Strozzi, der uns das große Quattrocento in einer Intimität und naiven Unmittelbarkeit nahebringt, wie es kein Mannesbuch vermöchte.

Diese florentiner Patrizierfrau, Mutter jenes Filippo, der durch die Erbauung des stolzesten Palazzo seiner Vaterstadt den Namen Strozzi unsterblich gemacht hat, blieb nach dem Tode ihres in der Verbannung früh gestorbenen Gatten als Witwe mit fünf Kindern in zwar auskömmlichen, aber doch durch die politischen Wirren und die Steuerlast der Zeit schwierigen und häufig bedrängten Vermögensverhältnissen zurück. Die noch nicht Dreißigjährige zeigte sich der Aufgabe gewachsen und nahm nicht nur die Erziehung ihrer Kinder, sondern auch die geschäftliche Verwaltung und Leitung des Hauses Strozzi in feste Hand. Inhalt ihrer Briefe an die Söhne, die nach Sitte der Zeit früh ins Ausland gingen, um dort kaufmännische Geschäfte zu betreiben, und von denen der älteste, jener obengenannte Filippo, sich bald eine geachtete und einflußreiche Stellung erwarb, ist eben durch den Umkreis dieser Aufgabe gegeben. Vermögens-

Digitized by Google

fragen, Pläne und Veränderungen im Besitzstand, vor allem der städtischen Grundstücke und Häuser der Strozzi, drängende Steuersorgen und geschäftliche Aufträge in Wolle, Flachs und Stoffen; die Heiratsaussichten und Aussteuern der Töchter, von deren Schönheit und vornehmem Anstand sie mit mütterlichem Stolz redet; florentiner Familiennachrichten aus dem Bekanntenkreis, Hochzeit, Tod und Taufe; liebevolle Fürsorge für die Söhne, die sich bis auf Märzenkäse, Fenchel, Medikamente und den Schnitt neuer Hemden erstreckt; mütterliche Ermahnungen „voller Liebe und voller Tränen" für deren in der großen Welt gefährdete Jugend und eifrige Mutterpläne für die Wahl der Sohnesfrauen. An dem roten Faden dieser persönlichen Angelegenheiten geführt, erleben wir nun aber nicht nur das Kleinleben eines einzelnen Familienkreises, sondern die Stadt Florenz selbst: Straßenleben und Kirchgang, Kleiderluxus, Fürstenempfänge und Feste der Medici, Aufruhr, Kriegsgeschrei und das alljährliche „große Sterben", vor dem man sich in die Landhäuser der toskanischen Hügel flüchtet. Wir erleben, mit den Augen einer vornehmen und praktisch klugen Frau gesehen, ein Stück von der großen Politik der Zeit, wie sie mit ihren verstrickten Fäden vom heiligen Stuhl in Rom, von Venedig, Neapel und Mailand bis in die Geschicke der Familien und des Einzelnen hineinreicht und weitschauend zu jeweiligem Vorteil mit in Rechnung gezogen werden muß. Vor allem aber erleben wir diese reife, gütige und starke Frauenseele selbst, wie sie sich in diesen schlichten und bei aller praktischen Klarheit herzenswarmen Mutterbriefen ausdrückt: gläubig vertrauend vor Gott, ganz selbstlose Aufopferung für die Ihren, und bei aller Gewissenhaftigkeit im Kleinsten doch vornehm im wahrsten Sinne und großzügig als Mensch. Wir besitzen bisher noch kein Werk, das den weitesten Kreisen diese hohe Zeit abendländischen Menschentums in so phrasenlos-schlichter Wirklichkeit und Unmittelbarkeit — auch in ihren Schattenseiten — naherücken kann wie dieses Buch eines stillen, jeder Öffentlichkeit fernen Frauenschicksals. —

Es ist ein weiter Gedankensprung, wenn wir uns nun aus der Welt der Frührenaissance in die der großen Französischen Revolution und ihrer Nachwehen wenden; aber dennoch rücken die Zeiten sich nahe, wenn wir sie wiederum im Spiegel eines Frauenschicksals sehen. Und auch hier dürfen wir wie vorher jenes höchste Wertmaß der Frau, das der Herzenswärme, anlegen. Denn wenn sich Lili von Türkheim in ihrer Mädchenjugend von der stürmischen und unrastigen Liebe des Frankfurter jungen Genies Wolfgang Goethe löste, so war es nicht, weil ihr etwa diese Wärme gefehlt hätte. Ihre gesammelten, zum Teil französischen Briefe, die jetzt in einem vornehmen Bande vorliegen, zeigen die reife Frau und Mutter in einer ruhigen Würde, einer fürsorgenden Güte und tiefen, auch unter schmerzlichen Schlägen schicksalsgelassenen Frömmigkeit, die dieses spätere Bild der „lieben, guten, weisen, mütterlichen Lili", wie Lavater sich aus-

Digitized by Google

drückt, des großen Jugendgeliebten würdig macht. Durch die wenigen Briefe, die in äußeren Angelegenheiten zwischen ihr und Goethe in späteren Lebensjahren gewechselt wurden, klingt zwischen den Zeilen noch die warme und reine Erinnerung einstiger Verbundenheit hindurch.

Der Titel „Im Anfang war die Liebe" ist tief kennzeichnend gewählt für den schönen Band der Briefe Malwidas von Meysenbug an ihre Pflegetochter Olga Herzen-Moned. Diese seltene Frau, der die Lebenserfüllung im Eros wie die bluthafte Mütterlichkeit zeitlebens versagt blieb, hat durch ihr achtzigjähriges Leben einen solchen Strom vergeistigter Liebe von sich ausgehen lassen, daß man sie ein Genie der Freundschaft nennen könnte. Ohne selbst im eigentlichen Sinne künstlerisch produktiv zu sein, hat die „Idealistin" weit in ihre Zeit und über sie hinaus gewirkt als verstehende und befeuernde Geistesfreundin vieler der Größten des Jahrhunderts, eines Herzen, Wagner, Nietzsche u. a.; und noch als fast Achtzigjährige spürte und liebte sie, wie aus den hier vorliegenden Briefen hervorgeht, mit ihrer ewig jungen Seele in dem noch ganz unbekannten jungen Franzosen Romain Rolland den kommenden Großen voraus. So ist denn ihr reiches und geistig beschwingtes Leben und dessen Spiegelung in der Autobiographie ihr eigentliches Kunstwerk geworden; und stärker noch als in den biographischen Bänden spürt man die Unmittelbarkeit dieses Lebens in diesen schönen Briefen an die geliebte Wahltochter, zu der alle unausgelebte Mütterlichkeit dieser unerschöpflichen Frauenseele hinströmte.

Den Titel dieses Frauenbuches könnte man auch über zwei Mannesbücher stellen, in denen ein Stück glühend gelebtes Leben in Briefen gesammelt ist. Der Band „Unbegreiflich Herz" enthält die Liebesbriefe Liliencrons an Helene v. Bodenhausen, die große verzehrende, glücklich-unglückliche Lebensliebe und später geschiedene Frau dieses heißblütigen Dichters und Frauenritters. Alle lyrische Glut und alles ungezügelte Draufgängertum seines Blutes liegen in diesen, oft in später Nacht aus wilder Stimmung hingehauenen Briefen, die doch endlich tragisch-nüchtern in einem Bericht über die gerichtliche Ehescheidung ausklingen.

Merkwürdig stark tritt auch hier wieder der Gegensatz heraus, wenn wir neben die Temperamentsausbrüche der Liliencronbriefe den schmalen Band Dichterliebesbriefe stellen, in denen wir dem drei Tage vor Friedensschluß 1918 gefallenen Gerrit Engelke, einer verlorenen großen Hoffnung unserer jungen Dichtung, menschlich nahe kommen. Etwas Schweres, Unerlöstes spricht aus diesen Briefen, die noch ganz erfüllt sind von der Jünglingsandacht zur Frau. Aber wie in der Knospe die künftige Blume, zeigen sie hier und da in dichterisch erhöhtem Liebesstammeln, im eingestreuten Gedichtfragment den kommenden deutschen Dichter und Menschen von großem Ausmaß, den uns die späte Kugel im Schützengraben jäh vor der Entfaltung genommen hat. —

Ganz nahe der Spiegelung des Ich im Brief stehen Tagebuch und Selbst-

Digitized by Google

biographie. Und dennoch nur scheinbar nahe. Denn ein anderes ist das aus unmittelbarem Impuls heraus entstehende Briefgespräch, bei dem man Antwort und Gegenrede des einen unsichtbaren Partners innerlich mithört, ein andres der überlegt geschriebene Monolog, bei dem auch dem ehrlichsten Bekenner unbewußt immer der unbestimmte Begriff eines Publikums, einer weiteren Öffentlichkeit vorschwebt. Besonders deutlich tritt dieser innere Beweggrund heraus in den jetzt erst aus Familienbesitz ans Licht getretenen Erinnerungen der Caroline Jagemann, späteren Frau v. Heygendorf. Daß dieser schon rein äußerlich durch seine reichen Bildbeigaben anziehende Band ein wesentlicher Beitrag zur Kenntnis der Goethezeit und vor allem der Weimarer Theatergeschichte unter Goethe sein mußte, ist ohne Frage. Aber darüber hinaus ist unverkennbar, daß hier nicht nur die einfache Absicht der Darstellung eines merkwürdigen Zeitabschnittes und Einzellebens, auch nicht einmal nur einer künstlerisch abgerundeten Darstellung die Feder führte, sondern daß der Geliebten des alternden Carl August von Weimar vor allem daran lag, durch diese Niederschrift sich selbst und ihr Handeln vor den Augen der Gesellschaft und der Öffentlichkeit — und mittelbar wohl damit auch ihrer Kinder — zu rechtfertigen. Durch diesen ersichtlichen Zweck, in der Frau und Mutter menschlich durchaus begreiflich, wirkt gerade das eigentlich Persönliche häufig allzu arrangiert. Unberührt davon aber bleibt die lebhafte und intime Zeitschilderung des Goetheschen Weimar, mit den Augen einer begabten und hochgebildeten Frau und Künstlerin gesehen, und von dem Zeitpunkt an, wo die Erinnerungen taktvoll abbrechen — dem ihrer Vereinigung mit Carl August — ergänzt durch eine Fülle unveröffentlichten Materials aus der Weimarischen Theatergeschichte, und durch eine Anzahl kluger und lebensreifer Frauenbriefe Frau v. Heygendorfs aus ihren letzten Jahren.

Daß aber das Bewußtsein der unsichtbaren Mit- und Nachwelt, für die der Autobiograph schreibt, nicht etwa immer eine Fassadendarstellung bedingt, sondern in dem schwerblütig innerlichen Künstlermenschen, dem es mehr um die Sache geht als um die eigene Person, eher zu einem unbedingten Wahrhaftigkeitszwang des Bekennens führen kann, erleben wir in dem schönen und ernsten Lebensbuch des Malers Wilhelm Steinhausen, das Alfons Paquet, der Gatte der Tochter Steinhausens, mit einer ehrfürchtig verstehenden und tief deutenden Einführung herausgibt. Wilhelm Steinhausen, dieser innerlichste deutsche Maler und Freund Hans Thomas, hat bei diesen Aufzeichnungen wohl zunächst seiner Kinder und Enkel gedacht, denen er ein schlichtes und getreues Bild seines Lebens und Werdens hinterlassen wollte. Daneben trieb ihn aber auch die Verantwortlichkeit seinem Werk und der Kunst gegenüber zum Bekenntnis. Steinhausen ist lebenslang einer jener stillen, ganz nach Innen gewandten Einzelgänger gewesen, die aus der tiefen Künstlerdemut des echt

Digitized by Google

Begnadeten heraus keine Worte über sich selber machen, er redete mit Pinsel und Stift, und jedes Bild war ihm Bekenntnis und Gebet. Erst nach dem Erscheinen der ersten Monographien über sein Werk aus fremden Federn erwacht in dem Alternden der Wunsch, Biographisches festzuhalten. Es ging ihm, wie der Herausgeber es ausspricht, „um nichts als um den Nachweis, daß sein Leben, Malen und Sinnen notwendig so war und nicht anders". Doch über diese schlichte Lebensrechtfertigung hinaus hat uns der Künstler — ähnlich seinem Jugendfreund Hans Thoma — in diesen Erinnerungsblättern etwas geschenkt, das nicht nur als Deutung seines Schaffens, sondern auch an sich selbst bleibenden Wert hat: das Bild seines Seins, die Gestalt eines deutschen Künstlers und grübelnden Gottsuchers vom Blute der Dürer und Meister Bertram.

Ein ruheloser Grübler und Sucher, doch von ganz anderem, von luziferischem Schlage war auch Richard Dehmel, von dem heute im Rahmen der gesammelten Werke ein Band „Bekenntnisse" vorliegt. Dehmel der Dichter ist einmal— um die Jahrhundertwende und nahe bis an den Weltkrieg hin — geistiger Führer, Sprecher, Repräsentant einer jungen Generation gewesen, die ihre Probleme, Zwiespältigkeiten und Süchte in der gottlosen Frömmigkeit seiner Dichtung verwirklicht und verklärt empfand. Heute ist er uns — durch die Kluft eines Kriegsjahrzehnts von der jetzigen Jugend getrennt — dichterisch schon Literaturgeschichte geworden, und sein Werk rührt uns nicht mehr an letzte seelische Tiefen. Aber über dieses Werk hinaus wächst uns plötzlich, ganz dem Heute angehörig und darüber hinaus noch ins Künftige weisend, Richard Dehmel der Mensch, wie er in ganz reifer Güte und geistiger Weitspannung uns in seinen wunderschönen beiden Briefbänden entgegentritt. So ist uns auch dieser neue Band ein wesentlicher Besitz, da er uns den Künstlermenschen Richard Dehmel in verschiedenen Phasen seines Lebens spiegelt: in den Selbstgesprächen des Tagebuches aus den Dreißigern als Werdenden, der sich in der eignen Entwicklung immer der inneren Verantwortung bewußt ist und vor keiner Fragestellung, keinem Hineinleuchten ins Verborgenste seines Ich zurückschrickt; in den Rundfragenantworten, offenen Briefen und Ansprachen als den Gereiften, den repräsentativen Führergeist, dessen in Jugendjahren unbändig flackerndes Feuer, zu einer tiefen schönen Wärme geklärt, die unbedingte Ehrlichkeit und klare Erkenntnis dieser aus unmittelbarer Berührung mit dem Leben entstandenen und für die breite Öffentlichkeit geformten Urteile und Bekenntnisse von innen her durchglüht. So wird Richard Dehmel noch auf lange hin, neben der Wirkung seines dichterischen Werkes und unabhängig von ihr, mit seinem aufrechten und gereiften Menschentum auch künftigen jungen Generationen Wegweiser und lebendiges Leitbild bleiben.

Wenn Richard Dehmel in seiner menschlich-künstlerischen Entwicklung von vornherein auf dem Boden einer alten Kulturüberlieferung steht und die Probleme, mit denen sich der Werdende auseinandersetzt, durchweg Bil-

Digitized by Google

dungsprobleme sind, so erleben wir in dem russischen Dichter Maxim Gorki einen neuen, einen traditionslosen Menschen, der sich seine innere Welt ohne überlieferte Fundamente, sozusagen auf nackter Erde aufbaut. Den vor Jahren erschienenen beiden ersten Bänden seiner Autobiographie „Meine Kindheit" und „Unter fremden Leuten" hat Gorki jetzt unter dem Titel „Wanderer in den Morgen" den dritten folgen lassen. Es liegt wohl nicht nur an dem zeitlichen Zwischenraum, daß dieser neue Band einen völlig anderen Charakter trägt als die früheren. In der Kindheit und ersten Jugend baut sich der Mensch mit seinen frischen Sinnen zunächst die äußere Welt, und jedes neue Ding, Gesicht, Erlebnis bedeutet ihm ein Stück neue Weltschöpfung. So quellen auch diese beiden Bände der Kindheit und Knabenzeit förmlich über von farbigem, ganz naiv erfaßtem, greifbar wirklichem und wimmelndem Leben. In dem letzten Buche aber ist nicht diese äußere Welt — so lebendig und vielfältig sie sich auch hier noch darstellt — das eigentlich Vorherrschende, sondern jene stärkste Forderung an jeden Werdenden von wahrer Berufung: die Formung der inneren Welt. Dieser junge russische Arbeiter, der zwangsmäßig fast und ungestüm den Weg zum Geistigen sucht, glaubt ihn zunächst in der Berührung mit den „Intellektuellen" zu finden; und innerlich ergriffen lebt man es mit, wie in ihm die Gläubigkeit des primitiven Menschen an die Wissenschaft, von der er die Lösung aller Lebensrätsel erwartet, mit seiner gesunden Erdverwurzeltheit nicht nur, sondern auch mit dem noch unbewußt Schöpferischen seiner Anlage kämpft, die ihn den inneren Leerlauf dieser endlosen Diskussionen, Negationen, Probleme instinktiv erkennen und ablehnen läßt. Und triebhaft fast, gestoßen von äußerem scheinbarem Zufall und gezogen von dunklem inwendigem Müssen, findet er endlich die für ihn einzig mögliche Lösung: das Leben nicht durch das ewig unzulängliche Mittel menschlicher Erkenntnis, sondern aus schöpferischer Kraft des Künstlers verstehend zu erfassen und neu zu gestalten. —

Wenn das Welterlebnis des Mannes von der eigenen Mitte ausgreift in die Weite, vom Individuellen zum Allgemeinen drängt, so holt sich die Frau die Welt Stück für Stück ins eigene Ich herein und erlebt das Allgemeine nur am einzelnen Fall. Mit ergreifender Unmittelbarkeit wirkt daher, in der leidenden Liebe nahverbundener Frauenseelen gespiegelt, das ganz unliterarische und unpathetisch menschliche Bild der beiden großen russischen Dichter, Tolstoj und Dostojewski, wie es sich in dem von Prof. Eichenwald herausgegebenen Sammelband darstellt, der die Erinnerungen der Gräfin Tolstoj und der Gattin Dostojewskis im Auszuge bringt. Daß ein großer Mann in der Unbedingtheit seiner Berufung und der Schwäche seiner Menschlichkeit zugleich eine Gnade für die Menschheit und ein Martyrium für seine Nächsten bedeuten kann, wird aus den Erinnerungsblättern dieser beiden Frauen schmerzhaft klar. Und die lebenslang zwiespältige Prophetengestalt des Alten von Jasnaja Poljana wächst zu

Digitized by Google

tragiſcher Größe in einem dritten Frauenbuch, den in ihren ſchlichten Tatſachen erſchütternden Aufzeichnungen ſeiner Tochter Alexandra über Tolſtojs Flucht und Tod.

Daß Reiz und Bedeutung aller Memoirenbücher von Frauen im ganz Perſönlichen, Intimen liegt, erleben wir auch in dem ſchönen Kindheits- und Jugendbuch von Liſa Wenger, „Im Spiegel des Alters". Wie das Kind ſich ſeine eigene ſorglos bunte kleine Spielwelt zwiſchen den ernſten, harten und wilden Schickſalen der Großen baut und Tod und Liebe ſtreift, ohne ſie noch zu erkennen, das iſt hier mit der feinen Weisheit der Künſtlerin gegeben, die auch das Tiefe lächelnd zu ſagen weiß. Und wenn etwas von frühlingshaftem Schein über dieſem frohen Buche liegt, ſo geht er nicht allein vom Stofflichen, von Kindheitserlebnis und Erinnerung aus, ſondern von einer zu Trotz dem Buchtitel ungealterten Seele ſelbſt, in der immer noch ein Stück von dem lachenden und plauderſeligen „Loggeli" der Kinderjahre ſteckt.

Eine ſeltſam primitive, ja naturhaft wilde Kindheitsgeſchichte finden wir in dem erſten Band der „Lebenserinnerungen einer alten Frau" von Joſepha Kraigher-Porges, die, als Pflegekind ſchlichter Menſchen in einem Kärntner Dorfe aufgewachſen, heute eine in Öſterreich durch ihre impulſive und energiſche Tätigkeit in der Kriegsfürſorge weit bekannte Frau iſt. Dieſe erdgebundene, den dunklen Naturkräften noch nahe Welt bäuerlicher Menſchen, wie ſie vor allem das katholiſche Süddeutſchland noch wachſen läßt, glauben wir mit der Selbſtſicherheit des „Gebildeten" zwar zu kennen; doch wir ſehen ſie nur von außen, und ihr tiefſtes urgewachſenes Weſen erſchließt ſich nur dem, der ihr nach Blut und Seele zugehört. Selten aber wird ein Solcher, wenn er einmal aus ihr und über ſie hinausgewachſen iſt ins geiſtig Hellere, noch ſoviel innere Nähe zu dieſer hinter ihm verblaßten, meiſt ſchwer und ſchmerzhaft überwundenen Kindheitswelt behalten, daß er ſie uns ohne überlegene Geſte aus bluthafter Verbundenheit heraus nahebringen und deuten kann. Vielleicht wird das im Letzten nur die Frau fertig bringen, die — will ſie nicht ihr Beſtes verlieren — auch im geiſtigen Wachſen und Reifen immer erdgebunden bleibt. Es zeugt für die Ungebrochenheit, man möchte ſagen, die Erdkraft dieſer Frauennatur, die uns auf dem edlen Bild zu Beginn des Buches aus mächtigen Augen unter weißem Haar anblickt, daß ſie uns dieſe bäuerlich enge Welt voll Schickſal, dunklem Aberglauben, Roheit und heiliger Menſchengüte ſo naiv und unmittelbar erleben läßt, wie mit den Augen des Kindes Finele ſelbſt, dieſes ſeltſam ungebändigten, in Trotz, Liebe, Gottesglut und Verzweiflung jähen Wildlings, der in ihr ſein bitterhartes Kindheitsſchickſal wehrhaft durchkämpft.

Auch Anſelma Heine, die durch ihre feine und nachdenkliche Erzählerkunſt bekannte Dichterin, ſchenkt uns in ihrem Erinnerungsband „Mein Rundgang" ein lebendiges Stück Vergangenheit — freilich mehr von ihrer Umwelt als von ſich ſelbſt. Wie die Zurückſchauende hier von ihrer Kind-

Digitized by Google

heit und Jugend in der kleinen Universitätsstadt der sechziger Jahre, in der bürgerlichen Behaglichkeit des Elternhauses plaudert, das ist von der heiteren unbewußten Anmut einer heute unwiederbringlich verschwundenen Großvaterzeit. Bei den späteren Kapiteln aber, wo der Leser die weitere Lebensentwicklung der Dichterin erwartet, wird ihm eine leise wachsende Enttäuschung; denn er erlebt zwar die Berliner literarischen Kreise der Jahrzehnte vor dem Weltkrieg in impulsiv lebendiger, häufig witzig anekdotischer Schilderung, aber die Verfasserin selbst, der warme, stark eigengeprägte Mensch Anselma Heine, wie ihn ihr weiter Freundeskreis kennt, zieht sich in übergroßer persönlicher Zurückhaltung hinter den bunten Vorhang dieser Literaturwelt zurück, ohne daß wir von ihrem eigenen Werden mehr als den äußeren Rahmen erführen. Bei alledem dürfen wir ihr aber dankbar sein für ein interessantes Stück erlebter Literaturgeschichte, daß sie uns mit diesem Erinnerungsbuche schenkt.

Um auch neben dieses persönlich so zurückhaltende Lebensbild sein Gegenspiel zu stellen, reihen wir hier ein ungewöhnliches Buch ein, daß nur zum geringsten Teil autobiographisch im engeren Sinne genannt werden kann, sich aus Tagebuchaufzeichnungen, Novellen, kleinen Schlüsselromanen durchsichtigster Art zusammensetzt und so als Ganzes eine einzige kaum verhüllte Konfession darstellt: den starken Band „Gesammelte Werke" der Gräfin Fanny Reventlow. An dem gängigen Sittenmaß der Gesellschaft gemessen ist dieses Buch, dieses Leben, dieser Mensch eine Ungeheuerlichkeit — mit den Augen des Psychologen, des Künstlers gesehen, ein erstaunliches Seelenerlebnis. Nur in den Tagebüchern der jungen Russin Maria Baschkirtseff besitzen wir ein weibliches Lebensdokument von ähnlich nackter Wahrhaftigkeit. Diese junge Norddeutsche aus adligem Blut, von alter Kultur und primitivsten Instinkten, Grande Dame und Kokotte, Bohémienne und hingebende Mutter, hart arbeitend wie eine Proletarierfrau und den guten Augenblick genießerisch schlürfend wie den Schaum vom Sektglase, bringt es irgendwie fertig, über allen Abenteuern, Erbärmlichkeiten und schmutzig kleinen Nöten ihres Lebens immer souverän zu bleiben und bei aller moralischen Fesselosigkeit letzten Endes nie sich selbst zu verlieren. Ganz bewußt unliterarisch, eingestandenermaßen nur um des Geldes willen schreibend, schafft sie in ihren geistreich spielenden, in hastiger Nachtarbeit hingeworfenen Schlüsselromanen aus der Münchner Bohème kleine Kunstwerke von verwegener Grazie. Und zuletzt, wenn in den Blättern ihres einzigen Buches das Feuerwerk dieses armen, wilden, reichen, überschäumenden und doch im Tiefsten schwermütig einsamen Lebens verlischt und versprüht, bleibt als funkelnde Spur das Eine: hier war ein Mensch, der den Mut hatte, das Risiko seines Lebens bis zum äußersten Ende zu leben und keinem andern Gesetz zu gehorchen als dem des eigenen ungestümen, schweifenden, sich verschwendenden Herzens. Und der uns mit diesem Buch, eine Bettlerin mit der Geste

Digitized by Google

eines achtlos verſchenkenden Königs, das unvergleichliche Schauſpiel dieſes Herzens und Lebens in unverhüllter Nacktheit geſchenkt hat.

In der gleichen Geſellſchaftsſchicht, der auch die Gräfin Reventlow durch Geburt angehörte, wurzelt ein höchſt reizvolles Erinnerungsbuch, deſſen Verfaſſerin Helene von Noſtitz, die Enkelin des alten Diplomaten Fürſt Münſter, iſt. Aber während Fanny Reventlow die Grenzen der Kaſte rebelliſch ſprengen mußte, um ſich ſelber zu erleben, ſchöpfte Helene Noſtitz ihr Erleben eben aus Stil und altererbter Kultur dieſer Schicht, ohne doch ſich gegen andere Lebenskreiſe abzuſchließen. In dieſen mit der vornehmen Feinheit altengliſcher Farbenſtiche hingeſetzten Schilderungen aus dem Pariſer Geſandtſchaftshotel, aus den Wiener hohen diplomatiſchen Kreiſen, in der Charakteriſtik einzelner Geſichter und Typen empfindet man nicht nur das Auge der Künſtlerin, ſondern auch etwas von verklingender Tradition des achtzehnten Jahrhunderts, ja vom einſtigen heute faſt verlorenen Sinn aller eng umgrenzten Standeskultur überhaupt, als eines Mittels zur Hochzüchtung einer führenden und verantwortungsbewußten Schicht. Und parallel damit geht das Bild des geiſtig ariſtokratiſchen und führenden Menſchen in der lebendigen und fraulich einfühlenden Zeichnung des der Verfaſſerin nah befreundeten großen Franzoſen Rodin.

Dieſes europäiſche Skizzenbuch von Helene Noſtitz ſteht ſchon an der Grenze des Autobiographiſchen; denn obgleich es ſich in der Ichform gibt, iſt nicht das eigene Leben der Verfaſſerin ſein Gegenſtand, ſondern die in ihr geſpiegelte Umwelt, am Faden des Selbſterlebniſſes aufgereiht. So leitet es von ſelbſt zur eigentlichen Biographie hinüber, der Spiegelung und Weiterwirkung eines Menſchenbildes in Mit- und Nachwelt. Und hier ſei zuerſt eine fürſtliche Frauengeſtalt hingeſtellt, die für uns zwar heute ſchon Geſchichte geworden, aber in ihren ſpätern Nachwirkungen auch heute noch bedeutſam iſt, die alte Queen Victoria, deren langes Leben Strachey in einer höchſt unterhaltſamen und aufſchlußreichen Biographie hinſtellt. Dieſe junge, in wenig glänzenden Verhältniſſen aufwachſende Prinzeſſin, von einer zielbewußten, wachſamen und ſchlauen Mutter in faſt harter Schule dem von vielen Augen gierig belauerten engliſchen Königsthron entgegenerzogen ſchien noch ein halbes Kind, als ihr durch den Tod des alten Königs dieſer Thron zufiel. An ſich wenig bedeutend, hat die junge Königin ſich aber vom erſten Augenblick an, nicht immer zum Heil des Landes und Europas, mit zähem Willen und ſtarkem Bewußtſein ihres Gottesgnadentums und ihrer königlichen Pflichten in ihrer Stellung durchzuſetzen gewußt und, obzwar durch einen mit den Jahren wachſenden weiblich beſchränkten Eigenſinn häufig Krux und Hemmnis für ihre weltpolitiſch denkenden Miniſter, es verſtanden, durch gelegentliche Phaſen der Unpopularität hindurch für ihr Volk die vergötterte und geliebte Queen zu werden. Menſchlich nahe rückt ſie dem Leſer in der Herzenswärme und Schlichtheit ihres häuslichen Lebens, der

Digitized by Google

Innigkeit des Verhältnisses zum Prinzgemahl und der Liebe zu ihren Kindern. Aber dem objektiv Außenstehenden gibt gerade dieses intime Lebensbild den Eindruck, daß hier eine gute, fürsorgliche und tüchtige Familienmutter irrtümlich in eine führende und repräsentative Stellung von Weltbedeutung geraten ist; und daß ihre mißverständlich übersteigerte Auffassung herrscherlichen Gottesgnadentums, sowie die in ihrer Korrespondenz häufig und naiv hervortretende Gewohnheit, europäische Verwicklungen und Geschicke als eine Familienangelegenheit des weitverzweigten und rührigen Coburger Hauses anzusehen, sich auf den Enkel vererbt und unheilvoll weitergewirkt hat, für kommende Katastrophen den Boden bereitend.

Bedeutung der äußeren Lebensstellung und der Persönlichkeit stehen im umgekehrten Verhältnis bei einer führenden deutschen Frau, deren Lebensbild wir hier anreihen, der 1922 als Achtzigerin verstorbenen Frau Minna Cauer, einer der Vorkämpferinnen der Frauenbewegung. Geboren und aufgewachsen zu einer Zeit, da die Stellung der Frau noch völlig auf den Kreis der Familie beschränkt war und jedes Hinausdrängen zu eigener beruflichen Tätigkeit ungewöhnlich schien und Kämpfe kostete, suchte und fand sie nach einer ersten, durch Geisteskrankheit und Tod ihres Gatten früh gelösten Ehe aus der Verzweiflung heraus den Weg zur inneren Befreiung durch geistige Arbeit, auf dem ihr später der zweite Gatte Eduard Cauer Führer und geliebter Wegkamerad wurde. Es fehlt hier der Raum, um näher auf die Entwicklung einzugehen, die nach dessen schwer verwundenem Tod die Verwitwete über Schmerz und Einsamkeit des eigenen Lebens zum führenden Eingreifen im geistig praktischen Befreiungskampf der Frau führte, nicht aus irgendwelchem bewußtem Streben, sondern einfach aus der Tatkraft und Wärme dieser reichen Frauennatur heraus. Das Wesentliche aber für uns Späteren an ihrer Erscheinung, wie sie uns durch eine Fülle persönlicher Briefe und Tagebücher in diesem schönen Lebensbild nahekommt, ist, daß sie selbst mitten im politischen Kampf nie eine jener vermännlichten oder vielmehr versachlichten Frauen wurde, wie sie Beruf und Öffentlichkeit heute nur allzuviel prägen, sondern immer die herzenswarme, mütterliche Frau blieb, der auch die Sozialpolitik nur eine erweiterte Mütterlichkeit bedeutete und die sich klar bewußt war, daß der Eintritt der Frau in die Politik etwas völlig Anderes und Neues bedeuten müsse und nicht nur einen schwächeren Aufguß der bisherigen Mannespolitik, zu der sie während des Krieges in offen bekanntem mutigem Widerspruch stand. Minna Cauer hat als fast Achtzigjährige mit junger Seele noch Zusammenbruch, Revolution und den deutschen Notfrieden leidenschaftlich miterlebt, mit ihrem unbeirrt klaren Blick über den Tag hinaus in die Zukunft sehend. Geschichte und Entwicklung gehen über den Einzelnen hinweg und neue Kräfte treten handelnd an seine Stelle. Aber das Spiegelbild seines Seins bleibt. Und es ist wesent-

Digitized by Google

lich für das nachwachsende Frauengeschlecht, daß schwesterliche Bilder wie das dieser aufrechten Frau und Führerin als Vorbild und Maßstab an dem Wege stehen, der dieser heutigen Jugend so kampflos und bereitet vor den Füßen liegt.

Es haben in den Jahrzehnten vor der Katastrophe des Weltkrieges der führenden Geister manche am Wege des deutschen Volkes gestanden, mit fast prophetischem Blick vorausgesehen, was kommen mußte, und zur Selbstbesinnung gerufen. Unter ihnen einer der Bedeutsamsten ist Julius Langbehn, der Rembrandtdeutsche, jene seltsame Gestalt, die durch den beispiellosen Erfolg eines einzigen Buches hochgetragen wurde wie von einer gewaltigen Welle, und nach dieser einmaligen geistigen Tat, die er gleichsam unpersönlich als Namenloser, Beauftragter einer höheren Berufung ausführte, geheimnisvoll unauffindbar für die Öffentlichkeit, verschwunden blieb. Jetzt liegt endlich, geschrieben von Julius Langbehns nahem Freund und Schüler Momme Nissen, die lang erwartete Biographie des Rembrandtdeutschen vor, die das Geheimnis dieses Lebens lüftet und zugleich weiten Kreisen eine Überraschung bereitet in Gestalt seiner den Näheren freilich längst bekannten Konversion zum Katholizismus. Die Gestalt dieses nordischen Menschen, der in seiner Unbedingtheit, seiner hohen Reinheit und kämpferischen Freudigkeit etwas Siegfriedhaftes hat, wird daher eine umstrittene sein, da der einen Volkshälfte Deutschlands seelische Heimkehr bedeutet, was der anderen ein Bruch in der Persönlichkeit und ein Rückfall in Unfreiheit heißt. Und selbst dem, der objektiv suchend den Wegen dieser seltsamen und eigenwüchsigen Seele nachgehen möchte, wird der Zwiespalt nicht erspart bleiben zwischen der Freude darüber, daß des Rembrandtdeutschen nächster und getreuester Freund und Gefolgsmann uns das Bild dieses Lebens schenkte, und dem Bedauern, daß in der Darstellung des Konvertiten und Benediktinerpaters so manches tief Menschliche mit Schweigen übergangen wird, was in gewisse innere Zusammenhänge und Entwicklungen ein Licht werfen könnte.

Daß aber der Übertritt zum Katholizismus bei diesem freien, stolzen und unbedingt wahrhaftigen Menschen nicht etwa Flucht oder inneren Bruch bedeutet, wird ohne Frage aus Anlage und innerer Entwicklung seines Lebens klar, und um so mehr nur, wenn man es sich aus der Eindeutigkeit gläubig katholischer Auffassung ins allgemein Menschliche übersetzt. Gewiß wäre von seinen Ausgängen aus, objektiv gesehen, noch ein anderer Weg möglich gewesen zu einem neuen großen Evangelium deutschen Geistes, das alle Gottsuchenden deutscher Nation umfaßt hätte. Für diese Natur ohne Kompromisse, ganz auf ja oder nein, Alles oder Nichts gestellt, war aus innerem Muß nur dieser eine Weg der mögliche; und wenn er ihn ging, so tat er es nicht aus der flüchtenden Schwäche eines Clemens Brentano, eines Zacharias Werner heraus, sondern mit der stolzen und freien Demut eines Christophorus, der das Jesuskind auf seine Schultern

Digitized by Google

nimmt und es auf seinem Nacken schwer werden fühlt, als trüge er die ganze Welt. Eins aber ist notwendige Folge: diese Entscheidung war eine individuelle, eine ganz persönliche Angelegenheit, nicht mehr Teil seiner großen deutschen Berufung, deren Verkündigung zu jener Zeit schon hinter ihm lag. Und so liegt auch das Repräsentative, die führende Bedeutung und das eigentliche Interesse seines Lebensbildes auf jenen Sucherjahren, da er geistgetrieben dieser Berufung entgegenwuchs, von Jahr zu Jahr einsamer, herber und bewußter seines Gottesgnadentums. So stark war dieses Bewußtsein seiner Sendung in ihm, daß er sein Ich ohne Besinnen mit ihr identifizierte und an seine Anhänger Forderungen unbedingter Gefolgschaft in so schroffer Härte stellte, daß er sie sich sämtlich entfremdete; bis auf jenen einen getreuesten, der ihm zuletzt auch auf dem Wege eigenpersönlichster Entscheidung gefolgt ist. Diese Berufung aber tritt uns aus seinem Lebensbild als ein Werdendes, ein aus Blut und Geist Geborenes und Erlebtes entgegen und trifft uns mit einer ganz neuen Bedeutung, als ein jetzt, heute erst wirklich Zeitgemäßes. Denn jene Zeit materiellen Hochstandes und geistigen Niedergangs, in die der Rembrandtdeutsche Bekenntnis und Weckruf seines Buches hineinwarf, horchte wohl auf, aber sie war blind und nicht reif für diesen herben Mahner, war nicht aufzuhalten mehr auf dem Wege in das große und schon nahe Verhängnis. Heute erst sehen wir rückschauend das tiefe Prophetische dieses seltsamen Buches. Und ahnen, daß nun erst wirklich seine Zeit gekommen ist, daß ihm heute eine zweite Welle der Wirkung beschieden sein wird, die vielleicht weniger ins Breite, aber dafür mehr in die Tiefe gehen wird als jene erste, und in der neben dem Werk auch das reine und hohe Bild seines Menschentums steht.

Ein großes Volk aber, daß zu einer eigenen geistigen Kultur heraufwachsen will, bedarf auch Erdenraum und realen Wurzelboden, um diese Kultur zu tragen; und bedarf auch der politischen Führer, um sich auf seinem Erdenraum zu behaupten. Daß Deutschland seit Bismarck keinen politischen Führer großen Formats mehr besessen hat, war sein Verhängnis; und seine schwere politische Schuld, daß es im Augenblick der Not und der Entscheidung den berufenen Führer, den es hätte haben können, nicht erkannte. Unter den Hunderten der Weimarer Nationalversammlung, die auf mühsam aus vielen Köpfen zusammendestillierten Verfassungsparagraphen ein neues Reich gründeten, fehlte der eine Mann, der Lauterkeit, Willen, sicheren politischen Instinkt genug hatte, um den Staat nicht nur als Mechanismus, sondern als Organismus zu sehen und zu bauen, und auf den unter den Tieferblickenden im Lande viele Augen warteten. Dieser Mann war Max Weber.

Wie sehr er wirklich ein Berufener war, das erleben wir heute mit dem schmerzlichen Gefühl des unwiederbringlich Verlorenen in dem groß angelegten und liebevoll ausgebauten Lebensbild, das Marianne Weber,

Digitized by Google

ſelbſt eine der geiſtig führenden Frauen unſerer Zeit, ihrem erſt vor wenig Jahren verſtorbenen Gatten widmet.

Kaum gibt es eine ſchwierigere Aufgabe als die, das Leben eines nahverbundenen Menſchen darzuſtellen, der zugleich als führende Perſönlichkeit in der Öffentlichkeit ſteht; denn hier gilt es, Schritt für Schritt und immer von neuem zu ſcheiden, was an dieſem vertrauten Menſchenbild und Leben nur ſeinen Nächſten angehört, und was der Allgemeinheit Recht an ihm iſt. Marianne Weber hat dieſe Aufgabe mit zarteſtem Frauentakt und höchſter geiſtiger Verantwortung gelöſt. Wie ein verborgener, nur leiſe heraufrauſchender Unterſtrom geht die tiefe Verbundenheit dieſer beiden Menſchen, dieſe Ehefreundſchaft im höchſten Sinne, durch alle Seiten des reichen Erinnerungsbuches, und aus ihr wächſt jenes Verſtehen bis ins Innerſte hinein, jenes intuitive Erleben des Andern, mit dem dieſes Lebensbild geſchaffen iſt.

Und Max Weber war als Menſch gewiß nicht leicht zu verſtehen und zu nehmen. Wer ihn einmal in dem herriſchen Ungeſtüm ſeines Temperaments auf der Rednerbühne, wer ihn im engeren Kreis gebannt horchender Menſchen im Geſpräch erlebt hat, der ahnte, daß in dieſem Manne Eis und Feuer, Ja und Nein, drängender Wille und dunkel hemmende Gewalten nah beieinander wohnten, daß ſein kämpferiſcher Drang ſich nicht nur gegen außen kehrte, ſondern auch ins eigene Innen zurückſchlug. Das vorliegende Lebensbild beſtätigt dieſe Ahnung und deckt die ſeltſame und erſchütternde Tragik auf, die dieſer geiſtig überlegenen, mit Aktivität geladenen Führernatur immer wieder den Weg, klarſte Erkenntnis in weithin fühlbare Tat umzuſetzen, für Monate und Jahre durch ſchwere nervöſe Hemmungen unbegreiflich verlegte.

Den Reichtum dieſer Biographie auch nur zu ſkizzieren, iſt auf dieſem begrenzten Raum nicht möglich. Der Anfang greift weit zurück auf die Wurzeln dieſes Einzellebens in den Vorfahren, jeder von ihnen ein ganzer eigengeprägter, mancher ein hartkantiger Menſch, deſſen Bluterbe wieder im Enkel auflebt. In dem frühreifen Knaben mit dem durchdringend ſcharfen Intellekt ſpürt man bald ſchon die Bedeutung des Mannes voraus. Nach ein paar kraftgenialiſch verbrauſten Studentenjahren der langſam, aber feſtgriffig zufaſſende Ernſt erſter erkannter Lebensziele, ein ſtockend ſchwerflüſſiger Anfang im gewählten akademiſchen Beruf, junge Ehe und erſte Schaffenserfolge des Dreißigers, und endlich die große Lebensaufweitung, der geiſtige Reichtum der Heidelberger Zeit, die für das junge Paar eine noch in der rückſchauenden Schilderung aufleuchtende Daſeinshöhe bedeutet. Nicht für lange. Unbegreiflich, unerwartet überfällt den Mann der erſte Zuſammenbruch. Und nun erleben wir mit der Gefährtin, die ihr eigenes Ich ſtets in feinfühlig fraulicher Zurückhaltung im Schatten des Mannes hält, das qualvolle Auf und Ab langer ruheloſer Jahre, bleierne Gehemmtheit des eben noch ſprühend Lebendigen, monatelange

Digitized by Google

Reisen mit dem langsam Genesenden, Heimkehr, Hoffnung, erneuter Zusammenbruch und langsam zur Resignation absinkenden Zukunftsglauben. Was schon bei dem Durchschnittsmenschen zu tiefstem Mitleid erregt, das ist bei diesem feurig aktiven Führergeist ein Schauspiel von erschütternder Tragik. Und ein Beweis stählerner Willenskraft, daß es ihm über alle schwere Belastung gelang, seiner geistig-politischen Führerberufung in den Kreisen, auf die es ihm ankam, Geltung zu verschaffen.

Daß Marianne Weber ihrem Gatten nicht nur menschlich-verstehende, sondern auch geistig kongeniale Gefährtin war, erweist sie in ihrer Darstellung dieser Berufung und seines Lebenswerkes, die dem Buch sein Schwergewicht gibt, teils in klargebauten und konzentrierten größeren Einzelabschnitten, teils eingestreut und überall durch eine Fülle von Briefmaterial persönlich und lebendig gestaltet. Bei dieser Zusammenschau und zugleich bei der Rückschau über die inzwischen erfolgte politische Entwicklung Deutschlands läßt sich erst voll übersehen, wie klar Max Weber die schicksalhaften Notwendigkeiten des deutschen Volkes vorausah und deutete. Der unerbittliche Wahrhaftigkeitszwang, die stählerne Verstandesschärfe und der hohe ethische Maßstab seiner eigenen Anlage sowohl, wie die unter materiell glänzender Oberfläche lügnerisch verdeckte innere Zersetzung seiner Zeit bedingten es, daß seine Einstellung eine kritisch-analytische sein mußte, die keine Kompromisse kannte und in ihrer Zerstörung jeder Illussion etwas Erbarmungsloses haben konnte. Aber es war nur die Härte des Arztes, der schneidet, um zu heilen. Wäre Max Weber zu rechter Stunde zu der führenden Stellung und Aufgabe im politischen Leben berufen, für die er geschaffen war, er hätte ohne Frage den Tatbeweis geführt, daß seine Zeitkritik im Tiefsten auf positiver Grundlage fußte und nicht Zerstörung, sondern Aufbau und Tat wollte. Daß ihm diese Aufgabe auch in der Neuordnung Deutschlands nach Zusammenbruch und Revolution versagt blieb, nicht nur durch eigene innere Hemmung, sondern durch Blindheit der Männer am Ruder und Ruhhandel der Parteien — daß er machtlos mitansehen mußte, wie die zerstörte Illusion des wilhelminischen Reiches, dem er längst Untergang und Gericht vorausgedeutet, eilfertig nur durch eine neue ebenso verhängnisvolle ersetzt wurde, ist wohl die tiefste Tragik dieses reichen und doch so seltsam überschatteten Lebens; und ergreifend tritt sie heraus in der Schilderung jenes Münchener Abends, da Max Weber — als akademischer Lehrer mit der Jugend sonst immer in engster Fühlung — gewissensgedrängt aus seiner politischen Zurückhaltung heraustritt, um die studentische Jugend aufzurufen und um sich zu sammeln, es aber erleben muß, wie ihm aus ihren Reihen keinerlei Resonanz entgegenkommt und dieses künftige junge Deutschland, von Phrasen und Programmen berauscht, sich der strengen Forderung der Idee versagt.

So wirkt es fast wie schicksalhafte Notwendigkeit im höheren Sinn, wenn dieses Leben, dem die Auswirkung in der Tat versagt blieb, vor der

Digitized by Google

Zeit, unbegreiflich jäh und scheinbar aus voller Kraft heraus abbricht. Denn äußere Lebenszufälligkeiten sind ja in Wahrheit nie zufällig, sind nur Material, aus dem sich der Geist selber Schicksal formt. Max Weber war einer jener Übergangs- und Vorläufergeister, die auf der Schneide zweier Zeiten stehen, der alten nicht mehr zugehörig, weil sie ihre zur Lüge gewordenen erstarrten oder zersetzten Bindungen durchschauen, von der künftig werdenden, der sie weit vorausschauend schon gehören, zeitlich durch eine chaotisch verworrene, zu Aufbau und ordnender Klarheit noch nicht reife Gegenwart getrennt. So konnte dieser feurig aktive Geist, den es lebenslang zum Wirken drängte, auch kein eigentlich gerundetes und abgeschlossenes Lebenswerk hinterlassen; alles, was er schuf, war leidenschaftlicher Vorstoß, war Weckruf, der aufhorchen machte, aber nicht vollendetes Lebensresultat. Und seine eigentliche Bedeutung für seine Zeit und sein Volk liegt nicht in dem Einzelnen, was er dort und dann schrieb oder redete, sondern in dem, was er war. Soweit sich dieses Ungreifbarste, von Mensch zu Mensch strömende Fluidum, das sich als ein menschlich-geistiges Sein ausprägt, überhaupt halten und gestalten läßt, ist es in den Blättern dieses reichen und groß aufgebauten Lebensbildes bewahrt. Und Tieferes, Größeres kann verstehende Lebenskameradschaft dem vorangegangenen Gefährten nicht schenken, als daß sie dem scheinbar nicht voll ausgewirkten Leben so den Weg auftut zu einem Wirken weit über seine irdisch abgemessene Zeit hinaus. —

So erlebten wir hier im Spiegel einen Zug von Gestalten, jede in ihrem zeitlich vergänglichen Erdenbild und in dem, was an ihr zeitlos erscheint. Sein und Bedeutung jedes solchen Menschenbildes an unserem Wege ist, daß wir uns selbst an ihm messen. Die Jugend, der werdende Mensch, den es zu Tat und Wirken drängt, sieht in ihm nur das Werk und spricht zu ihm: Ich will *schaffen* wie du! Aber indes der Reifende mit und an seinem Werk und zuletzt darüber hinaus wächst, geschieht ihm die Wandlung: Er spürt, wie das Werk, für das er gelebt hat, auch selbst das überzeitliche Werk, sich von ihm löst und ein Anderes, Fremdes, wird, das sein eigenes Leben führt; und daß er selber, der Schaffende, dennoch mit leeren Händen stände, hätte er nicht etwas, daß ihm näher noch und eigener wäre als sogar sein Werk — nämlich sein Ich. Denn das letzte und Eigenste, das eigentliche Werk, an dem er lebenslang schafft, ist das Sein eines Menschen. Und das Höchste, was er den Mitlebenden wie den Späteren schenken kann, ist ein reifes und vollendetes Menschenbild, zu dem sie sprechen können: Ich will einmal *sein* wie du!

1. Gotthold Ephraim *Lessings* Gespräche nebst sonstigen Zeugnissen aus seinem Umgang. Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von Flodoard Freiherrn v. Biedermann. Propyläen-Verlag, Berlin.
2. Gespräche mit *Heine*. Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von H. H. Houben. Rütten & Loening. Frankfurt a. M.

Digitized by Google

3. Heinrich Heine, Gespräche. Ges. und herausgegeben von Dr. Hugo Bieber. Welt-Verlag, Berlin.
4. Ernst Norlind, Gespräche und Briefe Walther Rathenaus. Mit einem Nachwort von Max Scheler. Carl Reißner, Verlag, Dresden.
5. Laurence Housman, Gespräche mit Oskar Wilde. S. Fischer, Verlag, Berlin.
6. Marcel le Goff, Gespräche mit Anatole France 1914—1924. Musarion-Verlag.
7. Archibald Henderson, Tischgespräche mit Bernard Shaw. S. Fischer, Verlag.
8. Fichtes Briefwechsel. Ges. und herausgegeben von Hans Schulz, Direktor der Bibliothek des Reichsgerichts. 2 Bände. H. Haessel, Verlag, Leipzig.
9. Vossische Hausidylle. Briefe von Ernestine Voß an Heinrich Christian und Sara Boie 1794—1826. Herausgegeben von Ludwig Bäte. Carl Schünemann, Bremen.
10. Wilhelm von Kügelgen. Zwischen Jugend und Reife des Alten Mannes. 1820 bis 1840. Herausgegeben von Professor Dr. Johannes Werner. Verlag von Koehler & Amelang, Leipzig.
11. Briefe eines Unbekannten (Alexander von Villers). Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Insel-Verlag, Leipzig.
12. Das Zeitalter der Renaissance: Alessandra Macinghi negli Strozzi, Briefe. Eugen Diederichs, Verlag, Jena.
13. Die Briefe der Elise von Türckheim geb. Schönemann, Goethes Lili. Im Auftrag des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich zu Frankfurt a. M. unter Mitarbeit von Ernst Markwald herausgegeben von John Ries. Im Verlage Englert & Schlosser, Frankfurt a. M.
14. Malwida von Meysenbug, Im Anfang war die Liebe. Briefe an ihre Pflegetochter. Herausgegeben von Berta Schleicher. C. H. Beckſche Verlagsbuchh., München.
15. Unbegreiflich Herz. Detlev von Liliencrons Liebesbriefe an Helene von Bodenhausen. Herausgegeben und eingeleitet von Heinrich Spiero. Deutsche Verlagsanstalt.
16. Gerrit Engelke, Briefe der Liebe. Mit einer Einführung von Jakob Kneip. Orplid-Verlag, M.-Gladbach und Köln.
17. Die Erinnerungen der Karoline Jagemann. Herausgegeben von Prof. Eduard von Bamberger. Sybillen-Verlag, Dresden.
18. Aus meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen von Wilhelm Steinhausen. Herausgegeben von Alfons Paquet. Furche-Verlag, Berlin.
19. Richard Dehmel, Bekenntnisse. S. Fischer, Verlag, Berlin.
20. Maxim Gorki, Wanderer in den Morgen. Ullstein, Berlin.
21. Lisa Wenger, Im Spiegel des Alters. Grethlein & Co., Zürich, Leipzig.
22. Josepha Kraigher-Porges, Lebenserinnerungen einer alten Frau. I. Buch der Kindheit. Grethlein & Co., Leipzig, Zürich.
23. Anselma Heine, Mein Rundgang. Erinnerungen. Deutsche Verlags-Anstalt.
24. Franziska Gräfin zu Reventlow, Gesammelte Werke in einem Band. Herausgegeben und eingeleitet von Else Reventlow. Alb. Langen, München.
25. Helene Nostitz, Aus dem alten Europa, Menschen und Städte. Insel-Verlag.
26. Zwei Frauen. Die Gräfin Tolstoi und Frau Dostojewski. Mit einer Einführung von Prof. J. J. Eichenwald. Concordia. Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.
27. Tolstois Flucht und Tod. Geschildert von seiner Tochter Alexandra. Herausgegeben von René Fülöp-Müller und Friedrich Eckstein. Bruno Cassirer, Berlin.
28. Lytton Strachey, Queen Viktoria. Deutsch von Hans Reisiger. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Digitized by Google

29. Minna Cauer, Leben und Werk. Dargeſtellt an Hand ihrer Tagebücher und nachgelaſſenen Schriften von Elſe Lüders. Leopold Klotz, Verlag, Gotha.
30. Der Rembrandtdeutſche Julius Langbehn. Von ſeinem Freunde Benedikt Momme Niſſen. Herderſche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br.
31. Max Weber. Ein Lebensbild. Von Marianne Weber. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

Martin Kaubiſch / Leonardo da Vinci, Erkenntnis und Liebe

So ſingt der Dichter und der Seher weiß:
„Das neue Heil kommt nur aus neuer Liebe."
George

An einer markanten Stelle des Nachlaſſes* („Völker und Vaterländer") ſagt Nietzſche von Leonardo, er allein habe vielleicht von allen Künſtlern der Renaiſſance einen „wirklich überchriſtlichen Blick" gehabt. Er kenne „das Morgenland", das inwendige ſo gut wie das äußere. Es ſei etwas Übereuropäiſches und Verſchwiegenes an ihm, wie es jeden auszeichne, der einen zu großen Umkreis von guten und ſchlimmen Dingen geſehen habe.

Vielleicht drückt kein zweites Werk Leonardos, auch nicht die Mona Liſa, dieſe „übereuropäiſche" und „überchriſtliche**" Atmoſphäre mit ſolcher Bezauberung, aber auch in einer ſo abſoluten Undurchdringbarkeit aus wie ſein Johannes der Täufer. Wie oft man auch zu dieſem berauſchenden Bilde zurückkehrt, immer wieder verführt und bezwingt es durch ſeine hohe Verklärung nicht minder als durch ſeine vollkommene Fragwürdigkeit.

Iſt dieſer Johannes ein Heiliger oder ein Heide? Der härene Prophet und Wegbereiter des Chriſtus oder ein wiedererſtandener, beſtrickender Vorverkünder und Jünger des Dionyſos-Eros?

Immer von neuem erhebt ſich die Frage, und immer von neuem verſagt ſich die Antwort. Aber ſtets bleibt zurück: dieſer unfaßbare, halb göttliche, halb ironiſche Blick und dieſes Lächeln voll tiefer, ſüßer, wiſſender Liebe: vollendet und — unergründlich.

Wahrlich, in ihnen atmet und zittert und lebt das ganze Geheimnis, das Myſterium Leonardo. Man verſteht, daß dieſe übermenſchliche Heiterkeit und Verklärung Leonardos Zeitgenoſſen weit beängſtigender, rätſelhafter, unheimlicher war als die düſtere Tragik und Dämonie des großen Nebenbuhlers Buonarotti, und daß gerade Leonardos begabteſte und begnadetſte Schüler an dieſer Überfülle des Lichtes, an dieſem Geheimnis der Helle und

* Nietzſche: W. W. XIV, 147 (T. A. VIII, 488 Anhang). ** Im Sinne des „hiſtoriſchen" Chriſtentums; gewiß nicht im Hinblick auf Chriſtus ſelbſt.

Digitized by Google

Überhelle, wie sie die Erscheinung des vergötterten Meisters in einer fast dämonischen Güte ausstrahlte, wie trunkene Schmetterlinge verbrannten. Denn wer vermochte und vermöchte es wohl, die Atmosphäre, die Welt zu erfassen, die hinter diesen unglaublichen Bildern — groß und sonnenhaft leuchtend von allen Ekstasen und Schaudern des Lichtes — in apollinischer Glorie emporsteigt?

Sie reden von einer Verklärung der Erde, wie sie selbst Zarathustra-Nietzsche in seinen höchsten Visionen vielleicht erst geahnt hat, und künden eine Vollendung der sichtbaren Dinge, die zwischen Diesseits und Jenseits keine Grenze mehr kennt.

Das Absolute ist restlos Erscheinung geworden, das Metaphysische — wirklich.

Eben deshalb aber erscheint auch alles Sinnlich-Sichtbare bei Leonardo nie isoliert, sondern stets in verborgener Verbindung mit kosmischen Kräften und Mächten. Die Dinge sind eben nur vollkommen durchsichtig geworden — „transparent" — wie Kristall und bewahren so stets einen tief geheimnisvollen Charakter. Denn niemals darf man vergessen: eben der Leonardo, der die Mona Lisa, die heilige Anna, den Johannes geschaffen, erschuf auch die glühende Mitte der unvergänglichen Abendmahlsszene: den abschiednehmenden Christus, hart vor der Höhe der letzten Entscheidung, auf der dämmernden Grenze — unsagbar ergreifend — zwischen Heros und Gott . . .

Man hat viel gesprochen, geschrieben von der erstaunlichen Universalität Leonardos.

Und gewiß: in der Fülle seiner Intentionen und Intuitionen nahm Leonardo die Entdeckungen ganzer Geschlechter von Forschern, ja ganze Epochen der neuen wissenschaftlichen Weltdurchdringung vorweg*.

Aber man sollte doch nicht vergessen: auch dieser Kosmos besaß sein unverrückbares, göttliches Zentrum, seine alles beherrschende, bindende, durchglühende Mitte. Und das war ohne Zweifel Leonardos malerisches Genie.

Wenn seine unglaublichen Bilder es nicht auch denen, welche es nicht glauben wollen, bezeugten, so könnte man die Berechtigung dieser Auffassung auch noch auf einem anderen, mehr theoretischen Wege erweisen, an der Hand des ersten Teiles von Leonardos „Traktat"**.

Eine unbedingtere, glühendere, aber auch ungerechtere Verherrlichung der Kunst des „höchsten Sinnes", des Auges — in Wahrheit der Kunst seines Herzens — bei klarer geistvoller Abgrenzung der Malerei gegen

* Vgl. hierzu besonders „Leonardo da Vinci", Der Denker, Forscher und Poet von Marie Herzfeld, Verlag Eugen Diederichs, von dem in diesem Jahr eine endgültige Neuauflage in bedeutend erweiterter Form erschien. ** Vgl. die eben erschienene Neuausgabe: „Traktat von der Malerei." Nach der Übersetzung von Heinrich Ludwig; neu herausgegeben und eingeleitet von Marie Herzfeld. Jena 1925, Eugen Diederichs.

Digitized by Google

Skulptur und Musik, insbesondere aber gegen die Dichtkunst — lange vor Lessings Laokoon — läßt sich schwer denken*. Bei einem Geiste von der überragenden Objektivität Leonardos gewiß besonders bedeutsam, symbolisch bedeutsam, d. h. verräterisch für die Gewalt seines Eros: „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz."

Mag daher immerhin von Leonardo die bekannte Äußerung stammen: jede große Liebe sei die Tochter einer großen Erkenntnis — ein Wort, das natürlich den Primat der Erkenntnis und nicht den der Liebe oder — griechisch gefaßt: den Vorrang des Logos vor dem Eros bedeutet, und mag darin — ferner — eine seelische Haltung ausgedrückt sein von welthistorischer Geltung — man erinnere sich nur der Rolle, die dieser Primat des Erkennens, allerdings eines intuitiv-schöpferischen Erkennens, in der Welt der Upanischaden und Buddhas oder in der für die Entwicklung des abendländischen Denkens so entscheidenden griechischen Geistesgeschichte von Thales von Milet über Heraklit und Empedokles bis zu Plato gespielt hat — trotz alledem bleibt bestehen: daß eine künstlerische Gestaltung von so unerhörter Genialität wie das malerische Werk Leonardos und eine so unbedingte, fast fanatische Rechtfertigung dieses Werkes, wie sie der erste Teil des „Traktates" entwickelt, undenkbar ist ohne die stetig wachende, wachsende, währende Glut des höchsten geistigen Eros. Und so wird man — abschließend — vielleicht zu dem problematischen Ergebnisse kommen: daß die Stärke des Anteils von Erkenntnis und Liebe an Leonardos Schöpfungen im einzelnen wie im ganzen wohl niemals wird völlig geklärt werden können.

Indessen: diese Frage und ihre Lösung ist letzten Endes auch nicht entscheidend. Wohl aber entscheidend: daß man erkenne, daß in Wesen und Werk Leonardos überhaupt zwischen Erkenntnis und Liebe, zwischen Logos und Eros eine tief innerliche Wechselbeziehung von höchster beseligender Fruchtbarkeit waltet und daß eben in dieser schöpferischen, zu immer neuen Offenbarungen des Genius sich steigernden Polarität, in dieser Liebeseinung der beiden Reiche, das Geheimnis von Leonardos Persönlichkeit und das Vorbildliche seines Menschentums liegt.

Nicht nur für seine Epoche, die ja inmitten einer berauschenden Fülle neuer Erkenntnis auch über gewaltige, religiös und künstlerisch gestaltende Liebeskräfte verfügte, sondern in fast noch höherem Maß auch für uns. Denn wenn uns, uns Epigonen und Kindern ganzer Jahrhunderte einer hochentwickelten rationalen Kultur — und eben diese Rationalisierung aller Lebensbeziehungen war und ist ja gerade eine charakteristisch abendländische Leistung** — wenn uns, sage ich, etwas verloren ging, was uns doch niemals hätte verloren gehen sollen, so zweifellos dieses: diese frucht-

* Vgl. „Traktat"; I. Teil, bes. S. 10—17. ** Vgl. besonders die grundlegenden Ausführungen Max Webers; vor allem „Religionssoziologie", I. Bd., 2. Aufl., Tübingen 1922, S. 11 ff. und Bd. II., 1. Aufl., Tübingen 1921, S. 371 ff.

Digitized by Google

bare Wechſelwirkung von Wiſſen und Leben, von Logos und Eros, von Erkenntnis und Liebe. Und, wie ich fürchte, vor allem doch deshalb, weil wir nicht mehr opfernd uns hinzugeben, weil wir nicht mehr wahrhaft zu lieben vermögen. Und was iſt höchſte Weisheit ſelbſt ohne Liebe? Auch ſie vermag nicht zu ſchaffen. Einzig die Liebe. — Aber Eros, Eros hat uns verlaſſen. Und mit ihm das Schickſal.

Denn wohin du auch blickſt: vom ſchlichteſten, flüchtigſten Herzenserlebnis bis zu den höchſten Tragödien des Geiſtes — immer iſt Eros das Schickſal. „Ohne ihn", das heißt: „ohne Schickſal". Aber nicht „ſchickſallos wie der ſchlafende Säugling"* oder — die Götter, ſondern wie die, die ausgeſtoßen ſind aus der lebendigen Schöpfung.

Denn Logos — nicht Eros — iſt heute Sieger und allbeherrſchend geworden, ſoferne man dieſen alten und Ehrfurcht gebietenden Namen, der längſt zum Symbol einer metaphyſiſchen Weltkraft emporwuchs, und moderne Intellektualität mit ihrer oft nur zerſtörenden Wirkung überhaupt in Vergleich ſetzen darf.

Nun hat allerdings dieſe Allmacht des Logos auf der Höhe moderner wiſſenſchaftlicher, insbeſondere moderner philoſophiſcher Forſchung zu einer Welt- und Selbſtdurchdringung geführt, die mit dem tief ſymboliſchen, auch den tief metaphyſiſchen Charakter alles höchſten Erkennens erſchütternd enthüllte**, und damit ſelber die Bahn frei gemacht für die Entfaltung neuer irrationaler Kräfte und Mächte, insbeſondere der religiöſen Gewalten, aber: zugleich wuchs auch — aus gleicher Wurzel, echt tragiſch in dieſer „Tragödie der modernen Erkenntnis" — die Macht der Kritik und drohte jene eben befreiten oder aus früheren ſtärkeren Glaubensepochen noch herübergeretteten enthuſiaſtiſchen Kräfte erneut zu erſticken, d. h. die Kräfte, ohne deren emporreißendes, ſelbſt Götter bezwingendes Walten auf dieſer oft ſo dunklen Erde nun einmal nichts Wahrhaft-Großes geſchieht. Und wenn dieſe Kritik dann auch ihrerſeits wieder — an Höhepunkten — ebenſo notwendig wie durchaus ſchöpferiſch war — notwendig: um in der erdrückenden Überfülle geiſtiger Schöpfungen, Zuſammenhänge und Kräfte das Weſentliche zu ſichten, und ſchöpferiſch: vor allem in der modernen Geiſtespſychologie und Kulturphiloſophie***— trotz alledem muß es geſagt werden, mit allem Ernſte und aller Energie geſagt werden: auch die höchſte, die produktivſte Kritik iſt nur Wegbereitung und Vorſpiel, ſie iſt nicht ſelber das Neue.

* So: Hölderlin in „Hyperions Schickſalslied". ** Es ſei vor allem erinnert an Ernſt Caſſirer: „Philoſophie der ſymboliſchen Formen", I. Teil: Die Sprache (Einleitung) und 2. Teil: „Das mythiſche Denken", Berlin 1923/24. *** Es ſei erinnert an: Eduard Spranger: Lebensformen, Halle 1922, 3. Aufl.; Theodor Litt: Geſchichte und Leben, Leipzig 1918; aber auch an Heinrich Rickert: Die Grenzen der naturwiſſenſchaftlichen Begriffsbildung; 3. u. 4. Aufl., Tübingen 1921; beſonders Kap. IX, S. 404 f.; und nicht zuletzt an Ernſt Troeltſch: Der Hiſtorismus und ſeine Probleme, Tübingen 1922; ſowie an Hans Freyer: Theorie des objektiven Geiſtes, Leipzig 1923/24.

Digitized by Google

Und wie es eine ewige Grenze gibt zwiſchen dem Schriftſteller und dem wirklichen Dichter, ſo gibt es auch eine ewige Grenze zwiſchen dem Nur-kritiſch-Schöpferiſchen und dem großen Liebend-Schaffenden, dem, der wahrhaft unter dem Hammer der Götter ſteht und dieſe letzte, dieſe höchſte, dieſe einzige Gnade immer von neuem erkauft durch das vollkommene Opfer. Denn nur um dieſen Preis begnaden die Götter, und noch niemals ergriffen, erfüllten, erhoben ſie einen, der nicht in ihren Licht- und Liebesſtürmen zuvor, in den Martyrien echter Berufung, zuſammenbrach und verbrannte. Denn: „wie wollteſt du neu werden, wenn du nicht erſt Aſche geworden biſt?“*

Indeſſen: nicht jedes Opfer ſinnerfüllt und erlöſt, nicht jedes beſchwört. Nur das freiwillige, aus dem Geiſte des ewigen Ja, d. h. aus dem Geiſte der Liebe. Opfer- und Liebeskraft hängen unlösbar zuſammen. Und weil wir weder die eine, noch auch die andere in ihrer ganzen ſchickſalbezwingenden Tiefe beſitzen, weil wir nicht mehr wahrhaft zu opfern, noch wahrhaft zu lieben vermögen, haben „die Götter“, leuchtende Leibwerdungen der innerſten — ewigen — Schöpfungskräfte der Welt, uns auch voll Stolz und Trauer verlaſſen . . .

Bleich und erloſchen liegt das Weltreich unſerer Erkenntnis — erkältet, erſtarrt — und harrt der Erlöſung, der Fruchtbarmachung ſeines unerſchöpflichen Reichtums, durch die Gnadenfülle des Eros. Denn nicht unſer Hirn, unſer Herz nur wird die Erde erneuern, und nur, wo das Opfer des Geiſtes ſich wieder in Demut vermählt mit dem Opfer des Blutes, wird eine neue Menſchheit geboren. Oder — anders gefaßt —: erſt wenn jede neue und weſentliche Erkenntnis zugleich neue Ströme der Liebe entfeſſelt und jede tiefer dringende Liebesberührung zu neuen ſchöpferiſchen Erkenntniſſen führt, erſt, wenn dieſe enthuſiaſtiſche Polarität, dieſe hochzeitliche Verſchmelzung der beiden Reiche wieder beglückende, perſönliche Wirklichkeit wird, wie in der großen Geſtalt Leonardos — wird eine neue Epoche beginnen. Dann wird ſich Wiſſen verwandeln in Weisheit — dionyſiſche Weisheit, durch die der Lebensgott ſelbſt ſeine tiefſten Geſetze und Ziele verkündet — und höchſte Erkenntnis in vollkommene Schätzung, ſofern nur der Liebende in einem tieferen — intuitiven — Sinn wahrhaftig „wiſſend“ und nur der Gläubig-Bejahende wahrhaft gerecht iſt. Denn dies erſt wäre die wahre Peripetie in der Tragödie der modernen Erkenntnis, die dieſe zugleich durch die Macht des Myſteriums in eine Welt der Verſöhnung verwandelt: Eros als Löſer, Erlöſer, Erfüller, Vollender des Logos; und Logos, aus Jahrhunderte alter Erſtarrung, Erſchöpfung und Überſpannung erwachend — zu neuem Leben, zur Höhe ſeiner innerſten Schickſalsbeſtimmung erwachend — im Morgenglanze des Eros.

Und von dieſer entſcheidenden Wende wäre dann nur noch ein Schritt — und lächelnd ſtiege Eros empor in der Glorie des Allüberwinders, das neue

* Nietzſche: Zarathuſtra (W. W. VI, 94), Taſchenausg. A. VII, 94.

Digitized by Google

Imperium ſiegender Liebeskraft zu begründen am Tage der wiederkehrenden Götter. Denn immer führt Eros den Reigen.

Aber auch dann würde Logos nicht weichen, ſondern den jugendlich ſtrahlenden Gott auf ſeinen welterneuernden Fahrten in Kraft und Klarheit begleiten. Denn wir haben vom Baum der Erkenntnis gegeſſen und können nicht mehr zurück: kein „peccatum originale", wie der altteſtamentliche Mythos verkündet, ſondern notwendige, höher zwingende Stufe in der inneren Schöpfungsgeſchichte des Menſchen. Und wenn wir auf dieſer ſchmerzlichen Stufe bewußter tragiſcher Spaltung auch kindliche Einfalt und paradieſiſche Unſchuld verloren — wir werden ſie wiedergewinnen — eine neue und höhere Unſchuld — wenn wir weiterſchreiten im Geiſte, in die Unendlichkeit alles Geiſtes und ſo unſer begrenztes individuelles Bewußtſein zu einem univerſellen, zu einem kosmiſchen oder All-Bewußtſein erweitern*.

Aber auch dieſe große Verwandlung wird kommen als eine Gnadenſchöpfung des Eros. Denn wie die verklärende Lichtgewalt dieſes Gottes ſchon jedes Einzelbewußtſein unendlich vertieft und erweitert, ſo auch das innere Schickſals- und Schöpfungsbewußtſein ganzer Geſchlechter, Epochen und Völker — wie in Gott ſelbſt, der nur deshalb als der Unendlich-Wiſſende — allüberſchauend und alles durchdringend — erfühlt und geahnt werden darf, weil Er allein die Kraft beſitzt, unendlich zu lieben:

„O meine Freunde, Gott iſt mir ſchon deswegen unentbehrlich, weil er das einzige Weſen iſt, das man ewig lieben kann . . .

Und meine Unſterblichkeit iſt ſchon deswegen notwendig, weil Gott doch nicht das Unrecht wird begehen wollen, das Feuer der Liebe, das einmal in meinem Herzen zu ihm entbrannt iſt, ganz auszulöſchen. Was aber iſt teurer als Liebe? Die Liebe ſteht höher als das Sein; die Liebe iſt die Krone des Seins, wie ſollte das Leben ihr nicht untertan ſein?"** Und ſo:

„Steigt hinan zu höherm Kreiſe,
Wachſet immer unvermerkt,
Wie, nach ewig reiner Weiſe,
Gottes Gegenwart verſtärkt.
Denn das iſt der Geiſter Nahrung,
Die im freiſten Äther waltet:
Ewigen Liebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet."***

* Hierzu vor allem: „Das Marionettentheater" von Heinrich v. Kleiſt, deſſen herrlicher Kurfürſt, dieſer preußiſche Jupiter, wohl als der begnadete Träger eines ſolchen intuitiv-kosmiſchen Bewußtſeins aufgefaßt werden darf. ** Doſtojewski: „Die Dämonen", Bd. II, S. 1048, Ausgabe Piper, München. *** Goethe: Fauſt II, 5, 5. Vers, 11 918 ff. (Pater seraphicus).

Digitized by Google

Adolf Behne
Kunst in der Gemeinschaft

Kunst in der Gemeinschaft . . . das bedeutet keinen Zustand, sondern ein Ziel und eine Aufgabe. Heute ist weder Gemeinschaft verwirklicht, noch Kunst . . . und das eine Manko steht mit dem andern in Beziehung, in Wechselwirkung.

Erst in der Gemeinschaft wird es Kunst geben. Bis dahin kommt jede für die Gemeinschaft geleistete Arbeit auch der Kunst zugute — und jede für die Kunst geleistete Arbeit auch der Gemeinschaft.

Der jeweilige Grad der Annäherung an Gemeinschaft entspricht genau dem jeweiligen Grad der Annäherung an Kunst.

Das heißt: wir betrachten die soziale Geschichte der Menschheit als eine Entwicklung zur Gemeinschaft . . . und die Geschichte ihrer Produktion als eine Entwicklung zur Kunst.

In beiden Skalen haben wir es bisher nur mit Annäherungswerten zu tun. — Das widerspricht sehr stark der üblichen Anschauung.

Zwar ist es nicht ganz neu, die soziale Geschichte der Menschheit als eine stufen-, etappen- und periodenweise, dabei einheitliche Entwicklung zur Gemeinschaft anzusehen . . ., mit Höhepunkten, Pausen, Änderungen im Tempo . . . doch in sich logisch und einheitlich . . . aber so auch die Geschichte der menschlichen Produktion anzusehen, wirkt neuartig und könnte zum Widerspruch herausfordern. Denn: das Werk der Kunst wurde bisher stets als zeitlos angesehen, und gerade die Kunst sehr früher Zeitabschnitte (Griechen) galt als vorbildlich, als „klassisch".

Diese Auffassung scheint uns falsch und gefährlich . . . denn sie macht die Kunst stumpf. Sie geht aus von dem Trugschluß: Kunst ist Sache der Qualität; Qualität ist nicht an Ort und Zeit gebunden . . . also hat es vollendete Kunst stets und überall gegeben.

Dagegen spricht: Wir unterstellen als wahr, daß Phidias eine höchste Vollendung in der Qualität darstellt . . . warum arbeitet trotzdem schon die nächste Generation anders? Wenn Qualität der Sinn der Produktion wäre . . . warum sind wir nicht bei den Feuerstein-Werkzeugen geblieben, die in ihrer Zeit eine Pracht-, Glanz- und Höchstleistung waren?! Feststellung der Qualität ist so wenig der Schlüssel zum Verständnis der Kunstentwicklung wie Abschätzung der Moral ein Schlüssel zum Verständnis der politischen Geschichte sein würde.

Die Statue des Phidias, das Altarbild Botticellis, die Landschaft Cézannes sind vielleicht als Qualitäten, als Werte an sich, gleich . . . aber das allein besagt für ihr Leben sehr wenig. Als Lebensfunktionen sind sie sehr verschieden.

Digitized by Google

Diese wichtigen Lebensfunktionen übersieht man immer. In keiner Kunstgeschichte spielen sie eine Rolle — und so wird aus der Kunstentwicklung eine Anthologie, ein Museum, ein spannungsloses Neben- und Nach-Einander von Formen.

Ist denn aber die Identifizierung: vollendete Form = Kunstwerk zutreffend?

Sie ist es lange Zeit bis zu einem gewissen Grade gewesen ... und ist es heute nicht mehr. Auch die vollendetste Form muß sich heute als notwendig erweisen. Wir lehnen uns heute auf gegen jede ziellose Produktion ... auch dort, wo ihre Erzeugnisse qualitätvoll sind. Produktion ohne Qualität kommt von vornherein überhaupt nicht in Frage. Wir verwerfen sie ... aber auch die qualitätsvolle Produktion überprüfen wir nach ihrer Notwendigkeit. Die Produktion soll nicht mehr für die von ihr ausgestreuten Erzeugnisse hinterher einen Bedarf künstlich konstruieren, sondern soll von Anfang an gezielt sein.

Nehmen wir an: es fabrizierte heute eine Fabrik ein Auto ... meinetwegen sogar ein gutes Auto, und brächte es auf den Markt in einer künstlerischen Formung im Stile Ghibertis oder Peter Vischers. Nehmen wir an, diese Formung sei nicht nur handwerklich-technisch und in der Mache hervorragend, sondern auch gut in den Proportionen, reizvoll im Geschmack, stark in der Phantasie ... würden wir dieses Produkt ein Kunstwerk nennen ... oder würden wir lachen?

Diejenigen, die Kunst nur als Nacheinander reizvoll vollendeter, beliebiger Formen ansehen, müssen auch dieses Auto bewundern ... aber ich hoffe, sie würden heute nur noch wenig Zustimmung finden.

Wir betrachten das Kunstwerk nicht mehr zeitlos-formal, sondern sachlich — als einen Hebel der Entwicklung des Menschen ... ohne damit den Anspruch auf Qualität aufzugeben. Dieser ist in unserem Begriff der sachlichen Notwendigkeit selbstverständlich enthalten. Das Werk des Geistes, das die Kraft hat, uns weiterzubringen, hat stets und immer jene Qualität der Mache ... aber noch längst nicht jede Qualität der Mache garantiert uns Notwendigkeit.

Wenden wir diese Betrachtungsweise auf die vergangenen Epochen an, so finden wir, daß aus dem spannungslosen Neben- und Nacheinander schöner Formen ein dynamisch sich entwickelndes Ganzes wird. Auch die vollendetste Figur des Praxiteles, das köstlichste Madonnenbild Lochners, die erhabenste Muttergottes Michelangelos sind Relativa — an Ort und Zeit gebundene Konstruktionen, die über die allgemeinen Ordnungsprinzipien ihrer Zeit nicht hinauskönnen. Wie weit sie beigetragen haben, diese Prinzipien zu verbessern, neuen allgemeinen Ordnungen den Weg zu bereiten ... das macht ihren eigentlichen Wert aus.

Die heiter blühenden Tafeln eines Gentile da Fabriano oder eines alten Kölners sind zauberhaft ... und doch ist in ihnen nicht nur Milde, Ein-

Digitized by Google

fachheit und Zartheit des Mittelalters . . . sondern genau so muß in ihnen enthalten sein die unbarmherzige Brutalität dieser Zeit, ihre enge Unduldsamkeit und oft widerliche Rohheit. Wir haben sie noch nie darin gesehen? Weil wir immer nur gelernt haben, Kunstwerke wie Schneckenhäuser anzusehen, aus denen man die Schnecken vorher schön entfernt hat.

Untersuchen wir die Kunstwerke auf die Struktur ihrer gleichsam verfassunggebenden Elemente, so werden wir es greifen, und dann werden wir sehen, daß — wie zu Anfang gesagt — die Geschichte der menschlichen Produktion eine Entwicklung zur Kunst ist . . . genau parallel gehend der Geschichte der Menschheit als einer Entwicklung zur Gemeinschaft. Jedes Kunstwerk muß nicht nur wie bisher als Form-Qualität isoliert abgeschätzt werden, nicht nur äußerlich historisch aufgereiht werden . . . es muß in erster Linie auf seinen sozialen Radius geprüft werden.

Wie wir einen natürlichen Organismus nur begreifen können, wenn wir seine Umwelt kennen, seine Merkwelt und seine Wirkungswelt, um mit Uexküll zu sprechen, so begreifen wir ein Kunstwerk erst aus seiner Wirkungswelt, die nicht das übliche kulturhistorische Milieu der Professoren ist. Wir heute sind unterwegs . . . auf dieser Straße und auf jener . . . unterwegs zur Gemeinschaft — unterwegs zur Kunst.

Was ergibt sich für unsere Zeit?

Daß wir aus dem Wissen um die Zusammenhänge heraus bewußt an der Aufgabe: Kunst in der Gemeinschaft arbeiten.

Auch der Pessimist muß zugeben, daß über dieses Problem überall debattiert wird. Die Aufgabe ist gestellt . . . aber wie lösen wir sie?

Es stehen sich zwei Anschauungen gegenüber: eine opportunistische und eine sachliche oder erkennende. Das Wesen beider Anschauungen wird am besten deutlich, wenn wir sie prüfen an ihrer Stellung zum Prinzip, zur Lehre des l'art pour l'art.

Die opportunistische Auffassung bekämpft die l'art pour l'art-Parole, die Atelier-Kunst, die „reine Kunst" um der Kunst willen. Das alles ist ihr ein müßiger Sport . . . eine Sünde an der Gemeinschaft und an der Arbeit für sie. Sie zieht aus den letzten, scheinbar abgebrochenen formalen Experimenten der Künstler und aus der auf sie folgenden Reaktion den Schluß, daß die reine Kunst an ihrem Ende angelangt, daß sie tot sei — und glaubt, daß man, um sie der Allgemeinheit wieder nutzbar zu machen, sie in den Dienst der politischen Situation stellen müsse. Kunst ein Mittel der politischen Propaganda . . . das ist die Meinung der Opportunisten. Nur im Dienste der Politik erfüllt nach ihnen Kunst noch eine Arbeit für die Gemeinschaft. Am konsequentesten sind hierin die Kommunisten. Aber selbstverständlich steht ja die Kunst gleicherweise allen Parteien, die Künstler honorieren können, zur Verfügung. Was also ist der Effekt? Gar keiner!

Wenn alle Kriegsparteien mit Blaukreuz-Granaten schießen . . . so ist der Vorteil illusorisch. Indem man Kunst zum Mittel der politischen Pro-

Digitized by Google

paganda macht, wird die Politik kaum geändert. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sie ohne Kunst schneidiger, flinker, überzeugender ist.

Von politischer Kunst hat die Politik keinen Vorteil. Und die Kunst auch nicht! Denn sie wird hier mit Gewalt festgehalten bei einem Zustand, der gerade überwunden werden muß. Denn es kann sich im Dienste der Politik und der Tages-Parole immer nur um Illustration, Darstellung, Erläuterung, Abbildung oder dekorative Ausschmückung handeln . . . d. h. um mehr oder minder „Künstlerisches" — niemals aber um „Kunst". Und so ist es sehr bezeichnend, daß selbst die politisch revolutionärste Partei — weil sie die Kunst fast ausschließlich opportunistisch auffaßt — künstlerisch reaktionär wirkt.

Daß sich die Bourgeoisie nach den gefährlichen und in ihren Konsequenzen so ungemütlichen Kunst-Revolutionen der Kubisten, Konstruktivisten, Suprematisten, dankbar in die molligen Arme der „neuen Sachlichkeit" (alias alten Gegenständlichkeit) geworfen hat und mit Vergnügen sieht, wie Anton von Werner wieder das Ideal wird . . . das ist verständlich. Eine Ironie aber ist es, wenn Revolutionäre denselben Weg gehen . . . in Rußland genau so wie in Deutschland . . ., den Weg der Gegenständlichkeit, als den . . . angeblich! . . . der Masse allein verständlichen; auf den sie notwendig getrieben werden, weil politischer Anschauungsunterricht ungegenständlich allerdings nicht möglich ist.

Ich brauche wohl nicht besonders zu betonen, daß ich absolut nicht politische Propaganda verwerfe, und daß mir eine von Schlichter gezeichnete politische Karikatur nach Gesinnung und Form sehr viel lieber ist, als eine von den Dilettanten des „Kladderadatsch" gezeichnete . . . aber hier handelt es sich darum, ob Kunst sich heute in politischer Propaganda erschöpfe . . . wie das z. B. George Groß und manche andere behaupten. Lesen wir eine Kunstkritik der „Roten Fahne", so finden wir, daß da ganz bewußt und durchaus ehrlich, der proletarische Inhalt über die formale Leistung gestellt wird . . . und wir finden einen Haß gegen alle abstrakte Kunst, der ähnlich böse nur etwa beim „Völkischen Beobachter" wiederzufinden ist. Bilder nach politischen Inhalten sortieren . . . das ist natürlich auch ein Standpunkt . . . aber ein rein politischer Standpunkt — und es fragt sich noch, ob er als solcher sehr empfehlenswert ist. Aus einer Bilder-Ausstellung die proletarischen Themata herausuchen, ist weder begabter, noch nützlicher, als alle Kinderporträts oder alle Stilleben oder alle mit Pelikan-Farbe gemalten oder alle von Damen hergestellten Bilder ausortieren.

Aber: habe ich denn nicht selbst einleitend gesagt, daß das Abschätzen nach der isolierten Qualität der Mache nicht entscheidend sei?! Allerdings! Aber das Abschätzen nach dem Inhalt, nach dem Thema, nach dem Modell . . . das ist noch belangloser! Kunst im Dienste der Politik gibt immer nur Politik . . . nicht Kunst. Und: wenn George Groß und seine Freunde

Digitized by Google

die Kunst für eine Leiche halten, so ist doch eine politisierte Leiche nicht lebendiger als eine neutrale Leiche.

Kurz und gut: Dadurch, daß man der Kunst einen politischen Vormund gibt, wird sie keineswegs geeignet, Arbeit für die Gemeinschaft zu leisten, die Klassen abzubauen. Sie bleibt dann für immer unmündig. Sie kann hier nur immer Unterstützung des Wortes sein . . . und das kann sie ja natürlich mehr oder minder „künstlerisch" besorgen . . . aber Kunst ist ihrem Wesen nach nicht Unterstützung des Wortes, sondern eine eigene selbständige Sprache.

Und gerade diejenigen, die gegen Sklaverei und Ausbeutung sind, sollten die ersten sein, diese Sprache zu befreien. Denn die Sprache der befreiten Kunst ist die Sprache wahrer menschlicher Gemeinschaft, ist die konsequenteste Zertrümmerin aller Ketten und Fesseln — ist Politik, ohne daß sie die Parolen eines politischen Vormunds nötig hätte; im Gegenteil: diese kleinliche opportunistische Vormundschaft hemmt ihre stärkste Kraft. Die Kunst schießt mit Kanonenkugeln. . . Jene aber glauben mehr zu erreichen, wenn sie mit Leitartikeln schießen.

Wir sind also, wenn wir die opportunistisch-politisch bevormundete Kunst ablehnen, nicht Quietisten und Kunst-Pietisten. Wir sind im Gegenteil dafür, aus der Kunst wirklich erst die wirksame Waffe des Fortschritts und der Freiheit zu machen. Wenn ein propagandistisches Kunstwerk politisch gut wirkt, so tut es das, weil es politisch gut ist . . . künstlerisch ist es vielleicht ganz miserabel.

Aber Kunst ist nicht darauf angewiesen, am Schwerte der Politik eine hübsch begleitende Verzierung zu sein . . . sie kann selbst eine neue, eigene, scharfe Waffe sein.

Und wie wird sie dazu?

Dadurch, daß sie rücksichtslos und gespannt bis in den letzten Nerv die beste Kunst ist.

Also doch wieder l'art pour l'art?

Nein, denn jene, die diese Parole ausgegeben haben, meinten eine stolze Isolierung der Kunst vom banalen Alltag. Sie wollten die Kunst als eine Art vornehmsten Sports auf einer Insel der Seligen, gefielen sich in aristokratischer Selbstgenügsamkeit, waren erfüllt von Haß gegen die Masse, gegen den Pöbel. Sir Peladan: „Das Kunstwerk muß die Menge niederwerfen!" (Das allmächtige Gold) Sie hielten fest an der alten Renaissance-Auffassung der Kunst. Sie waren durch und durch Epigonen, sie charakterisierten sich durch Sammet-Jacke und Barett.

Aber warum ist ihr Satz falsch?

Weil diese Leute ... feige vor dem Leben und willkürlich ... die Kunst um ihre letzten Konsequenzen betrogen. Nicht ihre Losung der reinen und strengen Kunst war falsch . . . sondern, daß sie die Kunst in einen elfenbeinernen Turm einsperrten. Sie fühlten vielleicht dunkel, daß, je reiner

Digitized by Google

Kunst Kunst ist, sie um so gefährlicher, umstürzender, radikaler und revolutionärer ist . . . deshalb bauten sie Mauern. Ihr Irrtum war nicht die reine Kunst, sondern ihre egoistische, individualistische Stellung zur Kunst . . ., die ihnen wohl oft ein Martyrium auferlegte, aber eben dieses tragische Martyrtum war ihnen höchster Beweis ihrer künstlerischen Mission . . . und also ihr höchstes Glück.

Um Kunst für das Leben sein zu können, muß Kunst zunächst Kunst sein. Je strenger, je reiner und je freier sie Kunst ist . . . um so aktiver wirkt sie auf das Leben . . . und es ist in ihrem Lebensgesetz, in ihrem Daseinsplan von Anfang an gegeben, daß sie — wie jedes vorurteilsfreie und konsequente Denken — nur im Sinne der menschlichen Freiheit wirken kann, weil sie so wirken muß!

Wo sind die Beweise?

Sie sind in der jüngsten Geschichte der Kunst für den, der sehen will, klar gegeben. Alle formalen Revolutionen vom Expressionismus bis zum Suprematismus hatten kein anderes Ziel, als die Kunst frei und autonom zu machen. Das gleiche Ziel hatten alle Wandlungen auch vorher . . . aber mit den Futuristen trat diese Bemühung in ein neues Stadium . . . begann die Arbeit in einem unerhörten Tempo, mit einer rücksichtslosen Gründlichkeit, wie nie zuvor, und es wurde eine wichtige Stellung sicher erobert: die Erkenntnis, daß die Kunst, um frei zu sein, den Bann des Gegenständlichen brechen muß. Und hier ist der Punkt, wo die Mißverständnisse einsetzen.

Der ruhebedürftige Bürger wollte die Abstraktion nicht . . . er wollte gemalten Schinken, Thüringer Wald, Fridericus bei Leuthen. Und der Proletarier wollte die Abstraktion nicht . . . er hielt sie für Atelier-Experimente ohne praktischen Wert — für die letzten Zuckungen der „bürgerlichen Dekadenz". Und so kam — im gleichen Tempo und im gleichen Habitus und in der gleichen Aufmarschordnung — mit der politischen und sozialen Reaktion die künstlerische Reaktion. Daß sich darüber der honette Bürger freut — das verwundert uns nicht. Aber ob der Proletarier Grund hat sich zu freuen? Ihm brachte die sogenannte neue Sachlichkeit politische Zeichnungen . . . aber ob ihm die geschmähten Atelier-Experimente nicht sehr viel mehr hätten geben können?

Sie haben ihm und jedem, der teilnehmen wollte, sehr viel mehr gegeben! Denn die Abstraktion war ja nichts anderes als das unentbehrliche Mittel, die Wirklichkeit endlich zu fassen.

Welche Wirklichkeit?

Natürlich die Wirklichkeit der Kunst, d. h. das Gesetz der Farbe, der Fläche, des Raumes, der Linie, der Form und des Lichtes.

Das ist nichts?

Mag sein . . . aber es gehört doch schon eine heillose Begriffsverwirrung dazu, sich einzubilden, daß die abgemalte Wiese, das abgemalte Schaukel-

Digitized by Google

pferd oder der abgemalte Reichswehrsoldat mehr Wirklichkeit seien. Die Wirklichkeit der Farb- und Form-Gesetze mag wenig sein ... aber mehr als Photographie-Ersatz ist sie auf jeden Fall.

Aber wir bestreiten sehr entschieden, daß die Wirklichkeit der Kunst wenig sei ... denn ihrer Erkenntnis und Bewährung zunächst in der abstrakten Malerei verdanken wir, daß wir heute wenigstens im Anfang einer Erneuerung der Baukunst stehen ... verdanken wir eine große Zahl wichtigster praktischer Ergebnisse. Die Kräfte, fast ausnahmslos, die heute in der Typographie, in der Reklame, im Film, in der Regie, in der neuen Wohnungskultur, in der Architektur tätig sind, haben von der abstrakten Malerei wesentliche Anstöße erhalten ... ja, wären ohne sie historisch kaum denkbar.

Nichts, aber auch gar nichts hat die sogenannte „neue Sachlichkeit" für die Menschheit getan. Aber das abstrakte Schaffen hat, da es an die Wirklichkeit der Kunst heranführte, faktisch für alle gearbeitet. Denn die Wirklichkeit der Kunst ist ein integrierender Teil der ganzen Wirklichkeit ... die abgemalte Wiese aber ist nur eine Illusion mehr.

Das abstrakte Bild hat für alle gearbeitet? Ist es denn nicht eine Tatsache, daß das Publikum den Bildern der Konstruktivisten und Suprematisten völlig verständnislos gegenübergestanden hat?

Eine Gegenfrage: ob wohl der Kranke, dem das Insulin vielleicht das Leben rettet, die chemische Formel und den Weg seines Reagierens versteht?

Ja, das ist Wissenschaft ... aber Kunst muß doch allgemeinverständlich sein!

Für den, der ernstlich will, ist sie es auch. In einem trivialen Sinne braucht sie nicht allgemeinverständlich zu sein, kann sie es nicht sein. Ihr viel höheres Gesetz ist, daß sie für die Allgemeinheit Gutes wirke. Dazu gehört Bewußtheit und Wissen ... und tatsächlich hat heute die Kunst viel mehr als früher nahe Berührungspunkte mit der Wissenschaft. Und nur derjenige wird die moderne Kunst ganz verstehen, der erkennt, daß sie, indem sie wissenschaftlicher wurde, auch politischer werden konnte.

Für die Zusammenhänge ein praktisches Beispiel: Vor einigen Jahren stellte der als Lehrer am Bauhaus bekannte Maler Moholy-Nagy im „Sturm" Bilder aus, die industriell hergestellt waren, bzw. hergestellt werden konnten. Die Farben waren nicht mehr handwerklich auf die Flächen aufgestrichen ... sondern wurden als farbige Email-Flüsse maschinell auf die Fläche gespritzt. Die Fläche war ein Metallblech. In diesen Farbenkompositionen war der Begriff des von Meisterhand in einem einzigen Exemplar ... das damit Seltenheitswert bekam ... gemalten Stückes, war der Begriff des „Originals" aufgehoben. Die Farb-Komposition konnte absolut gleich in beliebig vielen Exemplaren hergestellt werden. Der Preis für das einzelne Bild konnte sehr niedrig sein.

Digitized by Google

Man bezahlte ja nicht die Seltenheit, sondern die Arbeit! das Material! . . . nicht einen mystischen Begriff.

Hier stieß . . . und es gibt eine Reihe weiterer Beispiele . . . Kunst in das Gebiet des Handels, der ökonomischen und damit schließlich auch der politischen Verhältnisse hinein. Denn hier wurde eine Bresche gelegt in heilige Besitz-Begriffe, indem der Besitz am Bilde bedeutungslos wurde . . . ein Prozeß, der dann im Film vollendet wurde.

Solche Aufhebung des Begriffs „Original" ist praktisch hundertmal politischer als der in einem Exemplar sorgfältig mit der Hand gemalte „Sieg der Barrikade", der in einem Kunstsalon des Westens ausgestellt wird und bestenfalls mal in ein Museum gelangt. Nicht im Inhalt des Bildes steckt seine Möglichkeit, die Welt zu ändern, sondern allein in der abstrakten Struktur seiner Elemente, in seinem Bauplan, in seinem sozialen Verhalten. Sozial zu seiner Umwelt stellen kann sich aber nur der, der bei sich selbst mit dem Sozialismus Ernst macht. Und nur das abstrakte Bild hat die Möglichkeit, seine Elemente sozial zu ordnen.

Auch hierfür sind jene Bilder Moholys ein Beweis. „Großmütterchens Liebling" oder „Der erste Schulgang" können nicht maschinell hergestellt werden (wobei es sich ja nicht etwa um Reproduktion handelt) . . . nur die einfache, streng gesetzmäßige, abstrakte Farbordnung hat diese Möglichkeit.

Wir wiederholen: diese Zertrümmerung des Begriffs „Original" ist sehr viel politischer als das reaktionär gemalte revolutionäre Bild. Und das Wichtige ist, daß diese politische Wirkung zustande kommt . . . nicht durch die Kunst umbiegenden und bevormundenden Opportunismus, sondern aus der sich selbst verwirklichenden Logik der Kunst.

Es ist kurzsichtig, die strenge Laboratoriumsarbeit der Abstrakten als solipsistischen Sport abzutun . . . denn ihre Arbeit führt sie auf allen Wegen an die Technik heran. Die Technik aber ist es, die die Resultate der strengen Arbeit der Allgemeinheit, der Gemeinschaft zuführt. Die Technik besorgt das sehr viel besser, als jede Art von Sentimentalität. Nur dort aber kann sich die Technik der Kunst verbünden, wo die Kunst den Bezirk individualistischer Gefühlsduselei verlassen hat . . . die nationalistische genau so wie die schein-revolutionäre.

Zu diesem Punkte der Lebensdurchdringung, der aktiven Arbeit in der Gemeinschaft, gelangt die Kunst nur, wenn sie ohne Bevormundung ihr eigenes Gesetz erfüllen kann. Kunst ist Politik . . . da sie wesentlich beiträgt, die Welt zu ändern. Kunst kämpft für die Gemeinschaft . . . mit ihren Waffen. Wer ihr andere Waffen in die Hand drückt, erhöht nicht ihre Kraft, sondern lähmt sie. Gewiß! . . . Kunst braucht Zeit. Wer aber scheinbar näher liegende Erfolge aus ihr herauspressen will, gleicht dem, der an ein Flugzeug, um es schneller zu machen, noch eine Lokomotive anhängt.

Digitized by Google

Ist also der Sinn dieser Ausführungen: reumütige Rückkehr zum abstrakten Bilde?

Keineswegs! Aber erst recht nicht Rückkehr zum gegenständlichen Bilde. Denn ist das abstrakte Bild vielleicht eine Waffe von gestern, so ist das gegenständliche Bild eine Waffe aus dem vorigen Jahrhundert.

Der Sinn dieser Ausführungen ist überhaupt kein Zurück . . . sondern, um ein Wort van Goghs zu gebrauchen: „Fortfahren, fortfahren . . . das ist es was nottut".

Das Bild hat durch den Film eine ganz neue Bedeutung erhalten. Das handgemalte, goldgerahmte Bild wird nicht mehr ewig leben. Heute ist es als Probefeld noch unentbehrlich. Aber vor uns liegen neue Aufgaben. Wir werden sie nur lösen, wenn wir nicht hinter der Kunst an Mut und Konsequenz zurückbleiben.

Wollen wir denn nicht besser die ganze Region der Katzbalgerei mit dem Staatsanwalt überspringen?! Diese Prozesse mit ihren Gutachten und Plädoyers . . . das ist ein entsetzliches Phrasengedresch. Bauen wir für alle die besten Lebensformen! Dann machen wir den berufsmäßig Ärgernis-Nehmenden brotlos und erziehen noch den Staatsanwalt dazu, lieber unsittliche Wohnungen zu beschlagnahmen als Bücher, die er vielleicht nur falsch gelesen hat. Kunst ist politisch auf einer Ebene, auf die der Staatsanwalt nicht langen kann.

Warum sind wir häufig uneinig darüber, was abzulehnen ist? Weil wir bisher so unsicher waren in dem, was wir positiv wollen. Die Kunst hat den Willen zur Gemeinschaft.

Aber warum, wenn das alles so einfach und logisch ist . . . warum wollen denn die Menschen so wenig von einer reinen, strengen, positiven und in allen ihren Disziplinen bauenden Kunst wissen?

Nun, sie wollen die Kunst in genau demselben Grade, in dem sie die Gemeinschaft wollen.

Wilhelm Troll
Goethe und die Physik*

Weder den Zeitgenossen noch einer der nachfolgenden Generationen ist Goethes Gestalt in ihrem tiefsten, umfassendsten Sinne aufgegangen. Es war so, daß jede Zeit und jeder Einzelne sich den Goethe suchten, der ihrem Inneren entgegenkam, zu dem ganzen Goethe aber nicht vorzudringen vermochte. Sah das 18. Jahrhundert in ihm den schönheitsgewaltigen Apoll, so das vergangene Säkulum den thronenden, unnahbaren Olympier.

* Vgl. die vom Verf. herausgegebene und eingeleitete Ausgabe von Goethes Morphologischen Schriften. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1926.

Digitized by Google

Stand also die Geistgestalt Goethes seit ihrem Erdenwandel als großes Fragezeichen über der sich erfüllenden Entwicklung, so beginnt in neuester Zeit ihr zentrales Geheimnis sich den Blicken der Verehrer zu entschleiern und ihre Kraft in die vorbereiteten und empfänglichen Geister einzufließen, mit anderen Worten: kulturell wirksam zu werden.

Die Voraussetzung dazu wurde durch eine in stetem Wachsen begriffene Wandlung der geistigen Haltung unserer Epoche geschaffen, die in einer fundamentalen Abkehr von dem nur nach außen gerichteten Blick der letzten Jahrhunderthälfte und einer Einkehr in die gänzlich vernachlässigte geistige Heimat des Menschen besteht. Dabei entdeckt man Dinge, bisher undenkbare, die sich aber so kräftig und überzeugend erweisen, daß die Scheingründe skeptischer Bedenken vor ihnen weichen wie die Schatten der Nacht vor der sich erhebenden Morgensonne.

In ihren Strahlen nun erscheint auch Goethes Persönlichkeit in einem neuen Lichte, das nicht nur diese und jene Seite ihres umfassenden Reichtums erhellt, sondern sie als ganze und in ihrem fruchtbaren Kerne durchsichtig macht. Es wächst in unserer Zeit etwas empor, was Goethe wesensverwandt ist und wie alles Wesensverwandte auch tatsächlich in das Wesen des anderen, in seine geistige Gesamtexistenz einzudringen befähigt ist. Es ist wie in des Meisters bildkräftigem Märchen, wo der Lampe des „Alten" die Eigenschaft zukommt, nur da zu leuchten, wo schon ein anderes Licht vorhanden ist. Da dieses Licht bis in unsere Tage auf sich warten ließ, so mußte Goethe im Zentrum seines Wesens unverstanden bleiben, wofür die Ratlosigkeit, mit der man vor seinem zweiten Faust stand, ein äußeres Zeichen ist, nicht minder aber die Einschätzung seiner naturwissenschaftlichen Bemühungen.

Kaum eine Seite von Goethes Schaffen mußte solche Mißdeutungen erfahren, wie gerade diese. Das rührte daher, daß man eigentlich nichts mit seinem naturwissenschaftlichen Werk anzufangen wußte, aber dennoch im Banne der zwingenden Tatsächlichkeit und Gewalt der überragenden Persönlichkeit Wertvolles dahinter vermutete. Nur suchte man es in einer Richtung, in der es nicht zu finden war und fand Steine statt Brot. Das Zeitalter der aufblühenden Naturwissenschaft suchte in ihnen das, wonach sein ganzes Streben naturgemäß zielte, nämlich feste wissenschaftliche Erkenntnisse, auf die sich weiterbauen ließe, Erkenntnisse, welche fruchtbar in das System der modernen Naturbetrachtung eingegliedert werden könnten. Und das war eben im Grunde verfehlt. Und nur so verstehen sich die Plattheiten, die darin bestanden, daß man seine Ehrfurcht gebietende Geistigkeit auf die Ebene der Tagesmeinungen herabzuziehen versuchte, ihn zu einem „Vorläufer Darwins" stempelte, seine Farbenlehre als „nützlich für Künstler" passieren ließ und was dergleichen Hilflosigkeiten mehr sind.

Ganz in diesen Unzulänglichkeiten befangen ist leider auch das Bild,

Digitized by Google

das W. Wien* von dem Physiker Goethe zu zeichnen unternommen hat. Handelte es sich dabei wirklich nur um eine „Aneinanderreihung" von Zitaten**, so wäre keine Veranlassung gegeben, darauf zurückzukommen. Die Zitate aber sind eingewoben in ein Netz von Deutungen, denen entgegenzutreten schon im Interesse der Sachlichkeit geboten ist. Um die Deutungen also, die Wien Goethe angedeihen läßt, handelt es sich, und mit ihnen müssen wir uns im folgenden auseinandersetzen.

Eine Deutung hat immer die Anerkennung einer höheren, über dem zu deutenden Einzelfall stehenden Ordnung zur Voraussetzung. Die Deutung eines rudimentären Organes am Säugetierorganismus hat notwendig die Kenntnis des typischen Baues der ganzen Klasse zur Grundlage. So verhält es sich auch mit den geistigen Äußerungen einer Persönlichkeit. Sollen sie im rechten Licht erscheinen, so müssen wie erst ihre wesenhafte Struktur in die jene gefaßt sind, schauen. Nur auf auf diesem Wege ist es möglich, nicht auf Abwege zu geraten.

Demnach wird jeder Deutungsversuch von Goethes Naturforschung auszugehen haben von einer Gesamtanschauung, einem Bilde seiner geistigen Gesamtexistenz. Er muß notwendig fehlschlagen, wenn man Goethe aus den geistigen Voraussetzungen einer Epoche heraus nähertreten will, mit der er im Grunde nichts, gar nichts gemein hat. Das aber unternimmt Wien, wenn er Goethe von dem Weltbild der modernen mechanistischen Wissenschaft betrachtet.

Wir wollen also zunächst ein Bild von Goethes Gesamtpersönlichkeit in uns lebendig werden lassen und ergreifen dazu die Handhaben, die uns Wien gleich im Eingang seiner Schrift reicht.

Wir lesen hier von Goethe, dem außerordentlichen Mann, „der die sämtlichen Bildungselemente seiner Zeit zu sammeln sich bemühte, um mit ihnen eine einheitliche Weltanschauung aufzubauen", und erlauben uns, worauf es hervorragend ankommt, durch Sperrung hervorzuheben. In diesen Worten spricht sich, gerade prototypisch, das Zeitalter des Atomismus und Mechanismus aus, das keine Weltanschauung besitzt. Eine Sonne wird nicht zusammengebettelt; und was ist Weltanschauung anderes als die Sonne, das Licht unseres Innern, das uns die äußere Welt durchleuchtet und erhellt? Eine Weltanschauung, die diesen Namen wirklich verdient, wird nicht aus „Bildungselementen" „gesammelt", sondern im Geiste empfangen („konzipiert"). Das bestätigen uns alle großen Gestalten der Geistesgeschichte, nicht zuletzt eine ihrer größten, Goethe. Nicht aus „Atomen" erbaute er sich, Stein an Stein fügend, ein mechanisch korrektes „Weltanschauungs-Gebäude", er brachte vielmehr seine Weltanschauung mit auf die Welt. Lehnte Goethe schon bei der Behandlung der Morphologie der Organismen den Begriff „Materiaux,

* W. Wien, „Goethe und die Physik". Leipzig 1923. ** A. Berliner in den „Naturwissenschaften", 1923, Heft 6.

Digitized by Google

Materialien" ab wie den anderen der „Komposition" als zu „mechanisch" und „mit dem vorigen mechanischen verwandt", wie vielmehr in geistigen Dingen! Diese Begriffe entsprechen aber einerseits dem des Bildungselementes, anderseits dem des Aufbauens.

Welche war nun Goethes Weltanschauung? Wie ließe sie sich allenfalls darstellen? Wien belegt sie mit der doch schon recht abgegriffenen Bezeichnung „Pantheismus" und wiederholt damit eine überlebte Anschauung. Mag sich der im Banne Spinozas stehende Dichter zum Pantheismus bekennen, der reife Goethe hat sich einmal bitter lustig gemacht, als man ihm von „Pantheismus" sprach. Er schreibt an Zelter (31. Okt. 1831): „Einer dieses Gelichters wollte mir neulich zu Leibe rücken und sprach von Pantheismus; da traf er's recht! Ich versicherte ihm mit großer Einfalt: daß mir noch niemand vorgekommen sei, der wisse, was das Wort heiße."

Dieser verbrauchten Wortschale kann man um so mehr entraten, als Goethe selbst in zwei kurzen Gedichtzeilen den Kern und das Wesen, wie er die Welt erlebte, darstellte. Es ist das Gedicht „Parabase", in dem wir lesen:

Und es ist das Ewig-Eine,
Das sich vielfach offenbart.

Hier die vielfachen allseitigen Verzweigungen dieser Uridee, die sich durch Goethes geistigen Kosmos hindurchzieht, zu verfolgen, ist nicht der Ort. Nur soviel sei füglich gesagt im Anschluß an oben Ausgesprochenes: Wohl sammelte Goethe im weitesten Umfang, was ihm die Erfahrung während eines langen Lebens bot; das aber geschah nicht zur Zusammenstellung eines leeren Gerüstes, das sich mit einem euphemistischen Pseudonym Weltanschauung nannte, es geschah zur Einkleidung und Bestätigung der ihm gewordenen Wahrheit von einer alles umfassenden Gottheit, die im Menschenleben und in der Natur sich auswirkt, so daß diese bei all ihrer Veränderlichkeit zum „Bild und Gleichnis des Unvergänglichen" wird, der Wahrheit, „daß das Alle nur ein harmonisches Eins sei". Auf diese Einheit hinzuführen und sie zur Anschauung zu bringen, ist Goethes vorzüglichstes Bestreben, wenn er sich naturforschend betätigt. „Der Geist trachtet da, seine eigene Wahrheit in die Naturwahrheit zu verkörpern." „Meine Tendenz ist die Verkörperung der Ideen." Nicht deshalb bewundern wir Goethe, weil er die Bildungselemente seiner Zeit in denkbarster Vollkommenheit zusammengetragen und für sich fruchtbar gemacht hat, sondern weil er sie dazu benutzte, die Idee, die Wahrheit, die in ihm gewachsen war, der erstaunten Welt zu offenbaren. Goethes individuelle Entwicklung ist ein fortschreitender Offenbarungsprozeß, in dem ihm die Gewißheit des sich im Material der Erscheinungswelt manifestierenden geistigen Weltwesens mit steigender Läuterung wurde. Es ist im wahren Wortsinn eine Entwicklung verborgener und zur Klarheit drängender geistiger Kräfte.

Digitized by Google

Wir stehen vor der von dem ehrfurchtslosen Zeitalter stillschweigend übergangenen fundamentalen Tatsache, mit der Goethe als Geistgestalt steht und fällt: daß sein Leben reifte in dem Bewußtsein tragender überpersönlicher Mächte, in der „Überzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, leitendes und ordnendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen", daß er „alles, was sich den Sinnen bietet, als eine Vermummung" betrachtet, „wohinter ein höheres geistiges Leben sich schalkhaft eigensinnig versteckt." Das ist die Haltung eines religiös gebundenen Menschen, die sich anderseits in der ehrfürchtigen Bescheidung vor dem geheimnisvollen Urgrund alles Seins entschieden äußert. Solcher Haltung ist der Gleichniswert alles Vergänglichen vollkommen natürlich; es wird durchsichtig, symbolhaft bedeutsam. Hierin liegt die tiefste Weisheit des alten Goethe, mit der er das Werk krönt, das ihn sein ganzes Leben über begleitete und das zur gleichnishaften Verdichtung seines individuellen Entwicklungsganges wurde:

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis."

Dem weltumfassenden Gehalt dieser Worte glaubt Wien gerecht zu werden, wenn er sie ausdeutet als Goethes Bescheidung vor dem „Endergebnis aller physikalisch-philosophischen Erkenntnis". Man bedenke, daß nicht ein aufgeklärter, ernüchterter Mephisto, sondern der „Chorus mysticus" diese Zeilen spricht, daß sie vor reichstem heilig-schaurigem Erleben zittern und nicht im Tone müder Resignation gesprochen sind.

Es ist das Bezeichnende für die Eigenart Goethes, daß sich die Berührung seines Geistes mit dem Göttlichen durch die Gestalten- und Erscheinungswelt der Natur hindurch vollzog, also durch die Vermittlung des Auges. Goethe schaute das Göttliche, und zwar ergriff er es in den Urphänomenen. Wir bedauern, daß Wien jedes Verständnis dessen verborgen blieb, was Goethe in den Begriff des Urphänomens faßte. Könnte er sonst die Behauptung wagen: „Wenn Goethe die physikalische Erkenntnis auf die Urphänomene zurückführen will, so wird er den Beifall jedes Physikers finden. Auch die Physik will die Elementarvorgänge in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen aufsuchen"? Dann wird der Widerspruch all jener Physiker gewiß sein, die Goethes Urphänomen nicht mit einem physikalischen Elementarvorgang verwechseln. Denn es kann nicht zweifelhaft sein: das Feld der Physik beginnt erst dort, wo Goethe aufhört, wo er mit aller Entschiedenheit einen Strich macht. Es ist das Schaubare des Urphänomens, worauf Goethe immer wieder hinweist, vor allem in der großen Definition in der Farbenlehre: er spricht von Regeln und Gesetzen, die sich aber nicht durch Worte und Hypothesen dem Verstande, sondern gleichfalls durch Phänomene dem Anschauen offenbaren! Das aber ist das Wesen physikalischer Forschung, daß sie letzten Endes auf einen abstrakten, mathematisch-fixierten Ausdruck der Naturerscheinung hinstrebt. Goethe kann sich nicht genug tun,

Digitized by Google

darauf hinzuweisen, daß der forschende Geist jenseits des Urphänomens nichts mehr zu suchen habe, weil im Urphänomen die Grenze des Schaubaren gegeben sei, weil es „unmittelbar an der Idee steht".

Seine biologisch-morphologischen Studien hatten ihn auf das Urbild, den Typus von Pflanze und Tier, geführt. Als er nach Jahren an die Farbenlehre herantrat, schicksalsmäßig möchte man sagen, gelangte er in hartnäckig durchgeführten umfangreichen Untersuchungen auf ein Analoges, einen letzten Fall, aus dem sich all die bunten optischen Phänomene, wie sie ihm die Erfahrung bot, ableiten ließen; es war das Gegenüber von Hell und Dunkel, das Wechselspiel von Licht und Finsternis. Er fand, daß es sich auch im Erscheinungsreiche der Farben nicht um eine Vielzahl gleichwertiger Fälle handle, sondern um die „empirischen Brüche" eines einzigen „reinen Phänomens".

Und es ist das Ewig-Eine,
Das sich vielfach offenbart.

Das Reich der Farben ist ebenso eine Offenbarung des einen reinen Lichtes, wie die Fülle der Organismen eine solche der Urbilder. Wie die Urbilder und Urphänomene selbst auf ein göttliches Zentrum zustrahlen, so weisen die zahllosen Einzelfälle auf die Urphänomene zurück, unter deren Einheit sie sich sammeln, deren Auswirkung und vielfach zerstreute Entfaltung sie sind. Goethe fand in ihnen das „ἓν καὶ πᾶν", das „Ein und Alles" der Erscheinungswelt, das „heilige Rätsel" der individuellen Besonderung.

Von hier aus mag das zentrale Problem des „Physikers" Goethe, sein Kampf gegen Newton, in seiner wahren Bedeutung verständlich werden. Es ist nicht der Streit um eine physikalische Theorie, es ist eine Auseinandersetzung um Sein oder Nichtsein seiner Weltidee, wenn er in weitausgesponnenen, mit staunenswerter Energie ausgeführten Untersuchungen seine Wahrheit darzustellen sucht, das weiße Licht sei einfach und die Farben seine Erscheinungsweisen gegenüber Newtons Behauptung, daß das weiße Licht aus farbigem zusammengesetzt sei. Es stehen sich organisches und mechanisches Welterleben in der Frage gegenüber, letzte Stellungnahmen zu Welt- und Geistesfragen. Nur so ist der ungeheure, von keiner Mühe gebleichte Ernst verständlich, mit dem Goethe sich den optischen Studien unterzog. Er wußte, daß es um das geistige Menschenwesen ging, daß hier über das Schicksal einer Epoche entschieden wurde.

Wir versuchen die Vervollständigung des skizzenhaften Bildes, das wir eben von Goethes physikalischer Forschung entwarfen, indem wir es in den Rahmen eines Überblickes und einer Würdigung des Wesens von Goethes Wissenschaft aufnehmen. Warum und zu welchem Ende forschte Goethe? Welches ist das „Resultat" seines Forschens? Denn um ein solches handelt es sich, nicht um eine „Summe", um eine Goethesche Gegenüberstellung zu gebrauchen. Goethe sagt von seiner Wissenschaft,

Digitized by Google

sie versuche „mit allen liebenden, verehrenden, frommen Kräften in die Natur und in das heilige Leben derselben einzudringen". Sie ruht auf der ihm gewordenen Wahrheit, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis sei, ein Gleichnis des All- und Ewig-Einen, der wirkenden Gottheit. Sie ist „auch Religion", indem sie den Mythos von der Gott-Natur in der Bildersprache der Begriffe verkündet, den Mythos vom Ewig-Einen, das sich vielfach offenbart. Auf diese innerlichst erlebte und gewisse Einheit des göttlichen Grundes der Welt hinzuführen und sie zur Anschauung zu bringen, ist Goethes vorzüglichstes Bestreben, wenn er sich forschend der Natur nähert. Die Wahrheit steht für ihn ein für allemal fest, er hat sie in innerlichster Schau empfangen. Sie ist für ihn nicht ein unwirkliches, nie zu verwirklichendes Zukunftsideal, sondern gegenwärtigste Gewißheit. Die Aufgabe der Wissenschaft aber ist es, die in empirischer Verdunkelung Gefesselte aufzuzeigen, sie wenn nicht dem Auge, so doch dem schauenden Geiste darzustellen und den Menschen so in Verbindung mit dem Urquell seiner geistigen Existenz dauernd zu erhalten. So allein ist der soviel mißdeutete Reim zu verstehen:

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Der hat auch Religion;
Wer diese beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.

„Religion, Kunst und Wissenschaft befriedigen das dreifache Bedürfnis des gottbegünstigten Menschen: anzubeten, hervorzubringen, zu schauen; alle drei sind eins, zu Anfang und am Ende, wenngleich in der Mitte immer getrennt."

Diesem Ziele des Goetheschen Forschens werden durchaus seine Methoden gerecht, über die wir bei Wien gern ein entscheidendes Wort gefunden hätten. Denn über eine so wichtige Frage wie die: Was ist das Wesen des Goetheschen Experimentes, ist es wesentlich identisch mit dem Versuch der modernen exakten Forschung?, hätte sich der Physiker an jener Stelle notwendig äußern müssen, anstatt ohne eine begriffliche Untersuchung unsere moderne Vorstellung mit derjenigen Goethes gleichwertig zu erachten. Zweier Methoden bedient sich Goethe, die auch heute noch üblich sind: der des Vergleiches und der des Experimentes. Die erstere wendet er sowohl in seinen morphologischen Heften an als auch in der Farbenlehre. Die letztere beschränkt sich auf seine physikalischen Untersuchungen. Aber das in einem wesentlich anderen Sinne. Das moderne Experiment, wie es sich in den exakten Wissenschaften schon zu Goethes Zeiten herausentwickelte, ist eine Frage an die Natur. Es soll neues Tatsachenmaterial fördern und treibt aus seinem Ergebnis neue Fragestellungen hervor. Ganz anders Goethes Versuchsanstellung. Für ihn gibt es keine Frage an die Natur. Seine Tendenz ist die „Verkörperung der Ideen", die sich dem schauenden Geiste offenbaren und nur ihrer Aufhellung harren. Diese aber

Digitized by Google

ist Aufgabe des Experimentes. Es soll das geistige Auge des „Naturschauers" unterstützen, daß, was es sieht, allen offenbar werde.

Das Ziel von Goethes Forschung ist die Aufdeckung und Darstellung der Urphänomene. Es trennt ihn darin eine Welt von der mechanistischen Wissenschaft, die ihn immer wieder, in einer Anwandlung von Schwäche, für sich in Anspruch nehmen möchte. Doch ihre Aufgabe liegt auf einer ganz anderen Linie. Die moderne Naturforschung hat sich, seit ihr Kant diese Aufgabe wies, das Ziel der Erforschung des Mechanismus der Natur gesetzt, wie er nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung abläuft. Was hinter dieser starren Weltmaske der Kausalität liegt, steht außerhalb des Forschungsbereiches unserer heutigen Wissenschaft und hat von ihr aus betrachtet keine Realität. Die Kausalitätsforschung hat für sie allein Möglichkeit und Berechtigung und ist als solche unbegrenzt. Auch hierin äußert sich unzweideutig die gegensätzliche Stellung Goethes. Für viele ähnliche Auslassungen mag diese stellvertretend hier Platz finden: „Lebhafte Frage nach der Ursache ist von großer, nicht zu entwickelnder Schädlichkeit." Bild, Gestalt, Mythos stehen gegen Erkenntnis eines Toten und Entgeisteten. Hat „ein solches geistiges Schauen", so fragen wir noch einmal, etwas gemein mit dem, wir möchten sagen, „handwerksmäßigen Verfahren" der modernen Wissenschaft? So fragt Oskar Peschel, der Begründer der vergleichenden Erdkunde.

Welches ist nun das Resultat von Goethes Wissenschaft? Das Ziel aller Forschung ist die Erkenntnis. Für diesen Begriff aber ist bei Goethe, wie aus dem Dargelegten hervorgeht, das Schauen zu setzen, und zwar das Schauen der obersten schaubaren Phänomene, der Urphänomene. Ihre Darstellung und Erhellung ist denn auch das Ziel Goethes, ob er nun die Skelette von Tieren zusammenstellt, ob er botanische Studien treibt, im Gesteinskörper der Erde zu lesen versucht oder physikalisch experimentiert. Und das „Resultat" daraus ist, daß er in ihnen durch das Medium der gestalteten und erscheinenden Wirklichkeit, also denkbar objektiv, mit der Geistsphäre in Verbindung trat, als deren unmittelbare Offenbarung er sie erlebte. In ihnen wird der Mensch fähig, „an die Gottheit zu rühren", die sich in den „Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen". „Wir sind schon weit genug gegen die Natur vorgedrungen, wenn wir zu den Urphänomenen gelangen, welche wir in ihrer unerforschlichen Herrlichkeit von Angesicht zu Angesicht erschauen, und uns sodann wieder rückwärts in die Welt der Erscheinungen wenden, wo das in seiner Einfalt Unbegreifliche sich in tausend und aber tausend Erscheinungen bei aller Veränderlichkeit unverändert offenbart." In ihnen reicht Goethe in mythischem Kleide als Priester der Gott-Natur, als der sich auch Kepler fühlte, die himmlische Gabe, die er ins Lied gehüllt also verkündet:

Digitized by Google

„Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte,
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend!
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten?
Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!"

Die Tiefe der Gott-Natur, die Goethe hier während der Betrachtung von Schillers Schädel sich offenbart, verkörpert auch der Mythos der „Mütter". In ihnen stehen wir einem jener sehr entstofflichten Bilder gegenüber, wie sie sich in der Fausttragödie zweitem Teil die Fülle finden. In ihr Reich, fern dem Entstandenen, „entflieht" Faust in jener orphischen Szene in „Finsterer Galerie". Wir müssen bei ihnen etwas verweilen, weil Wien ihnen eine vergewaltigende Deutung angedeihen läßt und wir demgegenüber grundsätzliche Entscheidungen treffen müssen.

Er schreibt: „Die Gestalten der Mütter stellen zweifellos die abstrakten Ideen dar, welche die Mathematik, die mathematische Physik und die Erkenntnistheorie anwenden." Damit wäre ausgedrückt, daß wir in den „Müttern" eine Allegorie vor uns haben, „wissenschaftliche Gedanken mit dem Zauber der Dichtung umwoben" (Wien) zu einem unwirklichen Zwittergebilde. Der eigenartigen Einkleidung dieser „abstrakten Ideen" käme keine innere Notwendigkeit zu, es wäre ein konventioneller Überwurf, nicht ein in innerlichster Schau gestaltetes Gewand. Das aber wäre zugleich im höchsten Grade ungoethisch. Goethe kannte überhaupt keine „abstrakten Ideen", bei ihm hatte alles, selbst das Geistigste, eine Form, eine Gestalt. Für ihn gab es Idee nur im ursprünglichen Wortsinn, als abgeleitet von *ἰδεῖν* sehen, schauen, nicht in jener Kantisch-Schillerschen, wirklich abstrakten, unlebendigen Bedeutung. Nein, daß wir in den Müttern der Verbildlichung abstrakter Ideen gegenüberstehen, das ist aus den Voraussetzungen der Goetheschen Persönlichkeit, für die das Auge vor allen anderen das Organ war, womit sie die Welt faßte, unmöglich.

Nicht minder unbefriedigend ist die Auslegung der Bilder des Lebens, die das Haupt der Mütter umschweben, als die „Theorien", die wissenschaftlichen Theorien, die der Mensch „durch Anwendung auf die Wirklichkeit mit Leben erfüllen" (Wien) soll. Man muß die naturhafte Notwendigkeit und Wahrheit, mit der Goethe das Wort setzt, einmal sich ganz klar vorgeführt haben, um die Unmöglichkeit einer solchen Deutung voll einzusehen. Goethe schreibt: „des Lebens Bilder", und jeder, der sich in seine morphologischen Studien vertieft hat, weiß, daß hiermit die Urbilder des

Digitized by Google

Lebens gemeint sind, wie sie als ens realissimum in der Fülle der organischen Formen diese regelnd bilden; nicht etwa *sie* harren der Verwirklichung am Material der Stofflichkeit, sondern umgekehrt: sie geben *dieser* erst das wahre Sein durch ihre gestaltende Kraft. Die Urphänomene sind es, die schöpferischen Gottgedanken, die das Haupt der Mütter, dem sie entsprangen, umschweben, der Mütter, in denen die Gott-Natur selbst, der Urgrund des Weltenseins, zur geschauten Wirklichkeit wird. Als solche müssen sie freilich dem nur an der Sinnenwelt gebildeten, nüchtern-kalten Verstand unzugänglich sein, wie Mephisto, der in dieser Hinsicht den seiner geistigen Heimat in mechanistisch-materialistische Niederungen entsunkenen modernen Menschen vertritt. In jenen Sphären weiß er nichts zu finden als unerhörte Leere:

„Nichts wirst du seh'n in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den du tust,
Nichts Festes finden, wo du ruhst."

Wie aber Faust-Goethe? Unbekümmert dieser schauerlichen Vergegenwärtigung der ewigen Leere ruft er überzeugungsgewiß aus:

„In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden."

Und er findet es, freilich nicht als „abstrakte Idee", als „Theorie", er findet es in der Erfüllung mystischer Schauer.

Was einem Mephisto nie und nimmer werden kann, das empfängt Faust weil er ihm die ehrfürchtige Durchdrungenheit seines Wesens entgegenträgt:

„Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil,
Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil;
Wie auch die Welt ihm das Gefühl verteure,
Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheure."

„Mütter!" Faust erschüttert's im Innersten seiner Existenz in der Wirkung waltender Mächte, die auf ihn hereinbrechen aus den schöpferischen Tiefen des Seins, so daß es ihn jedesmal bei der Nennung des Namens „wie ein Schlag" trifft. „Mütter!" — mythische Offenbarung, Sinnbild des Urquells. „Finstere Galerie", nicht helle Säle vergnügungsreicher Zerstreuung. „Mütter!" — man erlebt bei dem Worte, was der Prophet in heiliger Ergriffenheit stammelt:

„Und das Haus ward voll Rauchs" (Jes. 6,4).

Man überlege, ob in dem Worte nicht mehr gegeben ist als eine Allegorie, als zufällige Einkleidung einer abstrakten Idee.

Nachdem wir hiermit schon tief in das Reich des „unbekannten Goethe" vorgedrungen sind, wollen wir darin noch eine Umschau halten, die sich an die Gestalt der Makarie knüpft. Wie Wien auf Goethe nur als Physiker blickt, so läßt er auch die Bedeutung Makariens in Beziehung zu Goethes physikalischer Interessensphäre stehen. Der Anlaß zu dieser eigentümlichen dichterischen Schöpfung soll der seelische Zwiespalt sein, der für Goethe sich

Digitized by Google

daraus ergab, daß er einerseits zur Ablehnung der theoretischen Physik gezwungen war, anderseits ihre hohen Leistungen nicht verkennen konnte. In Makarie soll Goethe der theoretischen Physik eine wenn auch mittelbare Anerkennung zollen auf einem ihrer Paradefelder, der „Mechanik des Himmels". „Da er in seinem Drang nach weltumspannender Erkenntnis auch die Mechanik des Himmels als Element seiner Weltanschauung nicht entbehren wollte, dichtete er eine Gestalt, der die Fähigkeit verliehen war, die von den Astronomen mühsam gefundenen Ergebnisse durch innere Anschauung unmittelbar zu gewinnen."

Wir wollen Wien diese seine Auslegung nicht streitig machen, geben aber doch zu bedenken, daß man über dem astronomischen Gegenstande der Erzählung nicht ihren höheren Gehalt vergessen soll. Die Behauptung, die Aufstellung der Planetengesetze sei die „großartigste Leistung, welcher sich die menschliche Vernunft bisher fähig gezeigt hat", läßt sich wohl bestreiten, selbst wenn man bewundernd vor dieser Großtat des Menschengeistes steht. Zudem müssen wir, auf die Gefahr hin, in den Verdacht der Begriffsklitterung zu geraten, an der Verwendung des Wortes Vernunft einiges aussetzen. Wissen wir uns doch durch den Namen Goethes gedeckt. Er sagt, als er von der Natur spricht: „Der Verstand reicht zu ihr nicht hinauf, der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen. Die Gottheit aber ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu tun, der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze." Die Unterscheidung zwischen Verstand und Vernunft, die Goethe hier macht, ist uns Heutigen ganz abhanden gekommen. Es liegt in ihr der Gegensatz von begrifflicher Ursachenforschung und intuitiver Ideenschau, eine Unterscheidung, die auch Kant durchführt. Er sieht sich genötigt, über das niedrigere Erkenntnisvermögen als Verstand ein dasselbe begeisterndes und beherrschendes Höheres als Vernunft anzuerkennen, ohne welches dieser Verstand selbst im Felde gemeiner Erfahrung, der Naturbeobachtung, erblinden müßte.

Goethe dürfte so an einer „Mechanik des Himmels" nicht das Interesse gehabt haben, das ihm Wien zuschreibt. Er fühlte sich mit dem Himmel in anderer Weise verbunden, um die zu verstehen man sich in den Geist der mittelalterlichen Astronomen oder eines Paracelsus versenken möge, jener Männer, die gleich Faust, in mitternächtiger Einsamkeit, im Anblick des Sternenhimmels experimentierten, um die kosmischen Geisteskräfte einzufangen und die geistigen Fäden zu ergreifen, die das All durchweben, die von der Erde zum Himmel, von Stern zu Stern harmonisch das All durch-

Digitized by Google

dringen. So dürfte uns eine Gestalt, wie die der Makarie, dieses „geistigsten" Wesens, näherkommen, die von der Erde aus die Planetensphären durcheilt, um an der äußersten umzukehren, sich wieder zurückzusehnen, um zugunsten unserer Urenkel in das irdische Leben und Wohltun wieder einzuwirken.

Nach Wiens Auffassung ist Makarie zu dem „inneren Sehen" eines Äußeren befähigt, einem Sehen, wie es bei allen neuen geistigen Leistungen vorangehen muß. „Denn die logische Kraft des Menschen ist nicht befähigt, Neues hervorzubringen" (Wien). Sie ist aber „unentbehrlich, um aus dem bloß Vermuteten und Geahnten das wirklich Richtige herauszufinden". Tatsächlich aber ist Makariens „inneres Selbst von leuchtenden Wesen durchdrungen, von einem Licht erhellt, welchem sogar das hellste Sonnenlicht nichts anhaben konnte". Abermals begegnen wir der Sonne der Wahrheit, die tief im Menschen wohnt und die sich, identisch mit ihr, in der Naturwahrheit den äußeren Ausdruck schafft. Sie ist da und leuchtet, ein „Geahntes" von höchster Wirklichkeit, das nicht zu seiner Bestätigung die „logische Kraft des Menschen" braucht, sondern umgekehrt: diese kann nur ein dienendes Verhältnis zu ihr haben.

Wir sind am Ende und ziehen an einem Punkte zusammen, was das Vorstehende vielfach zeigte, wenn wir in Wiens Vortrag ein typisches Beispiel sehen, erschütternd symbolhaft, für den Bankerott des atomistisch und mechanistisch orientierten Denkens vor der durchaus im Geistigen wurzelnden Persönlichkeit Goethes, einen Fall unter tausend von jener „modernen Verdüsterung", von der Nietzsche, der tiefste Deuter der Zeit, schaudernd sprach. Der Vortrag gibt sich selbst das Motto in der Anführung des in fataler Weise mißverstandenen Goetheworte:

„Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis."

Nicht ohne Einsicht in die tiefere Bedeutung dieser und geistverwandter Schriften scheiden wir von ihr. Sie sei ausgesprochen durch den Mund des Philosophus teutonicus: „Um die Morgenröte scheidet sich der Tag von der Nacht und wird ein jedes in seiner Art und Kraft erkannt. Denn ohne Gegensatz wird nichts offenbar, kein Bild erscheint im klaren Spiegel, so eine Seite nicht verfinstert wird."

Digitized by Google

Umschau

Von nordischer Literatur

Die im Übermaß anschwellende Übersetzungsliteratur birgt nicht nur die Gefahr, den deutschen Dichtern Verleger und Leser zu entziehen, sondern die ebenso große, daß man im „Konzert der Völker", wie Lulu von Strauß und Torney in ihrer außerordentlich kenntnisreichen Revue zeitgenössischer ausländischer Literatur die dichterische Produktion rings um unsere Grenzen nennt, vor einer reichen und verwirrenden Polyphonie die führenden Stimmen überhört. Gewiß ist in einem wirklichen Konzert kein Part belanglos und die Klangfarbe keines Instrumentes ganz zu entbehren; aber bei ihm ist auch das Ganze vor den Teilen da, und die symphonische Idee bestimmt die Instrumentierung. Bei dem, was in dem erwähnten Aufsatz Konzert der Völker genannt wird, liegen die Verhältnisse umgekehrt: ein ungemein empfindliches Ohr hört in das Stimmengewirr, das uns umbraust, hinein, hört es zu einem Ganzen erst zusammen, so daß sich hierbei der Begriff der „Symphonie" von einem Zusammenklingen zu einem Zusammenhören verschiebt, einen deutlich aktiven Sinn bekommt und die von Hebbel gelegentlich erwähnte Genialität im Genießen voraussetzt, die nicht jedermanns Sache ist. Die große Zahl der Leser jedenfalls besitzt sie nicht und nimmt, was die Verlage anbieten. An die Verleger nun im allgemeinen die Forderung einer sozusagen symphonischen Auslese zu stellen, wäre sinnlos. Jeder Verlag wählt die Werke, die in seinen Umkreis fallen, mit mehr oder weniger Verantwortungsgefühl aus, allerlei Zufälligkeiten und Interessen sprechen mit, auch geschäftliche, und wir müssen dankbar sein, wenn das durchschnittliche Niveau des Gebotenen anständig ist. Nicht die Verleger in ihrer Gesamtheit können ein Konzert instrumentieren, nur einzelne könnten das, und es ist bisher der Ehrgeiz nur weniger gewesen, etwas Ähnliches auch zu tun. Es kann hier an die Märchen der Weltliteratur und die Sammlung der religiösen Stimmen der Völker des Verlags von Eugen Diederichs erinnert werden. Auf dem Gebiete des Romans ist wohl nur ein Unternehmen bekannt, das mit Bewußtheit die Aufgabe gesehen hat, das Repräsentative in strengster Auslese zu sichten und die führenden Stimmen zu vereinigen: die Epikon-Reihe des Verlages Paul List in Leipzig, die in langsamem Wachsen begriffen ist. Aber etwas dergleichen ist immer nur dem rückschauenden Blick möglich. Bei der Schwierigkeit, das Bedeutende und dauernd Gültige sofort zu erkennen und bei der Dezentralisation des Verlagswesens ist offenbar eine entsprechende Leistung für die zeitgenössische Literatur unmöglich. Für diese bleibt also die erwähnte Schwierigkeit und Gefahr bestehen und somit die Notwendigkeit, Wertakzente zu verteilen. Wenn dabei der Auswählende eingesteht, daß er nicht der Papst ist, wenn er das Gefühl bewahrt, daß dem Empfangenden, dem Produktiven gegenüber Zurückhaltung geboten ist, da, wie Nietzsche sagt, jedes geringste Schaffen wertvoller ist als das Reden über Geschaffenes, wenn schließlich Kritik darin besteht, sich Rechenschaft abzulegen über das größere oder geringere Maß von Liebe, von Sympathie, die ein Werk uns abzwingt, von Lebenssteigerung, die es uns schenkt, dann dürfte wohl der Verdacht von Anmaßung, dem alles kritische Abschätzen und schon das bloße Auswählen ausgesetzt ist, verschwinden.

In diesem Sinne soll hier über einige Bücher aus der gegenwärtigen nordischen Dichtung gesprochen werden.

Digitized by Google

Seit den Tagen Ibsens und Björnsons, Jens Peter Jakobsens und Strindbergs ist uns aus dem Norden kein so wertvoller Zuwachs gekommen wie durch das Werk Knut Hamsuns *, das in der Mischung seiner Elemente ein durchaus Einzigartiges bedeutet, wobei allerdings zu bemerken ist, daß man in die Größe und Bedeutsamkeit dieser Dichtung erst bei der Kenntnis und Vergegenwärtigung seines gesamten Schaffens hineinwächst. Erst aus dem Überblick von fernher wird diese Welt voller Gestalten und Geschehnisse ganz klar, obgleich bestimmte Wesenszüge in Einzelnem und schon dem Frühesten, im „Pan" etwa oder in den „Mysterien" bereits hervortraten und dann sich nur immer sichtbarer auseinandergefaltet haben. Was Hamsun schildert, ist immer bürgerliche Gesellschaft, nach oben etwa bis zum Pfarrer, zum Advokaten, zum Großkaufmann reichend. Die Schilderung dieser Gesellschaftsschicht ist glänzend. Ich weiß nicht, ob es eine schärfer gesehene Darstellung des Pressewesens gibt als die im „Redakteur Lynge" oder eine genialere des Literatentums als die in der „Neuen Erde", man müßte denn Balzacs „Verlorene Illusionen" nennen. Aber der Unterschied zu diesem ist bedeutsam: diese ganze bürgerliche Welt wird aufs schärfste verneint, sie ist nicht nur dargestellt, sie ist bloßgestellt in ihrer seelosen Betriebsamkeit, ihrer hohlen Geselligkeit und nicht ganz sauberen Moralität, in der es aber nur kleine Entgleisungen und nicht das große Verbrechen gibt. Und da ist immer ein Mensch, der dieser Welt erst dadurch Relief gibt, daß er sie durchschaut und gegen sie einen zähen Kampf kämpft wie Hoibro im „Redakteur Lynge", Coldevin in der „Neuen Erde", oder daß er sie ignoriert und sich in eine erträumte großartigere geboren fühlt, ein Mensch von seltsamen Einfällen und Handlungen, die er in nachtwandlerischen Anfällen tut wie aus einer roten Wolkenschicht herab auf die schmierige Erde, über die er „in einem Boot aus wohlriechendem Holze mit dem halbmondförmigen Segel aus hellblauer Seide" fährt wie Johann Nilsen Nagel, ein Fremder, ein Ausländer, die fixe Idee Gottes, in den „Mysterien", wie Baardsen in der „Stadt Segelvoß". Sehr grotesk nehmen sich hernach diese Handlungen aus und geradezu verrückt, von der Ebene des Normalen aus gesehen. Aber man merkt es, die ganze Zuneigung des Dichters hängt an diesen Gestalten, die außerhalb der gesellschaftlichen Bezüge stehen, die träumen, reden, trinken, ein Cello oder irgendeine skurrile Idee haben und unglaubliche Martyrien ausstehen, diese „bahnlosen Kometen" und „Vagabunden des Geistes und des Herzens", die Kinder eines Dichters, der selber Vagabondage durch die Welt und durch allerhand seltsame Berufe in härtester Realität erlebt hat.

Es geht recht und schlecht erbärmlich zu in dieser erbarmungslos scharf gesehenen Menschenwelt, die um Lächerliches bemüht ist, Eitlem anhangend, mit Nichtigem ihre Tage versäumt und nicht sehr heldenhaft ist; alles Heldenhafte, Stolze und Einsame in ihr hat einen Schimmer von Donquichotterie und verfällt dem Fluche der Lächerlichkeit. Die Dichtung Hamsuns wäre nicht gut auszuhalten, sie müßte sich erstickend über den Leser legen mit ihrem Bewußtsein von der Inferiorität des Wesens Mensch und sie müßte tief pessimistisch wirken, wenn da nicht noch ein anderes wäre — und das ist der Grund der tiefen Liebe zu allem, was Hamsun gemacht hat —, das Gefühl: die Welt ist groß und wundervoll in ihren Grashalmen und Steinen, ihrer unermüdlichen Fruchtbarkeit, ihren Sonnenaufgängen und Sternen, dem Sausen des Waldes und dem Donner des

* Gesamtausgabe bei Alb. Langen, München, bisher 11 Bände, geb. je M 10.—

Digitized by Google

Meeres. Diese Macht steht hinter allen Geschichten Hamsuns und bricht oft erschütternd herein wie im „Pan", in dem an dem Zwiespalt beider Welten der Leutnant Thomas Glahn zugrunde geht. Der reinste Knut Hamsun aber ist dort zu finden, wo diese Macht fast allein Gegenstand der Dichtung ist: im „Segen der Erde". Nirgends sonst kommt Hamsun, der Bauer und Naturbursche, so zum Ausdruck wie in dieser Robinsonade des Siedlertums, in diesem Hohen Lied der Erde und ihrer ewigen Jugend und Kraft. Isak von Sellanraa ist die klassische Gestalt Hamsuns, ein Stück Erde selbst, einfach und unkompliziert, kräftig von Körper wie ein Stier, wie ein Lasttier, gesund und ungebrochen in seinen Gefühlen und Trieben wie die Urnatur selbst. In dieser Geschichte ist alles groß und einfach, der Anfang von geradezu mythischer Größe, Isak geht durch den unberührten Wald wie der erste Mensch; von biblischer Einfachheit ist der Bericht; groß und einfach ist das Geschehen, nicht vereinfacht aus einem modernen Empfinden heraus, nicht aus Einsicht und Sehnsucht, ganz unromantisch, ganz Natur, darum so stark und glaubhaft. Mythisch ist das Bild des Bauern, des Erdverbundenen, des „Klotges", des „Mühlengeistes", wie er bedachtsam und feierlich den ewigen Samen langsam hinschreitend in die ewige Erde streut. Man vergleiche, wie etwa Glahn den Stein vor seiner Hütte sieht, anschaut wie ein Wesen, und wie der alternde Isak mit dem Stein im Wald, der eine Schwelle werden soll und den er nicht mehr recht bezwingt, der ihm sein Alter vorhält, ringt wie mit einem bösen Tier. Das Naturgefühl, das bei Isak natürliche und unbewußte Verbundenheit ist, ist bei Glahn verfeinert, nervös, ist schon, durch den Kontrast der Welt, aus der Glahn kommt, zur Hälfte Sehnsucht, zur Hälfte Flucht. Die Natur schildern, wie es im „Pan" getan ist, mit dieser mystischen Inbrunst, mit diesem ekstatischen Heranwerfen an ihr Herz, mit dieser Hingabe an ihre leisesten Laute, ihre geheimsten Regungen, das kann nur einer, der schon aus ihrem Kreis heraus ist, herausgetreten oder herausgestoßen.

Nur einmal ist diese Welt der großen Natur selbst Gestalt geworden, aber häufig und wiederkehrend ist der Typus Glahn in den Romanen, die Gestalten der Wanderer zwischen beiden Welten. Sie sind wahrscheinlich Hamsun selbst. Das bringt den bei allem Humor, einem oft grimmigen und beizenden Humor — „Oho, meine Lieben!" —, seltsam gedämpften und schwermütigen Unterton in seine Geschichten. „Ein Wanderer spielt mit der Sordine", heißt der Titel eines Romans in der früheren Fassung so überaus bezeichnend. Aber diese Melancholie erstreckt sich nur auf den Menschen, auf einzelne Fälle des Menschenlebens, auf das allgemeine Los des Alterns, auf die Schwachheiten des Menschengeschlechts, nie auf das Leben als Ganzes, das so unerhört groß und reich sein kann. „Die bloße Gnade, daß man das Leben erhält, ist die reiche Vorausbezahlung für alle Erbärmlichkeiten des Lebens, für jede einzelne." Dieser geradezu antibuddhistische Satz enthält alles, was Hamsun an Weltfreude fühlt: das Leben, das Hamsun trotz allem für eine Gnade hält, ist das Leben in der Natur.

„Über Wald und Flur kannst du mich nichts lehren, da fühle ich, was kein Mensch gefühlt hat." „Du, der du dies hier liest, fühlst wohl nichts dabei, aber ich, der ich hier sitze und es aufschreibe, empfinde noch bei der Erinnerung an einen Pfad im Walde eine Art Süßigkeit. Es war, als begegnete ich einem Kinde." (Gedämpftes Saitenspiel.) „Ich setze mich auf die Erde und sehe zum Himmel hinauf, und da ich zu denen gehöre, die, zum Unterschied von vielen andern, noch nicht mit Gott ins

Digitized by Google

reine gekommen sind, sitze ich eine Weile in Gedanken an Gott und seine Schöpfung versunken. . . . Die Berge kommen mir so unglaubhaft vor; sie sehen aus, als ob sie von irgendwo anders herkämen und nun gerade dicht vor mir haltgemacht hätten. Wie alle Leute, die viel allein gewesen sind, pflege ich zuviel mit mir selber zu reden; ich krieche in mich zusammen und erschauere vor Wonne und spreche laut." „Und ich habe das Gefühl, das nichts so schön ist, als was Gott selbst macht." (Aus den wunderbaren Reisebildern aus Kaukasien.) „Und mit einer anderen Sache werde ich nie fertig: mich zurückzuziehen und in der Einsamkeit im Walde zu sitzen und es schön und dunkel um mich zu haben. Das ist die letzte Freude. Das Hohe, das Religiöse an der Einsamkeit und an der Dunkelheit macht, daß man sie braucht. Nicht aber, weil man nur noch sich selbst ertragen kann, geht man von dem fort, nein, nein. Das jedoch ist das Mystische daran, daß alles einem von ferne entgegenbraust und doch alles nahe ist. Man sitzt in der Mitte einer Allgegenwart. Das ist wohl Gott, das ist man wohl selbst, als Glied von allem." „Eine Vision, sagst du? Nein, eine kleine Einsicht in die Dinge, sage ich. Mache ich einen Gott aus der Natur? Was tust du? — — — Niemand kennt Gott, kleiner Freund, der Mensch kennt nur Götter. Manchmal ist es mir, als begegne ich dem meinen." (Die letzte Freude.)

Das sind nur einige von den unzähligen Stellen, wo ihm das Gefühl der Welt ins Religiöse emporwächst und in Worten Ausdruck findet. Vorhanden ist es immer und aus der Art, wie die Natur gesehen wird, zu merken. Überhaupt ist das Seltsame, wie bei ihm die Geschehnisse Sprache werden. Es ist ein wunderbar Emotionales in seiner Darstellung. Immer ist ein schwebender Ton von persönlicher Ergriffenheit zu hören, die Geschichten sind von einem vorgetragen, dessen Stimme von eigenem Schicksal erregt ist; nie redet der kalte Beobachter, der Chorus selber tönt durch den Vortrag, und der Stimmenklang, diese schwermütig-ironische Melodie, ist das Unvergeßliche an der Hamsunschen Dichtung. Aber es ist nicht so, daß der Dichter aufdringlich sein Ich hineinmischt und mit Lyrismen arbeitet. Die Anteilnahme ist immer beherrscht und versteckt, verborgen von Ironie und Humor. Dieser Hamsunsche Humor ist etwas Eigenartiges. Ist er Ausdruck eines unerschütterlich vergnügten harmlosen Herzens wie bei dem gottseligen Maria Wuz? Es bedarf nach Hamsuns Meinung „zweifellos eines gewissen Grades von Hohlköpfigkeit, ständig mit sich selbst und allem zufrieden zu sein." Stammt er aus einem überscharfen Intellekt, der zuviel sieht und weiß, um etwas von Grund aus ernst zu nehmen? aus moralischer Rigorosität, die die Befriedigung sucht, die Dinge, wie sie sind, zu sagen, damit man erkennt, wie sie hätten sein sollen (der Fall G. B. Shaws)? Sein Humor ist der Mantel, den er um sein tiefstes Gefühl nimmt, das er nicht unterdrücken kann und nicht prostitutieren mag. Daher sind auch die immerhin seltenen Stellen, wo Hamsuns Herz fühlbarer wird, so ungeheuer ergreifend. Es ist eine der bezeichnendsten Eigenschaften des wirklichen Dichters, in Fragmenten von Begebenheiten die ganze Seele der Gestalten zu offenbaren; es ist eine der auszeichnendsten Fähigkeiten Hamsuns. Hiefür sind unendliche Beispiele in seiner Dichtung, eins der erschütterndsten das kurze Gespräch zwischen Willats Vater und Sohn nach dem Tode der Mutter (Kinder ihrer Zeit).

Das sind einige Elemente seines Wesens, die uns Hamsun unvergeßlich und unvergleichlich und die ihn zum heute repräsentativ germanischen Dichter machen.

Es könnte so scheinen (und ist vielleicht auch so), als läge darin eine Ungerechtig-

Digitized by Google

keit, wenn im folgenden das Werk von Dichtern, von denen uns nur Einzelnes zugänglich gemacht wurde, oder die erst am Anfang stehen, neben das Hamsuns gestellt wird, dessen gesamtes Schaffen man überschauen kann und der in seinem letzten Roman — „Das letzte Kapitel“* — vielleicht wirklich sein letztes Buch geschrieben hat. Ein Buch übrigens, das noch einmal das ganze Wesen seiner Dichtung enthüllt, schärfer, härter, kühler als manches frühere; einfachste, alltägliche und banale Begebenheit, das Leben in einem neu eingerichteten Höhenkurort mit einigen trivialen und einigen recht seltsamen Kurgästen, ein paar gründlich aus den Geleisen des Lebens Geratenen, von der modernen Zivilisation der großen Stadt Angefressenen, „die keinen entläßt, ehe sie ihn gezeichnet hat“, und daneben den Menschen der Natur, der Leib und Seele noch beisammen hat; und über dem Ganzen wieder jene so schwer zu schildernde Luft der Hamsunschen Dichtung, nur um einige Grade herber, jener zitternde Schleier von Ironie und Melancholie, hier bis zum Ekel gesteigert, von Schwermut und Hingabe, Bitterkeit und Liebe, jenes unruhig Fragende. „Ja, wir sind Landstreicher auf Erden“, das ist der erste Satz des Buches. Immer die Frage des Novalis: Wo gehen wir hin? aber ohne die gläubige Gewißheit, daß alle unsere Wege stets „nach Hause“ führten — oder dieses nach Hause hat einen einigermaßen grauenhaften Charakter, ein Gesicht, wie es zu gewissen Augenblicken — auch die Natur hat. Es ist das rätselhafteste der Hamsunschen Bücher. Nun muß man sich vorstellen, es sei das einzige uns bekannt gewordene. Würden wir ihm gerecht werden?

Ähnlich verhält es sich aber mit einem Autor, der uns plötzlich aus dem Norden eingeführt wird und der dort bereits hochgeschätzt ist, dem eben verstorbenen Hans E. Kinck. Nur ein Roman liegt bisher übersetzt vor: „Die Anfechtungen des Nils Brosme“**. Die Geschichte eines Pastors wird erzählt, der in der Einsamkeit eines abgelegenen Dorfes die „Anfechtung“ heidnischen Lebensgefühles und derbsinnlicher Erotik erfährt. Aber es ist darin nichts Panisches wie etwa im „Retzer von Soana“, der philosophische Tiefsinn einer neuen Religiosität erscheint, gerade wenn man das Buch mit dem Gerhart Hauptmannschen vergleicht, doziert, nicht gestaltet. Wenn ein Kritiker des Buches meint, Brosme würde am Ende ein Pastor sein, in dem sich Heidentum und Christentum vereinigen, so ist im Gegenteil zu vermuten, daß er als ein sehr engstirniger, brutal puritanischer Pastor aus seinen Anfechtungen hervorgehen wird. Sein Heidentum ist gründlich verdrängt und wird in allerhand bösartigen Fanatismen sich rächen, von denen wir eine Probe in dem fast roh anmutenden Schlußgespräch über die fernere Erziehung Klein-Ingrids zu spüren bekommen. Man rühmt die tiefe Psychologie; aber das ist eine Selbstverständlichkeit geworden. Man rühmt das Naturgefühl und die große Darstellung der großen nordischen Natur; aber man zuckt an den betreffenden Stellen nicht mit der Wimper, wenn man sich Hamsuns erinnert oder der zarten sensitiven Naturbeseelung Jens Peter Jakobsens. — Wer will aber nach diesem einen Roman sagen, ob wir den Dichter richtig gesehen haben? Vielleicht hätte ein bezeichnenderes Werk überzeugendere Kraft gehabt.

Leichter ist es, das Bild des Dänen Jens Anker Larsen festzustellen. Von ihm liegen drei Romane übersetzt vor, dazu ein weltanschauliches Selbstbekenntnis „Bei offener Tür“***. In ihm gibt sich der Dichter Rechenschaft über den Grundzug

* Verlag Grethlein & Co., Leipzig. ** Verlag H. Haessel, Leipzig. *** Sämtlich im Verlag Grethlein & Co., Leipzig.

Digitized by Google

seines Wesens und seiner Dichtung. Im Tone persönlichster Aussprache mit seinen Freunden versucht er, umschreibend und bekennend, die auf diese Weise schwer mitzuteilende Nuance seiner Religiosität zu treffen, die tatsächlich auch seine Dichtung auf das eigentümlichste charakterisiert, eine Religiosität mystischer Versenkung in das leiseste Leben des Alls, eine Frömmigkeit, deren größtes Wunder die Existenz selber ist, deren Sakrament das Sich-öffnen, das kindhafte Leben in einer ursprünglichen Dingverbundenheit ist, deren Reinigung und Heiligung in einem fast buddhistisch liebevollen, alle Dinge mit gleichem gelassenen Wohlwollen und reiner Begierdelosigkeit umfassenden Blick besteht, diese letzten Worte so östlich genommen als man vermag. Eine dogmenlose panentheistische Frömmigkeit, die nicht einmal nach Gott selber zu fragen wagt, nur in seinen Gestalten lebt, die sich „öffnen", durchzieht alle Bücher Larsens. Sie ist zarter, versonnener als die dionysische Berauschtheit Hamsuns, sie ist mildes Leuchten und Glühen, nicht brausende Flamme — dänische, nicht norwegische Landschaft der Seele.

In dem wahrscheinlich frühesten Buch, „Pastor Nemos Heimsuchung", das noch etwas ungleichmäßig und gewaltsam in der Darstellung ist, lauter als die folgenden, steht inneres und äußeres Schicksal eines Pfarrers im Mittelpunkt, den seine noch vom Leben ungeprüfte, wohl auch etwas schönrednerische Gläubigkeit zum Erwecker seiner Gemeinde macht, der aber eines Tages an seinem Glauben irre wird, als ein armer Verstümmelter die Hiobsfrage an ihn stellt. Wie er in die oben angedeutete Larsensche Frömmigkeit hineinwächst, dabei die Liebe seiner Gemeinde verliert, wie er entdeckt, daß er um seines vorigen Glaubens willen auch die Liebe seiner Frau schon verloren hat, kurz, wie einem Menschen, dem sich sein Inneres wandelt, auch die äußere Welt und das Schicksal verwandelt, das ist mit wirklicher Meisterschaft und Kraft gestaltet.

Den ganzen Umkreis heutigen Gottsuchens sucht Larsen in seinen Roman „Der Stein der Weisen" zu zwingen. Von allen Gestalten, die um den Sinn des Lebens ringen, sind vor allem zwei, deren Schicksale das Buch durchziehen, bedeutsam: der Küstersohn, der, offenbar mit einer tief religiösen Anlage geboren, doch im Nebel der Theosophie allen Halt verliert und durch Selbstmord endet, und der Pastorssohn, von Natur Skeptiker, von äußerst geringen religiösen Fähigkeiten, aber großem religiösen Bedürfnis, wie er sagt, der durch eine harte und fast skurrile Schule des Lebens zu einer befreienden Gläubigkeit geführt wird. Und dann ist da noch die Gestalt des Mörders, der an seiner Tat fast zugrunde geht, aber dadurch, daß er sie in allen Konsequenzen willig auf sich nimmt, obgleich er erkennt, daß er sich nicht gemacht hat, in eine wunderbare Hoheit, ins Erhabene und letzte Geheimnis emporwächst. Dieser einfache schwerblütige Knecht wird der Knecht Gottes und nimmt Gottes Schuld auf sich. Die letzten Kapitel, die Gespräche Holgers mit dem „Kandidaten" müssen jeden von der dichterischen Kraft Larsens überzeugen. Sie sind in ihrer Schlichtheit erschütternd.

Die dritte Geschichte Larsens ist die anspruchsloseste und darum die schönste: „Martha und Maria". Hier erblüht die Religiosität, die Larsen sich erlebt hat, aus dem einfachen Lebenslauf zweier Geschwister, die den biblischen Namensschwestern im Charakter gleichen, die auch die Schicksale ihres Charakters erleiden, fast als sollten sie Heraklits Wort beweisen, daß des Menschen Sinnesart sein Geschick sei. Wieder fängt die Erzählung schlicht und einfach an wie ein Märchen, wie denn überhaupt die Anfänge der Larsenschen Romane von einem eigentümlichen sym-

Digitized by Google

pathischen Reiz sind, der sofort gefangennimmt. Wo Larsen von Kindern erzählt, da strahlt eine geradezu hellsichtige Liebe aus den Sätzen seiner Bücher. Es ist so bezeichnend, daß Hermann Hesse von dem „Stein der Weisen" bekennt, nur eins in der Erinnerung behalten zu haben: das innige Verhältnis zweier Brüder zueinander: „Zwischen diesen beiden kleinen Brüdern spielt etwas, das ist höchstes Erlebnis und echter Zauber." (Neue Rundschau, Sept. 25: Erinnerung an Lektüre.) In der Erzählung des Lebensganges dieser beiden armen Mädchen kommt die innige und herzliche, zarte und freundliche Art des Dichters aufs schönste zur Erscheinung. Man wird von ihm noch Gutes zu erhoffen haben, wenn er seine mystische Religiosität nicht etwa literarisch kultiviert, sie nicht zum ewigen Thema macht, sondern bleibenden Grundton sein läßt.

Noch zwei Bücher liegen vor mir, beide von ganz anderem Charakter, beide unproblematisch und von ungeheuer starker Wirklichkeitsschilderung. Das eine: Ernst Didring, Inseln des Sturms*, eine Geschichte von einer der äußersten Schären Schwedens. Der Kampf mit den Elementen, mit Meer und Sturm, das Leben der hageren, sehnigen Fischer, die nur das Kargste zum Unterhalt sich erbeuten, ihre Nöte und Freuden, Feste und menschlichen Schicksale, Leid einer Mutter um ihre Kinder, das ist der Inhalt. Aber der ist nicht das Wesentliche, sondern die meisterhafte Gestaltung in Szenen voll kräftigsten Lebens, eine blutfrische Sprache, eine fest zupackende Schilderung und vor allem ein Hauch von Gesundheit ist so ungeheuer wohltuend, daß einem beim Lesen zumute ist, als träte man ins Freie bei ganz klarer, reiner Luft. Das andere: Anud Andersen, Das Meer*. Das Buch eines 1890 geborenen Dänen, der mit vierzehn Jahren zur See ging, unter verschiedenen Flaggen die Welt umsegelte, mit zweiundzwanzig Jahren das Steuermanns- und Kapitänsexamen machte und darauf seinen seemännischen Beruf aufgeben mußte. Man spürt, daß sein Buch erlebt ist, ein Buch voller Abenteuer, voller Spannung, die schwermütig endende Geschichte eines jungen Matrosen und seiner Fahrten, eines prächtigen lieben Kerls, Leben auf Schiffen, in Hafenstädten, ein Peer-Gynt-Schicksal und im ganzen ein brausender Choral von der Urgewalt des unendlichen Meeres, hart und männlich und zugleich knabenhaft verträumt und zurückhaltend — ein hoffnungsvolles und liebenswertes Buch. Die dänische Kritik hat Anud Andersen einen dänischen Jack London genannt.

Ein Blick zurück bringt uns eins zum Bewußtsein: wie nahe unserem Empfinden die nordische Welt steht. Es ist, als sei gar keine Grenzscheide zwischen uns und diesen Dichtern. Wenn wir französische oder russische Romane lesen, bleibt immer das leise Gefühl der Andersartigkeit. Bei diesen Büchern vergessen wir ganz, daß wir in der Fremde sind. Die Stimme gemeinsamen Blutes spricht vernehmlich.

Paul Wegwitz

Hölderlin-Literatur Was man von Goethe gesagt hat: nicht nur ein großer Dichter und überragender Mensch, sondern eine Kultur — das darf wohl, mit gewissen Modifikationen natürlich, mehr intensiv als extensiv aufgefaßt, auch von Hölderlin gelten. Durchdringen sich doch in dieser Gestalt nicht nur zwei Lebensformen, die des Sehers und Künstlers, sondern zwei Kulturwelten: die deutsche und die griechisch-antike.

* Beide im Verlag Westermann, Braunschweig.

Digitized by Google

Hellas, das war für den Schöpfer des „Empedokles“ und „Hyperion“ nicht nur Vorbild und Form, wie selbst noch für Goethe, sondern unentrinnbares inneres Schicksal. Und doch blieb dieser „wiedergeborene Grieche“, wie ihn Gundolf einmal genannt hat, auch dieser unserer deutschen Landschaft und ihren „Göttern“ unlösbar verhaftet, wie dies vor allem seine letzten großen Gestaltungen: „Der Rhein“, „Germanien“, „Am Quell der Donau“ u. a. bezeugen.

Aus dieser doppelten Schicksalsabhängigkeit, die eben zugleich die leibgewordene Synthese zweier Kulturen bedeutet, erwächst Hölderlins Reichtum und Größe. Aber auch seine Tragik. Jedenfalls kann man an wenigen Gestalten der deutschen Geistesgeschichte die einzigartige innere Durchdringung nordisch-germanischer und südlich-antiker Kultur so eindrucksvoll zeigen wie gerade an ihm.

Voll ebenbürtig steht er heute für uns neben Goethe als unser größter Lyriker. Selbst von so großen Erscheinungen wie Novalis, Eichendorff, Mörike, Rilke trennt ihn der kosmische Charakter seines dichterischen Sehens, das Echt-Mythische seiner Gestaltung und seines Schicksals. Unlösbar bleibt er vor allem verknüpft mit der Geschichte der deutschen Hymne, wie sie von Klopstock und Goethe bis zu Nietzsches letzten großen Dithyramben sich steigert. Auch läßt sich an keiner anderen Gestalt der deutschen Geistesgeschichte der große Durchdringungsprozeß, den Nietzsche einmal als „deutsche Wiedergeburt der Antike“ bezeichnet, so packend anschaulich zeigen wie an Hölderlin. Und umgekehrt ist eine wirklich lebendige und sprachschöpferische Interpretation Pindars z. B. ohne unmittelbare Heranziehung von Hölderlins großer Hymnik unmöglich, ganz zu schweigen von der Fülle der verbindenden Linien, die von Hölderlin nicht nur hinüberlaufen zu Pindar — einem Grunderlebnis des reifen Hölderlin —, sondern auch zu Aischylos, Sophokles, Plato. Wenn irgendwo, so grüßt uns hier der Geist der Antike und die Antike als Lebensmacht.

Angesichts dieser Fülle von Möglichkeiten ist die gegenwärtige Auferstehung des Dichters, die entschieden zu den wenigen echten „Renaissancen“ gehört, die wir heute erleben, gewiß mit besonderer Dankbarkeit zu begrüßen.

Und nicht minder die neu entstandene Hölderlinliteratur der letzten zehn Jahre, die — als Zeugnis und Frucht dieser Wiedergeburt — einige ganz hervorragende Erscheinungen aufweist, auf die ganz besonders aufmerksam gemacht sei:

1. Hans Brandenburg: Friedrich Hölderlin. Sein Leben und sein Werk. Leipzig 1924 (Haessel, M 5.—).

Dieses ausgezeichnete kleine Werk sei an erster Stelle genannt. Da eine eigentliche Hölderlin-Biographie immer noch fehlt, kann es als beste Einführung gelten. Doch gibt Brandenburgs Schrift ebenso fesselnd durch geistige Durchdringung, wie durch glückliche Beherrschung des reichen tatsächlichen Materials — nicht nur ein klares Bild der Gestalt und ihres leid- und weltüberwindenden Wachstums, sondern auch eine feinfühlige Deutung der Werke. Die Darstellung zeichnet sich aus durch große Schlichtheit und Wärme; alles berührt echt, lauter, liebevoll und sympathisch. —

2. Friedrich Gundolf: Dichter und Helden. (Heidelberg 1921. M 4.—.)

Darin als erste Würdigung: „Hölderlins Archipelagus“. Dieser Aufsatz, 1911 schon erschienen und noch nicht von der dialektischen Zuspitzung wie Gundolfs spätere Bücher, zeigt vor allem die besondere — griechische — Art von Hölderlins Sehen, die Gundolf dann noch näher bestimmt als die des orphisch-dionysischen Dichters, der die Welt vor allem besingt als verkörperte Bewegung, nicht als be-

Digitized by Google

wegte Gestalt. Vortrefflich ist die Analyse der sprachlichen Form, besonders der Hinweis auf den Reichtum an Bewegungsausdrücken in Hölderlins Dichtung als notwendige Folge seiner besonderen eben musikalisch-orphischen Art zu erleben, als charakteristische Offenbarung des Typus.

Höchst aktuell im geistespolitischen Sinn noch der Schluß dieser Schrift: die strahlende Hoffnung auf eine Wiederkehr griechischen Geistes aus einer neuen Gemeinschaft des deutschen Volkes, auf eine deutsch-griechische Zukunft: „Wo ist dein Delos, wo dein Olympia, daß wir uns alle finden am höchsten Fest?" (Hölderlin, „Gesang des Deutschen".)

3. Gustav Landauer: Friedrich Hölderlin in seinen Gedichten. (Potsdam 1922, Kiepenheuer.)

Neben Gundolfs Archipelagusdeutung tritt Landauers Schrift als die bisher eingehendste Analyse von Hölderlins großer Rheinhymne. Mit überzeugender Klarheit enträtselt Landauer den tiefen, mythisch-symbolischen Sinn dieser größten Hölderlinschen Hymne. Es ist das Wesen und der Schicksalsweg des Genius, von dem sie gleichnishaft in orphischer Verzückung handelt. „Denn immer werden Hölderlin die Naturvorgänge zum Mythos, zum Gleichnis hohen Menschenschicksals." Dabei „personifiziert aber nicht etwa der Dichter den Rhein (Allegorie), sondern im Schicksal des wirklichen Rheines erleben wir das Los des Genius", ja mehr: das Los des Genius eines ganzen Volkes, das Schicksal deutscher Sendung. Zuvor aber gibt Landauer eine ausgezeichnete Gegenüberstellung von Hölderlin und Nietzsche; kennzeichnet diesen als eine „Kraft", die, eruptiv von unten nach oben strebend, schließlich verfliegt und zerspringt; Hölderlin aber als eine „Natur", die, aus der Höhe kommend, fast zwanglos überströmt und beglückt.

4. Norbert von Hellingrath: Hölderlin. Zwei Vorträge. München 1921 (Hugo Bruckmann, M 4.—).

Norbert von Hellingrath, der so früh an der Westfront Gefallene, dem Stefan George einen seiner schönsten Spätgesänge gewidmet hat, völliger Kenner der Handschriften Hölderlins und Begründer der großen kritisch-historischen Gesamtausgabe der Werke im Propyläenverlag, gibt in den zwei Vorträgen dieses Buches mit atmosphärischer Kraft und in echt dichterischer Intuition, bei sorgsamster Kenntnis der wissenschaftlichen Grundlagen und Quellen zunächst ein groß geschautes Bild Hölderlins, des „mythischen Sehers" — als „Stimme Gottes und Herz seines Volks" — und dann eine ergreifende Deutung von Hölderlins Wahnsinn: Keine analytisch-medizinische Indiskretion, sondern ein tiefer Einblick in die geheimnisvolle Welt des inneren Schicksals, ganz erfüllt von der geheimen Macht altorphischen Glaubens: „Wer ihn *stirbt*, der *lebt* dem Gotte."

5. Ludwig von Pigenot: Hölderlin. Das Wesen und die Schau. (München 1923, Hugo Bruckmann, M 4.—).

Was Hellingrath begonnen, hat Pigenot ehrfürchtig-dienend vollendet: nicht nur die große Propyläenausgabe der Werke, sondern auch die Linie der metaphysischen Deutung. Denn wie kaum eine andere dringt seine Schrift über den Dichter ein in den innersten Kern von Hölderlins Wesen, bei sorgsamster Kenntnis und vollkommener Beherrschung alles nur überhaupt erreichbaren Materials (bis in die Varianten der Manuskripte).

Trotzdem geht der große echt philosophische Zug Pigenots Darlegungen niemals verloren. Aus Urelementen bildet und baut er die geistige Gestalt seines Heros.

Digitized by Google

Alle Grunderlebnisse Hölderlins kommen zur Sprache und finden ihre tiefsinnige, oft überraschende, manchmal fast überkühne, metaphysische Deutung: so das Heldische in Hölderlins Haltung, das Verhältnis von Freiheit und Schicksal (Hölderlins Tragik), Christus, Germanien, Formung und „Bildung", das Totenreich und vor allem noch Hellas, der unerschöpfliche Kampf deutschen Geistes um den Genius von Hellas — eines der schönsten Kapitel zu diesem großen Thema überhaupt.

Tiefblickend und klar wird das überzeitliche geistesgeschichtliche Erbe des großen Dichters bezeichnet: „In der Synthese: Hellas — Germanien auf der einen, Dionysos — Christus auf der anderen Seite hat Hölderlin sein eigentliches Testament hinterlassen." Rein vom metaphysischen Standpunkte aus bildet Pigenots Schrift die Krönung der gesamten bisherigen Hölderlinliteratur.

Denn die ebenfalls hervorragenden Hölderlin-Schriften von Wilhelm Michel, ebenso packend durch enthusiastische Stilgebung, wie durch eine Fülle neuer Intuitionen und vor allem durch jene unbestechliche „heilige Nüchternheit", wie sie an Hölderlin selbst in so vorbildlicher Weise hervortritt, tragen weit mehr geistespolitischen und nationalpädagogischen als metaphysischen Charakter.

Das gilt besonders für die zuletzt veröffentlichte Schrift Wilhelm Michels „Hölderlin und der deutsche Geist" (Darmstadt 1924, Roetherverlag), die den Dichter, dessen einsam überragende Größe wir ja erst heute zu begreifen beginnen, vor allem als Erzieher seines Volkes verherrlicht.

Denn kaum ein anderer deutscher Sänger hat in den Dichtungen seiner Reifezeit und seiner Vollendung alles persönliche Wollen und Leiden, alles private Schicksal so überwunden, ist so ausschließlich zum symbolischen Träger überpersönlicher Erfahrungen und Kräfte — göttlich-kosmischen oder volkhaft-gemeinschaftlichen Charakters — geworden und damit als mythische Macht und Gestalt zum Mitentscheider auch unseres gegenwärtigen Schicksals berufen — als eben Hölderlin.

Um ihres starken Glaubens willen an deutsche Zukunft und deutsche Berufung gehört diese Schrift vor allem in die Hände der Jugend. Der Erzieher selbst aber wird reiche Erkenntnis und Anregung schöpfen aus einer anderen Schrift Wilhelm Michels „Hölderlins abendländische Wendung" (jetzt bei Eugen Diederichs, Jena 1923). Von der reichen Aufsatzfolge dieses Bandes ist nur der erste, umfassendste unmittelbar Hölderlin selber gewidmet. In drei „Abkehrungen" sieht hier Michel Hölderlins „abendländische Wendung":

1. „in der Abkehr von der Tyrannei der Umwelt im bürgerlichen Leben" (Freiheit und Selbstbejahung der eigenen Individualität),

2. in der „Abkehr von der Verneinung seiner Zeit und seines Volkes". (Kampf um den Kairós der eigenen Epoche, um deutsches Wesen, deutsche Sendung.)

3. in der „Abkehr vom griechischen Altertum als einem buchstäblich anwendbaren Ideal der Kunst und des Lebens". (Bejahung der unmittelbar gegebenen Realität als Acker seines Schicksals, seines Werkes.)

Von diesen drei Abkehrungen, die zugleich Heimwendungen sind aus irgendeinem Chimärischen zu tatsächlichen Gegebenheiten, ist die dritte ohne Zweifel die interessanteste. Jedenfalls zeigt Michel überaus fesselnd, wie Hölderlin die einzelnen Entwicklungsphasen der geistigen Antike in seinem eignen Schicksal seelisch oder metabiologisch durch- und zu Ende lebt — bis zu Christus hin, der dann als letzter der antiken „Götter", als „Bruder" des Dionysos und doch auch wieder als ein völlig Eigener und Einziger erscheint (vgl. die wundervolle Hymne „Der Einzige"). Und

Digitized by Google

derselbe Prozeß vollzieht sich auch in dem Formenwandel von Hölderlins Dichtung: von den streng antiken Maßen der frühen Reifezeit bis zu den großen Hymnen seiner Spätzeit, die in ihren völlig freien Rhythmen, in ihrer rein dynamisch-musikalischen Gestaltung ein ungeheures Sprachbarock darstellen, das nicht mehr griechisch, sondern durchaus deutsch anmutet, ja, deren Höhepunkte in ihrer Strenge und Gebautheit die Geburt des Gotikers verkünden.

Durchaus darf man hier Hölderlins einzigartige Spätkunst vergleichen mit dem Schaffen Johann Sebastian Bachs. Auch in seinen Werken, allerdings der Werdezeit, ein ungeheurer Kampf der gotischen mit den barocken Elementen, bis der Gotiker zum Siege kommt und die Meisterschaft des größten musikalischen Genius der Deutschen zu höchster Formenstrenge abschließt und vollendet. —

Als Ganzes betrachtet aber bedeutet Hölderlins abendländische Wendung nicht nur einen Kampf um neue positive Lebensziele, sondern auch eine leidenschaftliche Abwehr gegen das Elementarisch-Asiatisch-Orgiastische im Wesen Hölderlins, das freilich doch zuletzt den Sieg davontrug über die apollinisch formenden Gewalten, und den „guten Europäer" und Kulturgestalter hinabriß in den frühen Untergang. Das ist die Tragödie Hölderlin; sein Widerstand jedoch, sein heißer Kampf, sich metaphysisch zu behaupten, darin liegt sein Heroentum und das Heroische der Sendung.

Und so steht Hölderlin am Schluß von Michels meisterlichen Darlegungen als Vorbild und als Norm vor uns, so daß es wohl berechtigt scheint, wenn der Verfasser, von dieser Höhe aus, als enthusiastischer Verkünder seines Lieblingsgenius, nun Umschau hält in seiner eignen Zeit, in unsrer Gegenwart, und deren Landschaft — innerweltlich-seelisch-scheinwerferhaft erhellt und überleuchtet: ein Stück tiefgrabender und unerbittlicher Kulturkritik, das in seiner prachtvollen Nüchternheit und seinem hohen Enthusiasmus, in seiner echt Hölderlinschen Führerkraft und Unbestechlichkeit jedem Kenner der schweren Geisteskrisis unserer Tage hochwillkommen sein wird.

Endlich sei noch einer dritten Schrift von Wilhelm Michel gedacht: Hölderlin (bei Erich Lichtenstein, Weimar 1925), die wiederum verschiedene Arbeiten über den Dichter zusammenfaßt, unter denen der Aufsatz über Hölderlin und die Sprache besonders hervorragt.

Mit Recht sieht Michel auf Grund völkerpsychologischer und sprachgeschichtlicher Forschungen, in aller Benennung und Sprache ursprünglich Beschwörung, Magie, Bannung und Bändigung des Chaos: außen und innen. Die Tragik des Dichters aber enthüllt sich ihm hier, von diesem besonderen Blickpunkte aus, so: daß die gestaltende Kraft individueller Selbstdurchsetzung und -behauptung in Hölderlin nicht stark genug war, um die Überfülle des Chaotischen, die ihn wie jeden schöpferischen Menschen mit besonderer Stärke bedrängte, dauernd binden und bändigen zu können, so daß er schließlich an der Überflutung durch die Mächte des Elementarischen zerbrach. Eine Deutung, die mir freilich ebenso geistvoll wie anfechtbar erscheint. Vor allem widerspricht ihr die immer wachsende Sprachkraft des Dichters, dessen Geist nach dem Urteil seines Freundes Sinclair, wie Bettina an die Günderode berichtet, selbst noch im Wahnsinn „wie in Hymnen dahinbrauste", und dessen späte Äußerungen über die Sprache den Eindruck erweckten, „als sei er nahe daran, das göttliche Geheimnis der Sprache zu erleuchten". Das sieht sehr wenig aus nach Einbruch und Übermächtigung durch die Gewalten des Chaos. Im Gegenteil: man

Digitized by Google

hat das Gefühl, als hätte der kosmische Logos selbst hier in einem vergänglichen Menschenleibe Wohnung genommen, der aber zu zart und zerbrechlich organisiert war, um dieser Übermacht kosmischer Liebesfülle völlig gewachsen zu sein: „denn nur zu Zeiten erträgt göttliche Fülle der Mensch". (Hölderlin, „Brot und Wein") —

Martin Raubisch

Der Gottsucher Hans Christoph Kaergel

Schwermütige, heißblütige, zwiespältige, einfältige, ungläubig-gläubige, arme, geängstete, mit Gott hadernde, ihn verfluchende, zu Gott flehende und fliehende Menschen stellt Hans Christoph Kaergel in seinem bisherigen Schaffen dar, das in fünf Büchern Form gewann: „Des Heilands zweites Gesicht", „Der Hellseher", „Das Marienwunder", „Der Traum des Urban Krain", „Heinrich Budschigk".

Allein der Titel von Hans Christoph Kaergels erster Geschichte zeigt eindeutig, daß das religiöse Problem im Vordergrund seines Schaffens steht: „Des Heilands zweites Gesicht". Es ist technisch eine Rahmenerzählung. Der alte Matthäus Stein, ein Bauer der schlesischen Heide, erzählt dem Lehrer — das ist niemand anders als der Dichter selbst, der in einer Selbstbiographie, wie sie dem Sammelband „Die Stillen" beigegeben ist, gesteht: „Der einzige Weg ins Licht war mir auf dem Wege der Lehrerbildung geblieben und ich bin ein Lehrer geworden" — der vereinsamte und nach Innen gekehrte Matthäus Stein erzählt mit schonungsloser Offenheit und sonderbar klingender Stimme sein Leben und offenbart seine innerlichsten Geheimnisse, die einst in Stunden der Verzweiflung und in der Zeit seelischen Reifens niedergeschrieben wurden. So erfahren wir von seinen Seelenkämpfen, von dem Werden eines zwiespältigen Menschen.

Schon als Kind fühlt er sich an die Mutter gekettet und ergreift Partei gegen den Vater. Als Junge erlebt er das Wachsen der neureligiösen Bewegung, in seinem Elternhause finden die Gottesdienste statt und er muß ansehen, wie die Gemeinde seinen Vater als gottbegnadeten und von Gott besonders ausgezeichneten Menschen preist, dahingegen er in Wirklichkeit ein Schwächling ist, der das zarte Weib, die sorgende Mutter bis aufs Blut quält, ihr das Essen vor die Füße schleudert und bei einem liederlichen Frauenzimmer die schwülen Sommernächte verbringt, nachher betend und sich auf den Heiland berufend. Darum leugnet er als Jüngling das Leben des Heilands und zwingt einen Freund zum Gottabfall, flieht das Seminar, taumelt zum Weibe, ernüchtert, kehrt sinnverwirrt heim, überschüttet die liebende Mutter mit Gram, will den Vater vor dem Hausaltar peitschen, so daß der sich voll Kummer über sein verlorenes Leben erhängt. Schließlich, als Mann, lebt er wieder in Gott, nachdem er mit ihm gerungen hat wie Jakob mit dem Engel des Herrn. Darum schließt die Beichte so verheißungsvoll: „Und nun geht in den Morgen, lieber Mensch, immer sonnauf! Sonnauf!"

Der Weg zu Gott, wie ihn Hans Christoph Kaergel hier weist, führt über die Einsamkeit. Ihn wandern Martha Stein, die Mutter, und Matthäus, der Sohn.

Wuchsen nicht immer Gotteskinder auf in Einsamkeit?

Sind nicht die Weltstädte als Zivilisationszentren Gott feind?

So wird begreiflich, daß Hans Christoph Kaergel als Schauplatz seiner Werke die schlesische Heide wählt, in der er groß geworden, jene Heide, deren Wächter der Sand ist. „Er nimmt jedem Schritt den Klang und hüllt deinen Fuß in tiefe

Digitized by Google

Stille ein. Die Heide ist dann nicht mehr ein Fleckchen dieser Erde, sondern wächst in die Unendlichkeit."

Kann es darum wundernehmen, daß die Menschen der Heide an Gott glauben müssen? Kann es wundernehmen, daß in dieser Landschaft die deutsche Mystik, wie sie in Jakob Boehme ihren gewaltigen elementaren Propheten gehabt hat, noch heute lebt?

„Wahrhaft fromme Menschen erleben ihren Gott in tiefster Einsamkeit. Darum endet auch alles Menschentum, wenn es der Gottheit näherkam, in Einsamkeit."

Allerdings ist Gott nicht das äußere Glück.

„Nicht das Leid ist das Böse, nein, das Glück. Denn das Leid, mein gutes Kind, ist der Atem Gottes! Wer ihn atmet, der wächst zu Gott! Und so soll dir Gott viel Leid geben, damit du stärker wirst im Herrn." So sagt die Mutter ihrem Jungen, als er zerschlagen heimkehrt. Und dieser Gedanke wird von Hans Christoph Kaergel in verschiedenen seiner mehr psychologisch als stilkünstlerisch ausgezeichneten Novellen weitergesponnen.

Valentin Madler, der Glasbläser, blendet sich selbst („Der Hellseher"). Die Müllerin muß ihren Lieblingssohn verlieren, Gott einen Dreck schelten, dem Heiland der Dorfkirche nächtlich ins Gesicht speien, um in Scham doch zu ihm zu fliehen. („Der seltsame Kirchgang") Die Söhne des Lehrers Berger im Schulhause zu Rengersdorf müssen am Tage ihrer Konfirmation ertrinken, die Tochter Annemarie muß sich zu erhängen versuchen, damit Vater und Mutter wieder eins werden und Frieden im Hause waltet. („Und hätte der Liebe nicht". . .) Der Soldat, der von der Granate getroffen wird und nun im Drahtverhau qualvoll endet, muß Gott zürnen und an ihm leiden, um dann „mit Himmel und Erde, mit Wolken und Winden, Menschen und Gott eins zu werden, ganz eins." („Die Fliege")

Überall begegnet uns im Schaffen Hans Christoph Kaergels der starke und allmächtige Gott, der aber auch ein Gott der Gnade ist. Als Beleg hierfür seien die Worte Valentins, des Hellsehers, zitiert, die dem Freunde gelten: „Ich bin blind, Fliederer. Ich habe mich selbst geblendet. Denn meine Pupillen sollen niemals mehr Gott zwingen, nach meiner Willkür sich zu entkleiden. Wir sollen nicht zu Gott sagen — nimm den Schleier deines Geheimnisses, sondern sollen bitten. Denn das Leben ist nur durch Gnade uns geschenkt, und die Schuld ist unser, wenn wir die Gnade von uns stoßen. Nun bin ich blind, nun will ich auf Erden wandern und werde tiefer in Gott dringen, denn ich will lernen zu bitten:

‚Bitte, bitte, Fliederer, führe mich! Bitte!'

Gleiches erlebt auch der fanatische Vater Jeremias Urbank, als zur Stunde der Gottesherausforderung der wilde Sturm über die Heide peitscht, Dächer abdeckt, Türen aufreißt, Feuer aus dem Ofen zerrt und in die Stube wirbelt, als nahe das Ende der Welt. Da trägt sein altes Weib ein Kind heim, einen Findling. („Das jüngste Gericht")

In dem letzten Roman Hans Christoph Kaergels erlebt zwar Heinrich Budschigk auch seinen Gott in der Einsamkeit. Aber er wächst über tiefsinnige Grübeleien hinaus und wird zu einem Mann der Tat, der hilft, wo Not Hilfe erzwingt. So preist er sich glücklich, als er sich den greisen Bauersleuten vor den Pflug spannt und keuchend die Scholle aufreißt, während der Gurt tief ins Fleisch schnei-

Digitized by Google

det, und er ist traurig, als die Waldarbeiter seine Hilfe hohnlachend abweisen, er fühlt sich eins mit Gott, als er für die verlassene Ziege im einsamen und verschneiten Waldhaus Futter schafft und ihr den Stall herrichtet, oder als er gar mit halberfrorenen Beinen, hinkend und ermattet, das kleine Mädchen, das sich mit einem kornbeladenen Wagen abmüht, samt seiner Last in die Ferne schleppt.

„Und Heinrich Budschigk zog den Wagen. Von Zeit zu Zeit blickte er sich um und lächelte vor sich hin. ‚Ich weiß schon, wen ich fahre', sagte er zu sich selber, ‚aber ich sage es niemand, niemand sage ich's. Das ist das Mädchen, das ist das bunte Mädchen aus der Stadt.'"

Das Leben dieses Sonderlings, dessen eigene Mutter meint, „er sei dann manchmal wie nicht recht gescheit", ist so unendlich reich an Sehnsucht, an Sehnsucht nach den Menschen, an Sehnsucht nach den Tieren, an Sehnsucht nach Gott. Aber es ist nicht der Gott, der in der Kirche zu finden ist. Heinrich sagt von ihm: „Er wohne vielleicht nicht nur im Menschen. Drum verstünde er einen Vogelsang so gut wie ein Gebet, und die Freude eines Schmetterlings wäre ihm ebenso recht wie ein Kinderlachen. . . Jetzt sei er eifrig dabei, den ‚neuen' lieben Gott zu suchen, der nicht mit Bitten und Beten zu uns käme, sondern immer da sei. Vielleicht wisse auch er, Heinrich, den Weg zu ihm. Nur solle sie ihn dabei nicht abhalten, denn den Weg könne ein Mensch nur ganz allein gehen."

Gott ist nicht in der Nähe, wie Gott auch nicht in der Ferne ist. Und Heinrich ahnt voll überirdischer Seligkeit: „In unseren Tiefen sind wir nicht mehr selber, sondern sind eins, sind Gott, den wir drum in unseren Tiefsten finden."

„Heinrich Budschigk" ist der Entwicklungsroman eines schlesischen Bauern. Schon als Kind singt er die Melodie der Spinne in sich hinein und dünkt sich in Gottes Wundergärtlein: Als Junge will er zu ihm wandern, um recht zu wissen, wer das sei. Darum wandert der Zwölfjährige nachts mit dem todkranken Vater in die Welt, das Rauschen seines Blutes und die Größe des Todes erlebend.

Auch später stehen in seinem Leben die Gegensätze hart einander gegenüber: weltlicher Übermut der Jugend und religiöses Spintisieren des Alters, Sehnsucht nach leiblicher und seelischer Schönheit eines hingabeatmenden Mädchens und Betrug durch eine sinnbestrickende, verführerische und abgefeimte Magd.

„Heinrich Budschigk" ist Hans Christoph Kaergels zweiter Roman. Vergleicht man ihn mit dem ersten, dem „Marienwunder", so muß die Mannigfaltigkeit und der Reichtum der Personen auffallen.

Und wie fein sind sie beobachtet!

Da leben die Bauern und Sonderlinge der in der Gegend von Görlitz liegenden Dörfer Padrosche und Jauschе: der geizige Karl Friedrich Jeschke, der Begräbniskarle, der im Armenhaus kampierende und in einer Pfütze ertrinkende Viehdoktor Pohl, der heuchlerische Großbauer Ignatz Schiebeck, Kreußk, der Nachtwächter, und Jurtz, der Taube.

Wie prachtvoll ist das Schützenfest gesehen! Mit welchem Humor wird das kleinstädtische Treiben geschildert!

Es sei nur erinnert an die Gestalten des Bürgermeisters Kleinschmidt, des Kanzleirats Beyer, des Sattlers Kawisch, der Gastwirte, oder an die täppischen Knechte und Bauernburschen beim nächtlichen Tanz.

Und wieviel Sorgfalt wurde auf die Darstellung der Hauptpersonen verwandt! Sie erstehen plastisch und klar vor unseren Augen und sprechen ihre Sprache,

Digitized by Google

ihre persönliche und ureigene Sprache: der dem Trunk verfallene Johann Erdmann Budschigk und sein Weib, die Magd Barbara Bruschke, an der Heinrichs Jugendträume arg zerschellen, die ledige Elise Handrik, die dem betrogenen Ehemann ihre Liebe schenkt, und letztens Heinrich, jene wuchtige bäuerliche Gestalt aus dem alten Gottsucherland Schlesien, ein neuer Emanuel Quint.

Wenn über den bereits flüchtig erwähnten Roman „Das Marienwunder" ein katholischer Kritiker äußert: „Er führt Christus im Schilde und ist durchaus unchristlich", so ist dies zumindest arg einseitig, so daß man einer so konfessionellen Engstirnigkeit nicht beipflichten kann, zumal der Schluß hineinwächst ins Mythische.

Da Hans Christoph Kaergel mit Vorliebe als Schauplatz seiner Bücher die schlesische Heide wählt, wäre es möglich, daß voreilige Literaten ihn abstempeln möchten zu einem Heimatschriftsteller, zu einem Heimatkünstler. Wie sehr sie dem Dichter damit unrecht tun würden, mag schon ein Satz aus dem „Marienwunder" beweisen: „— läutete die große Glocke der Heimat, der Seele."

So gestaltet Hans Christoph Kaergel immer den Kampf des Menschen um sein Seelenheil. Trefflichen Aufschluß liefert uns wieder die Selbstbiographie. Dort heißt es: „Wenn mich einer fragen sollte, wohin mich der innere Weg führt, so will ich ihm zur Antwort geben, daß ich die Erde beklopfen will, um ihren inneren, geheimen tiefen Ton, das Lied Gottes zu hören. In meiner Kindheit ist mir irgend einmal der Schleier gelüftet worden, und ich suche nun und suche den Weg zur Kindheit zurück, weil ich weiß, es ist der Weg der einzige, der zu Gott führt. Drum sollte man eigentlich den Dichter nicht nach seinen Wegen fragen, wie man ein Kind nicht nach seinen Träumen fragt. Was ich erleben muß und erleide, das ist mein Weg zu Gott und wird so der Weg meiner Dichtung sein."

Heinrich Budschigk hat diesen Weg gefunden.

Und gerade dies „Erde-beklopfen" berührt erfreulich und wohltuend in einer Zeit, die weniger ihre wahren, warmblütigen und herzhaften Dichter ehrt wie Hermann Hesse, Emil Strauß und vor allem Hermann Stehr, um nur wenige zu nennen, als vielmehr Großstadtliteraten, für die tüchtig die Reklametrommel gerührt und die Rotationsmaschine in Schwung gesetzt wird, obwohl sie kaum wahres Menschentum noch die hohen Aufgaben des Dichtertums kennen und der Erde entfremdet sind, entfremdet auch dem auf der Scholle wohnenden und mit dem täglichen Leben ringenden Menschen. Namen zu nennen, dürfte sich erübrigen.

Endlich soll Hans Christoph Kaergels Verhältnis zu Hermann Stehr wenigstens angedeutet werden.

Niemand wird leugnen wollen und können, daß in der Tat Kaergels Schaffen zumindest in stofflicher Hinsicht stark an Hermann Stehrs „Drei Nächte" und den „Heiligenhof" erinnert.

Dies hat seinen Grund darin, daß beide in einer Landschaft wurzeln, die bis auf die Gegenwart ihr markantes und charakteristisches Antlitz behalten hat: die schlesische Heide. Ferner schritten sie den gleichen Bildungsweg, indem sie Lehrer wurden, und schließlich sehen sie ihr Ziel darin, in die Tiefe der menschlichen Seele zu leuchten, sie zu erhellen, um dem Urgrund des Wesentlichen nahe zu kommen, um den leisen und geheimnisvollen Ton zu erlauschen, der das Höchste des menschlichen Lebens offenbart: Gott.

Digitized by Google

Hans Christoph Kaergel wird selbst wissen, wieviel er dem großen Hermann Stehr verdankt, dessen Werk noch heute auffallend unbekannt ist. Darum wirbt er machtvoll für ihn in Wort und Schrift. Und er ist ein Berufener.

Auch Hans Christoph Kaergel wird vorläufig, vielleicht für Jahre noch, einem großen, ja dem weitaus größten Teil des deutschen Lesepublikums ein Fremder bleiben, und er wäre ein Fremder selbst dem Namen nach geblieben, falls nicht die Amerikareise im letzten Jahre, gelegentlich der er für das deutsche Schrift- und Volktum warb und einige Proben seines Schaffens darbot, ihn bekannt gemacht hätte.

Aber es wird eine Zukunft kommen, dem wird man sich kaum verschließen können, die weder auf gegenwärtig verschlungene Mode- und Sensationsromane noch das seichte Unterhaltungsgewäsch zurückgreift, um ein Spiegelbild unserer Zeit zu gewinnen. Vielleicht wird man dann auf das Schaffen von Hans Christoph Kaergel aufmerksam; denn soviel dürfte gewiß sein: Hans Christoph Kaergel ist ein Wahrheitsucher und ein Bekenner. In diesem Suchen und Bekennen, in dem Ringen um Menschliches und Außermenschliches, in dem Erdverwurzeltsein und dem Hinaufsehnen nach dem Überirdischen zeigt er sich als ein Mensch unserer Zeit, als unser aller Bruder; denn nicht die Sattheit weniger ist für unsere Zeit kennzeichnend, sondern die Unruhe vieler, die durch Tiefen und Untiefen tasten, um heimzufinden, irgend wohin. Manche heißen es: wahres Menschentum, und manche heißen es: Gott. Im Grunde meinen sie aber alle dasselbe.

Einige selbstbiographische Notizen seien noch mitgeteilt. Sie mögen den Schluß bilden: „Ich komme aus meiner Kindheit, die mich schon früh aus dem Paradies führte, und das ist schwer. Aber wer ein Mütterlein hat, das so sicher das Kind aus der Nacht ins Helle leiten kann, wie mich meine Mutter führte, der ist doch ein Beschenkter, auch wenn er es in Tränen empfing. Der Wandergang meines Lebens begann in Striegau am 6. Februar 1889. Früh kam ich in die Waldenburger Berge, wo ich meine Knabenjahre verlebte. Der einzige Weg ins Licht war mir auf dem Wege der Lehrerbildung geblieben, und ich bin ein Lehrer geworden. Die tief schlummernde Sehnsucht der Väter, die seit Jahrhunderten den kümmerlichen Boden der niederschlesischen Heide durchpflügten, zog mich in meine Heide, in der ich nun fest verwurzelt bin." Wilhelm Krall

Von Hans Christoph Kaergel erschienen bisher:

Des Heilands zweites Gesicht. Eine Geschichte aus der Heide. Grethlein & Co. 1922.
Der Hellseher und andere Novellen. Ebda. 1922.
Das Marienwunder. Ein Roman. Ebda. 1922.
Der Traum des Urban Krain und andere Novellen. Trier. Friedr. Lintz 1922.
Heinrich Budschigk. Ein Entwicklungsroman. Jena. Eugen Diederichs. 1925.
Die Selbstbiographie und „Der Klarinettenspieler" sind enthalten in: „Die Stillen", Dichtungen, gesammelt von Max Tau. Trier. Friedr. Lintz 1921.

Die Weltgeschichte und ihr Rhythmus

Man kann Geschichte auf dreierlei Weisen darstellen. Man kann den äußeren Ablauf des historischen Geschehens beschreiben, die Machtkämpfe einzelner Großer und ganzer Völker, ihren Aufstieg und Untergang. Diese

Digitized by Google

Art der Geschichte ist bisher der überwiegende Inhalt weltgeschichtlicher Darstellungen gewesen und hat, da sie sich an die äußerlich feststellbaren Tatsachen hält, den Vorzug, ihre Behauptungen exakt beweisen zu können.

Man kann ferner als Gegenstand der geschichtlichen Darstellung die individuellen Eigenarten ins Auge fassen, die Persönlichkeiten großer, historisch wirksamer Männer und die Charaktere der Völker und Nationen. Indes kann diese Art der Geschichtsschreibung nicht mehr sein als Biographie oder eine Kette von Biographien. Sie muß das Gewebe der Weltgeschichte in seine einzelnen Fäden auflösen, und nie hat es die biographische Geschichtsschreibung unternommen, Weltgeschichte als Einheit darzustellen.

Aber es gibt noch eine dritte Möglichkeit der Geschichtsschreibung, die auf der Überzeugung beruht, daß von allem Geschehenen nur ein Teil, und nicht einmal der wesentliche, in der Sinnenwelt sichtbar sei. Man erkennt die Begebenheiten nur halb oder entstellt, wenn man bei ihrer oberflächlichen Erscheinung stehen bleibt. Man muß zu ihrer „wahren Gestalt", wie Wilhelm von Humboldt sagt, vordringen. Der Geschichtsschreiber muß zu dem Mittelpunkt gelangen, aus dem die wahre Verkettung allein verstanden werden kann, das aber heißt, er muß die Wahrheit der Begebenheit auf einem ähnlichen Wege suchen wie der Künstler die Wahrheit der Gestalt. Denn der größte Vorzug des Kunstwerkes ist, „die in der wirklichen Erscheinung verdunkelte, innere Wahrheit der Gestalten offenbar zu machen".

Das Gebiet der historischen Erscheinungen kann so nur von einem Punkte außer demselben überschaut werden, und das besonnene Heraustreten ist ebenso gefahrlos wie der Irrtum gewiß bei blindem Verschließen in demselben. „Die Weltgeschichte", sagt Humboldt, „ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich." Diese aber wird geübt von „Ideen, die, ihrer Natur nach, außer dem Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Weltgeschichte in allen ihren Teilen durchwalten und beherrschen". „Daß solche Ideen sich offenbaren, daß gewisse Erscheinungen nicht erklärbar durch bloßes, Naturgesetzen gemäßes Wirken, nur ihrem Hauch ihr Dasein verdanken, leidet keinen Zweifel, und ebensowenig, daß es mithin einen Punkt gibt, auf den der Geschichtsschreiber, um die wahre Gestalt der Begebenheiten zu erkennen, auf ein Gebiet außer ihnen verwiesen wird." „Das Geschäft des Geschichtsschreibers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung ist Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen." Diese Ideen aber können nur an den Begebenheiten selbst erkannt werden, indem man ihre Erscheinung zwar betrachtet, aber doch gleichzeitig durch sie hindurch schaut und so ihre „innere Form" erkennt.

Es ist somit durchaus sinnvoll, von einer Form der Weltgeschichte und einer Formenlehre oder Morphologie des historischen Geschehens zu sprechen. Als der Begründer derselben steht die in ihrer überragenden Bedeutung noch gar nicht einmal erahnte, geschweige denn bewußt erkannte Persönlichkeit Wilhelm von Humboldts vor uns. Er ist der Morphologe der Weltgeschichte und steht seinem Zeitgenossen Goethe, dem Morphologen der Natur, ebenbürtig zur Seite, der zudem in seinem Aufsatz über „Geistes-Epochen" auch die Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte geschaut hat.

Die Idee verleiht allen Äußerungen einer Epoche gemeinsame Züge und unterscheidet sie dadurch von anderen Zeiten. Solche Unterschiede bezeichnet man in der

Digitized by Google

Kunst als Merkmale des Stils und so kann man sie für die gesamten menschlichen Tätigkeiten als Lebensstil zusammenfassen. Weil aber Stil nicht nur bestimmten Perioden gegeben ist, sondern wie Atem wechselnd alle Zeiten durchdringt, so ist jede zeitliche und räumliche Grenze, die sich der Forscher hier setzt, willkürlich, vielmehr drängt die Schilderung der Lebensstile notwendig dahin, Geschichte der gesamten Menschheit zu werden.

Ein solcher groß angelegter Versuch einer „Weltgeschichte der Lebensstile" ist das Buch von Friedrich Cornelius „Die Weltgeschichte und ihr Rhythmus"*. Wie der Titel dieses Buches schon ansagt, wird Geschichte hier als Rhythmus verstanden. Weltgeschichte ist der Wechsel der Lebensstile in der Gestalt großer Völker- und Kulturgemeinschaften. Sie ist aber mehr als dieser Wechsel, indem der Wechsel zur Wiederholung sich neigt, wird er zum Rhythmus. Die Entwicklung schreitet regelmäßig über die gleichen Stufen weiter. Zwischen Antike und Gegenwart ist diese Wiederholung längst bekannt. Indem an das Ende einer Kultur sich jedesmal der Anfang einer neuen anschließt, reihen sie sich aneinander wie die mannigfaltigen Takte eines Liedes zum einheitlichen Rhythmus der Weltgeschichte. Diese Perioden des Überganges sind aber stets die entscheidenden Pausen, wo der Gang der Geschichte zu neuen Schöpfungen schreitet.

„Die Natur im großen wie im kleinen erzeugt nur in einer gewissen Periode der Fruchtbarkeit . . . und was sich, ohne neue Erzeugung, nur fortentwickelt und bildet, nähert sich seinem Untergang." Die Erzeugung erfolgt auch „nicht stufenweis, sondern plötzlich und auf einmal. . . . Dieser Anfang nun ist auch seine Vollendung; von da an geht es unmittelbar in bloßer Entwicklung des Vorhandenen, und mit Kraftabnahme rückwärts". Es war uns eine besondere Freude, diese mit den Worten Wilhelm von Humboldts ausgedrückte und aus der Betrachtung der organischen Natur gewonnene Überzeugung in dieser Weltgeschichte ausgesprochen und bestätigt zu finden. Schon auf den ersten Seiten wird der Leser aufgefordert, „alle Vorstellungen von Fortschritt auszuschalten", und der Verfasser sagt vorwegnehmend: „Ich werde wohl manchmal das Wort primitiv brauchen, wenn ich das technische Können einer Epoche im Auge habe. Für . . . die Quellen der Lebensfülle und Schaffenskraft ist jedoch der technische Fortschritt belanglos, ja, der Gedanke eines Fortschritts in sich widerspruchsvoll: Das Leben läßt sich nicht summieren. Hier gibt es nur den Wechsel zwischen Zeiten der Entwicklung . . . und Zeiten der Erstarrung. . . . Was uns an anderen Völkern primitiv anmutet, sind fast immer solche Reste vergangener Kultur, Erstarrungskrusten erloschenen Lebensfeuers, also nicht der Anfang, sondern das Ende." In solchem Sinne gibt Cornelius eine knappe Geschichte aller bekannten Kulturen unter dem leitenden Gedanken, „die ewige Erneuerung der Völker aus dem religiösen Erlebnis darzustellen und aus dessen periodischen Wandlungen die Form der Weltgeschichte abzuleiten". Auch hier bietet sich wieder ein Wort Humboldts an, der es als den Fehler der jetzigen Ansicht der Weltgeschichte betrachtet, „daß man fast nur auf Kultur und Zivilisation sieht, schlechterdings eine fortschreitende Vervollkommnung im Kopfe hat". „Zu erwarten ist also nicht eine immer fortschreitende Vervollkommnung in dem Stückwerk von Zeit, Raum und Dasein, das wir übersehen, nicht die gepriesene, verheißene, gewissermaßen nur von unserem Fleiße abhängende der

* Friedrich Cornelius, „Die Weltgeschichte und ihr Rhythmus". Ernst Reinhardt, München 1925, geh. M 8.—

Digitized by Google

Zivilisation, die kaum so zu nennen ist, und sich immer selbst in Überbildung ihr Grab gräbt; sondern nur zu vertrauen, daß die Kraft der Natur und der Ideen unerschöpft bleibt."

Unter dieser Idee schreitet die historische Darstellung, mit dem Dunkel der Urzeit und der halb historischen Zeit, in welche kaum das Licht der Geschichte hineinleuchtet, beginnend, durch die Jahrhunderte und Jahrtausende, um schließlich mit dem Abendland abzuschließen. Eine Fülle fesselnder Bilder entfaltet sich auf diesem Wege; daß der Stoff nicht immer durchgreifend bewältigt und gestaltet ist, wird man dem Verfasser bei der Größe der Aufgabe und der namentlich in den Kapiteln über das Abendland hervortretenden sublimen geistigen Wertung gewiß verzeihen. Wer läse nicht mit freudiger Zustimmung Prägungen wie die: „Der Haß der Dekadenz gegen das junge Leben" oder „Der englische Geist, dessen Rolle im Abendlande es ist, abgelebte Gesamtweltbilder durch Systeme von empirischen Oberflächenurteilen zeitweilig zu ersetzen?" Überzeugend ist der Übergang von den objektiven zu den subjektiven Epochen dargestellt mit ihrem Endergebnis: „der Geburt der neinsagenden Kritik" und dem Aufkommen eines Idealismus, der nur die Abgründe der Lüge überdeckt. Deutlich zeigt sich darin schon früh in der als Neuzeit bezeichneten Epoche, wohin der Weg des Abendlandes sich wenden will: ins Nichts.

Diesen Weg ins Nichts schildern die letzten Abschnitte des Buches, in denen es nicht nur formal, sondern auch inhaltlich gipfelt. Die Art, wie hier über den geistigen Abbau des 19. und 20. Jahrhunderts Gericht gehalten wird, reißt unmittelbar mit fort. Hier sitzt jedes Wort und jedes Urteil. „Mit der ihm eigenen ungestümen Wucht hat das Abendland im Lauf eines Jahrhunderts seine überlieferten Formen abgetragen, immer mit dem Gefühl des glänzenden Fortschritts über die armen dunklen Zeiten der Vergangenheit hinaus, — von denen man doch in Wahrheit zehrte." Vor allem beteiligte sich die wissenschaftliche „Aufklärung" an dem Zerstörungswerk. Sowie die Wissenschaft aber die Religion niedergerungen hatte, so wurde sie schließlich selbst von der Skepsis befallen. Alle erstaunlichen Leistungen der Wissenschaft, namentlich Technik und Medizin, dürfen über den Niedergang des wissenschaftlichen Menschen nicht wegtäuschen. „In der angestrengten Beschäftigung mit winzigen Teilaufgaben, diesem ameisenmäßigen Zusammentragen einzelner Sandkörner zum großen Bau der Wissenschaft, finden Unzählige Erwerb und Tätigkeit, aber selten inneren Frieden. Die wissenschaftliche Arbeit ist ein Handwerk geworden, zu dem nur eine gewisse Schulung, aber keine besondere Begabung mehr gehört, zu dem sich die Massen drängen und in dem es schon zu einer Art Fabrikbetrieb gekommen ist."

Das Buch schließt mit einem Kapitel, das die Gegenwart auf die „Anfänge neuen Werdens" hin prüft. Hier leuchtet auch noch einmal das Problem der Wissenschaft auf, aber in einem anderen Lichte, so wie es der reife Goethe sah: daß Religion und Wissenschaft eins seien. Solche Wissenschaft kennt den Widerspruch zwischen Glauben und Wissen nicht mehr und ihre Erkenntnis hat den Charakter der Offenbarung.

Wilhelm Troll

Träume längstentschwundener Zeiten

Es ist nicht so sehr der zeitliche oder räumliche Abstand, was uns eine vergangene Kultur zur versunkenen macht, nein, nur der Wesenskern

Digitized by Google

entscheidet, ob sie abgestorben ist oder heute noch frische Triebe treibt. Hellas bleibt ewig neu, während etwa die zeitlich und räumlich noch nicht gar so ferne Schäferei des XVIII. Jahrhunderts uns nur noch wie ein Schnörkel, eine Verzierung am Mantel der Zeiten erscheint. Mancher Seitenast blühte und starb ab, ohne daß sein Same in der Nachwelt weiterkeimte, während der Hauptstamm seine frischen Säfte bis auf unsere Zeit herauftrieb. Wer nun in Gedanken die Treppe zu früherem Jahrhundert hinabsteigt, der wird mit der Kenntnis der späteren Stufen leicht unterscheiden, was damals zukunftsträchtig war und was bald welkte. Doch was sollten wir nicht schöne, wundersame Blüten betrachten, die ein üppiges mannigfaltiges Leben gezeitigt hat, wenn sie auch spurlos abfielen, nachdem ihre Zeit erfüllt war? Gilt unsere Teilnahme vorzüglich dem wichtigen Hauptstrom, der ununterbrochen, wenn auch unter wechselnden Ufern durch die Zeiten fließt, auch die Seitenarme, die nach stolzem Beginne sich nach einiger Zeit totlaufen, möchten nicht vernachlässigt werden. Lenken wir unser Gedenken um 500 Jahre zurück, so entfaltet sich vor unsern Augen ein solches Bild: Der Hauptstrom des zukunftsträchtigen Lebens rollte damals ohne Zweifel in Italien, wo es Frühling geworden war, Frühling der Wiedererweckung, der Renaissance des Altertums, des Humanismus, während anderwärts noch Herbst war, Herbst des Mittelalters, der dann mit seinen letzten Ausläufern jäh abbrach, um dem Neuen Raum zu geben. Liegen die großen Werke der Wissenschaft über die Renaissance nun schon einige Jahrzehnte zurück, so haben uns die letzten Jahre reiche Bücher geschenkt über die spätesten üppigen Blumen, die das Mittelalter hervorbrachte. J. Huizinga: Herbst des Mittelalters (Drei Masken Verlag, München 1924) und Otto Cartellieri: Am Hofe der Herzöge von Burgund (bei Benno Schwabe, Basel 1926). Die beiden Bücher gehören schon deshalb zusammen, weil Zeit und Gegenstand, die sie behandeln, sich nahezu decken, und weil sie sich wertvoll ergänzen.

Es kommt zu Zeiten, daß die großen Reiche in unheilvollen Kämpfen verstrickt, nach innen und außen dahinsiechen, dann einzelne Teile der allgemeinen Verheerung sich entringen und im Sonderdasein alle Kräfte von ringsum zusammenballen und so aus kleinem ein großes Werk zustande bringen, das alles andere umher überglänzt. Doch pflegen solche staatlichen Schöpfungen, die aus der Tatkraft einzelner Herrscher und ihres Stammes emporwachsen, minder die bösen Zeiten, wo das Herrscherhaus erlischt und Unglück hereinbricht, zu überdauern, als die uralten geschichtlichen Staatenballungen, die naturnotwendig sind und daher die bösen Zeiten der Zerrüttung überstehen können, ohne ganz zugrunde zu gehen. Solch Gebilde ist im XV. Jahrhundert der burgundische Staat, entstanden durch die Heldentat eines jüngeren Königssohnes, der in der Schlacht seinen Vater aus dem Getümmel der Feinde heraushieb und als Belohnung dafür als französischen Vasallenstaat die östlichen Landschaften erhielt, untergegangen nach wenig mehr als hundert Jahren in der Vernichtungsschlacht bei Nancy, wo Karl der Kühne verlor und erschlagen ward. Zwischen diesen beiden Fürsten Philipp und Karl, die beide den Beinamen des Kühnen tragen, füllen diese Zeit noch zwei Herrscher: Johann ohne Furcht, der in französischen Wirren Gewalttätige, der den Nebenbuhler um die Macht im Westen meucheln ließ und aus Rache selber durch Mörderhand fiel und dann in langer Regierung Herzog Philipp der Gute, le grand duc de l'occidenc, der in Empörung über die am Vater begangene Greueltat sich vom französischen Mutterland als Feind losriß, sein Reich auf Kosten ohnmächtiger

Digitized by Google

Nachbarn mehrte und alle Pracht und Herrlichkeit seines Geschlechtes und seiner reichen Lande in der Hoheit und dem Glanz seiner Person sammelte. Unter dem mächtigen Walten dieses Herrscherhauses blühten die fruchtbarsten und tätigsten Landstriche des Westens von Hochburgund bis hinab nach Seeland in unvergleichlichem Wohlstand. Doch war diese Frist der späten Gotik gepreßt und eine Zeit voll düsterer Ahnung und lauten Jammers über die Zerrissenheit der Welt und der eignen Seele. Und diese Kluft, welche den Menschen von damals ihre Wirklichkeit zerriß, überspannten sie mit dem Traum, dem Traum ihrer Feste und Prächte und ihrer zu durchsichtiger Klarheit geläuterten Kunst. Hier nun setzen die beiden genannten Bücher ein. Es scheint, daß sie denselben Ausgangspunkt nahmen, zu zeigen, wie eine Welt beschaffen war, deren unvergängliche Zeugen Jan van Eyck und Rogier van der Weyden waren. Huizinga erweitert das burgundische und niederländische XV. Jahrhundert zum Beispiel für das ganze ausgehende Mittelalter, während sich Cartellieri darauf beschränkt, Kulturbilder dieser merkwürdigen Zeit und Landschaft zu geben. Aus verschiedener Einstellung geht auch ein verschiedenes Ergebnis hervor. Huizinga schürft vielleicht tiefer, aber er ist in seiner nüchternen Tagklarheit dem phantastischen Treiben und Träumen dieser Zeit abhold, weil er die harte unverkleidete und zum Teil recht klägliche Wirklichkeit über dem überquillenden Pomp nicht vergessen kann, der sich an diesem Hof und in diesen Städten entfaltete. Aber nicht immer sind die Dinge dieser Welt als lückenlose Folge verständlich; oft wohnen die Extreme gerade so eng und doch ganz ehrlich beieinander, da das unvermittelte Springen zwischen den Gegensätzen von der Unbefriedigtheit ausgelöst wird beim Einzelnen, wie bei ganzen Zeiten, wo der ruhende Pol fehlt, um den alle Einzelkräfte anschießen können. Bei allem tiefen Eindringen Huizingas in seinen Stoff ist man trotzdem zu häufigem Widerspruch gegen seine Urteile genötigt, die bei ihm aus einer grundsätzlich pessimistischen Einstellung zu jener Zeit fließen, wenn er sogar die rechtschaffene Chronik des Froissart in ihrem Ritterideal als unaufrichtig hinstellt. Kommt man von Huizinga zu Cartellieri, so verstummt der Widerspruch, denn die eigne Stellungnahme des Verfassers tritt so sehr hinter seinem Stoff zurück, weil er dem Leser selber die Entscheidung überläßt, wie er die vor ihm ausgebreiteten Bilder beurteilen will. Mir scheint das ein Vorteil dieses Buches zu sein, daß wir nicht immer durch strafende moralische Zensuren aufgeschreckt werden, wie etwa Huizinga die in Märchenweise unwahrscheinlichen Fasanen- und sonstigen Feste als „diese Äußerungen barbarischen Fürstenaufwandes" abtut, während Cartellieri uns geduldig die ganze strotzende Fülle der Prunkaufzüge ausmalt und uns ruhig den entschwundenen Festeszauber, die Freude und den Taumel erträumen läßt, die jene Menschen durchglühten. Aus der bunten Fülle der Bilder, die Cartellieri vor unseren Augen entrollt, schimmert uns in oft unglaublich scheinender Ausprägung der Charakter dieser fernen Zeit durch. Man sehe sich doch nur die Kleidertracht der burgundischen Herren von damals an: einerseits die lange Houppelande, ein ungegürteter Rock, der mit weiten Falten vom Kinn bis auf die Fußzehen herabwallt, andererseits ein sehr knappes Wams, wespenartig im Gürtel geschnürt, das kaum über die Hüften herabhängt, darunter eng anliegende Beinkleider bis zu den Knöcheln und spitze Schnabelschuhe dazu weite bauschige Ärmel mit übermäßig langem Revers, der weit über die Fingerspitzen herabgleiten kann. Es ist ein fieberhaftes Suchen nach immer neuer Darstellung des festlichen Lebens und Auftretens. Die Augen dieser Menschen müssen

Digitized by Google

sich mit wahrer Wollust dem Rausch des Schauens hingegeben haben, denn die Pracht und Prunkentfaltung am burgundischen Hofe, wo immer einer mit seinen Anstalten die Kostbarkeiten des anderen zu überbieten suchte, müssen auch den Schaulustigsten gesättigt haben. Solcher Aufwand an Samt und Seide und schweren Brokaten mag nur noch im Orient von tausendundeiner Nacht zu finden sein. Doch war dieser unerhörte Aufwand nicht unbedachte Vergeudung, kein Aufzehren des von früher aufgesammelten Wohlstandes, der burgundische Staat gehörte zu den bestverwaltetsten seiner Zeit und umsichtiges Finanzgebaren glich mit den Einläufen aus den reichen Provinzen alle Unkosten wieder aus. Kostbarkeit und Schmuck war die eigentliche Feier und der Ausdruck, zu dem jene Zeit hindrängte, wie es ja auch das liebevolle Ausmalen der Schmucktrachten des Dierik Bouts oder einer Juwelenkrone, die Jan van Eyck über der Madonna malt, zeigen. Bei einem so ernsthaften und willenskräftigen Fürsten wie Philipp dem Guten konnte aber die fürstliche Prachtentfaltung nicht Selbstzweck sein und in Scherz und Spiel verrauschen. Gerade das üppigste Fest sollte ihm dazu dienen, seine Ritter zu einem neuen Kreuzzuge zu begeistern, er wollte den Traum von gestern mit dem von heute vermählen, daß aus ihnen wie ehemals die Tat geboren würde. Doch die Ungunst der veränderten Zeiten ließen die Verwirklichung solchen Planens nicht mehr zu. Doch ein anderes Anknüpfen an die Vergangenheit gelang ihm in der neuen Schöpfung eines Ritterordens, der unter gewandelter Bedeutung bis an die Schwelle unserer Tage fortgewirkt hat: die Gründung des Ordens vom goldenen Vließ. „Als Stern der Ritterschaft und Perle der Tapferen wollte er die alten ritterlichen Ideale wiedererwecken und sah in Rittern ohne Furcht und Tadel die Kämpen, die er für seine weitausschauenden Pläne brauchte." Dieser Haltung entsprach ein starker Bildnerwille in der Heranbildung der Jungen. „Unter den strengen Augen des mustergültigen Ritters wollten die Söhne der Vornehmsten und Angesehensten Zucht und Sitte lernen und sich ihre Sporen verdienen." Wenn solche Sehnsucht nach Verleiblichung ihrer Träume nach dem schönen und vollendeteren Menschen in einer Zeit wach ist, so beschwört sie auch seine Leibwerdung und es ist dann rührend, die Ergriffenheit und Begeisterung zu sehen, mit der sie den schönsten und besten Sproß ihres Stammes preisen. Aus älterer Zeit denke man hier vielleicht an Castruccio Castracani, den jugendlichen Helden und Herrn von Lucca, den Benozzo Gozzoli auf dem Fresko des Zuges der hl. drei Könige im Palazzo Riccardi in Florenz als Idealtypus verherrlicht hat und dem Machiavelli durch seine Biographie ein Denkmal setzte, aus neuerer Zeit den Herzog von Ligne, den Goethe als den glücklichsten Menschen seines Jahrhunderts pries. Einen solchen Liebling, in dem alle ihr Wunschbild verkörpert sehen, hat auch die burgundische Zeit hervorgebracht, den jungen Ritter Jacques de Lalaing, der in Tapferkeit und höfischem Betragen der Vollkommenste war und nicht seinesgleichen hatte. Ein früher, heldischer Tod drückt solchen Lieblingen des Schicksals das Siegel ewiger Jugendlichkeit auf.

Nur wenige wichtige Punkte konnten hier als Blumen aus dem reichen Kranz herausgepflückt werden, den das verdienstliche Buch Cartellieris der burgundischen Vergangenheit windet.

Percy Gothein

Neue deutsche Novellen und Heimatdichtung

Wir kennen den Niederdeutschen Blunck aus seinen volkskräftigen Märchen, die seine mythische Gestal-

Digitized by Google

tungskraft verraten. Der Dichter hat nun einen Schritt weiter gewagt und in einer Sprachform, die an die Geradlinigkeit des Sagastils und den Ton der Ossian-Zeilen erinnert, den alten Mythus selbst romanhaft zu erneuern gesucht. In dem vorliegenden Werk, „Kampf der Gestirne", mischen sich eddische, wikingerhafte und dann auch vorderasiatische Züge — so im Kult der Gestirne — zu einem dämonischen Schattenspiel der Feindschaft zwischen Tag und Nacht, Sonne und Mond, Lichthelden und Dunkelgewaltigen. Der Anklang an die Sagas ist aber auch insofern spürbar, daß alles Geschehen sich schattenhaft-unplastisch, situationsähnlich wiederholt. Es baut sich nicht zur Großzügigkeit des Romanes auf, sondern zerfließt in anekdotisches zahlreiches Einzelgeschehen. Sprachlich und in der Handlungsführung scheint noch nicht die Grenze des Experiments überschritten, wenn auch die Einzelmomente vielfach eine gewisse Urkraft des Schauens bezeugen.

Überraschend hat sich der Schwabe Lieblich innerhalb einer recht kurzen Zeitspanne entwickelt. Schon seine ersten Novellen über Münzer und den Kinderkreuzzug belegten einen energischen Gestaltungswillen, der nur durch eine überstarke Pathetik der Sprache getrübt wurde. Sein letztes Werk, „Das proletarische Brautpaar", nennt er ein „Volkslied in Prosa", und das ist richtig gesehen: dem Gehalte nach erleben wir eine Volksballade unserer Gegenwart, und in der Stilisierung ist eine farbige Klarheit und Wärme erreicht, die verheißend ist. Das Schicksal eines Liebespaares aus dem Arbeiterstande von dem ersten Begegnen in der Fabrik zum episch breit geschilderten Jahrmarkt und Trubelfest bis zum karg verzeichneten Ende hinter Barrikaden ist der einfach-dankbare Stoff. Aber wie liebenswürdig-süddeutsch, wie innerlich beruhigt zieht das an uns vorüber! Trotz der herben Tragik des Endes, die sozialistische und katholische Gesinnung in dem Opfertode für den Nächsten und armen Bruder eins werden läßt, klingt das Ganze in uns wie ein seltenes Idyll und geleitet uns in einem seltsam-innigen Geiste der Verklärung.

Ließ die letzte große Novelle die Atmosphäre Gottfried Kellers neu erstehen, so umweht uns nun die kristallhelle und kühle Luft Conrad Ferdinand Meyers. Denn dieser rheinische Namensvetter des Schweizers, Meyer-Eckhardt, beherrscht die Diktion der historischen Novelle mit der gleichen Ziselierung und Feingeschliffenheit, obwohl das Thema ein wenig stärker nach der Seite des himmlischen und irdischen Eros verschoben ist. Sein neuestes Werk heißt „Die Gemme". Wird in der Novelle vom „Inquisitor" eine Märtyrergestalt vom franziskanischen Typus gezeigt, so führt uns der „Krötenstein" in die geschlechtliche Losgebundenheit und ihr Grauen in der Renaissance. Die Titelnovelle selbst spielt im 18. Jahrhundert, atmet aber noch ganz und gar Renaissanceluft und entwickelt in gezügelter Schönheit und Leidenschaft ein Lebensbeispiel des platonischen Eros (nach dem Symposion), der bis in wildes Begehren und eifersüchtige Rache überschlägt. Die kurzen beiden sizilianischen Liebesgeschichten gewähren einen Einblick in dämonischen Liebeszauber und dunkle Blutmächte des Südens.

Die historische Bestimmtheit und zeitgeschichtlich eindeutige Lokalisierung sowie die sauber geschmiedete Prägnanz Meyer-Eckhardts finden wir in den „Geschichten aus Altpreußen" der Agnes Miegel, die uns aus der neueren Balladendichtung gut vertraut ist, nicht wieder. Sie vermeidet die Jahreszahl, die Historie als solche flackert nur kurz und schattenhaft im Hintergrund auf, lebt aber in der impressionistischen Zeichnung der Gestalten. Die Darstellung erscheint bei dieser ostpreußischen Dichterin eigenartig spröde und sprunghaft. Es mag aber mit jenem ostdeutschen Menschen-

Digitized by Google

schlage zusammenhängen, daß wir diese Kargheit und Eigenwilligkeit der Darstellung besonders empfinden und bei dem Flimmern der realistischen Darstellung die große, eindeutig geführte Linie vermissen. Die Stärke der Dichterin ist nicht das Historische, sondern das Heimatliche, das bis in den Dialekt getreu herausspringt und besonders im Schicksal der Frau erlebt wird. Wir spüren hier starke Möglichkeiten, die aber einer noch gerundeteren Erfüllung harren.

Eine entscheidend andere Art gegenüber der einsilbigen und dunklen Preußin verrät die Norddeutsche Helene Voigt-Diederichs, die in den beiden Bänden „Schleswig-Holsteiner Landleute" und „Schleswig-Holsteiner Blut" ein ganzes Füllhorn ihres alten Novellengutes neu gesammelt hat. Es sind kurze Skizzen aus unserem Bauernleben, die an die vertraute Heimatdichtung Timm Krögers wohl erinnern dürfen. Jedenfalls wirkt in ihnen die gleiche Liebenswürdigkeit, die in ihren heitersten Augenblicken der Mundart verfällt, andererseits aber auch ernste schicksalshafte Züge aufweist. Mögen die Überschriften manchen Stückes ein wenig leicht gewogen erscheinen, so läßt sich das doch niemals von dem Gehalte sagen, der volkstümlich und erdennah im besten Sinne ist. Diese Dichterin ist eine helle Beobachterin, sie weiß das rechte Wort zu setzen, und ihre beiden Skizzenbücher in lachenden und auch in schweren Farben sind so recht ein Hausbuch für Kaminabende im Winter und ein Rastbüchel für Sommerfahrten. Das Wesen des Bauern liegt vor ihrem Blick so offen wie das der Mägde und jungen Dirnen, sie fühlt sich in den Erntetrieb des Apfelbaumes, in die Heimlichkeit alter Backöfen und Ställe so ein wie in das Herz gehänselter armer Jungen und Mägde und in das Liebeserwachen der Jugend. Vor allem aber möge die Heimat in ihr ihre beste lebende Gestalterin erkennen und verehren. Alfred Ehrentreich

Neue Romane und Erzählungen im Verlage Eugen Diederichs

Hans Friedrich Blunck, Kampf der Gestirne. br. M 5.50, geb. M 8.—
Karl Lieblich, Das proletarische Brautpaar. br. M 3.—, geb. M 5.—
Viktor Meyer-Eckhardt, Die Gemme. br. M 4.50, geb. M 6.50
Agnes Miegel, Geschichten aus Alt-Preußen. br. M 5.50, geb. M 7.50
Helene Voigt-Diederichs, Schleswig-Holsteiner Landleute. br. M 5.—, geb. M 7.50
Helene Voigt-Diederichs, Schleswig-Holsteiner Blut. br. M 5.—, geb. M 7.50

Märchen und Leben

Spätherbst-Sonntag. . . . Wolken ziehen den ganzen Tag ums Haus, senken sich herunter ins Tal, ballen sich dichter zwischen den dunkeln Fichten. Regenmelodie mischt sich mit dem leichten Rauschen fallender Blätter — und plötzlich muß ich denken: morgen, übermorgen werden sie kahl sein, die alten Bäume, und . . .

. . . und dann lese ich weiter, lese sie heute zum zweiten Male, diese Erzählung einer Kindheit, die Lisa Tetzner aufzeichnete*, so schlicht und einfach, wie nicht vieles heute mehr geschrieben wird, so schlicht und einfach, wie es nur jemand kann, der das gesprochene Wort meistert. Nicht schauspielerhaft meistert. Meistert aus sich heraus, es immer neu gebiert und neu verschenkt.

Lisa Tetzner, wie viele Jahre ist es her, daß ich hier einen Brief an Sie schrieb, einen Brief über eins Ihrer Märchen-Fahrten-Bücher? Es muß schon viele, viele

* Lisa Tetzner, „Der Gang ins Leben." Erzählung einer Kindheit. Jena, Eugen Diederichs 1926. 155 Seiten br. M 3.—, Leinen M 5.—

Digitized by Google

Jahre her sein. Und grad wie damals suchen meine Gedanken Sie heute auch irgendwo zwischen Kindern, Märchen erzählend.

Aber irgend etwas ist jetzt anders geworden. Ihre Geschichte von der kleinen Anne ist so sehr Ihre Geschichte, Lisa Tetzner, daß man heute gar nicht so recht mehr die „Märlesbas" in Ihnen zu sehen vermag, daß viel mehr und viel stärker plötzlich hinter und zwischen all den Märchen der Mensch Lisa Tetzner lebendig wird. Und es bewahrheitet sich wieder einmal, daß alles Aufbauen an unendlich viel Leid-Erleben gebunden ist.

„Der Gang ins Leben" — er ist ungeheuer schwer.

. . . tat weh! So endet die Geschichte der kleinen Anne. Endet und fängt im großen Leben irgendwie wieder von vorne an. Oder nicht von vorne; an einem neuen Punkte.

. . . tat weh! So endet die Geschichte fast aller Kindheiten. Denn sie haben alle etwas Gleiches. Nur dünkt mich, daß die Erwachsenen jetzt stärker noch denn vordem sich vom Kinde wegbewegen, so stark von ihm wegbewegen, daß sie gar nicht mehr merken, wie wichtig das Kind ist.

Auf der Schlußseite ihres Buches legt Lisa Tetzner sich eine Art Rechenschaft ab, warum sie dieses Buch schreiben mußte, ein Buch, das nur irgendeine abgewandelte Melodie eines ewig-wiederkehrenden Liedes ist. Und sie sagt: es ist nicht geschrieben für die immer Sehnsüchtigen, die um das „verlorene Kinderparadies" fast ihr Leben verlieren; und es ist auch nicht geschrieben für die Menschen mit der Überwinder-Geste, die da meinen und sagen: ein Kind — nur ein Kind. Diese Geschichte einer Kindheit ist denen erzählt, die das Kind ebenso wichtig nehmen wie sich selbst. „Die in ihm die große Menschwerdung spüren und sie anerkennen als ein Wirken Gottes."

Lisa Tetzner stellt sich in diesem Buche gleichsam von innen her neben das Kind, neben dem wir sie zu sehen immer gewohnt waren. Sie ist nicht nur mehr die Märchentante — sie ist ganz plötzlich Wesen vom Wesen des Kindes geworden.

Und sie versteht, was dem Kinde not tut so einfach und so schlicht zu sagen, so nebenbei zu sagen. Die kleine Anne, schwer krank aus einem der nach üblicher Auffassung sicher ausgezeichneten Kinderheime befreit, drängt alle Nöte ihrer Einsamkeit und Sehnsucht in abendliche Gebete zusammen, die in diesem einen Wunsch zusammengeschlossen wurden: „Lieber Gott, schick' mir doch einen Menschen und gib, daß mich die Menschen liebhaben!"

Man wird das rührend finden. Aber es ist erschütternd. Und es ist bezeichnend für die fürchterlich große Not im Leben unserer Kinder. Wir organisieren wunderbar und bis ins letzte „Erziehung" — und merken gar nicht, daß des Kindes Seele überhaupt nicht mit dieser Erziehung beizukommen ist.

Lisa Tetzners Buch wird Kritiker finden, die es als literarische Leistung bewerten, die ihm irgendein Prädikat geben werden, wie es bei Romanen gang und gäbe ist. Und andere, die sich durch diese Offenheit kompromittiert fühlen, die ihm deshalb nachsagen werden: es mag wohl mal so gewesen sein — aber es ist sicher nicht mehr so. Und man darf dann weiter denken: es ist heute aufs beste für das Kind gesorgt vom ersten Atemzug bis zum Gang in das große Chaos Leben. Und dritte werden sagen: nun, ja, Dichtung und Wahrheit. Und Dichtung einer Märchenerzählerin? Kurzum: ein schönes Lebens-Märchen.

Ich weiß: man soll nicht in Superlativen schreiben, weil man sie vielleicht in

Digitized by Google

wenigen Monaten bereits weiter steigern muß. Und doch lockt mich irgend etwas, von diesem Buche zu sagen: es ist vielleicht das pädagogischste, das wir zur Zeit haben — eben weil es so ganz unpädagogisch ist, weil es rein erlebt uns nahezu alle Pädagogik bankrottiert, weil es uns einfach zwingt zu dem Eingeständnis erzieherischen Versagens.

Nicht als ob dann aus dem Kinde nichts würde. Wäre Lisa Tetzners Leben anders gestaltet, sie wäre vermutlich nicht die Märlesbas geworden, die sie eben doch ist, die zu sein sie auch ihren ganzen Willen ausdrückt, wenn sie gleichzeitig mit ihrem Kindheitsbuch ein neues Märchenbuch auf den Weihnachtstisch des deutschen Kindes legt, um das es alle anderen Kinder geradezu beneiden könnten*. Es ist ein ganz neues Märchenbuch, ein „Völkerbunds-Märchenbuch", wenn man so will. Scherz beiseite: diese Zusammenstellung von Märchen aus aller Welt kann unausgedrückt von allergrößter Bedeutung werden für „pazifistische Erziehung" oder sagen wir lieber für „weltweite Erziehung". Wer aufmerksam die von Eugen Diederichs in den „Märchen der Weltliteratur" uns im besten Sinne „überlieferten" Märchen durchliest und -las, wird immer wieder staunen über die Variationen ein und desselben Themas. Und er wird oftmals gedacht haben: Warum kümmern wir uns so gar nicht um das Fernere, Entlegenere, wenn es das Ursprünglichere, das Lebendigere zu sein scheint? Er wird vielleicht auch bedauert haben, daß diese große Märchen-Sammlung nicht im eigentlichen Sinne eine Sammlung für Kinder ist. Und er wird um so froher sein, in diesem Bande ausgelesen und sinnvoll geordnet zu finden, was sich Lisa Tetzner auf ihren Märchenfahrten erprobte als „kindgemäß".

Was an deutschen Märchen in dieser Sammlung enthalten ist, entstammt der Nach-Grimmschen Zeit — ist also für unsere meisten Kinder auch ganz neu!

Ein Wort noch zum Begriff „kindgemäß". Ich halte es durchaus für möglich, daß die „berufenen Kinderbuch-Kritiker" sagen werden: Die Sammlung enthält zu vieles, was nicht kindgemäß ist; oder was noch nicht für Zehn-, Zwölfjährige geeignet ist. Aber vielleicht ist es an der Zeit, auch da sich des Lebens zu erinnern und der ganzen Wichtigkeit des Kindes in ihm. Und seien wir ehrlich: sind denn unsere deutschen Märchen alle so kindgemäß? Und verlangt das Kind, das lebendige und arbeitende Kind, nicht immer nach Neuem, das es weiter ausbauen kann? Praktisch ist das ja lange bewiesen durch das immer neue Auftauchen von „exotischen" Märchen sowohl wie von Abenteurer- und Räuberheften — nur, daß sie meistens gar nichts mehr von der Ursprünglichkeit haben, in der wir ihnen in der Diederichs'schen Sammlung begegnen.

Märchen wollen in ihrer Geeignetheit fürs Kind erfühlt sein, erlebt sein. Nicht am Erwachsenen-Schreibtisch gelesen sein, erwogen sein, abgelehnt oder angenommen sein.

Und Lisa Tetzners Märchenbuch ist sicherlich aus dem Leben heraus entstanden, aus dem Zusammensein mit Kindern, aus dem Geliebtwerden von Kindern, aus dem Widerhall aus Kinderherzen. Und vielleicht ist es so ein sehr starker Ausdruck für „den Geschmack des Kindes", weil in ihm Lisa Tetzner eigentlich nur das Werkzeug für das Kind geworden ist.

* „Die schönsten Märchen der Welt für 365 und 1 Tag." Herausgegeben von Lisa Tetzner. Erster Band. Die Märchen des 1.—181. Tags. Mit 14 farb. Tafeln und 123 Textabb. von Maria Braun. Jena, Eugen Diederichs 1926. In Leinen M. 15.—

Digitized by Google

Und in ähnlicher Weise ist auch Maria Braun zum Werkzeug für das Kind geworden. Sie hat mit der alten Tradition des „lieblichen Märchenbildes" gebrochen. Sie ist wie ein derbes Bauernmädel, dem zeichnerische Gabe verliehen ist: da ist nichts, was ihr Gewissensbedenken macht, nichts, was sie nicht kann, was man nicht darf, was nicht gut wäre und so. Die ganze Lieblichkeit der Märchenillustration des vorigen Jahrhunderts ist regelrecht „zum Teufel gegangen". Maria Brauns Bilder sind urwüchsig wie die bunten Bilderbogenblätter, die es in unserer Kindheit beim Bänkelsänger auf dem Jahrmarkt gab. Und wo sie Farben anwendet, da geht sie keineswegs vorsichtig und behutsam mischend damit um, sondern taucht nach Herzenslust ihren Pinsel in die kräftigsten und leuchtendsten Farben, die ihr gerade zur Hand sind. Zartbesaiteten Müttern mag vielleicht darob ein kleiner Schreck beikommen. Sie werden dem Buchhändler wahrscheinlich sagen: ja, aber — — — Hoffen wir, daß der Buchhändler schlagfertig genug ist, ihnen zu erwidern: ... ja, aber Ihre Kinder, wie alle Kinder, drücken sich gerade so und nicht anders aus. Mit den Bildern verstehen die Kinder was anzufangen. Mit den anderen Märchenbildern — seien wir ehrlich: waren sie nicht eigentlich für uns Erwachsenen gezeichnet? waren sie nicht immer erklärungsbedürftig? immer detailliert und bis ins Einzelne ausgemalt, immer noch festhaltend, wo das Kind schon lange weiterdeuten wollte?

Märchen und Leben — und da draußen der rieselnde Spätherbstregen und Blätterfall. Menschwerdung im Kinde und Wirken Gottes. Meine Gedanken schweifen weit, suchen Sie, Frau Lisa, die Sie mit Ihrem Leben und mit Ihren Märchen uns unabhängig und unbekümmert von aller Pädagogik zum Wesentlichen führen!

Karl Wilker

Illusionen* Die Aufsätze dieses Buches haben ihr Gemeinsames darin, daß sie den idealistischen Versuch einer Gestaltung und Begründung der Kultur zu widerlegen versuchen. Allerdings meint Gogarten nicht die Kultur soweit man darunter in einem schlichten Sinne die Werke des menschlichen Geistes versteht, die er zur Beherrschung des Lebens erfunden hat, sondern für Gogarten handelt es sich um die Kultur, die Weltanschauung sein will, um die Kultur, deren schöpferischer Grund als in der Tiefe der menschlichen Seele liegend gesehen wird, in der also der Mensch selbst Gott ist.

Gogarten ist Vertreter der theozentrischen Theologie K. Barths, die den Gottesbegriff unter der Kategorie des jenseits aller Historie und der Psyche liegenden Geistes versteht und die biblisch-reformatorische Objektivität der Gottesoffenbarung und Gotteserkenntnis vertritt, alle äußerlichen und innerlichen Gestaltungen auf den objektiven, absoluten und transzendenten Gott zurückführt und überall von der Spannung Gott-Welt ausgeht.

Von diesem theologischen Standpunkte aus weist nun Gogarten in unserem Buche nach, daß es für den Menschen keine Entscheidungen gibt, als die stets gefällte Entscheidung für die endliche Offenbarung Gottes, und erklärt es für Illusion, daß die auf sich selbst gestellte Vernunft die verwirrende Vielfältigkeit und zerstörende Gegensätzlichkeit der Menschenwelt mit dem von ihr gesuchten unendlichen Gott jemals zu einer geordneten Einheit zusammenschließen könnte.

* Friedrich Gogarten: Illusionen. Eine Auseinandersetzung mit dem Kulturidealismus. 146 S. Jena, Eugen Diederichs 1926.

Digitized by Google

Er erklärt es ferner für Illusion, daß der Mensch vermöge seines sittlichen Strebens zu Gott kommen will, ohne daß er vor Gott völlig zunichte wird und ohne daß Gott von sich aus die Brücke über den Abgrund schlägt; denn für Gogarten gibt es nur eine Ethik der Gnade, nicht des Gewissens. Für Gogarten ist es weiter Illusion, wenn die Kirche etwas anderes will als den Menschen zu der Stelle führen, an der das Kreuz der Sündenoffenbarung und Sündenvergebung steht, an der der menschliche Grundwille zerbrochen und zugleich der Himmel berührt wird.

Weiter erklärt Gogarten es für Illusion, zu meinen, der sittliche, der schöpferisch-entscheidende Mensch bedürfe keiner Autorität; er sei sich selbst Autorität und Gesetz und trage die Normen für sein Tun in seinem eigenen freien Willen. Wahre Autorität ist nach Gogarten eine Offenbarung des ewigen Willens; ein Mensch kann darum Träger einer Autorität nur sein, wenn sein Wille zu dem ewigen Willen geworden ist. Alle Autorität kann nur Gottes Autorität sein.

Illusion endlich ist nach Gogarten alle Kulturarbeit im modernen Sinne. Hier tritt der Dualismus zwischen Gott und Welt aufs schroffste hervor. Gott muß erst alles Sein relativieren und entwerten. Erst diese Relativierung der Welt enthüllt ihre wahre Bedeutung; erst wenn die falsche Absolutheit der Dinge dieser Welt erkannt ist, wird alles zu einem Hinweis auf die ewige Welt. Hieraus ergibt sich ein Handeln lediglich zur Ehre Gottes. Niemand kann die Aufgaben der Kulturarbeit erfüllen, dem nicht durch die Vergebung der Sünden die Augen für die Wirklichkeit geöffnet sind, der nicht durch die Sündenvergebung das kritische Scheidungsvermögen gewonnen hat für das, was Welt, und für das, was nicht Welt ist. Und gerade der Protestant muß sich hüten vor dem Kulturoptimismus. Er darf den Ort nicht verlassen, wo der Mensch nur noch das schuldige Ich ist und wo er protestieren kann dagegen, daß der Mensch mit der idealistischen Gestaltung und Begründung der Kultur nach „göttlicher Gestalt greift".

Wie der Kundige aus diesen wenigen Andeutungen sieht, steht Gogarten dem „gläubigen Radikalismus" Barths, nahe. Der Satz der Reformierten: finitum non est capax infiniti ist hier bis in seine letzten Konsequenzen verfolgt, und die durch Christum ermöglichte Vereinigung des Göttlichen mit dem Menschlichen, die der Lutheraner kennt, kann nach Barth-Gogarten eigentlich nur durch ein Wunder bewirkt werden. — Doch wir wollen auf eine Kritik dieser Theologie nicht eingehen; es sei uns nur erlaubt, im Anschluß an Gogartens Illusionen einige Fragen zu stellen. Ist nicht auch die erste Schöpfung ein Werk Gottes? Kann darum die Welt sozusagen ein Teufelswerk sein? Ist nicht auch mit und in Christo die Überwindung der Paradoxie Sünde-Gott und Welt-Gott gegeben? Ist nicht der „Geist" als die Summe der mit Christo gemachten Erfahrungen die Triebkraft zu Erneuerung und einem neuen Leben? Kann nicht der Christus für uns zu einem Christus in uns werden, so daß damit auch die Möglichkeit gegeben ist, in seiner Lebensgemeinschaft von der Heteronomie durch die Theonomie zur Autonomie zu gelangen und als „freies" Kind Gottes zum Träger einer Autorität zu werden. Sollte sich die Vereinigung von Menschlich und Göttlich nicht anders als in der Form der Paradoxie denken lassen? Legt der Gedanke, daß es die Aufgabe der zweiten Schöpfung, dieser Frucht der Rechtfertigung und Erneuerung, ist, die Gebilde der ersten Schöpfung, der natürlichen Welt, zu durchsetzen, durchdringen und zu assimilieren, nicht doch wohl eine weniger schroffe Stellung zu allem, was Kultur heißt, nahe? Heißt es nicht bei Paulus: „Alles ist euer; ihr aber seid Christi"?

Digitized by Google

Es sei genug der zahlreichen Fragen, die sich beim Lesen von Gogartens „Illusionen" in die Feder drängen. Gogartens Gedankenwelt hat etwas Grandioses, Packendes. Mit heiligem Ernst gebietet er einer falschen Verquickung von Gottesreich und Weltreich Halt. Er ruft zur Besinnung und bringt zum Bewußtsein, daß Gott „das ganz andere" ist; und wenn die starke Betonung der Absolutheit, Transzendenz und Objektivität Gottes, wie sie sein Buch bietet, auf die Kulturseligen beunruhigend, aufrüttelnd, ja erschütternd wirkt und alles bloß Hierseitige aufzulösen droht; wenn er in scharfer Dialektik klarmacht, daß der Mensch nicht aus sich selbst, sondern aus dem Worte Gottes lebt; und wenn er uns in dröhnender Sprache ins Gewissen ruft, daß nur der vor seinem Gott stehende, in „dem Augenblicke Gottes" lebende Mensch der Sinn der Welt ist: so wollen wir ihm mit aufmerksamem Herzen zuhören und seine Worte mit Ernst erwägen auch wenn wir seine Voraussetzungen nicht völlig teilen können. Schwertfeger

Leo Schestow

Als Kant die Vernunft in ihrem spekulativen und ihrem praktischen Gebrauch kritisierte, stellte er fest, daß sie das Wahre und das Gute nicht fertig vorfindet, daß sie vielmehr die Gesetze des Wahren und des Guten selbst gibt; damit besorgt sie die wichtigste Angelegenheit des Menschen. Gleichzeitig überträgt sie dem Göttlichen die höchste Würde mit dem Amt, dem Guten zu seinem Recht zu verhelfen. Daß diese Diktatur der Vernunft nichts anderes als Gottesleugnung ist, hat ihr neuer Kritiker mit tiefem Entsetzen eingesehen.

Leo Schestow ist nicht der erste, der das Göttliche im Gegensatz zum Vernünftigen erblickt. Er kennt seine geistigen Vorfahren; er bringt wenig gekannte Stellen aus Tertullian, Luther, Pascal vor den Leser, Nietzsche ist ihm oft gegenwärtig. Die Herrschaft der Vernunft, gegen die er ankämpft, beginnt für ihn bei Anaximander, wird offenbar bei Sokrates und kehrt wieder in dem Anspruch der Kirche auf die Schlüsselgewalt, auf die Macht, die letzten Entscheidungen selbst, ohne Gott, zu treffen, — ein Versuch, der nach der Kirche von der Wissenschaft erneuert wurde.

Gott ist das Gute — dieser Satz bedeutet für Schestow nichts anderes als der Satz: Gott ist gestorben. Denn Gott darf durch keinen gesetzgeberischen Akt des Menschen in seiner Macht eingeschränkt werden. Das geschieht aber, wenn man bei ihm nur das Gute für möglich erklärt. „Das Gute ist nicht Gott. Wir müssen nach dem suchen, was höher ist als das Gute. Wir müssen Gott suchen", — sagt Schestow wörtlich. Und an anderer Stelle: „Wenn dem Menschen eine Grenze gesetzt ist, so ist, meinen die Menschen, auch Gott eine Grenze gesetzt ... Gott aber darf überhaupt alles tun. Er darf auch betrügen. Und Gott betrügt uns immer. Die Hauptquelle unserer Irrtümer besteht darin, daß Gott uns nicht in seine Geheimnisse einweihen will: der Mensch ist offenbar dem nicht gewachsen, die Wahrheit zu wissen." —

Die souveräne Vernunft ist eine Gefahr für das Leben, denn „seit die Vernunft den Schauplatz der Geschichte betreten hat, bestand ihre Hauptaufgabe darin, das Leben zu bekämpfen". Sie verweigert der einzelnen menschlichen Seele mit ihren Bedürfnissen und Nöten das Recht auf Beachtung; es ist sinnlos, daß ein Mensch aus der Tiefe zum Herrn schreit. Die Vernunft fordert, daß dem Ich entsagt wird, indem jeder einzelne sich in einen Träger der allgemeinen Vernunft mit ihren ewigen allgemeingültigen Werten umwandelt. „Wo aber ist das wahre Sein: in dem dahingegangenen Sokrates, der zwar nicht sehr lange, immerhin aber doch lebendig war,

Digitized by Google

oder in dem erhalten gebliebenen Begriff ‚Mensch', der noch nie lebendig war?" Die Vernunft erkennt nur das an, was klar, evident oder bewiesen ist. Damit verschließt sie dem Menschen wertvolle Einsichten, denn die bessere, interessante Hälfte unserer Gedanken trägt innere Widersprüche in sich. Gerade der Stammelnde, Verwirrte, der eben aus unerforschten Tiefen des Erlebens auftaucht, kann uns Wichtigeres zu künden haben, als der klarste Kopf. Und gerade die tiefsten Wahrheiten verfügen nicht über das grobe Zwangsmittel des Beweises. Dieser abstrakt herausgestellte Kern der Schestowschen Gedanken gibt indessen keine Vorstellung von dem Denker. Man höre einmal ihn selbst sprechen: „Ich meine, daß es genügte, den Menschen zu fragen: Ist Gott? — um ihm jegliche Möglichkeit zu nehmen, auf diese Frage irgendeine Antwort zu geben. Und daß alle, die sie — ob positiv oder negativ — beantworteten, gar nicht von dem sprachen, wonach man sie fragte. Es gibt Wahrheiten, die man wohl sehen, aber nicht zeigen kann ... Ich will nicht sagen, daß man von ihnen nicht reden dürfte. Man darf es, und man kann sehr schön von ihnen sprechen. Aber gerade dann, wenn man nach ihnen nicht gefragt wird. So sonderbar das auch vorkommen mag — sie haben vor Fragen Angst. Darum darf man sie nicht zeigen, sie nicht demonstrieren, d. h. sie nicht zu solchen machen, daß sie augenscheinlich werden und stets auf die erste Forderung hin wie gerufen erscheinen. Ihrer Natur nach können und wollen sie nicht augenscheinlich sein. Sie haben stets eine Tarnkappe bei sich: sobald man sich an sie heranschleicht, um sie zu fangen, setzen sie sofort die Kappe auf und werden unsichtbar."

Selbst für die feineren und gründlicheren Leser Nietzsches ist Schestow keine überflüssige Lektüre. In seinen Gedanken, die nicht nur gedacht sind, leben die Instinkte des Alten Testaments und des Russentums und kämpfen gegen das Europa, das sich der Logik und Wissenschaftlichkeit verschrieben hat. Die Darstellung ist breit und wortreich, aber immer fühlt man ein leidenschaftliches Ringen, keine Seite ist unlebendig. Es wäre auch falsch, zu meinen, daß alles Wichtige gegen Vernunft und Wissenschaft bereits gesagt sei; die Wirksamkeit Husserls, mit dem sich Schestow sehr eingehend auseinandersetzt, zeigt, daß auch heute noch die Einstellung auf reine Vernunft Vertreter hat, die nicht unterschätzt werden dürfen.

Es ist jetzt möglich, wichtige Werke von Schestow in deutscher Sprache zu lesen. Bewunderungswürdig sind seine Menschenschilderungen; in ihnen versucht er sich, wie Nietzsche „in der schwierigsten und verfänglichsten Art des Rückschlusses, in der die meisten Fehler gemacht werden — des Rückschlusses vom Werk auf den Urheber, von der Tat auf den Täter, vom Ideal auf den, der es nötig hat"; so blickt er in Pascal hinein, in Nietzsche, in Tolstoj, in Dostojewski*. Eine angesichts der ganzen geistigen Geschichte Europas gegebene Darstellung seiner Grundgedanken ist das Buch „Die Schlüsselgewalt" (Potestas Clavium), das kürzlich in deutscher Übertragung** erschienen ist.

Fritz Krökel

Henry D. Thoreau* Anders wie Prentice Mulford, der in einem Zeitraum von anderthalb Jahrzehnten seinen Siegeslauf durch die ganze gebildete Welt angetreten, weniger noch als Walt Whitman, seinem Lands-

* Der Aufsatz über Pascal, betitelt „Die Nacht in Gethsemane", befindet sich in „Ariadne, Jahrbuch der Nietzsche-Gesellschaft 1925". „Tolstoi und Nietzsche" und „Dostojewski und Nietzsche" sind bei Marcan (Köln) erschienen. ** Durch Hans Ruoff. Verlag der Nietzsche-Gesellschaft (München). *** Henry D. Thoreau, „Walden oder Leben in den Wäldern." br. M 5.—, geb. M 6.50.

Digitized by Google

mann und jüngerem Zeitgenossen, ist es Thoreau gelungen, sich durchzusetzen. Sein hundertjähriger Geburtstag ist, von der Tagespresse unbeachtet, ohne Sang und Klang vorübergezogen. Freilich hatte man 1917 anderes zu tun, damals, als Amerika sich so weit wie möglich von der Lehre eines seiner ersten Geister entfernte. Und wenn es auch ganz in Thoreaus Sinne sein mag, daß sein Andenken nicht durch klingende Phrasen entweiht wurde, so ist es doch immerhin ein Zeichen für den eigenartigen Platz, den er in der Weltliteratur einnimmt. Es erweist sich somit, wie derjenige, der am ungebrochensten und reinsten wahres Menschentum spiegelt, am wenigsten Gehör findet und, nur von wenigen gekannt, fast vergessen wird.

In seinem Hauptwerke „Walden", das vor einiger Zeit im Verlage von Eugen Diederichs neu herausgekommen ist, tritt uns Henry D. Thoreau als ein Eigener entgegen, der immer ganz unbedingt er selbst ist. Sein berühmtes Buch ist nach dem See in Concord genannt, an welchem er mehrere Jahre in tiefster Waldeinsamkeit fern jeder menschlichen Ansiedelung lebte. Er ladet uns ein, in dieser Wildnis Platz zu nehmen, wir sehen zu, wie er seine Bohnen hackt oder im See die Angel auswirft. Was er uns von seinem geliebten Waldensee berichtet, gilt auch von ihm selber:

„Zog er auch oft die Stirne kraus — keine Runzel blieb dauernd zurück. Seine Jugend währet ewig . . . Heute Abend wieder machte er einen so tiefen Eindruck auf mich, als ob ihn ich nicht zwanzig Jahre lang täglich vor Augen gehabt hätte. . . . Er hat an sich selbst die gleiche ungemischte Freude und Seligkeit, die er seinem Schöpfer bereitet. Ja, er kann sie auf mich übertragen."

Mit welcher Liebe und Sachlichkeit führt er als Dichter und Forscher uns diesen See vor Augen, den er als reinsten und köstlichsten Edelstein seines Landes preist. Mit Künstleraugen betrachtet er die Natur, mit Andacht geht er ihren Spuren nach und läßt uns an seinen Entdeckungen teilnehmen. Ein Künstler der Lebensfreude, immer bestrebt, dem Tag und der Stunde etwas abzugewinnen. Aber kein Genießer im Sinne des Modernen. Ein Asket, dessen Mittagsmahl aus Heidelbeeren besteht, die er sich selber pflückt. Ein Lebensreformer und Pfadfinder, dessen Ideen und Idole nur langsam sich Anerkennung gewinnen, vornehmlich bei einem Teil der ringenden aufstrebenden Jugend, die sich bewußt abkehrt von den Götzen einer degenerierenden Zivilisation. Als Pionier einer echten Kultur, als Apostel der Einfachheit hat Thoreau niemals Schule gemacht, sondern blieb ein Einsamer. Er war den Menschen zu unbequem fordernd, zu neu und ungewöhnlich, zu radikal. Jeder Philister muß ihn notwendig hassen, denn er stört seine Kreise.

Mit Prentice Mulford und Walt Whitman, der ohne ihn als Vorläufer gar nicht zu denken ist, bildet Thoreau ein Dreigestirn, das für die germanische Welt unendlich viel bedeutet. Sein Großvater wanderte kurz vor der französischen Revolution nach Amerika aus, und es ist anzunehmen, daß seine Familie nicht ohne germanischen Einschlag ist. Thoreau selbst beruft sich auf die sächsischen und normannischen Vorfahren. Wundervoll haben zwei Rassen — oder sind es drei — sich in ihm zur Einheit, zu edelstem Menschentum verschmolzen. Künstler mit jedem Blick, Weltweiser in jedem Gedanken, der die Veden halb auswendig kennt und mit den Griechen in der Ursprache verkehrt, anspruchslos bis zur Dürftigkeit, keine Arbeit verschmähend und doch ein — Träumer, der von sich sagen kann: „Ich lasse gern einen breiten Rand an meinem Leben." Asket und Genießer zugleich, demütig sich den widrigsten Verhältnissen anpassend und doch ein Überlegener, ein Sieger, der die Freiheit liebte mit jedem Atemzug. Als sein größtes Talent schätzt er die Bedürfnis-

Digitized by Google

losigkeit, weil sie ihn unabhängig macht. Es gehörte Heldentum dazu, diesem Lebenskämpfer nachzueifern, der bei einer schwankenden Gesundheit sich freiwillig den größten Strapazen unterzog, der im Winter durch tiefen Schnee watet, um einen eigenartigen Baum zu besuchen, mit dem er „eine Verabredung hat". Ein Pfadfinder in jedem Sinne, wenn er über zugefrorene Teiche auf ungebahnten Wegen abends in die ferne Stadt wandert, einen Vortrag zu halten, und nachts durch den Schnee wieder zurückfindet in seine Eremitenklause. Ob Thoreau einen Baum zeichnet oder uns einen Blick tun läßt in das Wohngemach der Fische, die er durch ein Loch im Eise beobachtet, ob er einen Grashecht malt oder einen Hasen plastisch vor uns hinstellt — immer ist es der Künstler, der sich fragend und staunend in die Wunder der Allkunst versenkt. Gab es je einen Dichter, der den Sand zum Sprechen brachte, einen Denker, der die Geheimnisse des Werdens daraus ablas?

Mit feinstem Sarkasmus geißelt Thoreau die menschlichen Schwächen. Sein gütiger Humor, der über den Dingen schwebt, macht uns lächeln und kann doch beißend scharf sein. Ganz besonders hat er die Philantropie aufs Korn genommen, wie sie in Amerika besonders zu Hause ist. „Kein Geruch ist so schlecht, wie der von fauler Güte aufsteigt. Es ist göttliches, menschliches Aas" . . .

„Philantropie ist nicht Nächstenliebe im weitesten Sinne... Ich habe niemals von einer philantropischen Versammlung gehört, in welcher der Vorschlag gemacht wurde, mir und meinesgleichen irgendeine Wohltat zu erweisen . . ."

„Ich will das Lob, das der Philantropie zukommt, in keiner Weise schmälern, ich will nur Gerechtigkeit für alle verlangen, die durch ihr Leben und durch ihre Werke ein Segen für die Menschheit sind. . . . Ich ziehe nicht in erster Linie die Rechtschaffenheit und die Gutmütigkeit eines Menschen in Rechnung, die gewissermaßen sein Stamm und seine Blätter sind. . . ."

„Ich verlange des Menschen Blüte und Frucht. Ich will, daß ein würziger Duft von ihm zu mir herüberschwebe, daß eine Art von Reife unserm Verkehr Geschmack verleihe. Seine Güte soll nicht eine transitorische Handlung, nicht Stückwerk sein, sondern ein beständiges Überströmen, das ihn nichts kostet und das ihm nicht zum Bewußtsein kommt."

„Güte ist die einzige sichere Kapitalsanlage. Sie bildet in dem Harfenklang, der die Welt umzittert, den ewigen Grundton, der uns erschauern macht."

Ein Mystiker, dem die geistigen Gesetze offenbar wurden. Er stellt sich in den Mittelpunkt des Alls und belauscht seine Geheimnisse. Stets auf der Lauer nach neuen Entdeckungen, ist er der geborene Forscher, der gar nicht anders kann als im ganzen Universum Nahrung für seinen unermüdlich tätigen Geist zu suchen. Kraft dieser stillen Magie wirkte er und wirkt mit seiner starken Herzenskraft bis in unser Jahrhundert, er half es verwandeln. Ahnen wir doch kaum, was ein Geist vermag, der so rein ist von Selbstsucht und so groß an Liebe, so umfassend an Wissen. Was Thoreau für die Menschheit erstrebte, beginnt zu keimen und setzt sich auf mancherlei Weise schon durch. So die Welt noch einmal blühend wird — er war nicht der geringste, der ihren Frühling ins Leben rief.

„Was ist Hoffnung, was Erwartung, wenn nicht Zeit der Saat, deren Ernte nicht ausbleiben kann, ein unwiderstehlicher Feldzug der Seele, der schließlich zum Siege führt?"

Hega Dornrode

Schriftleiter: Dr. h. c. Eugen Diederichs, Jena, Carl-Zeiß-Platz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena
Druck von Radelli & Hille in Leipzig

Digitized by Google

Bibliothek
des
d. Pr. d.
Schul-
Hamburg

die Tat

Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

18. Jahrgang | Heft 10 | Januar 1927

Max Wieser / Buch und Rundfunk*

Die allgemeine Situation für Buch und Rundfunk scheint zunächst die folgende zu sein: Rund vier Jahrhunderte und — wenn wir den Begriff Buch weiter fassen — länger war das Buch alleiniger Kulturträger und Kulturbildungsmittel der Menschheit: es ist es seit wenigen Jahrzehnten, ja wenigen Jahren nicht mehr in dem Maße, nicht bloß durch Wesensveränderungen, die in der Seele der Menschheit vor sich gingen und die ich zunächst aus dem Spiele lassen möchte, sondern allein durch die Tatsache, daß es heute eine Reihe anderer Unterhaltungs- und auch Bildungsmittel, in ihren Entwicklungsmöglichkeiten durchaus ernst zu nehmender Art, gibt, wozu u. a. auch zuletzt, aber nicht seiner Bedeutung nach zuletzt, der Rundfunk getreten ist, wie Sie wissen: an sich eine der wunderbarsten Erfindungen des menschlichen Geistes, wenn sie die Seele und den Geist erhält und fördert, statt ihn womöglich zum Sklaven falschverstandener Technik zu machen.

Aber ich möchte meinen Ausführungen nicht vorgreifen. Ich möchte zunächst nur Ihr Augenmerk lenken auf das merkwürdige Schicksal des Buches besonders in den letzten Jahrzehnten.

Es ist eine alte Sache, daß sich die Veräußerlichung der Kultur (mag man sie Zivilisation nennen) und ihre Innenrichtung oder Innenwendung nicht die Wage halten. Das muß nicht sein, aber es ist in der Regel so. Es bleibt zu sehr dem freien Willen des Menschen, seiner Selbstzucht und Selbstbeherrschung überlassen, im Glücke Mäßigung zu bewahren: wenn es ihm gut geht, bei sich selber einzukehren. Nur in seltenen Epochen der Kulturen begegnen sich Wunschlosigkeit und Lebensüberfluß mit Geist und Kunst.

Wie dem auch sei: Es ist eine Tatsache, daß mit dem Aufkommen des wirtschaftlichen, politischen, technischen Zeitalters die Kunst des rechten

* Vortrag auf der Rundfunk-Tagung des Berliner Ausschusses zur Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur am 15. Oktober 1926.

Digitized by Google

losigkeit, weil sie ihn unabhängig macht. Es gehörte Heldentum dazu, diesem Lebenskämpfer nachzueifern, der bei einer schwankenden Gesundheit sich freiwillig den größten Strapazen unterzog, der im Winter durch tiefen Schnee watet, um einen eigenartigen Baum zu besuchen, mit dem er „eine Verabredung hat". Ein Pfadfinder in jedem Sinne, wenn er über zugefrorene Teiche auf ungebahnten Wegen abends in die ferne Stadt wandert, einen Vortrag zu halten, und nachts durch den Schnee wieder zurückfindet in seine Eremitenklause. Ob Thoreau einen Baum zeichnet oder uns einen Blick tun läßt in das Wohngemach der Fische, die er durch ein Loch im Eise beobachtet, ob er einen Grashecht malt oder einen Hasen plastisch vor uns hinstellt — immer ist es der Künstler, der sich fragend und staunend in die Wunder der Allkunst versenkt. Gab es je einen Dichter, der den Sand zum Sprechen brachte, einen Denker, der die Geheimnisse des Werdens daraus ablas?

Mit feinstem Sarkasmus geißelt Thoreau die menschlichen Schwächen. Sein gütiger Humor, der über den Dingen schwebt, macht uns lächeln und kann doch beißend scharf sein. Ganz besonders hat er die Philantropie aufs Korn genommen, wie sie in Amerika besonders zu Hause ist. „Kein Geruch ist so schlecht, wie der von fauler Güte aufsteigt. Es ist göttliches, menschliches Aas" . . .

„Philantropie ist nicht Nächstenliebe im weitesten Sinne... Ich habe niemals von einer philantropischen Versammlung gehört, in welcher der Vorschlag gemacht wurde, mir und meinesgleichen irgendeine Wohltat zu erweisen . . ."

„Ich will das Lob, das der Philantropie zukommt, in keiner Weise schmälern, ich will nur Gerechtigkeit für alle verlangen, die durch ihr Leben und durch ihre Werke ein Segen für die Menschheit sind. . . . Ich ziehe nicht in erster Linie die Rechtschaffenheit und die Gutmütigkeit eines Menschen in Rechnung, die gewissermaßen sein Stamm und seine Blätter sind. . . ."

„Ich verlange des Menschen Blüte und Frucht. Ich will, daß ein würziger Duft von ihm zu mir herüberschwebe, daß eine Art von Reife unserm Verkehr Geschmack verleihe. Seine Güte soll nicht eine transitorische Handlung, nicht Stückwerk sein, sondern ein beständiges Überströmen, das ihn nichts kostet und das ihm nicht zum Bewußtsein kommt."

„Güte ist die einzige sichere Kapitalsanlage. Sie bildet in dem Harfenklang, der die Welt umzittert, den ewigen Grundton, der uns erschauern macht."

Ein Mystiker, dem die geistigen Gesetze offenbar wurden. Er stellt sich in den Mittelpunkt des Alls und belauscht seine Geheimnisse. Stets auf der Lauer nach neuen Entdeckungen, ist er der geborene Forscher, der gar nicht anders kann als im ganzen Universum Nahrung für seinen unermüdlich tätigen Geist zu suchen. Kraft dieser stillen Magie wirkte er und wirkt mit seiner starken Herzenskraft bis in unser Jahrhundert, er half es verwandeln. Ahnen wir doch kaum, was ein Geist vermag, der so rein ist von Selbstsucht und so groß an Liebe, so umfassend an Wissen. Was Thoreau für die Menschheit erstrebte, beginnt zu keimen und setzt sich auf mancherlei Weise schon durch. So die Welt noch einmal blühend wird — er war nicht der geringste, der ihren Frühling ins Leben rief.

„Was ist Hoffnung, was Erwartung, wenn nicht Zeit der Saat, deren Ernte nicht ausbleiben kann, ein unwiderstehlicher Feldzug der Seele, der schließlich zum Siege führt?"

Hega Dornrode

Schriftleiter: Dr. h. c. Eugen Diederichs, Jena, Carl-Zeiß-Platz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena
Druck von Radelli & Hille in Leipzig

Digitized by Google

Bibliothek der ... d. Fr. d. ... Schul- ... Mburg

die Tat

Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

18. Jahrgang | Heft 10 | Januar 1927

Max Wieser / Buch und Rundfunk*

Die allgemeine Situation für Buch und Rundfunk scheint zunächst die folgende zu sein: Rund vier Jahrhunderte und — wenn wir den Begriff Buch weiter fassen — länger war das Buch alleiniger Kulturträger und Kulturbildungsmittel der Menschheit: es ist es seit wenigen Jahrzehnten, ja wenigen Jahren nicht mehr in dem Maße, nicht bloß durch Wesensveränderungen, die in der Seele der Menschheit vor sich gingen und die ich zunächst aus dem Spiele lassen möchte, sondern allein durch die Tatsache, daß es heute eine Reihe anderer Unterhaltungs- und auch Bildungsmittel, in ihren Entwicklungsmöglichkeiten durchaus ernst zu nehmender Art, gibt, wozu u. a. auch zuletzt, aber nicht seiner Bedeutung nach zuletzt, der Rundfunk getreten ist, wie Sie wissen: an sich eine der wunderbarsten Erfindungen des menschlichen Geistes, wenn sie die Seele und den Geist erhält und fördert, statt ihn womöglich zum Sklaven falschverstandener Technik zu machen.

Aber ich möchte meinen Ausführungen nicht vorgreifen. Ich möchte zunächst nur Ihr Augenmerk lenken auf das merkwürdige Schicksal des Buches besonders in den letzten Jahrzehnten.

Es ist eine alte Sache, daß sich die Veräußerlichung der Kultur (mag man sie Zivilisation nennen) und ihre Innenrichtung oder Innenwendung nicht die Wage halten. Das muß nicht sein, aber es ist in der Regel so. Es bleibt zu sehr dem freien Willen des Menschen, seiner Selbstzucht und Selbstbeherrschung überlassen, im Glücke Mäßigung zu bewahren: wenn es ihm gut geht, bei sich selber einzukehren. Nur in seltenen Epochen der Kulturen begegnen sich Wunschlosigkeit und Lebensüberfluß mit Geist und Kunst.

Wie dem auch sei: Es ist eine Tatsache, daß mit dem Aufkommen des wirtschaftlichen, politischen, technischen Zeitalters die Kunst des rechten

* Vortrag auf der Rundfunk-Tagung des Berliner Ausschusses zur Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur am 15. Oktober 1926.

Digitized by Google

Leſens, die aus dem Buch lebensgeſtalteriſche Innenkräfte zieht, verloren ging.

Ich brauche das nicht näher auszuführen. Man lieſt heute anders als es der Durchſchnittsleſer zu Kellers, Raabes oder Goethes Zeit vermochte, als es vor Jahrhunderten der Bibelleſer in ſeiner unbeholfenen Leſefertigkeit konnte, für den das Wort noch heilig war und jeder Buchſtabe eine Inſpiration, die ſchöpferiſch anregt.

Ich habe das vor einigen Jahren eingehend hiſtoriſch, pſychologiſch dargetan und von einer „geiſtigen Kriſis des Buches" geſprochen, wie ſie das Buch ſeit ſeiner Erfindung nicht durchgemacht hat.

Es war damit nur ſcharf und einſeitig ausgeſprochen, was im Unterbewußtſein von Buch-Intereſſierten lebte, denn das Gerede von der Kriſis des Buches iſt, hiermit zuſammenhängend oder nicht zuſammenhängend, heute Allgemeingut der Preſſe, ja des Buchhandels geworden, zumal ſeitdem dieſer im letzten Jahre einen hoffentlich akuten, ſehr erheblichen Rückgang ſeiner nachweisbaren Produktion gegenüber dem Vorjahre erlebte: ganz abgeſehen davon, daß es nicht daran gefehlt hat, dieſer Feſtſtellung negativer Tatſachen poſitive Leiſtung in zahlreichen Bemühungen, das rechte Leſen wieder zu erwecken, entgegenzuſtellen; es ſei mit welchem Erfolg auch immer.

Latent liegt ſchon in der Tatſache der reſtloſen Verbreitung des Wortes durch die Erfindung der Druckpreſſe eine Entheiligung, Entinnerlichung des Wortes (mehr noch als der Schrift*), die nicht zufällig mit gewiſſen Säkulariſierungserſcheinungen (z. B. des Staates, der Kirche) in der Renaiſſance- und Reformationszeit zuſammenfällt. Darauf iſt wohl zurückzuführen, daß ſich ſchon im 18. Jahrhundert (z. B. in den moraliſchen Wochenſchriften) ſchwach und ſchüchtern Klagen über das Nicht-mehr-Leſen-Können finden und Verſuche mit Leſezirkeln und „Frauenzimmerbibliotheken" auftauchen. Solche Klagen zeugen wohl von dem ſchlechten Gewiſſen des ſentimentalen Menſchen auch in Punkto der Kunſt ſeines Leſens; aber der barocke Menſch, der Typ eines egozentriſchen Menſchen, konnte wirklich noch leſen. Das abſolutiſtiſche Zeitalter mit der Stagnation der Unterſchichten und der vergeudenden, in ſelbſtgeſchaffenen Intriguen ſich erſchöpfenden Ruhe und Muße hatte Zeit, hatte echte Luſt zu angeſpanntem Leſen trotz den ſchüchternen Anſätzen von Zeitungen. Noch dem 19. Jahrhundert war es möglich, ein Bild wie den ſchmökernden Bibliothekar von Spitzweg und die Leſende Frau von Adolf Menzel zu ſchaffen!

Doch ſchon nach den Befreiungskriegen, mit dem erſten Zeitalter der Demokratie, nach der Epoche der Reaktion, ſucht ſich der Buchhandel dem Bedürfnis der wachſenden Menſchenmaſſen organiſatoriſch in großzügiger Weiſe (ich erinnere an den Namen Perthes und die Gründung des Buch-

* deren Erfindung ſchon Platon geradezu als einen Unſegen für die Menſchheit bezeichnet, inſofern dadurch die Phantaſie und das Gedächtnis litten.

Digitized by Google

händlerbörsenvereins) anzupassen und findet Organisationsmethoden des Buchvertriebes, die erst heute ins Wanken geraten, wie die Buchgemeinschaften zeigen, aber auch die teilweise Ausschaltung wie Neueinrangierung des Sortimenters als Glied zwischen Verleger und Publikum.

Jedoch vor den Gründerjahren kann ernsthaft von einer Krisis des Buches nicht die Rede sein. Erst nach 1870 haben wir die ungeheure Steigerung der Bevölkerungsziffern gleichzeitig mit dem ungeheuren Aufschwung der Technik und Wirtschaft, ihrer Ausdehnungskraft mit der überseeischen Staatenentwicklung zugleich. In gleichem Maße wie die Bevölkerung anwuchs, nahm auch die Bücherproduktion naturgemäß zu, sowohl was ihre Auflagenhöhe wie ihre Mannigfaltigkeit anbelangt. — Damit war jedem die Möglichkeit gegeben, mit der äußerlichen Entwicklung seelisch Schritt zu halten. Dies trat aber nicht ein; die Verhältnisse waren stärker als der Mensch.

Nicht als ob dem Buchhandel ein Vorwurf aus seiner Vielgeschäftigkeit hätte gemacht werden können. Eher fanden die Autoren noch nicht das seelische und geistige Gegengewicht zu dem ungeheuren Wachstum der äußeren Dimensionen. So kam es, daß trotz massenweiser Bücherproduktion die seelische und geistige Fühlung mit den eigentlichen Menschenmassen verloren ging und der ungeheure Absatz sich auf die bürgerliche Oberschicht beschränkte und in ihr ein künstliches und weltfremdes Seelen- und Geistesleben hochzüchtete. Daher die literarischen Entartungserscheinungen der Vorkriegszeit, snobistisches und literarisches Cliquenwesen, literarisches Schöngerede, die Abkehr von den brennenden Fragen der Gegenwart in der Überfülle historischer Arbeiten, die schier pietistische Versenkung in die wachsende Zahl der Nachklassiker und Neuromantiker, der Naturalisten, welche die Nachzügler der Aufklärer sind: soweit diese seelisch und geistig etwas Neues boten, waren sie in der künstlich übersteigerten Wirkung Surrogate für das wahre Lesebedürfnis der Massen, genau so gut wie die positivistische Literatur des Sozialismus und die belehrende populärnaturwissenschaftliche eines Häckel und Bölsche, die bis vor dem Kriege die meistgelesenste Abteilung des sogenannten wissenschaftlichen Bücherbestandes der Volksbücherei bildete, während sich das seit etwa 10 Jahren völlig geändert hat zugunsten der sogenannten geisteswissenschaftlichen Gebiete, zugunsten praktischem Sozialwissen und Sozialwirtschaft.

Im ganzen läßt sich sagen, daß die gesamte Bücherproduktion des wilhelminischen Zeitalters trotz ihrer Vielgeschäftigkeit den wirklichen Erfordernissen (die nach oben hin Vertiefung, nach unten hin Verbreitung bedeutet hätten) nicht gerecht geworden ist, so daß nicht zufällig in dieser Zeit die ersten schüchternen, privaten und verborgenen Ansätze der sogenannten „Volksbüchereibewegung" ohne Bodenständigkeit liegen; ich verfolge dies nicht weiter. Ein neuer Wendepunkt im Schicksal des Buches tritt erst wieder mit der Ausbreitung von Film und Rundfunk ein.

Digitized by Google

Die ungeheuerlichen Geschäfte, die der Buchhandel in der Inflationszeit machte, der noch nie dagewesene Ansturm, den in dieser Zeit die Volksbüchereien erlebten, ist kennzeichnend für die kulturpsychologische Lage des Buches vor der Ausbreitung des Rundfunks. Nicht der Wert des Buches als Kulturträger entschied die enorme Verbreitung des Buches, die so entstand, sondern sein Wert als Ware und Mittel zu irgendeinem anderen Zweck der Energieentfaltung und der bloßen Seelenentspannung, wie es ja bereits mit dem Radioapparat zwei Jahre nach seiner Erfindung geschah: daß man nämlich aus Freude am Technischen daran herumbastelte, statt ihn zum Hören und zur Bildung zu benutzen.

Was vielleicht einmal dem Kulturpsychologen späterer Tage als das Merkmal unserer Kulturepoche erscheinen wird, hat auch zur eigentümlichen Lage des Buches in unserer Zeit beigetragen. So der Mangel daran, Menschen und Dinge ernst zu nehmen (trotz allem Reden vom „Werte der Menschenseele"!), das Mitspielen von Nebenabsichten in allem, was man tut und treibt, für politische und unpolitische Organisationen, für Berufsbehauptung, überhaupt für eine ungesunde Lebensaktivität, ferner der verinnerlichte und verstärkte Kampf ums Dasein, der die Menschen zur Steigerung des Intellektes (nicht immer des Bewußtseins), zur Klugheit und damit zu einem Doppelleben führt, unter dessen Last bisher die Gemütswerte und der Charakter litten: der ganze schier unabwendbar erscheinende Prozeß unseres Zeitalters (auch in seinen unheimlichen Wirtschaftsmethoden), der die Stärke unserer Sehnsucht nach einem Leben für die Sache und für natürliche, geordnete Verhältnisse erzeugt. All das und vieles andere* hat in nie dagewesenen Formen die Mittelbarkeit des Buches mitverschuldet, die auch durch Unternehmen wie die Buchgemeinschaften vorläufig (solange sie nicht die besten Autoren an sich gezogen haben) nicht abgewendet wird.

So kam es, daß das kulturell wichtige Buch heute so schwer von der Pseudoliteratur zu unterscheiden ist, die es zu allen Zeiten mehr oder minder zahlreich gab. Im Falle seiner Notwendigkeit wird seine Wirkung nicht ernst genommen oder es wird — was man zu leicht vergißt — zu vieldeutig verstanden, weil es den Menschen der Zeit vielfach an innerer Harmonie gebricht; es wird schließlich ohne mitschaffendes, produktives Lesen mit derselben passiven Empfängnis gelesen, wie man Zeitungen liest, Filme sieht, Radio hört, wie man sich durch tausend Dinge der Außenwelt wohl beeindrucken läßt, im Augenblick auch starke Eindrücke empfängt, ohne aber sie in einer Weise in sich zu verarbeiten, die dem Wesen der Schrift entspricht, welche Gedanken, Empfindungen, Vorstellungen als Dauerwerte niederlegt.

* So auch, rein äußerlich gesehen, die ungesunde Fülle von Verlegern und vor allem Sortimentern, die gegenwärtig auf Kosten des billigen und allgemein zugänglichen wertvollen Buches lebt.

Digitized by Google

Und wer dieſen Zuſammenbruch der alten Buchkultur begrüßt, weil das Leben doch wichtiger iſt als das Leſen — wie der Beruf nicht das Letzte für den Menſchen iſt, der wirklich Leid erfährt — wird um ſo weniger leugnen, daß es für das Buch eine techniſche Grenze gibt, die es ihm unmöglich macht, der Ziviliſation reſtlos in dieſem Sinne von Reſpektloſigkeit und unproduktivem Aufwand an Papier und Reklame zu dienen.

Es iſt bei fortſchreitender Technik, ſowie bei der eigenwilligen aktiviſtiſchen Wirtſchaft des Abendlandes, die ſich nicht nach dem wahren natürlichen, materiellen und geiſtigen Bedürfnis richtet, gar nicht abzuſehen, wie dieſer Umformungsprozeß der Seele, der den Menſchen nur noch als Maſſenweſen Wert verleiht, ſoll aufgehalten werden; vielmehr iſt anzunehmen, daß er ſich bei ſolchen Verhältniſſen in Zukunft erſt geſtalteriſch auswirkt in Gruppen, Völkern und der Menſchheit. Die empfangende, mit einem ſtarken Aktivismus wohl vereinbare weibliche Seite der menſchlichen Seele ſteigert ſich vorausſichtlich in dem Grade, wie Raum und Zeit ſtändig mehr überwunden werden und es nicht mehr zu den Unmöglichkeiten gehört, in wenigen Tagen um die Erde zu ſauſen oder gar den Jungen in der Schule den Markt von Peking wellentelegraphiſch vor das Auge zu zaubern. Niemand leiſtet eine Gewähr dafür, daß es nicht zur bloßen Liebhaberei wird, ſelbſt Reiſebeſchreibungen zu leſen, die doch heute noch in Volksbüchereien am meiſten geleſen werden, während die Kenntnis fremder Länder und ihrer Menſchen auf ſpannendere und tatſächlichere Weiſe erfolgt; wie nach Erfindung des Buchdrucks das Abſchreiben von Handſchriften auch nur Liebhaberei blieb. Es ſei das ohne Fortſchrittsgläubigkeit und ohne Technikgläubigkeit geſagt!

Wo ſolche, gar nicht von der Hand zu weiſenden Möglichkeiten beſtehen, iſt es keine müßige Frage: wo jene geiſtanſpannende, ſorgſampflegliche, human-liberale Welt bleibt, aus welcher ſich das Buch als einſtmals alleiniger Kulturträger bis zu ſeiner heutigen Größe und Bedeutung in der zahlenmäßigen Verbreitung erhob, innerhalb der es noch heute — ich denke z. B. an die ewigen Schätze der Geiſteskultur — ſeine inneren (keineswegs bloß egozentriſchen) Werte hat, die wohl Kultur, das heißt — gerade auch im Hinblick auf die Geiſteserzeugniſſe des Oſtens — wirkliche Pflege der Seele und des Geiſtes um ihrer ſelbſt willen, zur reſtloſen Lebenserfüllung auf dieſem Planeten, bedeuten, nicht aber jedes Ding als Mittel zum Zwecke der Ziviliſation, der bloßen Energieentfaltung nehmen.

So tobt heute ein Kampf um das Buch als Kulturerzeugnis und als Ziviliſationsobjekt (in den ſich ſelbſt der Staat — wie Sie wiſſen — einmiſcht) und es gibt wohl keine techniſche Einrichtung, die den ſcharfen Unterſchied zwiſchen Kultur und Ziviliſation ſo erhellt wie das Buch in ſeiner Stellung gegenüber dem Rundfunk und in der Lage, die es in Schule und Volksbücherei einnimmt. Denn ſobald ſcharf geſehen wird, daß Ziviliſation ſeeliſche Empfängnis ohne innere Befruchtung bedeutet, Kultur hin-

Digitized by Google

gegen Neugeburt und trächtiges Wachstum der Seele und des Geistes, so wird auch deutlich: wie eng die technischen Grenzen des Buches sind und wie sehr es seinen Zweck verfehlt, wenn es sich nicht auf den Dienst an der Kultur beschränkt. So wenig der Rundfunkhörer die Fülle von Anregungen, die er empfängt, in sich verarbeiten kann, wenn er sich nicht beschränkt, so notwendig wird er bei diesem Entschluß zur Selbstbeschauung, zur Vertiefung des Wissens, zur gemütvollen Selbstbereicherung: zum Buche zurückkehren müssen, das ihm bessere Gewähr für das bietet, was er sich selbst erarbeiten kann. Die im technischen Wesen des Buches liegende seelische und geistige Anspannung, die auch beim vergnüglichen Lesen niemals wie beim Rundfunk und Kino schwindet, erschweren den meisten Menschen heute die wirtschaftlichen und soziologischen Verhältnisse und die Berufsaskese, die das Leben erfordert. Das ändert aber die Sachlage nicht. Bislang blieb die Lage des Buches in der heutigen Zeit paradox, weil die Menschen noch nicht die Grenzen jeder Erfindung, es sei Buchdruck, Film, Radio, es seien alte oder neue, in ihrer Verwendungsmöglichkeit überall klar sehen; vor allem: sich nicht bemühen, diese Grenzen innezuhalten, um dem menschlichen Seelenleben eine harmonische Gestalt auch in unserer stark zerrissenen Zeit zu geben, indem sie eines neben dem anderen gelten lassen und jedes zu seiner Zeit und an seinem Orte anwenden. Das Buch sollte in ungeheuerlichem Maße im Dienste der Zivilisation Verwendung finden, während es dafür weit bessere Werkzeuge wie Zeitung, Kino, Rundfunk gibt.

Um es kurz zu sagen: die heutigen (durch Technik, Wirtschaft, Politik) bedingten Lebensverhältnisse zwingen zunächst den Einzelnen zur einseitigen Lebensbetätigung, wobei sich immer stärker herausstellt, um es deutlich zu sagen: daß der eine sich vorwiegend handelnd, der andere redend, ein dritter vorwiegend hörend, ein vierter mit Vorliebe lesend verhält. In den seltensten Fällen ist es so, daß wer gern Vorträge besucht auch gern Bücher liest, wer Sport treibt gern Romane liest, daß die Menschen, die den dynamischen Kräften der Zeit in Arbeitstempo und Arbeitslast für andere entsprechen, innerhalb der Buchkultur stehen. Menschen wie Walther Rathenau, die große Wirtschafts- und Technikunternehmungen leiten und dabei Bücher von Leopold Ziegler lesen, sind eben selten; Gelehrte, die zugleich echte Politiker sind, wie Max Weber, sind eben Ausnahmen. Wie sich auch unverkennbar die Leserschaft der heutigen Volksbüchereien, es sei auf dem Lande, in der Kleinstadt, Großstadt oder Weltstadt, aus solchen Menschen zusammensetzt, die — um es ganz einfach zu sagen — „Zeit haben", deren wirtschaftliche, berufliche, soziologische Stellung dies zuläßt, die noch einen gewissen beschaulichen Sinn in sich tragen und nähren; sie bilden die breite Mittelschicht der zukünftigen Kulturträger, sofern sie nur innerlich wandlungs- und anpassungsfähig sind und die Zeit in tiefem Sinne miterleben.

Digitized by Google

Und so scheidet sich auch der Bücherleser von dem Radiohörer. Das ist, wie ich ausdrücklich bemerken möchte, jedenfalls der augenblickliche Stand der Entwicklung in dieser Frage, über den es aufschlußreiche Beobachtungen an Hand der Benutzungsziffern der Volksbüchereien in dem letzten Jahrzehnt gibt.

Eine noch so grobe Gesamtstatistik über die Benutzung der Volksbüchereien ganz Deutschlands in den letzten drei bis vier Jahrzehnten, die leider nur mit Hilfe eines solchen Jahrbuches, wie es erst seit 1926 erscheint, sich genau würde liefern lassen, würde vor dem Kriege eine ständig und regelmäßig ansteigende Kurve zeigen, die mit dem Kriege und vor allem in der Nachkriegszeit durch eine mächtig und dauernd ausschlagende Wellenlinie abgelöst wird. Diese Wellenlinie erreichte sogar einmal, in dem Höhepunkte der Inflationszeit, als dem Publikum der Film versagt blieb (es war ja die erste Krisenzeit des Films, in der viele Kinos eingingen!) und wo das Radio noch nicht in die Öffentlichkeit gedrungen war: eine Steigerung, die selbst die Benutzung der Vorkriegszeit übertraf. Es war ein gänzlich unnatürlicher Zustand, auf den sehr bald eine Reaktion bis zu einem Rückgang von stellenweise 40 Prozent gegenüber der Vorkriegszeit folgte, von dem nur die Benutzung der Jugendbüchereien und der Lesesäle ausgeschlossen blieb, welche selbst in dieser Zeit eine nie erlebte Steigerung erfuhr. Inzwischen zeigten sich wieder leichte Steigerungen in der Benutzung der Erwachsenen-Büchereien, und der jetzige Winter verspricht nicht schlecht zu werden; es zeigt sich eine starke Zunahme. Ähnlich wird in Zukunft die Zahl der Rundfunkteilnehmer erheblichen Schwankungen ausgesetzt sein, wie die Abnahme der Rundfunkteilnehmer im Monat Oktober um 11000 zeigt.

Die Ursachen für die zwölfjährigen ganz abnormen Schwankungen der Benutzungsziffern in den Volksbibliotheken können überaus mannigfaltiger Art sein. Um mich da kurz zu fassen: Es muß dabei unterschieden werden zwischen den Ursachen, die in besonderen örtlichen Verhältnissen liegen (Zustand und Charakter der Bücherei, Bevölkerungszusammensetzung, Gebührenpolitik, Werk- oder Volksbücherei), und den Ursachen, die allgemein anzunehmen sind. Im letzten Falle wäre es verkehrt, die Ursachen allein in den abnormen wirtschaftlichen und politischen Zuständen eines technischen Zeitalters zu suchen, ohne zugleich die Veränderungen zu berücksichtigen, die gleichzeitig damit in der Seele der Menschen vor sich gehen: eine Veränderung in der Leserpsyche, die allein schon eine Neuorientierung gegenüber dem Buche bedeutet, deren sich selbst der Buchhandel aus wirtschaftlichen Rücksichten, aber auch mit Kulturverantwortungsbewußtsein mit und ohne Erfolg anpaßt, indem er dem Buch als „das gute Buch", als „Lebensbuch" nicht „Lesebuch" (mit diesem Worte hat es Diederichs getan) eine innerlichere und intensivere Richtung zuweist. Als allgemeine Ursache kann man auch nicht die verkehrte Bildungs-

Digitized by Google

politik der Büchereien für den zeitweisen Rückgang des Lesebedürfnisses (insofern er nicht ein erfreuliches Zeichen für die Möglichkeit intensiveren inneren Aufbaues darstellt!) annehmen, wenn man unter Bildungspolitik ein weites Entgegenkommen gegenüber dem Geschmack und den Bedürfnissen des Publikums versteht, das die eigentliche Aufgabe der Volksbücherei ganz aus dem Auge verliert: denn häufig haben gerade Volksbüchereien mit einem Bücherbestand, der der Psyche der Rundfunkhörer und Filmbesucher entsprach, den Rückgang stärker erlebt als wirklich gut und vielseitig ausgebaute Volksbüchereien.

Je länger man über die Ursachen der ungewöhnlichen Schwankungen der Benutzungsziffern nachdenkt, um so sicherer gewinnt man den Eindruck: sie liegen in der Tiefe und im Ganzen darin, daß das Buch in den Volksbüchereien zu lange eine ihm unangemessene Rolle spielte und eine Arbeit besorgen mußte, die heute Film und Radio besser ausführen; eine Rolle, die auch deshalb heute ausgespielt ist, weil die Kluft zwischen Kulturbuch und Zivilisationsbuch immer weiter wird, denn niemand wird leugnen, daß auch die Pseudoliteratur in früheren Jahrhunderten (es sei in Schwank oder sentimentalerem Roman) auf anderer Stufe stand als die heutige sogenannte Unterhaltungsliteratur*, ganz zu schweigen von Kitsch und Schund. Während die Unterhaltungsliteratur mit Ausbeutung niederer Instinkte lediglich eine Angelegenheit des Geldverdienens geworden ist, hatte sie in früheren Jahrhunderten anspruchsloserer und stabilerer Wirtschaft das nicht nötig. Dadurch schied sich von dem Zivilisationsbuch um so mehr das Kulturbuch, das seinen Wert in sich besitzt: der Aktionsradius des Buches als Kulturträger wurde damit zugleich kleiner. So verloren zunächst die Volksbüchereien seit der Ausbreitung des Rundfunks den größten Teil derjenigen Leser, die an der Kultur des Buches keinen ernsthaften Anteil mehr nehmen, die das Buch lediglich als Mittel zu dem Zweck benutzen, um die Seele ohne wesentliche Vertiefung von den unglücklichen wirtschaftlichen Verhältnissen zu entspannen. Mit Rundfunk und Film ist das Buch in der Volksbücherei aus der unglücklichen Lage, die es jahrzehntelang darin einnehmen mußte, befreit und kann viel leichter seine Aufgabe als ernst zu nehmendes Bildungs- und Unterhaltungsmittel mit wirklicher Seelen- und Geistesbereicherung erfüllen: eine Befreiung von dem Druck einer gewaltigen Mechanisierung und eine Hinwendung zu intimer Arbeit (wie sie z. B. auch in der Katalogfrage zum Ausdruck kommt, die nicht zufällig gegenwärtig so ernst im Mittelpunkt volksbibliothekarischer Arbeit steht), die den Volksbüchereien das Publikum selbst erleichtert. Denn das darf bei dieser Erklärung nicht vergessen werden: Gleichzeitig mit den Schwankungen der Ausleiheziffern hat sich in auffälliger Weise, wie selbst schlecht ausgebaute Volksbüche-

* Der heutige Roman dient nicht mehr der bloßen Unterhaltung. Siehe weiter unten Seite 751.

Digitized by Google

reien gezeigt haben, der Geschmack des Publikums wie von selbst gebessert und hat der Sinn für ernsthaftes Lesen und wertvolle Bücher zugenommen. In diesem qualitativen Lesebedürfnis des Volksbüchereipublikums liegen ohne Frage Ansätze zur Bildung einer neuen Kulturträgerschicht, die sich aus den intellektuellen Kräften der Arbeiterschicht wie aus den wandlungsfähigen Elementen des Bürgertums zusammensetzt.

Das also scheint mir die gegenwärtige Lage für Buch und Rundfunk zu sein — ich betone „gegenwärtig", weil uns ihre mögliche Veränderung später interessieren wird: 1. In der seelischen Einstellung sondern sich stärker Bücherleser und Rundfunkhörer. Die vereinzelten Fälle, in denen ein Mensch zugleich hört und liest, sollen uns noch beschäftigen. 2. Gleichzeitig wird der Bücherleser ernsthafter, oder 3. sinkt in seinem Geschmack noch tiefer durch die Benutzung der modernen Schundliteratur.

Letztes geschieht aus folgenden Gründen: Das Buch als Zivilisationsobjekt (ich meine damit: in seiner Massenverbreitung) kann nicht mehr konkurrieren mit dem Radio. Es hat eine große Zahl von Menschen an den Rundfunk abgetreten, weil dieser ihnen bequemer bietet, was sie vorher im Buche suchten, als es kein anderes Mittel für die Befriedigung gerade ihrer Art von seelischem Bedürfnis gab.

So ist das Buch als Kulturträger und Zivilisationsobjekt in eine Notlage geraten, die es zwingt, nach zwei Seiten hin Farbe zu bekennen, was ja in jedem Falle heilsam ist: nämlich Farbe zu bekennen, daß es noch hohe Werte als Kulturträger hat, ja als solcher sich für die Zukunft noch unentbehrlicher macht als früher; und auf der anderen Seite Farbe zu bekennen, daß es als Zivilisationsobjekt noch weniger Wert als gegenwärtig zum größten Teil das Radio hat, indem es, um sich wirtschaftlich zu halten, noch weiter unter das Niveau, das der Rundfunk etwa bietet, hinabsinkt und sich neue Wege für Schund und Schmutz sucht.

Diese Notlage des Buches gilt für Wirtschaftler und Kulturverantwortungsbewußte. Die kulturverantwortungsbewußten Verleger werden sich weiter und in stärkerem Maße bemühen, neue Wege für den Absatz des guten Buches zu finden; sie werden ihre Produktion qualitativ noch besser gestalten und werden bei einer neu entstehenden Kulturträgerschicht auf wachsendes Interesse stoßen, je mehr auch die wirtschaftlichen Verhältnisse dieser den Kauf des wertvollen Buches gestatten. Bei diesem Umformungsprozeß werden die Buchgemeinschaften eine große Rolle spielen. Der gewissenlose Verleger hingegen wird mehr und mehr der Schundproduktion verfallen; er wird mehr und mehr unter der Decke arbeiten, je tiefer der Stand der Pseudoliteratur gesunken ist; er wird mit neuen, immer verzwickteren Wegen des Absatzes (die bei Kiosk und Straßen-Eishändlern nicht halt machen) auch in Zukunft Erfolg damit haben, so wenig wir das wünschen und so sehr wir es mit gesetzlichen Mitteln zu unterdrücken suchen werden. Er wird — das ist die Folge jener Notlage, in die das Buch

Digitized by Google

durch das Vorhandensein von Film und Rundfunk gelangt — seine Unverantwortlichkeit und Unsittlichkeit unwillkürlich noch weiter an den Tag stellen müssen; und mancher Verleger wird sich zu überlegen haben, ob er dann nicht lieber dem kulturell wertvollen Buche dient oder überhaupt seinen Beruf aufgibt und was anderes anfängt, was ihm nicht schwer fallen wird. Wie weit und wie lange sich diese tief unter dem Niveau von Film und Radio stehende Schmutz- und Schundliteraturproduktion halten kann, hängt m. E. einmal davon ab, in welchem Grade sie ähnlich öffentlich (d. h. durch moralische und gesetzliche Mittel) kontrolliert werden kann wie Film und Radio, dann aber auch von der Struktur der künftigen Wirtschaft, die wahrscheinlich in erheblich eingeschränkterem Maße erlaubt, um der wirtschaftlichen Existenz Weniger willen: Seelen zu verderben!

Diese Darlegungen (die sich mir aus einer Reihe freilich noch nicht experimentell nachweisbarer Beobachtungen ergeben) bewegen sich — wie ich Sie einzusehen bitte — jenseits von Optimismus und Pessimismus, da sie die allgemeine Lage des Buches in der heutigen Zeit lediglich aus der Tatsache abzulesen suchen, daß durch das Vorhandensein des Rundfunks, in beschränkterem Maße auch des Films, Bresche geschlagen ist durch die bis vor wenigen Jahren noch vollkommen unklaren Verhältnisse in der heutigen Verwendungsmöglichkeit des Buches; unklare Verhältnisse, die dadurch entstanden, daß durch Technisierung, Mechanisierung, Massenbewältigung, durch die allgemeine europäische Expansion, das Buch jahrzehntelang eine Funktion zu übernehmen hatte, die heute wirklich Film und Radio besser besorgen. Und — da von vornherein namentlich der Rundfunk besser der Kritik des öffentlichen Gewissens ausgesetzt ist (schon in den Ankündigungen der Funkprogramme in den Zeitungen und der Manuskriptzensur) — so schoben sie dem Buche als Massenangelegenheit eine weit unter ihnen stehende Rolle zu, die sich in irgendeiner, von niemand belauschten finsteren Ecke abspielt: während sie gleichzeitig ungewollt das Gewissen für den Wert des guten Buches in anderen Kreisen stärkten, namentlich in solchen, die des Rundfunks überdrüssig werden, nachdem er ihnen so viel versprochen hat. Auch dafür kann der im vorigen Monat einsetzende Rückgang als Symptom mit geltend gemacht werden; so gut auch die Aussichten für den Rundfunk auf dem Lande sind, sobald die wirtschaftlichen Verhältnisse weiter besser und der Röhrenapparat billiger geworden ist.

So hat die anscheinend zunächst verderbliche Wirkung des Rundfunks auf die Kultur des Buches doch in einem vorher nicht geahnten Sinne ihre segensreiche Seite.

Es fragt sich nun: ob das Verhältnis zwischen Rundfunk und Buch nicht auch gegenseitige gradlinige Förderungen aufweist?

Jedes Zeitalter schafft sich die technischen Organe, die es zur Bewältigung

Digitized by Google

seiner Aufgaben braucht. Die Technik unserer Zeit wuchs nicht aus bloßer Lust an der Technik (damit der Mensch ihr Sklave oder ihr Herr sei), sondern weil die Menschenvermehrung ihrer Mittel auch zur seelischen Entladung und Harmonisierung dieser Menschenmassen bedurfte.*

Die Produktion des Buches nun läßt sich wohl ins Uferlose steigern, ohne daß hiermit der seelischen Übereinstimmung gedient ist, die das Menschenmassenleben auf der Erde erfordert und die auf bequemere, billigere Weise der Rundfunk herstellt; er ist geradezu in dieser Hinsicht ökonomischer, erfüllt diesen Zweck sicherer als das Buch angesichts allein der Papiermassen, die notwendig wären, um damit Menschenmengen in die gleichmäßige Übereinstimmung zu versetzen, wie es der Rundfunk tut; ganz abgesehen davon, daß die Gefahr vieldeutigen Verstehens beim Lesen viel größer ist als beim Rundfunkhören und das Lesen eine bewußtere Anstrengung erfordert, als das gefühlsmäßige Hinnehmen und Verstehen am Radiohörer ist.

Ebenso klar ist: Als Individuum kann der Kulturmensch das Buch nicht entbehren. Es wird neben dem unmittelbaren Du- und Du-Verkehr in Zukunft als Vertiefungsmittel für Seele und Geist noch mehr geschätzt werden. Denn niemals läßt sich das, was ich mir selbst erarbeitet habe, durch bloße Empfängnis von außen ersetzen, zu der heute der Radiogebrauch zwingt; freilich nicht zwingen muß, wenn der Mensch Herr über die Verhältnisse ist; mit anderen Worten: über dem steht, was er tut.

Das scheint mir der entscheidende Punkt für den künftigen Gebrauch von Buch und Rundfunk zu sein. Man kann den Rundfunk so wenig für die Zivilisation entbehren, wie heute die Stahlfeder an Stelle der Federpose zum Schreiben, für Geschäftsbriefe die Schreibmaschine, für eiligen Verkehr das Auto oder das Flugzeug. Man kann ebensowenig das Buch für die Fälle entbehren, wo es sich um letzte Werte des Menschendaseins handelt: um Bibel, Buddha-Reden, Plato, Dante, Goethe, Dostojewski etwa!

* Ich darf bei dieser Gelegenheit ein Gespräch erwähnen, das ich kürzlich mit einem der ausgezeichnetsten proletarischen Dichter geführt habe, der auch nach seinem Aufstieg ein Proletarier geblieben ist und der wie keiner die Psyche des Arbeiters kennt. Er war kein Freund des Rundfunks, der Technik überhaupt. Er vertrat etwa folgende Meinung: der technische Überschwang unserer Zeit ist ein Erzeugnis Weniger, die daran ihren Glauben, ihre seelische Größe betätigen; aber sie entspringt nicht dem Bedürfnis der Massen. Der Arbeiter will von der Maschine nichts wissen; er will Seele. Der Rundfunk gehört demzufolge zu den fast überflüssigen Erfindungen, die nicht hätten gemacht zu werden brauchen, weil sie nur Halbwissen, Halbbildung schaffen, die schlechter wären als gar keine Bildung, als bloßes, weit befriedigenderes Leben ohne die leise Berührung mit Kulturgütern. Natur sei in jedem Falle besser als Menschenwerk. Als Wirklichkeitskenner glaubt er sich der Vielen nicht annehmen zu müssen, die nicht ernst in Kulturgüter einzudringen die Fähigkeit hätten; es käme nur auf tiefdringende Kultur in den wenigen befähigten Arbeitern an: ihnen müßte energisch an ihrem Aufstieg geholfen werden; und dazu diene das Buch, kein Rundfunk, kein Kino. Die Technikgläubigkeit ist bürgerliche Illusion (à la Walt Whitman, V. Jensen), nicht Sache des Arbeiters

Digitized by Google

Aber man kann jedes zu seiner Zeit gebrauchen. Nicht so wie der Mensch, der Radio hört und gleichzeitig Bücher liest; aber zu verschiedener Zeit, denn wir sind ja äußerst komplizierte Wesen geworden (das gilt auch eingeschränkt für den Arbeiter), die sich vielgestaltig einstellen können und in Zukunft noch mehr müssen, wie unsere Triebe und Wünsche, unbewußt dämonischer und bewußt geläuterter Art, wie unsere Pflichten sehr mannigfaltig sein können und müssen.

Um dabei nur an eins zu erinnern: Sehr gebildete Frauen mit auserlesenem Geschmack lesen mitunter doch rechte Schund- und Schauerromane von Zeitungen mit dem Bewußtsein dessen, was sie im Augenblick tun; all dies beeinflußt sie nicht im mindesten, befreit sie nur von irgendeiner seelischen Stimmung; wie die Vorliebe fürs Detektive im Film sich vielleicht auch nur als Befreiung von urmenschlichen, urtümlichen Vorstellungen und Bildern erklärt.

So kann auch der Universitätsprofessor ruhig Radio hören, denn für nachdenkliche Menschen gibt es eben bei allem etwas zu denken; umgekehrt wird mancher Arbeiter, der mit der Buchkultur bisher nicht in Berührung kam und durch sie auch nicht zu beeinflussen ist, durch den Rundfunk zum mindesten nachdenklicher gestimmt und keineswegs immer zu seinem inneren Schaden.

Nicht die technischen Erfindungen an sich entscheiden letzten Endes über ihren Bildungswert, sondern was der Mensch aus ihnen macht. Auch der Buchdruck und nicht bloß der Rundfunk hat seine Bedenklichkeiten; bei seiner Erfindung wurde ähnlich über seinen Wert gestritten, wie heute beim Rundfunk; die Freunde des Abschreibens gaben ihn für eine ähnliche Veroberflächlichung aus, wie sie die heutigen Gegner des Rundfunks für die Seele der Menschen behaupten.

Die ganze Frage „Buch und Rundfunk" konzentriert sich auf die eine Frage: Wie man Menschen zu Menschen macht, statt zu Sklaven irgendwelcher einseitiger Einstellungen, die sie selber am vollen Menschentum behindern. Es wird sich dann schon von selber herausstellen, wer sich für seine Bestimmung lieber des Buches oder des Rundfunks bedient, oder ob er sich nicht vielmehr zu verschiedenen Zeiten und je nach Stimmung und Bedürfnis beider bedient.

Es gibt z. B. Schriftsteller, denen am Radio die Idee zu einer neuen Arbeit kommt; und es wird sehr viele Menschen gerade der Unterschichten geben, die ein Vortrag durch den Rundfunk veranlaßt, sich gründlicher mit einer Sache zu beschäftigen: ein Buch zu lesen, das Theater zu besuchen, ein Musikstück selbst zu probieren. Man weise nur die Menschen auf solche Möglichkeiten hin; denn die meisten Menschen sind heute zu abgestumpft, um überhaupt an solche Wege zu denken. — Es bedarf oft nur eines nachdrücklichen Hinweises, damit der Einzelne den Weg aus massenpsychologischer Verstrickung findet, ohne den niemals Bildung,

Digitized by Google

d. h. Selbsttätigkeit des Denkens und Empfindens (wir wollen um des Lebens willen nicht einmal zu hoch davon denken), möglich ist. Wenige Menschen sind so strebsam, weiter zu forschen, wenn sie etwas gehört und gesehen haben.

Von diesem Trieb, den Dingen auf den Grund zu gehen, sich über die Welt und die Menschen zu wundern, hängt auch in Fragen Buch und Rundfunk alles ab. Ohne daß dieser in den Menschen gestärkt wird, ist auch m. E. ebensowenig ein vertieftes Lesen wie der gewinnvolle Gebrauch des Radios zu erzielen, mögen sich dessen Darbietungen noch so verbessern. Und der Erfolg dieser Triebbildung hängt letzten Endes zum großen Teil von dem Vertrauen ab, das man zu Menschen haben kann in der Frage: ob sie sich überhaupt noch über etwas wundern können. Ganz bar auch von solcher Neugier wird kein Mensch sein; man lenke nur die Neugier dorthin, wo sie seltener aufgesucht zu werden pflegt; das ist Sache der Arbeit des Einzelnen.

Lassen Sie uns nach diesen grundsätzlichen Erörterungen die einzelnen Buchgattungen mit Rücksicht auf gewisse Rundfunkprogramme betrachten. Nehmen wir die sogenannte „Schöne Literatur" und unter ihr das große Gebiet des Romanes zunächst.

Der Roman hatte zwei Jahrhunderte, vorzüglich aber im letzten halben Jahrhundert, grade an erster Stelle eine Funktion in dem Kultur-, wenn Sie wollen Zivilisations-Leben, auszuüben, die heute Film und Radio besser besorgen.

Seine Lage in der Volksbücherei ist heute diese (ich kann das nur kurz ausführen): Der heute noch in unseren Volksbüchereien unvermeidlich überwiegende Romanbestand, soweit er beste Auslese deutschen Literaturgutes darstellt, entwuchs einer durchaus beruhigten Bildungswelt, die — sie mag an sich noch so wertvoll sein und von Goethes „Wilhelm Meister" über die Werke Storms, Raabes, Kellers bis zu denen Schäfers und Kolbenheyers reichen — der heutigen Leserpsyche zu entwachsen droht.

Darunter fällt z. B. die ganze biedermeiersche und bürgerliche Welt, Romane wie die der Böhlau und Ebner-Eschenbach, um einige der besten Namen zu nennen, die zeitgeschichtlich zu stark bedingt sind, mögen sie zehnmal zeitgeschichtlich charakteristisch sein. Was uns fehlt sind Romane, die dem Lebensgefühl und dem Weltbild unserer Zeit entsprechen. Hat uns auch hier der Krieg die für uns stets segensreiche kulturelle Empfängnis vom Ausland abgeschnitten? Tatsache ist auch, daß sich ein moderner deutscher Romanschriftsteller von hohem Werte des Zeiterlebens zu leicht in Eigenbrödelei oder Schwere der Diktion oder wie man sonst die Selbstverhüllung des deutschen Wesens nennen mag, verliert, jedenfalls jene Eleganz, Glätte und Leichtigkeit der Darstellung vermissen läßt, die dem breiteren Lesepublikum namentlich die französischen, schwedischen,

Digitized by Google

russischen, auch dänischen, holländischen und englischen Verfasser so nahe bringt. Wie man auch über diese teilweise Verarmung unseres schöngeistigen Schrifttums denken mag: eine Geringschätzung gegenüber dem überzeitlichen, wahrhaft wertvollen schöngeistigen Schrifttum der Vergangenheit ist damit nicht ausgesprochen; eher das Gegenteil wäre zu sagen: wir sind so arm an wirklich wertvollen modernen Romanen, daß es uns schwer fallen wird, ihnen etwas Gleichartiges an die Seite zu stellen. So langsam sich ein Schrifttum mit neuem Gehalt durchsetzt, so sicher scheint mir die Wertschätzung für die häufig genug verborgenen ewigen Werte menschlichen Daseins in der Dichtung aller Völker und Zeiten in der Zunahme begriffen zu sein, auch dann, wenn man nächstliegende Renaissancen, wie sie Hölderlin, Jean Paul, E. T. A. Hoffmann erlebten, nicht allzu ernst nimmt.

Bei diesem Stande unserer schönen Literatur, die sich entweder zu eigenbrödlerisch nach oben hin entwickelt oder auf das Niveau schlimmster Pseudoliteratur herabsinkt, jedenfalls den m. W. früher weit ausgebreiteten Durchschnitt mit Tiefe, Wärme und Leichtigkeit vermissen läßt:

Kommt nun der Rundfunk mit seiner schier unerschöpflichen Fülle von Darbietungen allein auf dem Gebiete der schönen Literatur, von der Sie sich ein Bild machen können, wenn Sie einmal die Rundfunkprogramme des Jahres stofflich zusammenstellen: Da sind nicht bloß die von lebenden Dichtern ersten Ranges abgehaltenen Vorlesestunden. Da wird auch das Leben und Schaffen aller Dichter der Vergangenheit interpretiert; und aus der Dichtung aller Zeiten finden oft von Meistern des Wortes Lesestunden statt, und das alles in einem Jahre in so verwirrender Fülle, daß man sich fragen muß: ob der Vorrat an schöner Literatur von Jahrtausenden nicht in ein bis zwei Jahrzehnten erschöpft ist, falls er nicht wiederholt wird.

Ohne Frage: es wird unendlich viel Unbekanntes weiten Kreisen dadurch flüchtig bekannt gemacht, längst vergessenes Literaturgut erscheint in neuem Lichte, der unkultivierteste Laubenhüttler kann den Eindruck lebender Dichter erfahren, diese werden gezwungen, auf die Stimmen einfacher Menschen zu hören: Das bleibt nicht ohne Einfluß auf die Art ihrer Produktion. Der Kaffeehausliterat der Vorkriegszeit wurde heute schon zum Unding! Kurzum: alte wertvolle Literatur würde geschätzt werden können, neue wäre ausgezeichneter Kritik ausgesetzt, die sich vielleicht noch einmal mittels Bildübertragung durch den Eindruck des Antlitzes und der Geste verschärfen könnte.

All dies träfe ein, wenn die Zivilisation doch nicht einen Fluch für die Menschen mit sich brächte, der sie ohne eigenen Entschluß statt in das eigene Innere immer weiter nach außen führt, so daß sehr wohl ohne Selbstbeschränkung die Hingabe an die Fülle weitere Veroberflächlichung hervorruft.

Digitized by Google

Wie schön, wenn der Rundfunkhörer einen ihm zusagenden Dichter entdeckt und nun in die Volksbücherei geht oder zum Buchhändler und sich dort das Buch entleiht oder schließlich kauft und dies alles zu seinem unverlierbaren und auf andere Menschen weiterwirkenden Besitz wird.

Fassen wir nur diesen einen Gedanken: wir erkennen, was zu tun ist, um dem Buche seine alte kulturelle Bedeutung und dem Rundfunk seine kulturelle Bestimmung in dieser Hinsicht zu geben.

Dies Ziel kann nur erreicht werden, wenn jeder Einsichtige an seinem Platze und bei jeder Gelegenheit Uneinsichtige immer wieder darauf hinweist: welche Möglichkeiten für ihn selbst in dem Gebrauch des Rundfunks liegen, wenn er sich deren nur ernsthaft bedient. Daß er dabei häufig nicht Erfolg hat, weil die Neigungen zu Rundfunkgebrauch oder Bücherlesen von Natur aus zu verschieden sind, darf ihn nicht von weiterem Bemühen abschrecken, denn auf die wenigen, denen er in diesem Punkte etwas sein kann, kommt es bei der Bildung einer neuen Kulturträgerschicht an.

Und wie sehr gerade darin der moderne Roman Kulturführer ist, ersehen Sie aus der Neubildung, die er schon durch Dostojewski, bei uns in Wahrheit jedoch erst seit einem Jahrzehnt (trotz mancherlei Verarmungs- und Ermüdungserscheinungen) erfährt und die seine eigene Existenzberechtigung glänzend bewährt.

Der heutige Roman ist nicht mehr bloß unterhaltend; er scheidet sich darin von mancherlei literarischen Mitteilungen des Rundfunks, die lediglich zivilisatorische Bedeutung haben. Ja, er ist auch nicht mehr nur Kunstwerk (namentlich im Sinne der alten klassischen Vorstellung), wie das Schaffen namentlich ausländischer Dichter, wie Romain Rolland, Galsworthy, Andersen-Nexö und vieler anderer zeigt, aber auch dasjenige deutscher Dichter vom Schlage der Alfons Paquet, Hermann Stehr, Arnold Ulitz, Otto Wirz, Albert Steffens, Willy Seidel, Meyer-Eckhardt, Molo u. a. In Männern wie Friedrich Blunck, Ludwig Thoma, Lena Christ, Josef Winckler, Axel Lübbe, Frank Thieß u. a. aufersteht der neue deutsche Heimatroman, aus der Enge des Stammestums charaktervoll zu neuer umfassender Menschlichkeit strebend; die neue Reiseerzählung erweitert in eigener Form das Raumbild unserer Tage in Dauthendey, Arthur Heye, in Alfons Paquet, Hans Grimm, Willy Seidel; der neue phantastische Roman eines Alfred Döblin übertrifft an Phantastik einen Jules Verne und Laßwitz. Die Kritik der bürgerlichen Lebensform bei so verschiedenartigen Dichtern wie Rudolf Huch, Heinrich und Thomas Mann, Otto Stoessl (als Österreicher) ging dieser Neugeburt des Romans voran.

Der Roman der Gegenwart bedeutet wahrhaftiges Zeiterleben selbst, ernstes Ringen nach einem neuen Menschentum und neuen Lebensformen, in oft einseitiger Art, aber nicht ohne Streben nach Echtheit:

Digitized by Google

bedeutet selbst Stimmung zur Umkehr des Menschen aus der Ichsucht, in welche Krieg und Revolution, Chaos und Verzweiflung die Menschen tief haben sinken lassen. Dieser Roman bedeutet selbst Tatwille zu ernstem, edlen, uneigennützigen Schaffen und hat seine Werte in sich zur Ehre des Buches, das sich darin durch all die Anregungen des Rundfunks nicht ersetzen läßt.

Ein Wort noch über die lyrische und dramatische Literatur, die Jahrhunderte an erster Stelle in der poetischen Kultur stand, dann durch den Roman des 17. Jahrhunderts verdrängt wurde, nur vorübergehend in Klassik und Romantik auflebte: heute in den Volksbüchereien darniederliegt und nur einem kleinen literarisch gebildeten Publikum dient, das sich über literarische Strömungen orientieren will, mehr aus snobistischer Gesinnung als aus einem Leben, das mit beiden Füßen auf der Erde steht und mit den Händen den Himmel berühren möchte.

Gedichte werden wenig gelesen, von wenigen wirklich ernst genommen. Wer hat in dieser unpersönlichen Zeit ein Interesse an den subjektiven Empfindungen, die es oft ausspricht: an Gedichten, die nur gelesen, nicht gesprochen werden. Wer nimmt die Einfühlung ins All noch ernst in einer einseitig mikrokosmisch ausreifenden Welt? Ist das makrokosmische Erleben in Gedichtform überhaupt noch möglich neben eines Surén „Kraft, Schönheit, Sonne, Licht, Luft"? Muß man sie nicht oft nur für Selbsttäuschung, Selbsteinbildung egozentrischen Genusses halten?

Die Notwendigkeit der modernen Lyrik als Übergang, als gebärendes Chaos soll dabei nicht verkannt werden: sie hat uns von Leier- und Reim-Versen befreit, den Willen nach Echtheit und Wahrheit (z. T. im Expressionismus) erzeugt, ohne bisher eine neue Form gefunden zu haben, ihre Dinge weiten Kreisen glaubhaft aussprechen zu können. Die alte Form hat sie z. B. in der Schule (einschließlich Kindergarten) noch nicht zerstört, das Kleben am gedruckten Wort noch nicht beseitigt, ihre bildhafte Deutlichkeit noch nicht wiedergefunden, um das Rätsel des Lebens greifbar zu lösen; sie sucht noch zu sehr hinter Worten das Geheimnis („Verkappte Religion"*) und beeinflußt nur im Schlagwort des Gassenhauers ohne Sinn und Verstand (in anderem Falle ein Vorzug!) breite Massen. Sie hat überhaupt, verglichen mit ihrer Bedeutung in urgeschichtlicher Zeit, ihren Aktionsradius mit zunehmender Intellektualisierung der Menschheit einschränken müssen, so daß bei einem weiteren Entwicklungs-Stadium der Menschheit, möglichst natursichtiger, mythischer Art erst an eine neue Zeit für sie zu denken wäre, die nicht gerade buchfreundlich zu sein braucht.

Wir erleben auch eine Theaterkrise großen Ausmaßes: Das Theater findet sein Publikum, aber das Drama hier kann nicht mehr mit dem Drama im Film und Rundfunk konkurrieren. Diese Niveau-Verschie-

* Siehe darüber das Buch von Carl Christian Bry. 1924. Leop. Klotz-Verlag.

Digitized by Google

bungen erklären die Subvention von Theatern aus öffentlichen Mitteln, den vielfach schwachen Besuch der Freilichtbühnen (die einst neue Wege zur Theaterkunst, nämlich die Auflösung des barocken Theaterraums bedeuteten), die Übertragung der Kinomimik auf die Theatermimik durch den Übergang der Schauspieler zum Film, die energische innere und äußere Anpassung des Theaters an die Großstadtpsyche und Großstadtumwelt (die Hexenküche ein Bordell, Faust ein Mann mit Frack und weißer Weste, Gretchen ein Warenhausmädchen!). Und dennoch bleibt die Wirkung des Dramas beim Theater so aus, wie beim Lesen des Dramas trotz aller Regiebemerkungen in den modernen Dramen Georg Kaisers, Sternheims und wie sie sonst heißen mögen.

Beim Rundfunk aber kommt das in der Lyrik und Dramatik so lang entbehrte gesprochene Wort und zwar rein — bislang noch ohne Geste, ohne Mimik, ohne Äußerlichkeit des Kostüms — und in einer der Zeit entsprechenden Dynamik und Ausbreitung zur Geltung, die weder durch Vorleseabende noch durch den kleinen Ring des Theaterpublikums an Breitenmaß ersetzt werden kann. Liegen hier Entwicklungsmöglichkeiten der Lyrik und Dramatik, besonders des grundlegenden Dialoges vor, bei denen das Buch Assistenzdienste wird leisten können, indem Gedichte aus solchem Anlaß nachgelesen oder hervorgeholt werden, die bis dahin gänzlich vergessen waren? Das ist keine bloße Vermutung: wir erleben eine, wenn auch noch schüchterne Wiederholung der dramatischen und lyrischen Literatur in der Volksbücherei durch den Rundfunk!

Diese nützliche und unabsichtliche Verbindung zwischen Buch und Rundfunk, diese Wiederbelebung des gesprochenen Wortes in Lyrik und Dramatik darf aber deshalb nicht überschätzt werden, weil sie wiederum zu sehr vom Entschluß des Menschen abhängt und die ganz persönliche Wirkung, die ein Mensch auch ohne Zuhilfenahme eines noch so vollkommen gestalteten Instrumentes auf uns ausübt, durch nichts zu ersetzen ist.

Wenn ich mich mit meinem unvollkommenen Spiel ans Klavier setze und mir im rechten Augenblick der Stimmung, in dem Wahl des Stückes und Anteil der Seele zusammentreffen, etwas zurechtklimpere, so läßt sich ein solches Lebensgefühl nicht durch einen Konzertbesuch mit noch so auserlesenen Künstlern und Virtuosen ersetzen. So viel leichter der Rundfunk einen solchen Besuch ermöglicht: fehlt leider auch bei ihm „das geistige Band", die Seele, die selbst erzeugt und schafft, die Stimmung zur Originalität der physischen Vorgänge und Gedanken, die mit menschlichen Mitteln nicht erzeugt werden kann.

Ich verzichte hier, die ganze Umschichtung des Weltbildes vorzuführen, die der Rundfunk schon allein durch die Differenziertheit des Dargebotenen auch auf belehrendem und wissenschaftlichem Gebiete hervorruft: eine Umschichtung, die tief in das Leben des Buches eingreift. In dem Maße

Digitized by Google

nämlich, wie sich ihm neue Gebiete durch die Anregungen des Rundfunks erschließen, wird es in Zukunft unentbehrlicher zur Vertiefung geistigen Lebens, mag es zehnmal in dem Anreiz und der Eindringlichkeit und Macht der Darstellung den dynamischen Kräften der Zeit nachhinken.

Der Rundfunk ist ein ausgezeichnetes Mittel zur Allgemeinbildung, wenn man darunter versteht, daß hierbei die Menschen vieles oberflächlich kennen lernen, von dem sie bisher keine Ahnung hatten, Bescheidenheit in ihrem Interessengebiete lernen (was keine Beschränkung der Daseinsfreude und des energievollen Ansporns heißen soll!) und jener Aktivität ein Gegengewicht schaffen, die so häufig unheilvoll in unserem politischen Leben gewirkt hat, wenn es sich um die Frage des letzten Menschentums handelt. Wir müssen eben in der heutigen Welt, um überhaupt in ihr leben zu können, viele Dinge wenn auch nur oberflächlich kennen, ohne es gern zu wollen. Sonst müßten wir auch die Zeitung ablehnen. Das gilt auch für die breite Menge und unbeschadet des Grundsatzes „Lieber wenig, aber gut", der auch nicht der Kulturträgerschicht allein vorbehalten bleibt, unbeschadet auch der künftig strengeren bildungspfleglichen Auswertung des Rundfunks*.

Das Verhältnis des Politikers zu Buch und Rundfunk ist ein aktives, das heißt: er möchte sich lieber selber des Rundfunks — wie auch, aber nicht in dem ausgedehnten Maße, des Buches in Form der politischen Tagesbroschüre! — bedienen, als den Rundfunk und seine geistigen Anregungen genießen.

Es besteht beim Rundfunk vielleicht noch indirekter als bei der Presse die Gefahr, daß sich politische Kräfte jener technischen Machtmittel über die Menschen bedienen, vor der sich in oft anerkennenswerter Weise der Rundfunk bisher zu bewahren gewußt hat.

Sein Wert liegt heute auf politischem Gebiete nicht bei der Führerschicht, sondern wie beim Buche (das ja vom aktiven Politiker auch weniger bevorzugt wird als die Zeitung) bei der Geführtenschicht, wenn man hierbei an geopolitische Aspekte, an die Vermittlung geographisch-politischer Kenntnis von der Erde und ihren Völkern denkt, an sachlich-politische Aufklärung überhaupt: über den Inhalt des Dawes-Abkommen, die Völkerbundsfrage, wirtschaftlich-politische Zusammenarbeit Deutschlands mit Frankreich und Rußland, über innerpolitische Maßnahmen und dergleichen.

In diesem Punkte stellen sich zum ersten Male scharf die verschiedenen Funktionen von Rundfunk, Zeitung, Buch heraus, die nicht gegenseitig zu ersetzen sind. Die Zeitung nimmt u. a. zur Tagespolitik am ausführlichsten Stellung; der Rundfunk berichtet politisch am schnellsten, oft un-

* Die ausgesprochene Differenzierung des Rundfunks, der Rundfunkstationen für zivilisatorische und kulturelle Zwecke, für Unterhaltung und Bildung scheint bevorzustehen.

Digitized by Google

mittelbar; das Buch vermittelt am besten die Dauerwerte und Dauergesichtspunkte, die im politischen Leben oft die entscheidenden sind: wenn Sie nur an Zahlen und graphische Darstellungen dabei denken, ganz abgesehen von der Kenntnis der Vergangenheit, ohne die auch die Politik nicht leben kann, so sehr es ihr auf Schaffung neuer Werte und neuer Konstellationen ankommt.

Dasselbe gilt für Wirtschaft und Handel, soweit es für sie Grundgesetze gibt: Dauerbewegungen, die sich nirgends besser als durch das Buch nachhaltig vermitteln lassen.

Das sieht man auch daran, daß Erd- und Völkerkunde, sowie die Geschichte nicht die eigentliche Domäne des Rundfunks sind. Es ist eine schwere, nur bedingt zu lösende Frage, geschichtliche und völkerkundliche Themen dem Radiohörer anziehend zu machen; wie jeder weiß, der einmal ausgezeichnete Forscher von fremden Ländern im Rundfunk hat erzählen hören. Sie können nur ein kleines Erlebnis anschaulich schildern, einen dürftigen Ausschnitt des Gesehenen geben, aber das ganze Wandelbild der Forschungsreise kann nur das Buch mit Hilfe seiner Abbildungen geben; darin selbst den Film übertreffend. So kommt es, daß der Rundfunk geschichtliche Themen fast nur in Form der Lokalgeschichte, Heimatgeschichte, behandelt, wie meine Auszüge aller Rundfunkprogramme des letzten Jahres zeigen.

Und damit stimmt die Tatsache überein, daß der auch heute noch am meisten in der Volksbücherei gelesene Bücherzweig von der sogenannten belehrenden Abteilung: die erdkundliche, völkerkundliche, geschichtliche, kulturkundliche Literatur ist, abgesehen von den Lebensbeschreibungen und den übrigen sogenannten geisteswissenschaftlichen Gebieten, nachdem der Rückgang der Benutzung der populär-naturwissenschaftlichen Literatur als auffälligste Wandlung der Leserpsyche innerhalb des letzten Jahrzehnts beobachtet worden ist. Sieht man von der Tatsache ab, daß neuerdings gewisse Zweige der Naturkunde auch buchhändlerisch sich stark wieder beleben; das gilt namentlich für die Pflanzenkunde und Tierkunde, wohl nicht ohne Zusammenhang mit dem schlechten Gewissen des zivilisierten Menschen gegenüber der Pflanzen- und Tierwelt, wie z. B. die Mode des Kakteenzüchtens und der Hundeliebhaberei gerade durch den Großstadtmenschen zeigt.

Im Ganzen läßt sich feststellen: wo Dauerwerte in Frage stehen, wird das Buch bevorzugt und läßt sich darin auch nicht in einem Zeitalter restlos zurückdrängen, dem es auf Schaffung von Tageswerten ankommt.

Die Bücher von Leo Frobenius z. B. lassen sich schlechterdings nicht „verradiosieren". In der Beschreibung ferner Länder mit Wort und Bild ist bis heute das Buch unersetzlich. In diesem Zweige blüht auch der Buchhandel und kann enorme Preise fordern.

Man sieht: hier ist noch eine Lücke in der Technik, die selbst der Film nur

Digitized by Google

künstlich und notdürftig ausfüllt, so sehr er gegenüber dem Rundfunk den Vorzug restloser Anschaulichkeit hat. Ob die Funkbildübertragung diese Lücke einmal ausfüllen wird oder ob das Flugzeug sie restlos ausfüllen kann, da es die Fortbewegung vom Orte bedingt, möchte ich dahingestellt sein lassen.

Jedenfalls bleibt die Schrift, das Buch, die angemessene und getreuste Mitteilungsform auch für die Vergangenheit, vorausgesetzt, daß es nicht einmal ein Filmarchiv gibt, das historische Momente im Leben der Gegenwart für die Zukunft unmittelbar anschaulich so festhält wie das Sprecher-Archiv; aber dem echten jeweils dem Leben der Gegenwart entnommenen historischen Film sind qualitativ wie quantitativ wohl technische Grenzen gesetzt um so mehr, je kühner der technische Gedanke des Films war.

Auch dann behält das Buch seine eigene Domäne für alle rein geistigen Gebiete von Dauer- und Ewigkeitswert.

Gebiete, auf denen die letzten Innenkräfte des Menschen, die Rätsel seines Ich, die Wunder seiner Beschaulichkeit und der Einkehr in Frage stehen, worin der Osten den Westen oft übertrifft. (Erklärt sich so Japans ungeheure Bücherproduktion, die alle Länder der Erde bei weitem übertrifft, und die vielleicht China noch einmal überbieten wird?) Bei uns ist diese Domäne des Buches, wie bereits ausgeführt, der moderne Roman als Seelendeuter und Seelenwegweiser, das biographische Gebiet, Weltweisheit und Religion, Kunstbetrachtung und letzte Erziehungsfragen: alle diese Interessensphären liegen der Psyche des Lesers — wie jeder sofort fühlt — besser als der Psyche des Radiohörers. Auf diesem Gebiete bemerke ich auch keine rechte Einwirkung des Rundfunks auf die Bücherbenutzung. Platon — und auch aus seinen Werken wird, wie ich feststellen kann, im Radio vorgelesen! — will man nicht oberflächliche Kenntnis davon erhalten, muß eben gelesen werden, denn im Lesen, im rätselhaften Entziffern von Buchstaben liegt — wie auch die krankhafte Mode des Rätselratens zeigt — ein eigener geheimer Reiz der Versenkung, der Innenwendung, den jede Verlautbarung zerstört.

Und so ist es auch mit den anderen letzten Geisteskräften des Menschen, die ihm auch die Naturbeherrschung erst ermöglicht haben: mit der Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit der Natur des ewigen Geschehens im Weltenraum, der Erkenntnis der Weltordnung, die ein glänzendes Zeugnis von der Souveränität seines Geistes sind.

In Unmittelbarkeit gibt der Film die Körper der Natur wieder; der Rundfunk versagt mit Ausnahme von Menschenlaut und Musik da völlig. Der Film gibt aber die Natur nur in ihrer Bewegung eigentümlich wieder. Soweit aber Natur Gesetzmäßigkeit heißt, Mathematik, Physik, soweit sie Morphologie, Entelechie, Formgestaltung der Seele bedeutet, soweit sie von Menschen eingefangene und durchdachte Natur ist: versagt der Film gänzlich, das Radio sicher teilweise und setzt selbst auf

Digitized by Google

dieſem Gebiete der Naturbetrachtung und des Naturwiſſens die Bedeutung des Buches auch heute noch und in Zukunft ein.

Und alle Schwankungen, die das Buch im Laufe ſeiner Zeit an dieſem Orte erfährt, ſind nur davon abhängig, wieweit der Menſch, der in jedem Zeitpunkte der Geſchichte ein anderer iſt, während er im einzelnen doch derſelbe bleibt, ſich von dieſen Denkformen entfernt oder ſich ihnen nähert: ob er ſie — in der Freude und dem Glauben weniger Erfinder — zur Beherrſchung der Natur verwendet, nachdem er ihr das Geſetz entlauſcht hat, oder ob er ſich nicht vielmehr in Staunen und Wunder ihrem Leben allgemein hingibt.

Das iſt die banale, ſchlichte Wahrheit:

Auch nach dem gegenwärtigen Stande haben Buch und Rundfunk gute Seiten: mag zehnmal das Buch ſich in ſeiner ungeheuerlichen Kriſis durch die Neuheit des Rundfunks in vielen Exiſtenzzweigen bedroht ſehen; wenn nur dieſe guten Seiten beider aufgeſucht werden, wenn die Menſchen zur Einſicht zu bringen ſind: wann und wofür ſie ſich derſelben bedienen ſollen und können!

Buch und Rundfunk werden ſich auf den Gebieten am wenigſten begegnen — und das ſei unvergeſſen aller früheren Ausführungen über Schundliteratur geſagt —, wo es ſich um Ewigkeitsfragen und Tagesfragen in ſcharfer Sonderung handelt. So mögen ſich die Menſchen ſcheiden in Bücherleſer und Radiohörer.

Wie aber das Leben ſelten nur eins zu ſein pflegt, wie ſich Rückwärts und Vorwärts in unſerem Leben meiſt durchkreuzen oder rhythmiſch abwechſeln wie das Pulſieren unſeres Herzens: nach einem tiefſinnigen Worte Hölderlins: „Verſöhnung iſt mitten im Kampfe, und alles Getrennte findet ſich wieder — es kehren und ſcheiden im Herzen die Adern und inniges, ewiges, glühendes Leben iſt alles“: So wird es auch in dieſen Fragen einen Kompromiß geben, in welchem Tagesrichtung und Ewigkeitsſehnſucht ſich berühren: es ſind die ſeltenen Höhepunkte im Leben des Menſchen und der Menſchheit gerade auch in kultureller Hinſicht!

Möge Buch und Rundfunk (nicht bloß — wie heute ſchon — in einzelnen Fällen, ſondern in ſtändig ſeiner Handlungen bewußter werdenden Menſchen) in ſolchen Grenzfällen zu einer Zuſammenarbeit* gedeihen, die ebenſoſehr das Buch wie den Rundfunk der ihnen eigenen techniſchen Sphären entreißt: zum Nutzen des vollen Menſchentums.

* Einige Wochen nach meinem Vortrag werde ich auf eine Notiz der in Bielefeld erſcheinenden Weſtfäliſchen Zeitung vom 13. Oktober 1926 aufmerkſam gemacht, die eine ausgezeichnete Beſtätigung der in dieſem Vortrag geäußerten Erfahrungen und Anſichten iſt, inſofern ſie völlig unabhängig davon und in einem anderen Lande gewonnen ſind. Es heißt da: „Auf der Jahresverſammlung der britiſchen Bibliothekenvereinigung, die in Oxford ſtattfand, wurde feſtgeſtellt, daß nach eingehenden Unterſuchungen die Ausbreitung des Rundfunks die Benutzung der Bibliotheken, wider Erwarten, ſehr günſtig beeinflußt habe. Man konnte z. B. feſt-

Digitized by Google

Hans Hartmann
Der französische Pazifismus

I

Die deutsche Öffentlichkeit ist dem französischen Pazifismus gegenüber ratlos. Die offizielle Politik der Franzosen behauptet zwar friedensfreundlich zu sein, aber das behaupten alle Regierungen der Welt aus taktischen Gründen, und die Taten sehen dann oft sehr anders aus. Aber dann hört man sagen von einer Unzahl von französischen pazifistischen Vereinigungen, ja sogar während des Ruhrkonfliktes ging das Gerücht, daß es deren mehr gebe als in Deutschland. Und wer glücklicher Besitzer einer für die amerikanischen Quäker hergestellten vertraulichen Liste von 27 Organisationen ist, die als wesentliches Ziel oder als eines ihrer Ziele den Pazifismus haben, der ist erstaunt über das Ringen um Frieden, das sich drüben, oft im verborgenen, abspielt.

Wir versuchen, einiges Licht in diesen Wirrwarr zu bringen. Zunächst handelt es sich darum, einige allgemeine Gesichtspunkte nicht zu übersehen.

Der Franzose versteht unter Pazifismus etwas wesentlich anderes als der Deutsche. Für den letzteren ist es fast immer ein negativer Begriff, etwas Antithetisches, ein Angriff auf seine Vergangenheit, auf Wahrhaftigkeit, Volksheer, Mannestugend, Nationalgeltung. Darum geht es für ihn durch einen Bruch hindurch, wenn er Pazifist „wird", ängstlich vermeidet er, Dinge zu sagen, die auch nur einer als „unnational" ansehen könnte, die Einordnung in die Einheit des Abendlandes, wie er sie in mystisch-übergeschichtlicher Weise noch im Mittelalter hatte, ist ihm wesensfremd geworden. Für den Franzosen liegt aber der Pazifismus in einer folgerichtigen Entwicklungslinie, die von der geschichtlichen Einheit des französischen Staates über die humanitären Ideen der französischen Aufklärung und Revolution, über Comtes Religion des „Menschen" in die Völkerbundsidee führt. Und diese Idee hat im französischen Denken einen ebenso starken Brennpunkt wie im angelsächsischen, obwohl es für den Außenstehenden scheinen mag, als ob Frankreich den Völkerbund nur als Garantie seiner gegenwärtigen Machtposition brauchen wolle. Das ist bei England mindestens ebensosehr der Fall. Es zeigt sich, daß sich egoistische Interessen und Verwirklichung der idealen Ideen stets in seltsamer Weise

stellen, daß nach einer Vortragsserie des Physikers Oliver Lodge eine lebhafte Nachfrage nach Büchern über Atomphysik einsetzte. Die Versammlung regte darauf bei den einzelnen Bibliotheksverwaltungen an, künftig die Funkprogramme für die Bibliotheksbesucher auszuhängen und jeweils für Spezialsammlungen und kleine Bibliographien über Themen zu sorgen, die im Rundfunk zur Sprache kommen."

Digitized by Google

durchkreuzen und daß wir gut tun, die Elemente behutsam zu scheiden und nicht um der offensichtlichen „Interessen" willen die Idee zu verwerfen.

In ihrem Fortschreiten stößt nun die pazifistische Idee in Frankreich auf die harten Tatsachen, die sich um den Begriff der französischen „Sicherheit" gruppieren. Und da scheidet sie sich. Im öffentlichen Bewußtsein hat sich geradezu ein Gegensatz zwischen pacifique und pacifiste herausgebildet. Pacifique sind alle die Kreise, die die reine Machtpolitik durch Zusammenarbeit der Nationen, durch Völkerbund, Schiedsgericht, Genfer Protokoll (dessen Ablehnung durch England man in Frankreich sehr schmerzend empfand) allmählich ablösen wollen. Der erste Sieg dieser Auffassung wurde vor zwei Jahren beim Sturz Poincarés erfochten. Durch mancherlei Rücksichten getrübt, auch von dem lebhaften Verlangen nach „Sicherheit" erfüllt, hat sie doch die Zukunft für sich; denn sie sieht die Forderung der Stunde, die auf wirtschaftliche Verständigung, Zolleinheit, Abrüstung drängt. Leider reicht es noch nicht so weit, daß man erkennt, daß die Stabilisierung des Franken, zum mindesten die der europäischen Wirtschaft, in die Frankreich doch letzten Endes verflochten ist, von dem guten Willen Amerikas abhängt, und der ist nur durch Abrüstung zu gewinnen. Insofern findet sich bei den „pacifiques" noch ein gut Stück alte Welt, alte Politik, eben jene sogenannte Realpolitik, die im Grunde nie das erreicht, was sie erreichen will, nämlich die Sicherheit, Unantastbarkeit und Unbesiegbarkeit des Nationalstaates. Statt dessen sieht sie sich immer wieder in jener splendid isolation, die sich ein Volk wie das französische heute einfach nicht mehr leisten kann und die es immer wieder in die nervöse Sucht nach Bündnissen und Sicherungen verwickelt. Sicherung kann aber nicht aus dem „realpolitischen" Einzelbündnis, sondern nur aus der Totalität und Universalität einer neuen, reineren Gesamtauffassung der Dinge entspringen.

Die wichtigsten französischen Friedensgesellschaften sind nun der Schauplatz des Kampfes zwischen den pacifiques und den pacifistes. Die „pacifistes" sind die Radikalen. Sie gehen bis auf die Wurzel der Dinge und setzen mit kühnem Griff die neue Welt gegen die alte. Sie haben — und es waren durchaus nicht nur Kommunisten — gegen den Marokkokrieg protestiert, sie arbeiten für einen Völkerbund ohne Regierungsgeheimdiplomatie, für Abrüstung und Liquidation jeglicher Kriegspsychose und Kriegsnachwirkungen und, was das allerwichtigste ist, für ein Ernstnehmen der anderen Völker, besonders der Deutschen, von ihrer Situation und ihren Voraussetzungen aus. Das ist ja das Fatale, daß selbst in den meisten pazifistischen Gruppen aller Länder dieses Ernstnehmen immer wieder dem starren Hinblicken auf die eigene Situation weicht und daß darum wahres „uninteressiertes" Interesse am anderen Volk nicht aufkommt. Und auch für Frankreich gilt, daß der Kampf um jenes Ernstnehmen in ein akutes Stadium — mehr aber auch nicht — eingetreten ist.

Digitized by Google

Darum bleibt jede rein registrierende Kenntnis des französischen Pazifismus wertlos und unlebendig; es handelt sich um Erkenntnis jenes inneren Kampfes, der symbolisch ist und weltgeschichtliche Bedeutung hat, jener Dynamik der Strömungen, die einer ganz großen Sache dient; und nur die Kraft dieser Strömungen ist ein Grad- und Wertmesser für die einzelnen Gruppen und Richtungen, deren Programme im übrigen wie jedes „Programm" der Erstarrung verfallen müssen.

Ehe wir aber von dieser Quelle aus wichtige Einzelheiten der französischen pazifistischen Bewegung beleuchten, muß noch ein Wort gesagt werden zu den religiösen Gemeinschaften. Es ist kein Zweifel, daß sowohl bei Katholiken wie bei Protestanten, die beide von den Quäkern gerne als sehr nationalistisch angesehen werden, jener Kampf mit Macht eingesetzt hat und anfängt, in das akute Stadium zu treten. Über die katholische Seite, Marc Sangnier, die deutsch-französische Korrespondenz, Père Doncoeur, die beginnende Auflockerung in den weitesten Kreisen, und, was noch wesentlicher ist, die wachsende Erfüllung des öffentlichen Bewußtseins und der gesamten Kultur mit der katholisch-universalen Idee habe ich in der „Tat", März 1926 eingehend geschrieben. Einzelheiten erübrigen sich also. Aber auch bei den Protestanten wächst es. Es sind hier drei Wurzeln, auf die die Wandlung zur Friedensbereitschaft zurückgeht. Einmal ist es der Einschlag der englischen Settlements und Brotherhoods, verbunden mit starken quäkerischen Gedanken. Das wirkt vor allem in dem ganz auf das Missionarische und Volkstümliche eingestellten Protestantismus der nördlichen Industriebezirke. Man fühlt sich da bereits in hohem Maße von der schlichten biblischen Versöhnungsidee aus in die Dinge der Wirklichkeit hinein. Eine zweite Wurzel ist die calvinistische Grundidee, die das Reich Gottes, das sich auch für die Welt und in der Welt verwirklichen soll, über Nationen, Begrenzungen — auch Landeskirchen! — stellt. Auch die französischen Lutheraner stehen grundsätzlich in dieser Linie, und die französische Delegation in Stockholm war in diesem Punkte nicht so gespalten wie die deutsche. Drittens aber ist auch das politische Interesse des französischen Protestantismus maßgebend. Er war während des Krieges ziemlich einseitig nationalistisch, ja noch nach dem Kriege hat ein führender Theologe (Dekan E. Doumergue) in zwei dicken Bänden Deutschlands Kriegsschuld „bewiesen"; aber das Zentralkomitee des Protestantismus lehnte schon während des Ruhrkonfliktes die gewünschte Verbreitung dieses Werkes unter den Evangelischen ab und läßt es in großen Kisten verstauben. Ohne Zweifel werden die guten Anfänge sich nicht nur in politisch-völkerbundlicher Hinsicht, sondern auch in religiös-ökumenischer weiter auswirken.

Digitized by Google

2

Wenn wir nun einige Typen der französischen pazifistischen Arbeit im besonderen Sinne hervorheben, so sind wir uns der Fragwürdigkeit aller Typenbildung wohl bewußt. Dies vorausgesetzt, ist die Arbeit aber doch nicht unfruchtbar; denn es treten dabei Dinge von allgemeiner Bedeutung hervor.

Einmal handelt es sich um die Pioniere, die neues Gelände erobern, neue Fragestellungen vermitteln, missionarisch die große Masse der Gleichgültigen aufrütteln wollen. Es sind Kreise, deren typischste Ausprägung die Kriegsdienstverweigerer des letzten Krieges bilden. Sie sind aktivistisch und haben als wichtigstes, meist sogar als ausschließliches Ziel die Verhinderung des Krieges, während alle übrigen Gruppen an der Annäherung der Nationen und jener friedlichen Atmosphäre arbeiten, die dann von selbst in einer Überwindung des Kriegsgeistes und damit des Krieges ausmünden wird. Zu diesen rechnen wir parlamentarische und sonstige staatliche, ins Breite wirkende Gruppen, die um so mehr sich vom Geist des Pioniertums entfernen, je mehr sie mit den großen gegebenen Formungen des öffentlichen Lebens rechnen und dort ihr Betätigungsfeld sehen. Schließlich kommen Kreise in Frage, die auf literarischem Wege oder durch andere Verbindungen geistiger Art an der Erneuerung mitarbeiten. Mit diesem Einteilungsprinzip — einmal kurz formuliert als Pioniere, Reformer, Intellektuelle — ist gegeben, daß sich innerhalb jeder Gruppe die größten Meinungsverschiedenheiten über die Basis, den Weg und das letzte Ziel der pazifistischen Arbeit finden können. Vom bloßen Appell an den Willen über eine tiefer begründete moralische Grundhaltung, weiter eine Besinnung auf den ganzen Ernst der Wirklichkeit und die Möglichkeit einer Einwirkung, bis zum religiösen Ausgangspunkt und der Verankerung in einer universalen Schau der Dinge sind da alle Schattierungen möglich. Es handelt sich für uns bei der Erkenntnis der verschiedenen Gruppen nicht um Werteinstufungen, sondern darum, daß alle an ihrem Ort begründet und notwendig sind. Wo der Einzelne dann die tiefste Besinnung, die innerste Erkenntnis der Not und darum dann auch die größte Hoffnung der Erfüllung sieht, hängt zu sehr mit dem Allerpersönlichsten zusammen, als daß es logisch aufgewiesen werden könnte. So viel darf aber doch gesagt werden, daß von der religiös-universalen Basis aus, und nur von dieser, alle Richtungen und Bewegungen in ihren Voreiligkeiten und Kurzschlüssen, damit auch in ihrem eigentlichen Sinn und ihrer Grenze erkannt werden können. Damit sind sie dann zugleich in den größeren Zusammenhang, auf den es ankommt, eingeordnet.

Unter den Pionieren ist die französische Gruppe der Kriegsdienstverweigerer zu nennen, die sich mit etwa 1000 Mitgliedern, meist aus anarchistischen Kreisen, organisiert hat. Sie treiben aber angesichts der augenblicklichen militärischen Verhältnisse in Frankreich keine Propaganda zur

Digitized by Google

individuellen Dienſtverweigerung, ſondern begnügen ſich mit ihrem Motto: „Für den Krieg keinen Mann und keinen Groſchen", das ſie in jeder Weiſe in die öffentliche Diskuſſion werfen. Es iſt wohl nicht ungerecht, zu ſagen, daß man ſich dort die Sache etwas leicht macht; denn die Verflochtenheit all dieſer Fragen iſt nicht mit einer Parole, ſondern nur mit einem völligen Ernſtnehmen der Wirklichkeit und einer univerſalen Beſinnung zu löſen.

Grundſätzlich in derſelben Richtung arbeitet die Gruppe der „Frauenliga für Frieden und Freiheit", die ebenfalls einem internationalen Verbande angehört, und die „Frauenliga gegen den Krieg", die weſentlich ein perſönlicher Kreis um Madeleine Vernet iſt. Die Löſung der Frage der Dienſtverweigerung auf dem Rechtswege erſtrebt eine kleine Gruppe um Robert Foulquier. Man erſtrebt eine legale Anerkennung der conscientious objectors, der Dienſtverweigerer aus Gewiſſensgründen, deren es ja in England, dem Urſprungslande der Bewegung, während des Krieges etwa 12000 gegeben hat. Alſo nicht will man, wie die erſtgenannte Gruppe, gleich zur direkten Aktion ſchreiten, ſondern man will den Rahmen ſchaffen, um ſo zugleich vielen einen Dienſt zu erweiſen — und es wäre ein großer Dienſt —, zugleich ihnen aber den perſönlichen Einſatz, alſo das Heldenhafte, zu erſparen. Da aber die öffentliche Meinung gerade auch in Frankreich der Idee, man dürfe ſich dem in Not befindlichen Vaterlande verſagen, noch recht unzugänglich iſt, dürfen wir ſchon die Vertreter der Idee ſelbſt zu den „Pionieren" rechnen.

Von großem Ernſt und auch wachſendem Einfluß iſt die Gruppe „Friede durch Recht", deren ebenſo betiteltes Monatsblatt 8000 Leſer hat. (Das iſt viel für Frankreich, wo man lange nicht ſo viel lieſt, beſonders nicht Zeitſchriften, wie in Deutſchland.) Vor 36 Jahren gegründet, dann mit der Vereinigung für ein Weltſchiedsgericht zuſammengeſchloſſen, iſt ſie das Organ jener Vorwärtsſchreitenden und Weiterwollenden, die ſich durch die nationalen Vorurteile nicht hemmen laſſen, den von ihnen als Recht erkannten Weg zu gehen. Wie aus der Zeitſchrift hervorgeht, behandelt man nicht nur literariſch die großen internationalen Fragen, ſondern gründet auch überall Ortsgruppen. Der Leiter, Prudhommeaux in Paris, iſt zugleich führend in der Völkerbundsliga, die dadurch auf einen ernſteren und durchgreifenderen Ton geſtimmt iſt als in einigen anderen Ländern, wo ihr ſolche Pioniere fehlen. Es iſt bezeichnend, daß im ganzen Lande ſolche Pioniere des „Friede durch Recht" tätig ſind und daß ein der Hauptſtadt Paris gleichwertiges Zentrum der Bewegung unter Laune und dem Ehepaar Alexandre in Nimes iſt — womit wieder einmal die Tatſache erhellt wird, daß Paris nicht Frankreich iſt, ſondern daß Frankreich in mehrere „Regionen" von eigenſtändiſcher Bedeutung zerfällt. Eine populäre Zweimonatsſchrift „Les Peuples Unis" verbreitet die Ideen in weiteren Kreiſen.

An gedanklichen Formulierungen ſind in den Programmen folgende er-

Digitized by Google

wähnenswert: Vor der Vernunft, dem Gewissen, dem Gesetz, ist alles menschliche Leben eine heilige Sache. Es gibt für Mann und Frau, Herrn und Knecht, Einzelnen und Volk nur eine Sittlichkeit. Der bewaffnete Friede legt den Völkern unerträgliche Lasten auf. Der Völkerbund ist ein erster Entwurf, noch unvollkommen, aber reich an Hoffnung . . ., noch „prekär", manchen Staaten verdächtig . . ., aber angewiesen auf die Verteidigung durch alle, die guten Willens sind. . . . Frankreich braucht den Frieden.

Mit solcher Anschauung wird man weithin einverstanden sein können. Wichtig ist auch noch, daß die von dem bekannten Nationalökonomen Charles Gide herausgegebene Monatsschrift L'Emancipation (Zeitschrift für genossenschaftliche und soziale Erziehung), ein Blatt übrigens, daß seinem Namen alle Ehre macht und wohl am besten hinter die wirkliche innere soziale und wirtschaftliche Lage des Landes blicken läßt, durchaus im selben Fahrwasser fährt und zum Teil die gleichen Mitarbeiter hat. Auch der französische „Sozialismus", bekanntlich ein sehr unübersichtliches und verzweigtes Gebilde, ist ja zunächst wie der deutsche auch nur sehr gemäßigt pazifistisch, aber hier zeigt er sich von seiner besten Seite, eben in dem Bewußtsein der internationalen Verflechtung der Dinge.

Unter den Pionieren seien noch erwähnt die „Ecole de la Paix" unter H. Thivet, die sich besonders dem pädagogischen Austausch der Länder (neue Erziehung, Schulbücher usw.) widmet, ferner von religiöser Seite die christlich-pazifistische Bewegung unter Huchet und Dumesnil, deren Blatt L'Universel während des Krieges wegen seines Friedenswillens verboten war (!), die französische Gruppe des Versöhnungsbundes, der auf entschieden christlicher Grundlage die Völker näherbringt (durch Austauschreisen u. a.) und vorwiegend von Quäkern und Theologen getragen wird, ferner der bewußte „Christliche Sozialismus" unter Paul Passy, die Chevaliers de la Paix (Kreuzritter) unter dem früheren aktiven Hauptmann E. Bach, die Gruppe der französischen Quäker, die langsam wächst, dann vor allem die Bewegung Marc Sangniers, über die hier ausführlich zu reden nicht nötig ist*, die deutsch-französische katholische Korrespondenz und vielleicht noch die Liga französischer Katholiken für internationale Gerechtigkeit.

3

Wenn wir nun von den „Reformern" sprechen, so ist vorauszuschicken, daß sie sich in folgendem von den Pionieren unterscheiden: Die Pioniere sind kleine Scharen, die Wege bahnen und andere mit sich reißen, die Reformer wollen einer weit, ja oft in der Majorität des Volkes verbreiteten Stimmung oder Anschauung Ausdruck und Verwirklichung verleihen. Morphologisch sind sie mit den großen Gebilden der deutschen

* Vgl. besonders H. Platz, „Geistige Kämpfe im modernen Frankreich".

Digitized by Google

oder englischen Demokratie gleichzustellen. Es hängt mit der ganz andersartigen Parteiauffassung und Schichtung zusammen, daß etwa die Liga für Menschenrecht in Frankreich 100000 Mitglieder hat und starken öffentlichen Einfluß ausübt (auch nach der Seite der Friedensidee); in Deutschland, wo (angeblich?) die Parteien der Mitte den Kampf für die Menschenrechte auf ihre Fahne geschrieben haben, bleibt die gleichnamige Liga ein kleines Häuflein.

Die interessanteste Gruppe ist wohl die Union „Pour supprimer ce crime: la Guerre" unter ihrem Gründer Henri Demont, Advokat am obersten Gericht, der im Frühjahr 1919 einen vielbeachteten Vorschlag an die Versailler Friedenskonferenz zur Pazifizierung Europas machte. Seine jetzigen Pläne gehen auf einen Senat der Nationen aus, der mit Hilfe einer wohldurchorganisierten internationalen Polizei Recht und Frieden erhält und eine sofortige entscheidende Verbesserung des Völkerbundes bedeuten würde. Mit am wichtigsten scheint mir die Arbeitsmethode zu sein: Hervorragende Parlamentarier haben sich zu einer parlamentarischen Gruppe zusammengeschlossen, so daß man praktisch von einer interfraktionellen Gruppe von pazifistischen Parlamentariern und Senatoren sprechen kann (eine in anderen Ländern keineswegs selbstverständliche Sache). Im Ehrenkomitee findet sich zuerst der Erzbischof von Paris, Kardinal Dubois, ferner hohe Beamte, protestantische Geistliche u. a. Neben 125 Senatoren und 288 Deputierten haben sich 110 teils sehr große Vereinigungen angeschlossen, Kriegsteilnehmer und -beschädigte, Handelsorganisationen, katholische Jugend, Heilsarmee, literarische Gesellschaften u. a. m. Begreiflicherweise kann ein solch großes Sammelbecken nicht mit umstrittenen und radikalen Parolen arbeiten; um so bezeichnender ist es, wie eindeutig und furchtlos der Krieg als Verbrechen bezeichnet und bekämpft wird. Das offizielle pazifistische Frankreich (im Sinne von pacifique!) hat sich hier einen Ausdruck verschafft, der zu großer Hoffnung Anlaß gibt.

Es kommen also drei große Zentren der „Reformer" in Frage: die eben geschilderte Organisation, die Völkerbundligen (eine allgemeine, eine für Frauen, eine für die Universitätskreise) und die Liga für Menschenrechte, die sehr viel Gutes getan hat und in ihren hervorragendsten Vertretern (Buisson, Aulard) durchaus friedensfreundlich eingestellt ist. Es kann aber in Deutschland nicht deutlich und nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß alle diese Vereinigungen vom ersten bis zum letzten Mann (und Frau!) absolut einig darin sind, daß die „Sicherheit" Frankreichs über alles geht und daß aller Friedenswille diese Sicherheit als Ziel und Voraussetzung hat. Solange diese bedroht ist oder auch nur erscheint, hält man Rüstungen und andere Sicherungen für nötig. Ein Durchbruch zum bedingungslosen Vertrauen auf Gottes umschaffenden Friedensgeist findet sich nur bei einigen — noch nicht bei allen — Gruppen der Pioniere.

Digitized by Google

In diesem Zusammenhang dürfte folgendes Erlebnis nicht unwichtig sein: Ein junger französischer Arzt der Kolonialarmee in Toulon, der einer großen pazifistischen Ärzte-Organisation (!) angehört, sagte mir: Er halte den Weg des Friedens durch den Völkerbund für das absolut Gegebene. Aber er glaube leider, daß nach einem naturwissenschaftlichen Gesetze ein kommender Zusammenstoß zwischen dem großen Deutschland, das schnell wächst, und dem kleinen Frankreich, das nicht wächst, und durch seine 3 Millionen Ausländer wirtschaftlich ruiniert wird, unvermeidlich sei. Man darf nie übersehen, wie tief solche Auffassung, die doch mit dem Worte „Angst" allzu einfach umschrieben wäre, weil sie mit großer Friedenssehnsucht „ohne Falsch" verbunden ist, in der französischen Seele verwurzelt ist. Es liegt hier die Mahnung an uns zu einem tief unter die Oberfläche des gewöhnlichen Pressebetriebes greifenden Verstehen!

Neben den drei großen Verbänden darf man noch nennen die recht starke Landesgruppe des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen, die das Werk von Stockholm fortsetzen will und in der bedeutenden Zeitschrift Le Christianisme Social mit zu Worte kommt. Aus grundsätzlichen Erwägungen seitens der Katholiken bleibt diese Gruppe auf die protestantischen Kirchen beschränkt.

Nicht unwichtig ist auch die kleine, aber rührige Union Populaire pour la Paix Universelle unter Le Foyer, die sich vor allem durch eine Arbeitsgemeinschaft auszeichnet, in der die Friedensfrage von der ethischen, politischen und wirtschaftlichen Seite her ernsthaft durchdrungen wird. Man kann dort viele ausgezeichnete Vortragsabende erleben.

Schließlich sei noch die ebenfalls kleine Gruppe: „Die übernationale Republik" genannt.

4

Es war eben schon die Rede von ernsthafter intellektueller Durchdringung der Friedensfrage. Bedeutsam geworden ist hier die Carnegie-Stiftung, die eine enorme Bibliothek aufweist und ganz ins Große hinein Werke über internationale Fragen in Recht, Wirtschaft, Kultur, Religion veröffentlicht, auch Vorträge im Austausch veranstaltet. Sie wirkt in echt amerikanisch-großzügiger Weise an dem gegenseitigen Kennenlernen der nationalen Kulturen mit.

Auf ähnlicher Grundlage konnte sich das dem Völkerbund angeschlossene Institut für internationale geistige Zusammenarbeit entwickeln. Es ist vor kurzem gegründet worden und wird zeigen müssen, was es kann. Seine Gefahr ist ohne Zweifel, daß es die Tagesgrößen, die „Prominenten" und Berühmten zu sehr als Ausdruck der betreffenden Volksseele ansieht und darüber die religiöse Erneuerung übersieht, die sich in der Tiefe dieser Volksseele in allen Ländern vollzieht. Hoffentlich gelingt es, die Dichter, Künstler und Philosophen nicht aus dem tragenden Grund des wesent-

Digitized by Google

lichen Geschehens zu isolieren, sondern in der universalen Gebundenheit und Verbundenheit göttlichen Geschehens zu einer Einheit der Schau und der Tat zusammenzuschließen.

Interessant sind dann in diesem Zusammenhang noch die Veröffentlichungen des bekannten Filenepreises, die natürlich sehr stark die wirtschaftliche Organisation betonen, sich freilich von Entgleisungen nicht freihalten. Deutschland wird da z. B. als der Kranke angesehen, der sich nicht selbst helfen kann, sondern durch Güte, Liebe, Gerechtigkeit, Beharrlichkeit, Geduld und Vertrauen geheilt werden muß. Auch solche Stimmen muß man berücksichtigen, wenn man sich vom französischen Pazifismus ein Bild machen will.

Zu nennen ist dann noch die kleine, 1915 gegründete „Gesellschaft für dokumentarische und kritische Studien", die die Entspannung auf Grund wissenschaftlichen Studiums der Dokumente auf ihre Fahne geschrieben hat, und die freie Schriftenreihe Libres Propos, die auch in gespannter Lage sich freien Blick bewahrte. So schrieb sie am 15. Juni 1924: „Das französische Volk will die deutschen Reparationen nicht als eine Sühne für Fehler und Verbrechen betrachten, deren sich viele achtungswürdige Deutsche nicht schuldig fühlen, sondern einfach als einen „legitimen" (billigen, gerechten) Beitrag zur Wiedergutmachung der Kriegsschäden, die Frankreich beinah allein erlitt." Kein Zweifel, daß diese Erkenntnis in Frankreich bald schneller, bald langsamer, je nach der politischen Lage und Atmosphäre, wächst!

Es hängt für das Schicksal des Abendlandes ungeheuer viel davon ab, ob der französische Pazifismus in allen seinen Formen und Möglichkeiten — Pioniere, Reformer, Intellektuelle, also Leute des Glaubens und der Tat, der Organisation, der denkenden Durchdringung — sich durchsetzt.

Solche zusammengefaßten Urteile bleiben aber ohne Bedeutung und Hoffnung, wenn sie nur als uninteressierte historische Erkenntnisse eingestrichen werden. Sie müssen vielmehr zur Forderung an uns, zum Appell werden, der sich uns in dreierlei Weise darstellen mag:

Sehen wir das innere Geschehnis in unserem großen und auch zu großen Dingen berufenen Brudervolke mit dem Auge der Liebe und Hoffnung an!

Und wenn wir da die dynamische Differenzierung der alten Mächte und der schöpferischen neuen mit solchem Auge deutlich erkennen: stärken wir die Gruppen, die in neue Bahnen und in reinere Zukunft weisen!

Und wenn wir die schicksalhafte Verbundenheit Deutschlands und Frankreichs mehr und mehr erkennen: stärken wir dann bei uns alles, was der Erneuerung der Welt im Friedensgeiste Christi dient, um uns und in uns. Verlangen wir nicht, fordern wir nicht, sondern vertrauen wir! Wissend, daß nur aus solch neuem Vertrauen die neue Gemeinschaft erneuerter Völker hervorgehen kann.

Digitized by Google

Hans Kohn / Das neue Asien

Jeder große Krieg hat Wandlungen und Erschütterungen in dem politischen und sozialen Weltbilde der an dem Kriege beteiligten Völker zur Folge. Der Weltkrieg, der im Jahre 1914 ausbrach, steht, was die räumliche Reichweite seiner Wirkungen anbetrifft, ebenso einzig da wie die russische Revolution, die den schärfsten Ausdruck der sozialen Erschütterungen des Weltkrieges bildete. Die Wirkungen der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege waren ein Jahrhundert zuvor noch auf Europa beschränkt geblieben. An dem Weltkriege, dessen Konfliktherd in Europa lag und in dem es um die Entscheidung der Hegemonie zwischen zwei europäischen Mächtegruppen ging, haben zum ersten Male asiatische und afrikanische Völker teilgenommen und das Schicksal Europas mit entschieden. Die notwendigen, durch den Krieg verursachten Erschütterungen haben daher auch auf diese Völker übergegriffen. Die Politisierung der Massen, ihre durch Leiden verschärfte Aufmerksamkeit auf sonst im Alltag nicht beachtete Zusammenhänge, das Kennenlernen fremder Länder und Verhältnisse, all das hat hier wie immer den Wunsch nach einer durchgreifenden Veränderung der bestehenden Zustände erweckt. Der Rhythmus der Bewegungen, die diesem Wunsch nach einer Umgestaltung der Lebensordnungen entsprangen, war hier der gleiche wie er immer in der Geschichte gewesen ist. Die herrschenden Mächte, erschreckt durch die neuen Bewegungen, die sie durch die Entfesselung des Krieges und die Hineinbeziehung der Massen selbst herbeigerufen haben, zeigen sich zunächst nachgiebig und schmiegsam. Dies äußert sich national unterworfenen Völkern gegenüber ebenso wie sozial unterdrückten Klassen gegenüber. Soziale Reformen, die das Los der unbemittelten Klassen erleichtern und eine Vergrößerung ihres Anteils an der Macht herbeiführen sollen, werden ebenso versprochen, wie den unterdrückten Völkern die Unabhängigkeit oder eine allmähliche Annäherung an dieses erstrebte Ideal in Aussicht gestellt wird. Die ersten Schritte in dieser Richtung werden getan, große Hoffnungen geweckt. Aber nach wenigen Jahren erscheinen die Wellen der Erregung verebbt, die normalen Lebensordnungen wieder konsolidiert, und die herrschenden Mächte beeilen sich, die gemachten Konzessionen so weit als möglich zurückzunehmen oder einzuschränken. Doch die kurze Zeitspanne, in der die Wege zu neuen Möglichkeiten offen standen, hat tiefe Eindrücke hinterlassen, die in manchen Fällen zu schlummern scheinen, um sich Jahre später unaufhaltsam geltend zu machen, die aber in den meisten Fällen in einem lange dauernden Kampf um Erreichung der neuen Ideale ihren Ausdruck finden.

Dieser Kampf, der einen gemeinsamen Entstehungsgrund, ein gleiches Ziel und oft auch denselben Gegner hat, schließt die Völker Asiens und

Digitized by Google

Nordafrikas in einer Schicksalsgemeinschaft zusammen, einer der drei großen Schicksalsgemeinschaften, in deren Entwicklung und in deren Konflikten sich der Prozeß der Weltgeschichte seit 1918 bewegen wird. Der europäische Kontinent, mit Ausnahme Rußlands, stellt eine ähnliche Schicksalsgemeinschaft dar. Hier in Europa bedeutete der Weltkrieg sozial die Zersetzung und Deposſedierung des alten Mittelstandes, der den Träger der Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts gebildet hatte, und das Emporsteigen einer neuen sozialen Schicht, politisch die endgiltige Proklamierung des Nationalitätenprinzipes und die Bildung neuer und wahrscheinlich der letzten Nationalstaaten. Diese Entwicklung scheint den europäischen Kontinent von unheilbaren Zwistigkeiten zerrissen hinterlassen zu haben. Aber die auf die Spitze getriebene Anerkennung der souveränen Nationalität in Mittel- und Osteuropa hat in diesen Gebieten, wo die ethnographische und geschichtliche Lage die Durchführung des Prinzips des Nationalstaates unmöglich macht, zu unhaltbaren Verhältnissen und damit sich selbst ad absurdum geführt. Die einzige Lösung, die sich darbietet, ist die allmähliche Verwischung der Grenzen zwischen den europäischen Staaten, eine Lösung, die nicht nur den politischen, sondern auch den finanziellen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten entspricht. Sie wird zugleich für Europa das Ende des politischen Nationalismus als staatenordnenden Prinzipes bedeuten und die Liquidation einer Entwicklung, die in Europa mit der französischen Revolution eingesetzt und im Weltkrieg ihren Höhepunkt erreicht hat.

Die zweite Schicksalsgemeinschaft, die der Weltkrieg geschaffen hat, ist die der anglo-sächsischen Völker. Sie umfaßt die Vereinigten Staaten, Großbritannien, Kanada, Australien und Südafrika. Sie ist durch die Einheit der Sprache und Kultur trotz ihrer territorialen Zerrissenheit leichter als eine Gemeinschaft erkennbar als der europäische Kontinent. Ihre territoriale Zerrissenheit verleiht der anglo-sächsischen Gruppe die Beherrschung der Ozeane, und ihre Größe und ihr unerschöpflicher Reichtum an Rohmaterialien wie auch an industrieller Technik macht sie wirtschaftlich unabhängig. Sie ist von allen drei Schicksalsgemeinschaften die konservativste. Sie hat die beiden anderen befruchtet und sie teils durch ihr Vorbild, teils durch die Auslösung von Widerständen gegen ihren Einfluß gestaltet. Sie hat als erste, sowohl in England wie in Amerika, die Revolution durchgeführt, mit der der neue Mittelstand in seine Rechte eintrat und mit ihm der Nationalstaat mit seinem Prinzip der Volkssouveränität und die kapitalistische Wirtschaftsordnung. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde die anglo-sächsische Entwicklung der Lehrmeister Europas und blieb es nun durch ein Jahrhundert. Am Ende dieses Jahrhunderts wurde der englische Begriff nationaler Lebensordnung und konstitutioneller Demokratie auch das Vorbild der Entwicklung der orientalischen Völker. Die anglo-sächsische Schicksalsgemeinschaft aber, stolz und sicher in

Digitized by Google

der Eigenart ihrer Entwicklung, wünscht diese Eigenart rein zu bewahren und nicht durch den Einfluß fremder Rassen und ihrer Auffassungen zu untergraben. Von allen Schicksalsgemeinschaften ist die anglo-sächsische sich dieser Tatsache gefühls- und willensmäßig am stärksten bewußt. Aus dem Gefühl dieser Einheit hat England im Jahre 1923 mit den Vereinigten Staaten das Abkommen bezüglich Rückzahlung seiner Kriegsschuld getroffen und damit freiwillig seinem Bürger eine noch nie dagewesene Steuerlast auferlegt. Aus dem gleichen Gefühle entspringt das Seerüstungsabkommen von Washington im Jahre 1922, worin England und die Vereinigten Staaten sich auf die Gleichheit und Ebenbürtigkeit ihrer Kriegsflotte geeinigt haben. Und demselben Gefühl hat England sein Bündnis mit Japan geopfert, das während der letzten zwanzig Jahre ein Pfeiler seiner Orientpolitik gewesen und wenn auch indirekt, so doch in hervorragendem Maße zur Erweckung des nationalen Bewußtseins in Asien beigetragen hat. In der gleichen Richtung weist auch in Amerika der überlegene Sieg Coolidges bei den Präsidentschaftswahlen des Jahres 1924. Mit ihm siegte der Vertreter jener Kreise, die ihre Abstammung von England und von alt-englischer Tradition mit Stolz betonen, und deren Herrschaft um der anglo-sächsischen Einheit halber in Amerika aufrecht erhalten werden soll.

Dieses anglo-sächsische Einheitsbewußtsein weiß sich in seiner natürlichen Entwicklung doppelt bedroht: einerseits durch die Auswirkungen der russischen Revolution, die an der Grenze zwischen der europäischen und der asiatischen Schicksalsgemeinschaft ihre Stellung in der neuen Ordnung noch nicht gefunden hat, die aber einen Bruch mit jener in Europa im neunzehnten Jahrhundert herrschenden politischen Auffassung darstellt, die sich von anglo-sächsischen Einflüssen herleitet; anderseits durch die Wanderungen asiatischer Rassen, die aus wirtschaftlichen Gründen und aus Gründen der Übervölkerung ihr Heimatland verlassen müssen. Dieses Problem, das in naher Zukunft den Konfliktstoff zwischen der anglosächsischen und der orientalischen Schicksalsgemeinschaft bilden wird, ein Konflikt, der mit der Zunahme des nationalen Bewußtseins unter den asiatischen Völkern an Stärke wachsen wird, ist nicht auf die Vereinigten Staaten und Kanada beschränkt. In der südafrikanischen Union und in der Kenya-Kolonie ist die indische Einwanderung Anlaß steter Reibung und eines erbitterten Abwehrkampfes, der seinerseits das nationale Gefühl der Inder stärkt und ihren Willen nach Unabhängigkeit schürt. Der indische Führer Gandhi hat zuerst in diesem Kampfe in Natal sich als Sprecher seiner Rasse gefühlt. Das Rüstungsfieber in Australien und in Neuseeland und ihr Drängen auf Errichtung einer mächtigen britischen Flottenbasis in Singapore ist diktiert von der Erkenntnis, daß Millionen Japaner und Chinesen in die völlig leerstehenden, für Weiße unbesiedelbaren großen Gebiete Nordaustraliens sich ergießen wollen, wodurch die

Digitized by Google

kleine Minorität britischer Siedler in Süd-Australien schnell in den Hintergrund gedrängt würde.

Aber die unmittelbare Gegenwart bietet bereits das Schauspiel eines Kampfes zwischen der asiatischen Schicksalsgemeinschaft und den beiden anderen Mächtegruppen. Der alte Kampf zwischen Okzident und Orient scheint sich zu erneuern. Noch am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit war der Orient im Angriff. Die Araber in Spanien, die Mongolen in Rußland, die Türken in Ungarn bedeuteten die Vorposten des siegreichen Asiens. Wie einst alt-orientalische Religiosität, Wissenschaft und Kunst von den Griechen übernommen, verarbeitet und überwunden worden waren, wie später in die Zersetzung des römischen Reiches vorderasiatische Einflüsse eindrangen und es umgestalteten, so hat in der zweiten Hälfte des Mittelalters arabische Philosophie und Wissenschaft eines der wichtigsten Elemente dargestellt, die die Renaissance und das neue Europa herbeigeführt haben. Aber damit schien die Kraft des Orientes aufgebraucht. Nicht nur der Islam, sondern auch die Kulturen Indiens und Chinas hatten ihre große schöpferische Periode lange schon abgeschlossen. Ihr geistiges Leben stagnierte, schien ohne jede Zukunft. Europas geistige und soziale Gestalt änderte sich im Laufe von fünf Jahrhunderten vollkommen; in den gleichen Jahrhunderten versank der Orient in Zeitlosigkeit. Die politischen Veränderungen und der Wechsel der Dynastien blieben ohne jeden umgestaltenden Einfluß auf seine Lebensordnungen, seine politischen Ausdrucksformen und sein Wirtschaftssystem. In dem Kriege zwischen Orient und Okzident wurde Europa der angreifende Teil. Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts schien es besiegelt, daß Asien und Afrika mit verschwindenden Ausnahmen der Herrschaft der weißen Rasse unterworfen seien. Christliche Missionare brachten nicht nur die religiösen Vorstellungen des Abendlandes, sondern dort, wo sie Schulen gründen konnten, auch die politischen und sozialen Lehren Europas. Diese neue Berührung des Orientes und des Okzidentes hatte eine ähnliche belebende Wirkung auf den Orient, wie Jahrhunderte früher arabische Einflüsse auf die Bildung des neuen Europa eingewirkt hatten. Freilich gingen die belebenden Auswirkungen nicht nur in einer Richtung. Die Philosophie und die mystische Theologie des alten Orients wurden Europa erschlossen und haben auch dessen Philosophie und populäre Weltanschauungsströmungen umgeformt. Japanische Kunst stand ebenso an der Wiege des Impressionismus, wie ägyptisch-vorderasiatische an der des Expressionismus. Aber unvergleichlich stärker war die Wirkung Europas auf den Orient. An der wehrlos hingenommenen Überlegenheit Europas entzündete sich das Bewußtsein des Orients. Die Erinnerung an die alte glorreiche Vergangenheit erwachte wieder. Europa wurde nicht nur der Gegner, sondern der Lehrmeister. Westliche Anschauungen über Lebensformen, staatenbildende Prinzipien, Religion, Demokratie und Wirtschaft begannen langsam in

Digitized by Google

den Orient einzudringen. Dieser Prozeß begann bereits in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts. Er war vorerst auf Randgebiete und auf einige Vorläufer-Individualitäten beschränkt. Er breitete sich schnell aus, sowohl in der Tiefen-Richtung, indem er immer weitere Schichten der Bevölkerung ergriff, wie auch in der Breite, indem bald kein Gebiet Asiens oder Nordafrikas von ihm unberührt blieb. Das zwanzigste Jahrhundert sah eine unvermutete Intensierung und Beschleunigung dieses Prozesses. Zwei äußere Ereignisse haben dazu beigetragen. Vorerst der siegreiche Feldzug Japans gegen Rußland im Jahre 1905. Diese Überwindung eines großen europäischen Reiches durch Asiaten erschien vielen als der verheißungsvolle Wendepunkt in dem Kampfe zwischen Orient und Okzident. Wichtig ist, daß dieser Erfolg Japans durch den Kampf europäischer Mächte untereinander ermöglicht worden war. Es war Großbritanniens Bündnis mit Japan, das gegen den in Asien vordringenden Rivalen Rußland gerichtet war, das aber indirekt zur Stärkung der Unabhängigkeitsbestrebungen in den englischen Besitzungen Asiens selbst geführt hat. Von noch größerer Bedeutung war kaum zehn Jahre später die Beteiligung asiatischer und afrikanischer Völker an dem europäischen Kriege von 1914. Wiederum waren sie Zeugen eines Kampfes der europäischen Mächte untereinander. Die von Ehrfurcht und Scheu getragene Herrenstellung kleiner europäischer Siedlungen im Oriente war vor allem dadurch ermöglicht worden, daß die Weißen dort als eine einheitliche Herrenkaste den Millionen anderer Rassen gegenübertraten, daß es unter ihnen keine Armen, Entrechteten und Mißhandelten gab. Diese Legende war nun nicht nur in den Augen der Gebildeten, sondern in denen der großen Massen, die staunend das europäische Schauspiel betrachtet hatten, zerstört. Wie einst den Europäern die ersten Erfolge gegen die Türken neue Zuversicht gegeben hatten, so stärkte auch der große europäische Krieg das Vertrauen der Orientalen. Eine neue Epoche in dem Kampfe zwischen Orient und Okzident begann.

In diesem Kampfe beginnen sich langsam die Völker Asiens und Nordafrikas als eine Schicksalsgemeinschaft zu fühlen. Sie ist freilich erst im Werden. Das Bewußtsein ihrer selbst ist bei ihr schwächer nicht nur als in der anglo-sächsischen, sondern auch als in der europäischen Schicksalsgemeinschaft. Die Verschiedenheiten der Rasse, Religion, Kultur und Sprache scheinen unüberwindlich groß, die Kommunikationsmittel und der gegenseitige Kulturaustausch auf dem ungeheuren Territorium noch unentwickelt zu sein. Dennoch wächst das Bewußtsein der Schicksalsgemeinschaft in dem überall ähnlichen Abwehrkampfe gegen Europa und in der überall fühlbaren Einwirkung der englischen Kultur einerseits und der russischen Revolution anderseits.

Diese orientalische Schicksalsgemeinschaft wird aber nicht nur zusammengehalten durch den gemeinsamen Kampf, und durch die zeitgeschichtliche

Digitized by Google

Gemeinsamkeit des Eintrittes Asiens in eine neue Epoche, sondern auch dadurch, daß dieser neuen Epoche ein einheitliches Prinzip zugrunde liegt, das alle Lebensordnungen umgestaltet und den gesamten Gestaltwandel beherrscht. Denn was sich im Oriente heute ändert, ist nicht nur eine politische Umgruppierung, oder die Einführung parlamentarischer Verfassungen, sondern es ist ein tief gehender Prozeß, der nicht nur in jede Tradition und Sitte, die das Leben bisher beherrscht haben, eingreift, sondern der auch das ganze Denken und Fühlen des Orientalen und die ihnen zugrundeliegenden Kategorien verändert. Es wiederholt sich, unter dem Einflusse Europas, derselbe gestaltwandelnde Prozeß, der durch die Aufklärung und die Revolutionen in England und Frankreich das Europa des neunzehnten Jahrhunderts aus dem des siebzehnten hervorgehen ließ. Dieser Gestaltwandel hatte in Europa eine vollkommene Änderung des geistigsozialen Bildes des Menschen und seiner Gesellschaftsformen geschaffen. Jedes Zeitalter besitzt eine leitende Idee, die alle Lebensinhalte dieser Zeit zu einem jeweils in sich geschlossenen, einem unverkennlichen Gesamtprinzip untertanen Weltbild formt. Diese Leitidee ist ihrerseits Gestalter des Lebens und gleichzeitig Ziel des Lebens. Sie wirkt sich in der Sphäre des täglichen Lebens, des Rechts, der Wirtschaft, der Kunst und der Philosophie ebenso aus wie auf dem Gebiete der Politik und der Staatskunst. Sie ist der mystische Glaube der Zeit, der auf ihren Bannern geschrieben steht und für den die Menschen in den Tod gehen.

Dieser Glaube war in Europa bis ins achtzehnte Jahrhundert die Religion gewesen. Sie trennte und verband, sie machte Geschichte und lenkte als Ziel die menschlichen Bestrebungen. Die Verschiedenheit der Völker bestand in ihrer Mannigfaltigkeit von Temperamenten und Anlagen, aber das oberste ordnende Prinzip war die Religion, die ein inneres Erlebnis und Traditionsgebilde und ein äußeres Band von Sitte, Lebensart und verbindender Politik bildete. Die Sprache der Religion, die lateinische Sprache, diente als gemeinsames Bindemittel, und Wissenschaft und Forschung hatten eine gemeinsame axiomatische Grundlage: die Religion. In der Bibel waren die Erklärungen alles Seienden beschlossen, aus den heiligen Schriften mußte alles deduziert und bewiesen werden. Sie war die unangezweifelte Grundlage alles Rechts. Selbst das Königtum von Gottes Gnaden leitete von ihr seine Berechtigung ab. Atheismus war die Todsünde dieser Gesellschaft, die Leugnung der Autorität der Religion das große Ärgernis, das die Grundlagen der Gesellschaft erschütterte und das den Zweifler als eine unheimliche unverständliche Erscheinung aus der menschlichen Gesellschaft ausschloß.

Die Religion als ordnendes Prinzip wurde in Europa seit dem achtzehnten Jahrhundert durch den Nationalismus verdrängt. In einem allmählichen Prozesse, der sein Ende im Weltkriege fand, wurde es die politische Nationalität, die nach territorialer Machtentfaltung strebte, die von

Digitized by Google

nun an trennte und verband, die Geschichte machte und als Ziel die menschlichen Bestrebungen lenkte. Die Verschiedenheit der Religionen bestand mit ihrer vielfachen Einwirkung auf den Charakter und die Traditionen der Völker, aber das oberste ordnende Prinzip war die Zugehörigkeit zu einer Nation, die von nun an das entscheidende innere Erlebnis und zugleich das äußere bewußte Band sowohl in Lebensart und Sitte wie in der Politik bildete. Die Sprache der Religion wurde überall verdrängt durch die Nationalsprache, deren Entwicklung fast überall den formenden Anstoß durch die Übersetzung der heiligen Schriften in die Landessprachen erhielt. Wissenschaft und Forschung wurden frei von den Dogmen der Religion. Nicht mehr war diese die unangezweifelte Grundlage alles Rechts, an ihre Stelle trat die nationale Souveränität. „Die Staatsgewalt geht vom Volke aus", heißt es in den neuen Verfassungen. Anationalismus, der Mangel an „Patriotismus" wird jetzt zur Todsünde der Gesellschaft, die Leugnung der Autorität der Nation über das menschliche Gewissen wird das große Ärgernis, das die Grundlagen der bestehenden Gesellschaft erschüttert und das den Zweifler als eine unheimliche unverständliche Erscheinung aus der menschlichen Gesellschaft ausschließt.

Der gleiche Prozeß spielt sich in den letzten Jahrzehnten und insbesondere in der allerletzten Zeit im Oriente ab. Anstelle der Religion als ordnenden Prinzips alles gesellschaftlichen und geistigen Lebens tritt der Nationalismus. Der Orient hatte religiös keine Einheit gebildet, aber die Grundeinstellung zum religiösen Problem war überall die gleiche gewesen. Auch gab es auf dem ganzen ungeheuren Gebiet nur zwei Gruppen von großer Bedeutung. Diese beiden Kreise schnitten sich in Indien, das in mehrfachem Sinne in der jüngsten Geschichte des Orients den Mittelpunkt bildet. Der westliche Kreis war der des Islams, in allen seinen Sekten zusammengehalten durch die arabische Sprache der heiligen Schriften und durch die gemeinsame Pilgerfahrt in die heilige Stadt Mekka. Sein Gebiet erstreckte sich von dem westlichen Ende Afrikas östlich selbst bis über Indien hinaus, nach China, Java und die malaiische Halbinsel. Der östliche Kreis umfaßte Indien mit Ceylon, Tibet, China und Japan. Trotz der Verschiedenheit des Hinduismus, des Konfuzianismus und des Schintoismus war doch eine ähnliche Haltung dem Leben gegenüber als Grundlage dieser drei Religionen unverkennbar. Alle hatten den Einfluß des Buddhismus erfahren und in allen seinen Umformungen und Verzerrungen trug er doch noch Spuren der ursprünglichen Lehre.

Diese Jahrhunderte alten Lebensordnungen wurden nun durch das Eindringen des nationalen Gedankens von Europa her erschüttert. Kein Gebiet des gesellschaftlichen oder geistigen Lebens blieb von dieser Erschütterung unberührt. Das Familienleben und die Stellung der Frau, Erziehung und Schulwesen wurden ebenso von Grund auf umgestaltet wie das staatliche Leben. Der Einfluß der neuen Bewegung machte sich

Digitized by Google

vor allem in jenen Teilen des Orients bemerkbar, wo die Berührung mit Europa am engſten war. Hier verlor zuerſt die Religion und die überkommene Lebensſitte ihren Halt über die vorgeſchrittenſten Schichten der Bevölkerung, von hier aus breitete ſich ſchnell die neue Bewegung ſowohl in die Breite wie in die Tiefe aus. Der Nationalismus geriet oft in Konflikt mit der Religion, oft bediente er ſich ihrer als einer Hilfsgenoſſin. Er trennte dort, wo einſt die Religion verbunden hatte, und war verantwortlich für den Zerfall des türkiſchen Reiches, das die Religion des Islam verbunden hatte. Aber anderſeits verband er auch dort, wo die Religion früher getrennt hatte. In Ägypten erwuchs das nationale Bewußtſein als eine Bindebrücke zwiſchen Mohamedanern und Kopten, in Indien ſucht der Nationalismus Mohammedaner und Hindus zuſammenzuſchließen.

Mit dem Nationalismus drangen auch die Umformungen in den Orient, die Europa in der Neuzeit gekannt hat. Die ganze kulturell-ſentimentale Romantik, die europäiſch-nationale Bewegungen begleitet hat, blühte auch hier auf. Die Landesſprache wurde gepflegt, die heiligen Schriften in ſie überſetzt, Literatur und Kunſt wurden gefördert, die Erinnerung an vergangene Blütezeiten geweckt, das der Nation Eigentümliche und Beſondere betont. Das geiſtige und politiſche Leben wurde vollſtändig ſäkulariſiert. Die dem Nationalismus inhärente politiſche Organiſationsform der Demokratie wurde übernommen. Parlamente nach europäiſchem Muſter wurden geſchaffen, Verfaſſungen geſchrieben und an die Stelle der alten religiös-verankerten Monarchien traten auf dem Willen des Volkes beruhende Republiken.

Dem Aufkommen des Nationalismus in Europa entſprach eine parallele Bewegung in der wirtſchaftlichen Schichtung der Geſellſchaft. An die Stelle des Feudalſyſtems mit ſeiner Vorherrſchaft der großen Landherren trat das Induſtrialſyſtem mit der Vorherrſchaft des Bürgertums, das in den Revolutionen in England, Amerika und Frankreich und beſonders mit der engliſchen Parlamentsreform von 1832 und dem Bürgerkönigtum in Frankreich in ſeine neue Rolle als wirtſchaftlich und politiſch entſcheidender Faktor eintrat. Mit dieſer Verſchiebung des ſozialen Schwergewichtes ging auch die Entſtehung einer neuen Kultur Hand in Hand. Vertreter des hiſtoriſchen Materialismus könnten ſagen, das Bürgertum brachte ſeinen eigenen Mythus, den Mythus des Nationalismus mit ſich. Neben das finanzielle und induſtrielle Großbürgertum trat als Träger des ideellen Überbaues der neuen Wirtſchaftsordnung die Intelligenz, die Angehörigen der freien Berufe, die in einem gewiſſen Sinne die Stelle der Geiſtlichkeit in den vorhergehenden Zeiten einnahmen. Früher hatte der erſte und der zweite Stand geherrſcht: die Krieger, die zugleich die großen Landherren waren, und die Geiſtlichkeit. Die Kriege, die damals geführt worden waren, waren nach ihrer ideellen Seite Religionskriege, nach ihrer ſozialen Seite

Digitized by Google

dynastische Kriege und Adelsfehden. In Wirklichkeit waren der erste und der zweite Stand nur ein Stand gewesen; Familienbande hatten sie oft verbunden; jüngere Söhne wurden Geistliche; aber zugleich bot der geistliche Stand fähigen Gliedern der unteren Schichten Möglichkeiten im sozialen Aufstieg. Ebenso verhielt es sich nach dem Emporkommen des dritten Standes. Die Kriege, die nun geführt wurden, waren ihrer ideellen Seite nach National- und Befreiungskämpfe, ihrer sozialen Seite nach Konkurrenzkämpfe um die monopolistische Ausnutzung eines Territoriums oder bestimmter Naturschätze und Arbeitskräfte. Wiederum bestanden enge Familienbande zwischen dem finanziellen und industriellen Großbürgertum und den freien Berufen. Gleichzeitig boten die letzteren den Angehörigen des vierten Standes Möglichkeit des Aufstiegs.

Ähnliches wiederholt sich heute im Orient. Die alten Wirtschaftsordnungen werden zersetzt, der moderne Industrialismus, Großhandel und Finanzkapital beginnen überall einzudringen. Die alte herrschende Schicht der Landherren, Krieger und Geistlichen wird langsam von einer aufsteigenden Klasse von Handelsherren, Advokaten und Literaten verdrängt. Angehörige der freien Berufe, vor allem die Advokaten, sind Träger der neuen nationalen Bewegungen, ihre Vorkämpfer und Führer. Die Presse entwickelt sich schnell und ihr Einfluß steigt. Der neue Nationalismus führt auch zu Konflikten innerhalb des Orients. Die bewußte Zusammenschließung zu Gruppen mit eigenem Leben und eigenen Interessen muß zu Zusammenstößen mit den Bestrebungen ähnlicher Nachbargruppen führen. Doch wird wahrscheinlich der gemeinsame Abwehrkampf, den die orientalische Schicksalsgemeinschaft gegen die weiße Rasse zu bestehen haben wird, diesen zersetzenden Tendenzen des modernen Nationalismus entgegenwirken.

Die orientalische Schicksalsgemeinschaft findet ihre innere Einheit vor allem in diesem Prozesse des Gestaltwandels, mit dem sie jene geschichtliche Entwicklung beginnt, die in Europa eben ihren Abschluß gefunden zu haben scheint. Die asiatischen Völker scheinen unter dem Einfluß Europas diese Entwicklung schneller und bewußter durchlaufen zu sollen, als die weiße Rasse es getan hat. Schon zeichnen sich am Horizonte die Umrisse einer neuen Epoche, die vorerst für die europäische Schicksalsgemeinschaft die Herrschaft des Nationalismus und des bürgerlichen Kapitalismus als politisch ordnenden Grundprinzips ablösen wird.

Durch die russische Revolution ist zum ersten Mal der vierte Stand in seine Rechte getreten und der Begriff des nationalen Krieges durch den des sozialen abgelöst worden. Der neue Stand wird seine eigene Kultur und seinen neuen Mythus mit sich bringen. Die Umwandlung wird nur eine allmähliche sein. So wie sich in England neben der neuen Schicht des aufkommenden Bürgertums auch nach 1832 die Macht des Hochadels bis 1911 fast ungebrochen erhalten hat, wie in Deutschland der Hochadel und die

Digitized by Google

Kriegerkaste bis 1918 geherrscht haben, so wird noch durch viele Jahrzehnte der vierte Stand in verschiedenen Verflechtungen und Formen neben den dritten Stand treten. Und so wie die Religion zwar aufgehört hat, das politische bestimmende Prinzip der Gesellschaft zu sein, aber ihre Macht über die Gemüter in vielen Fällen, wenn auch in gemilderter Form, beibehalten hat, wird auch das nationale Gefühl weiter neben dem sozialen Bewußtsein bestehen.

Die Entwicklung des Orients wird eigentümlich dadurch beeinflußt, daß die neue Epoche, in die die europäische Schicksalsgemeinschaft eintritt, durch den Kontakt Europas mit dem Orient und durch die direkten Auswirkungen der russischen Revolution in Asien, auch schon im Osten sich fühlbar zu machen beginnt. Neben die Forderungen der nationalen Emanzipation treten, noch konfus und verwirrt und den wirklichen wirtschaftlichen Verhältnissen kaum entsprechend, die Forderungen der sozialen Emanzipation. Beide durchdringen und vermengen sich vielfältig und eine jede Bewegung sucht sich der anderen als ihrer Helferin in ihrem Kampfe zu bedienen. Die soziale Propaganda der dritten Internationale nimmt in Asien oft nationalistische Forderungen auf. Die nationalistische Partei in Tunis, die Jungtunisier, fordert in ihrem Programme im November 1924 neben einem Parlamente mit allgemeinem Wahlrecht und ebenso gewählten städtischen Körperschaften die Einführung des Achtstundentages und die gesetzliche Zulassung von Arbeitergewerkschaften. Es ist aber überall die bürgerliche Intelligenz, die diese Forderungen erhebt, und die Anfänge eines Klassenbewußtseins unter den Kleinbauern und Arbeitern selbst sind noch verschwindend gering. So befindet sich der Orient in Wahrheit in dem Zustande, in dem sich Europa vor achtzig Jahren befunden hat, aber vor den Augen seiner Führer steht das Europa der Nachkriegszeit. Aus diesem Gegensatz kann eine Schnelligkeit des Tempos der Entwicklung folgen, dem freilich in dem Zustande des Orients wie in der Komplexität der Probleme ernste Hindernisse in dem Wege stehen.

So bildet die Hinwendung nach dem Westen die Grundhaltung der orientalischen Schicksalsgemeinschaft. Es ist möglich, daß dieses Westlertum keine zufällige Erscheinung und nicht bloß das Ergebnis der Beeinflussung ist, sondern daß es sich um notwendige Epochen in der Entwicklung des geschichtlichen Bewußtseins der Menschheit handelt, nur daß die europäische Schicksalsgemeinschaft in diesem Falle den Weg schneller und früher zurückgelegt hat, wie in anderen Fällen der Orient in der Entwicklung ihr vorausgeeilt ist. Aber diese Hinwendung nach Europa kann in keiner Weise eine Nachahmung werden. Die Epochen der europäischen Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte, der Nationalismus, die Herrschaft des Bürgertums und das Aufkommen des vierten Standes werden im Oriente in einer neuen eigenartigen Form in Erscheinung treten. Schon mehren sich in Asien die Stimmen, die gegen eine oberflächliche Assimilation an die

Digitized by Google

Tendenzen und Formen der europäiſchen Geſchichte warnen. Sie fordern Beſinnung auf die Traditionen ihrer alten Kultur. Sie ſind dem Herzen der Maſſen näher und verſtändlicher als die Verkünder der bloßen Übernahme fremder Formen. Aber dieſe Stimmen werden nicht nur in Aſien gehört, ihre Worte dringen auch nach Europa, wo ſich nach dem Weltkriege ein ähnlicher ſchmerzlicher geſtaltwandelnder Prozeß abzuſpielen beginnt wie im Orient, wo die Zukunft ebenſo ungewiß und das Chaos oft ebenſo bedrohlich anmutet. So ſcheint es, daß der Weltkrieg, der als Ergebnis ſeiner wirtſchaftlichen und politiſchen Umwälzungen die drei Schickſalsgemeinſchaften drohend gegeneinander geſtellt zurückgelaſſen hat, dennoch den Beginn eines einheitlichen Bewußtſeins der Menſchheit bedeuten kann, in das auch ferne, vergeſſene und dämmernde Völkerſchaften zum erſten Male mit einbezogen ſind.

Waldemar Oehlke / Oſt und Weſt

Ein Beitrag zur Frage der Pan-Politik

Der Gedanke des Völkerbunds einerſeits, der Pan-Unionen der Erdteile anderſeits hat infolge der bekannten politiſchen Ereigniſſe 1926 einen gewiſſen Höhepunkt erreicht, wie namentlich die letzten Tagungen — in Genf und Wien — zeigten. Weltbund hier, Pan-Europa, Pan-Amerika und Pan-Aſien dort! Es gibt für die Menſchheit als Ganzes und für uns Deutſche als Beſonderheit keine Frage mehr, die ſo brennend wäre wie dieſe, ſo tief eingriffe in das politiſche, wirtſchaftliche und kulturelle Leben der Nation.

Von vielen Geſichtspunkten aus iſt darüber geredet und geſchrieben worden. Trotzdem habe ich manche klare Feſtſtellung vermißt. Das liegt daran, daß ich ſoeben erſt aus Oſtaſien, wo ich — in Peking und Tokio — $5^1/_2$ Jahre doziert habe, und den Vereinigten Staaten heimgekehrt bin und ſozuſagen noch in der Fühlung mit den anderen Erdteilen ſtecke, nicht mit Europa. Und da drängt ſich mir ein zum Teil ganz anderes Bild auf, als ich es hier in der Preſſe finde: der Begriff eines anderen Oſtens und eines anderen Weſtens, ein wie mir ſcheint notwendiger Beitrag zu allen Fragen der Pan-Politik.

Denn es kommt ja nicht nur darauf an, Probleme zu löſen. Dann wäre Verſailles auch eine Löſung, es bedürfte nur der Unterſchriften. Es kommt darauf an, bewußt und frei ſich an der Löſung zu beteiligen, ſo daß ſie dauernden Erfolg verſpricht, Erfolg in erſter Linie für den, ohne deſſen Betätigung die Tat unmöglich ſein würde.

Zunächſt ſei an Kiplings bekannte Verſe erinnert, in denen er ſagt, Oſt ſei Oſt und Weſt ſei Weſt, ſie würden ſich nie begegnen, wörtlich:

Digitized by Google

Oh, East is East and West is West
And never the twain shall meet
Till earth and sky stand presently
At God's great judgement seat.

Umgekehrt gibt es gerade heute Stimmen genug, die einer geistigen und politischen Bereicherung des Ostens und Westens durch einander, ja ihrer Verschmelzung das Wort reden. In beiden Fällen sehen sich Völkerbunds- und Pan-Ideen eigenartigen Gedanken-Komplexen gegenüber.

Weiß man hier denn wirklich, wie die Ostasiaten über den Völkerbund sprechen? Für den Chinesen beispielsweise ist China doch Anfang und Ende der Welt und obenein noch das „Reich der Mitte". Meine Pekinger Studenten versicherten, alles sei zuerst in China gewesen, auch der Zeppelin schon vor mehr als 2000 Jahren, wenngleich nicht „gerade so ausgebildet". Den Ursprung der Völkerbunds-Idee datieren sie auf 546 vor Christus, als Kaiser Sung die asiatischen Völker im Osten zu einer Konferenz berufen habe. Leider habe 300 Jahre später die Chin-Dynastie mit den Waffen den Gedanken verwirklichen müssen — aber die Weltfriedens-Idee bleibe deshalb doch urchinesisch. Und der greise Chinese Ku Hung Ming, mit dem ich in Peking und Tokio wiederholt sprach, versichert, das chinesische Volk sei das einzige der Welt, das ohne wirkliche Regierung in Frieden leben könne, wie die heutige Lage beweise: es sei das Friedensvolk schlechthin. Kann ein solches den Genfer Bund anders ansehen als ein z. Zt. unvermeidliches Übel, einen europäischen Abdruck chinesischer Weisheit? Ku und mit ihm die andern Alt-Chinesen behaupten ja auch, das kaiserliche China sei die älteste Demokratie der Welt, geschaffen von dem Begründer der Han-Dynastie 206 vor Christus, indem sie sich auf Goethes Wort berufen, die beste Regierung sei diejenige, die sich bemühe, alles Regieren überflüssig zu machen. Dieses Han-System, chinesisch Wang Tao, japanisch O-Do genannt, habe die Vernunft an die Stelle vorgeschriebener Regeln gesetzt, daher: „Rationelle Demokratie". Wobei wir aber gleich anmerken müssen, daß die Hauptsache das kaiserliche Kopfabschlagen war — das ging sehr rasch, weil keine Regeln vorgeschrieben waren, denn es gab nur eine Vernunft: die des Kaisers. Davon Chinesen zu überzeugen, ist unmöglich. Ku spottet, in Europa gebe es nur „Democrazy" (englisch crazy = gebrechlich, verrückt) und nur Ruin-Publiken statt einer Republik, und höchstens Amerika lasse sich an Friedensliebe und demokratischem Geist mit China vergleichen. Darin liegt ja nun die schlimmste Selbstkritik. Es zeigt aber, daß in positivem Sinne für das alte China Ost und West Begriffe sind, die am Großen Ozean anfangen und aufhören, mit Europa aber nichts oder herzlich wenig mehr zu tun haben.

Wie sehr der europäische Standpunkt für Ostasien ein innerlich überwundener ist, sagte mir Jahre hindurch die chinesische und japanische Presse jeden Tag. Durch populäre Schriften über Ostasien besonders in englischer

Digitized by Google

Sprache z. B. William's „The Middle Kingdom", Smiths „Chinese Characteristics" und Chamberlains „Japanese Things" hat der Europäer Kulturbegriffe von Ostasien bekommen, denen die gegenwärtige Wirklichkeit bei näherer Bekanntschaft leider vielfach widerspricht, so daß die Ostasiaten schon klagen, der Europäer kenne sie nur, solange er in Europa bleibe. Weil er dann die negativen Seiten europäisch einschätzt. Und so feindlich Japan und China einander gegenüberstehen: diese Enttäuschung verbindet sie. Der halbnackte chinesische Kuli wird als Vertreter einer Zivilisation gefeiert, die 2000 Jahre älter sei als das römische Reich und nach dem Weltkriege, der sozusagen als Medizin für Europa betrachtet wird, auch von den Europäern in ihrem Wert, d. h. als führend erkannt werde oder doch erkannt werden müsse.

Bis zu fast unglaublicher Höhe ist die östliche Selbstüberhebung in Japan angewachsen, genährt durch die Siege über China und Rußland, die zur Großmachtstellung führten, und durch den Imperialismus weitester Kreise. Alles Westliche abschütteln, dem Westen zeigen, wie man es besser machen müsse, ist die Parole. Der Westen sei im Maschinellen und Materiellen versunken. Der Osten allein verheiße die Lösung des Problems des rein Menschlichen. Japan hat gewiß das gute Recht, sich nicht europäisieren oder amerikanisieren zu lassen. Davon ist aber nicht mehr die Rede; es hat jetzt den Wunsch, den Westen kulturell zu japanisieren, denn es besitze mehr als seinen kaufkräftigen Yen und seine feine Seide. So ungefähr ist der Ton. Der Osten sei erwacht, er werde die Menschheit lehren, die Harmonie mit der Natur wiederzufinden, die der Westen völlig verloren habe.

Das Körnchen Wahrheit, das in alledem liegt, wird so verallgemeinert, daß die westlichen Klassiker neben den östlichen — die es in unserem Sinne als solche gar nicht gibt — in ein Nichts versinken. Und nicht nur auf geistigem Gebiet! In einer japanischen Zeitung las ich kürzlich, jede japanische Familie sei eine Miniatur-Bank. Das klingt herrlich. Aber die Inhaber dieser Geldbank hocken auf den Matten ihrer möbellosen Holzhäuserchen, nähren sich von Reis und Frucht und begnügen sich mit einem Einkommen, von dem der bescheidenste Europäer nicht leben könnte. Alles also ist relativ zu verstehen, auch solche „Bank" — in der Tat sehr en miniature. Wer aber davon hört, ohne Ostasien zu kennen, stellt wieder östliche Werte neben westliche und vielleicht noch darüber. Von hier aus beurteilt er dann die Vorgänge innerhalb des Völkerbundes.

Japan stellt seinen Sinn für moralische „Ideen" und für „Harmonie", wie es sagt, jedenfalls hoch über die Idee individueller Freiheit, die der Westen ausgebildet habe. Wir nennen und bewerten unsererseits asiatische Unterwerfung, asiatischen Despotismus ganz anders. Chinas Parlament wird von seinen jeweiligen militärischen Machthabern zusammengesetzt, ist also überhaupt keines. In Japan sind von nahezu 15 Millionen männlicher Personen, die über 25 Jahre alt sind, also wählen sollten, noch

Digitized by Google

immer nur etwa 2 Millionen wahlberechtigt. Und die Parteien, die dahinter stehen, vertreten materielle Gruppen, nicht Weltanschauungen. Alle diese „moralischen Ideen" und „Harmonien", wie sie sich auch in dem für uns unmöglichen Mahayana-Buddhismus widerspiegeln, bleiben rein ostasiatisch, haben für den Westen keinen Sinn und keine Bedeutung. Das darf nicht vergessen werden, auch nicht auf völkerbundlichen Kulturbrücken; sie können nützlich nur dann sein, wenn man den Gegensatz Ost-West nicht aus dem Auge verliert. Auch wir Deutschen werden nicht dadurch stärker, daß wir uns irgendeinen Kultur-Unsinn aufreden lassen; im Gegenteil, wir werden in den Augen der Welt einschließlich der östlichen Kulturträger dann nur sinken. Ich kann hier nur an die Probleme selbst rühren, muß es mir aber versagen, näher auf die Einzelheiten einzugehen, die seit Deutschlands Eintritt in den Völkerbund naturgemäß ins Rollen kommen.

Die ganze west-östliche Frage hat nun noch ein neues Gesicht erhalten durch die Änderung der japanischen Auswanderungspolitik, vom Pazifik weg zum Kontinent hin. Nord- und Süd-Amerika außer Brasilien, Australien und Süd-Afrika, haben ihre Türe gegen japanische Einwanderer zugesperrt. Und das, obwohl Ostasien überzeugt ist, auf viel höherer Kulturstufe zu stehen als alle angelsächsischen Länder, die es doch immer noch an die Spitze des Westens stellt. China wie Japan möchten wohl die überschüssige Bevölkerung — Japan jährlich eine neue Million — an den Westen abgeben, aber ja nicht zur Verschmelzung mit der weißen Rasse, wie sie sich denn auch ihrerseits immer stärker gegen Misch-Ehen sträuben. Heute werde $^9/_{10}$ der Erde durch die weiße Rasse kontrolliert, klagen sie. Und sie träumen von der Umkehrung dieses Verhältnisses und erhoffen von der europäischen Völkerbunds-Idee lediglich die Förderung solcher östlichen Träume, erbittert durch den mehr als 100 Jahre alten Eroberungszug der Weißen nach Osten. Namentlich Japan, das sich erst durch die Meiji-Restoration seit 1868 langsam befreien konnte, wird die erste Invasion Rußlands von 1805, Englands von 1808 (Nagasaki), Frankreichs von 1844 ebensowenig vergessen wie China etwa den Opium-Krieg von 1842.

Alle diese Tatsachen widerstreben wirklicher Innerlichkeit innerhalb eines Welt-Völkerbundes, so unvermeidlich dieser sein kann, und scheinen zunächst den Pan-Gedanken zu empfehlen. Sehen wir uns also Pan-Asien an. Sogleich entdecken wir auch da einen Osten und Westen, die durch Rasse und Religion getrennt bleiben, wie schon der Mißerfolg Rabindranath Tagores zu meiner Zeit in Peking und Tokio zeigte. Dieser Indogermane wollte konfuzianischen Chinesen und shintoistischen Japanern eine gemeinsame Orientfront gegen den Westen anpreisen. Damit hatte er bei den Mongolen ebensowenig Glück wie mit seiner Botschaft von Asiens neuer Einheit in Europa, zumal in Mussolinis Italien.

Digitized by Google

Der pan-aſiatiſche Gedanke wird natürlich auch wieder, z. B. Tagore gegenüber, als urchineſiſche Geiſtesſchöpfung beanſprucht, genannt Ta Xa. Daß Pan-Aſien in China chineſiſch, in Japan japaniſch gedacht wird, d. h. unter entſprechender Hegemonie eines der beiden Völker, iſt klar. Die Gemeinſamkeit von Raſſe, Schrift und Buddhismus genügt nur für eine Einheitsfront gegen den Weſten, nicht aber gegen das übrige Aſien. Die Erfolgloſigkeit der pan-aſiatiſchen Konferenz von Nagaſaki bewies, daß hinter allem nur nationaliſtiſche Eigenwünſche ſtanden. Japan gibt ſich große Mühe, das nicht laut werden zu laſſen, und verſichert ſogar, ſein Krieg mit China ſei nur eine allgemein oſtaſiatiſche Auseinanderſetzung mit chineſiſchen Mandarinen geweſen. Auf religiöſem Gebiet weiß es die Sache geſchickter anzufangen, als das konſervativ konfuzianiſche China, denn es ſucht die aſiatiſchen Religionen, ſogar einſchließlich des Chriſtentums, miteinander zu verbinden, weil es ſo ſehr Harmonie und Frieden liebe, und gibt neuerdings auch bekenntnistreuen Mohammedanern in ſeiner eigenen Preſſe das Wort. Erſt kürzlich las ich in der „Japan-Times“ den langen Artikel eines „Nachkommen“ des Propheten, der nachzuweiſen beſtrebt war, daß allein im Iſlam höchſte Einfachheit, Menſchlichkeit und Freiheit zu finden ſei, die Wohltätigkeit aber im Gegenſatz zu allen anderen Religionen, wo ſie nur empfohlen werde, als geſetzliches Gebot. Und der Iſlam habe es ſtets vermieden, Miſſionare auszuſenden, denn ſein Geiſt ſei Duldung jeder andern Weltanſchauung. Japan druckt das, um Raum zu gewinnen als aſiatiſche Vormacht gegen den Weſten, wie es denn auch dauernd Japaner durch Aſien ſendet. Aber die Türken wollen ja dasſelbe, und Perſer wie Inder denken gar nicht daran, die Führung Aſiens dem nicht einmal ſtammverwandten aſiatiſchen Oſten zu überlaſſen. Der Buddhismus hat längſt aufgehört, Mittel- und Oſtaſien zu verbinden, denn die Mahayana-Form iſt aus Indien verſchwunden, und auf Ceylon ſteht der Hinayana-Buddhismus in ſchroffem Gegenſatz zu den oſtaſiatiſchen Buddhiſten, die ihre chineſiſchen bzw. japaniſchen Gottheiten gemütlich dem Mahayana einverleibt haben. Abneigung, ja Haß, wohin man in Pan-Aſien ſieht, verſteckt in nationaliſtiſchen Eigenwünſchen, die äußerlich als pan-aſiatiſche Brüderlichkeit gegenüber dem degenerierten Europa auftritt.

Mit Pan-Amerika ſieht es nicht anders aus. Gelegentlich der Tacna-Arica-Verhandlungen zwiſchen Chile und Peru ſprach ſich die chileniſche Kammer der Deputierten ja mit aller Deutlichkeit für den Zuſammenſchluß Latein-Amerikas gegen die Vereinigten Staaten aus, und Chiles früherer Präſident Aleſſandri hat nicht aufgehört, der Monroe-Doktrin eine ſüdamerikaniſche propagandiſtiſche entgegenzuſtellen. Was ſind das alles für Doktrinen! Monroe ſprach doch damals nicht einmal gegen ganz Europa, ſondern gegen die Heilige Allianz. Denken wir nun an Pan-Aſien, ſo würden Pan-Amerika und Pan-Europa zuſammen den Weſten darſtellen

Digitized by Google

gegen den Osten, dessen ganze Politik ja doch nur darauf hinausläuft — gleichviel ob in Genf oder anderswo —, das Machtverhältnis umzukehren. Wenn Ostasiaten von einer deutsch-französischen „Entente" hören, dann lächeln sie; eine fast ebenso klingende „chinesisch-japanische" fußt doch wenigstens auf dem gleichen Rassenhaß gegen die Weißen. Pan-Europa allein hätte obenein neben der östlichen Pan-Front auch noch die westlich-amerikanische. Die Begriffe Ost und West kommen immer störend dazwischen.

Bleibt noch die vielbesprochene Möglichkeit, die Pan-Unionen der Erdteile als Vorstufen zu einem entsprechend umgebildeten Völkerbund auszubauen. Wohin dann beispielsweise mit den englischen Kronländern und Kolonien? Canada und Indien werden sich als Westen und Osten doch wohl auch unter dem Pan- und Liga-Gedanken nie anders als gut englisch begegnen — England für sich allein ist ja neben den Kontinenten die einzige, politisch wirkliche Pan-Union, denn in dieser verschwindet der östlich-westliche Gegensatz.

Aus ihm herauszukommen bzw. gar nicht in ihn hineinzugeraten, muß Deutschlands vornehmste Aufgabe sein, denn kein anderes Volk ist so mitten drin: wir sind für den Osten der dort bekämpfte Westen und für unsere lieben westlichen Nachbarn einschließlich Amerikas der dort nicht minder — wenn auch zeitweise nur wirtschaftlich — bekämpfte Osten. Wir können gar nicht genug rein deutsch bleiben, innerlich wenigstens, denn internationale Polizei-Stationen werden äußerlich nicht zu umgehen sein. Bloß keine Begeisterung in der Sache selbst — darüber freuen sich unser Osten und unser Westen sicherlich nicht um unseretwillen —, denn unsere beste Pan-Union, die einzige, die Dauer verspricht im Falle der Not, bleibt doch die deutsche, und sie verbindet uns auch am leichtesten mit allen Völkern der Welt in Ost und West.

Egon Bergel
Zur Kritik des Parlamentarismus

Die politische Stimmung unseres Zeitalters ist gekennzeichnet durch einen literarisch wie praktisch gleich erbitterten Kampf gegen die moderne Demokratie und gegen die Form, in welcher sich diese Idee realisiert, den Parlamentarismus. Tatsächlich sind antidemokratische Gruppen in großer Zahl — wenigstens vorläufig — zum Sieg und an die Macht gekommen: in Rußland, in Italien, in der Türkei, in Bulgarien, Ungarn und Spanien. Daß die Feinde der Demokratie bald links, bald rechts von ihr zu suchen sind, ist für diese Betrachtung um so weniger von Bedeutung, als die demokratische Regierungsform von ihren Gegnern ohne Unter-

Digitized by Google

schied der Partei in allen Fällen gleicherweise durch die Diktatur ersetzt wurde.

Wir sind freilich nicht der Meinung, daß diese Siege nur den Anfang vom Ende des demokratischen Parlamentarismus überhaupt bedeuten, sondern glauben vielmehr, daß dieser seine Rolle noch lange nicht ausgespielt hat und daß seine zur Herrschaft gelangten Gegner die Macht wieder an ihn abgeben werden müssen. Dies aus verschiedenen Gründen. Zunächst lehrt die Geschichte, daß Diktaturen niemals Dauer haben, an die Person des Diktators gebunden sind und daher spätestens mit dem Tode des Diktators enden*. Die Herrschaftsform, die das parlamentarische Regime ablösen soll, ist daher überhaupt noch nicht erschienen. Aber selbst theoretisch ist sie noch nicht gefunden — denn der Ständestaat, der einzige konkrete und positive Vorschlag der Antidemokraten, ist keine Lösung. Stimmen nämlich die Stände (um ganz kurz auf diesen Gedanken einzugehen) auf Grund ihrer zahlenmäßigen Stärke ab (Prinzip der arithmetischen Gleichheit), so wird gegenüber dem heutigen Zustand grundsätzlich nichts geändert, sondern nur sozusagen eine neue Wahlordnung geschaffen, die übrigens den arbeitenden Klassen dauernd eine große Überlegenheit sichern würde, was keineswegs in den Absichten der Verfechter eines ständischen Regimentes liegt. Kommt aber die zahlenmäßige Überlegenheit eines Standes nicht zur Geltung, sondern stimmen alle Stände gleichberechtigt, bzw. nach ihrer (natürlich nur subjektiv zu bewertenden) „Bedeutung" im Gesellschaftsganzen (Prinzip der geometrischen Gleichheit), dann läuft dies praktisch auf die (vielfach unbewußte) Absicht hinaus, die Arbeiter verfassungsmäßig ständig zu minorisieren, ein Versuch, den sich die Arbeiter selbstverständlich nicht gefallen lassen werden und der im günstigsten Fall eine latente Revolution zur Folge hätte.

Auch die Festigkeit der großen Demokratien in Großbritannien und in Amerika, ebenso wie in den nordischen Staaten, die Rückkehr Frankreichs zu einer Politik der Linken, endlich die Tatsache, daß ein Land faszistischen Neigungen um so weniger zugänglich scheint, je mehr es industrialisiert, also wirtschaftlich am fortgeschrittensten ist, beweist, daß das Ende der Demokratie noch lange nicht gekommen ist.

Allerdings glauben wir auch nicht, daß die Demokratie die einzig mögliche, unabänderliche und endgültige Staatsform darstelle, wir sehen in ihr lediglich ein Produkt des späten europäisch-amerikanischen Rationalismus, das seine Geschichte erfüllt, seine Aufgabe zu lösen hat und erfüllen heißt schließlich auch sich selbst erfüllen, fertig werden, ein Ende nehmen.

Aber dieses Ende ist, wie erwähnt, noch nicht gekommen, ja noch nicht einmal sichtbar. Um so mehr muß uns der Kampf gegen diese heute einzig

* Daß die Diktatur Lenin-Trotzki nach dem Tode des ersteren durch eine Diktatur des Sowjet-Direktoriums ersetzt wurde, hat seine Ursache in besonderen russischen Verhältnissen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Digitized by Google

mögliche Regierungsform besorgt machen, weil er uns mit schweren, letzten Endes notwendig fruchtlosen Erschütterungen bedroht und (was gerade in der Demokratie besonders wichtig ist), das Vertrauen in die Zweckmäßigkeit der Machtordnung, die Autorität der demokratischen Idee vernichtet.

Diese Erscheinung ist ernst genug, um auf ihre Ursache untersucht zu werden. Selbstverständlich hat der Kampf gegen den Parlamentarismus nicht eine, sondern zahlreiche Ursachen, die hier nicht erschöpfend besprochen werden können. Keineswegs geht es aber an, wie dies Parteileute und Parteiblätter oft versuchen, diese Gegnerschaft lediglich aus Ressentiment, aus Klassenhaß oder entgegengesetzten materiellen Interessen oder gar aus Beschränktheit zu erklären. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Parlamentarismus, wie jede irdische Institution, wie jede Verwirklichung einer Idee Mängel hat. Diese Mängel beruhen zum Teil auf der wie immer so auch hier unvollkommenen, die Absicht nicht erreichenden Umsetzung des Ideals in die Wirklichkeit; dies sind also Mängel der praktischen Ausführung, auf die wir hier nicht weiter eingehen. Zum Teil handelt es sich aber um Mängel, die in der Idee selbst liegen, in ihr von Anfang an beschlossen, ihr immanent sind.

Die meisten politischen Ideen — so auch die demokratische — sind gar nicht politische Ideen, sondern moralische. Sie beziehen sich nur auf Politik, kommen aber von der Philosophie her. Darin liegt der grundsätzliche Zwiespalt, der freilich nicht für die Demokratie allein, sondern für fast alle politischen Ideologien charakteristisch ist — ein Zwiespalt, der niemals aufgehoben werden kann. Denn die Forderungen der Moral haben eine Ursache, die Forderungen der Politik einen Zweck, die Moral ist eine Philosophie, die Politik eine Technik. Die Moral — wenigstens die echte — ist rigoristisch, die Politik utilitarisch, die Moral kennt kein Kompromiß, die Politik ist aber die Welt der Konzessionen, des Vergleichs, des Paktierens, daher wird auch die Moral vom Gewissen, die Politik durch den Erfolg kontrolliert.

Die demokratische Idee ist entstanden im Kampf gegen das absolute Königtum und den privilegierten Ständestaat und aus der Verneinung dieser beiden damals herrschenden Mächte ist die positive Formulierung der demokratischen Forderung hervorgegangen: Nicht der König soll herrschen, sondern das Volk (Idee der Freiheit), nicht eine bevorzugte Minderheit soll entscheiden, sondern die Mehrheit ohne jede Ansehung der Person (Idee der Gleichheit). Das dritte Postulat: die Brüderlichkeit, welches einer realen politischen Auswertung gar nicht fähig ist, zeigt die moralisch-philosophische Herkunft der ganzen Idee besonders deutlich*.

* Es war daher nur konsequent, daß der literarische Vorkämpfer der Bewegung, Rousseau, ein Anhänger der unmittelbaren Demokratie, also antiparlamentarisch war. Allein dieser Gedanke war nicht in Wirklichkeit umzusetzen, darum kam es zum Repräsentativsystem. Es zeigt sich daher, daß der Parlamentarismus, der gewöhnlich als die Inkarnation der Demokratie angesehen wird, in Wahrheit das erste Kompromiß der demokratischen Idee mit dem Leben darstellt.

Digitized by Google

Daraus folgt: Das demokratische Prinzip verdankt seine Entstehung nicht Zweckmäßigkeitserwägungen, nicht einer nüchternen teleologischen Staatsräson, sondern dem revolutionären Impuls abstrakter Ethiker, die der Regierung sozusagen einen kategorischen Imperativ aufzwingen: Du kannst, denn du sollst. Man war naiv genug zu glauben, daß die gerechteste Staatsform auch die praktisch beste sei, und ahnte nicht, daß der große Riß zwischen Sollen und Sein auch mitten durch das politische Leben der Gesellschaft geht.

Die Einwendungen gegen die demokratische Idee lassen sich in drei Gruppen scheiden:

Entweder bekämpft man das Prinzip an sich als falsch, weil man seine moralischen Grundlagen nicht anerkennt, weil man ein anderes Ethos hat, das sich dann selbstverständlich auch in andere politische Postulate umsetzt.

Oder man läßt zwar das Prinzip gelten, hält aber seine Verwirklichung für unmöglich oder verderblich oder bedenklich.

Endlich aber kann man das Prinzip gerade deshalb bekämpfen, weil es seinen eigenen moralischen Grundlagen nicht entspricht, also nicht, weil es falsch, sondern weil es widerspruchsvoll ist, weil es die ihm gestellte Aufgabe nicht löst. Und dieser in der Diskussion der Frage am wenigsten beachtete Gedankengang soll hier, wenn auch nur flüchtig, verfolgt werden.

Die Grundidee der Demokratie heißt Freiheit. Dem Bürger soll die Herrschaft nicht aufgezwungen sein, er soll sie selbst gemeinsam mit allen anderen ausüben. Folgerichtig führt diese Auffassung aber nicht zur Demokratie, sondern zum Anarchismus. Anarchische Gemeinschaften sind die einzigen, die es niemals gegeben hat, weil sie eben absolut unverwirklichbar sind — sie scheiden als reine Utopie aus der auf das Leben gerichteten Betrachtung aus. Man entschloß sich daher, inkonsequent zu sein, das vermeintlich kleinere Übel zu wählen und an die Stelle der bestehenden Herrschaft der Minderheit (bzw. Alleinherrschaft) die Herrschaft der Mehrheit zu setzen. Um aber diese Institution vom Standpunkt einer rigoristischen und nicht bloß utilitarischen Ethik zu rechtfertigen, ist es notwendig, daß die Mehrheit die ihr übertragene Macht nicht ebenso mißbraucht wie die Minderheit im absoluten oder privilegierten Staate überhaupt. Daß ein solcher Machtmißbrauch auch im demokratischen Staat wirklich vorkommt, das ist die größte Gefahr für die Demokratie und die Überwindung dieser in der Idee selbst liegenden Antinomie ist das demokratische Lebensproblem *κατ' ἐξοχήν*. In der Demokratie bedeutet eben Freiheit nur Freiheit der Mehrheit, aber Knechtschaft der Minderheit — das postulierte sittliche Prinzip verwandelt sich bei seiner Realisierung in das Gegenteil.

Der absolutistische Staat hatte gegen den Machtmißbrauch zwar keine verfassungsmäßige, aber eine praktisch weit wirksamere soziale Garantie: die Revolution. Er hatte die Mehrheit gegen sich, und wenn sich der Herrscher auch mit seiner Garde von Bajonetten umgab, so ermöglichte ihm das

Digitized by Google

Heer zwar den Mißbrauch, aber nur bis zu einem gewissen Grad — eine Überspannung bedrohte ihn an Herrschaft und Leben.

Die konstitutionelle Monarchie besaß — freilich wesentlich theoretisch* — ein verfassungsmäßiges Mittel zum Schutze der Minderheit: das Veto des Monarchen. Nach der Ideologie des monarchischen Konstitutionalismus ist der Herrscher zum Schutze aller Untertanen da, er hat daher den Machtmißbrauch der Mehrheit zu verhindern. Daß dies faktisch, insbesondere den proletarischen Gruppen gegenüber, sehr häufig nicht geschieht, ist hier, wo es sich ausschließlich um eine Kritik der Idee handelt, nicht ausschlaggebend, ist aber auch häufig die Ursache für das Ende dieser Herrschaftsform. Andererseits läßt sich aber nicht leugnen, daß in der konstitutionellen Monarchie durch den Stab des Monarchen, durch das Heer, insbesondere aber durch die im Wandel der Zeiten allein beständige Bureaukratie, eine wichtige überparteiliche Gruppe gebildet wird, welche ein Richter- und Wächteramt bei Parteiübergriffen ausüben kann und diese Aufgabe in der Praxis wiederholt trefflich gelöst hat, insbesondere, wenn es sich eben nicht um Konflikte zwischen Arbeiterschaft und Bourgeoisie gehandelt hat — aber selbst in solchen Fällen war die Bureaukratie zweifellos einer antisozialistischen Mehrheitsregierung in einer Demokratie vorzuziehen.

Nur die demokratische Republik hat keinerlei Garantien gegen den Machtmißbrauch der Mehrheit, im Gegenteil, sie legalisiert ihn geradezu, sie macht ihn zum Recht: die Mehrheit *soll* herrschen, die Minderheit *muß* gehorchen. Die demokratische Verfassung überantwortet den Staat der herrschenden *Partei***. Es ist Recht, daß die Mehrheit die Beamten auf Grund ihrer Parteizugehörigkeit bestellt — ein für alle anderen politischen Systeme ganz unerhörter Vorgang (die so maßvolle österreichische Sozialdemokratie rechnet es sich öffentlich als Verdienst an, daß sie bei Übernahme der Herrschaft in Wien aus Gemeinsinn keine sozialdemokratischen Beamten angestellt hat — tatsächlich waren andere nicht immer ebenso einsichtig). Doch die Besetzung der Pfründen, die „Ämterpatronage" (Max Weber), das ist grundsätzlich nicht das wichtigste.

Aber sich dem Diktat einer Mehrheit fügen zu müssen, deren Gründe man nicht anerkennt, ist weit ärger und entsetzlicher, als von der Minderheit beherrscht zu werden — denn gegen die Mehrheit gibt es keine Revolution, zumindestens keine Erfolg versprechende. Die Mehrheit kann (wenn es nur eine echte gesellschaftliche und keine parlamentarische Scheinmehrheit ist),

* Man darf aber die psychologische Wirkung der Selbsttäuschung über den Wert solcher Einrichtungen nicht unterschätzen. ** Für diese Tatsache sind z. B. die Bestrebungen charakteristisch, den faktisch bereits bestehenden Zustand, daß ein Abgeordneter, der aus seiner Partei austritt, sein Mandat niederlegen muß, zum Recht zu gestalten. Der Abgeordnete wird eben nicht mehr als Repräsentant des ganzen Volkes betrachtet, sondern als „Mandatar" seiner Parteigenossen. Die Ausübung seines Mandates ist nicht sein Recht, sondern das seiner Partei. Damit kehren wir zu den imperativen Mandaten der ständischen Verfassung zurück.

Digitized by Google

die Minderheit knebeln, durch Auferlegung unmöglicher Lebensbedingungen zugrunde richten und dies ist dann keine Tyrannei mehr, sondern Recht! Das ist es, was so viele nicht begreifen können, die infolge ihrer nicht frei wählbaren Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe dazu verflucht sind, ewig zur Minderheit zu gehören, und die machtlos zusehen müssen, wie immer gegen sie regiert wird.

In einer bestimmten Hinsicht hat diese Tatsache bereits die Aufmerksamkeit der Welt erregt: nämlich als das Problem des Schutzes der nationalen Minderheiten. Daß selbst dieses Teilproblem keine befriedigende Lösung gefunden hat, werden wohl auch die begeistertsten Anhänger des Völkerbundes zugeben. Aber die nationalen Minderheiten haben wenigstens die theoretische Möglichkeit — und die Hoffnung ist eine gewaltige Trösterin der Menschen — bei einem Wechsel der politischen Konstellation durch Ausscheiden aus dem bisherigen Staatsverband zur nationalen Mehrheit zu werden. Keine Hoffnung, nur Trostlosigkeit bleibt aber den infolge ihrer sozialen Gruppierung ewigen Minderheiten. Hierher zählen insbesondere die geistigen Berufe. Weder zum Kapital, noch zum Proletariat gehörig, an Zahl viel zu gering, ohne Besitz äußerer Macht, haben sie in der Politik nur die Wahl, entweder Lakaien der anderen oder überhaupt nichts zu sein, und müssen zusehen, wie über ihr Schicksal ohne, ja gegen sie entschieden wird. Die Kampfstellung, die heute ein großer Teil der „Intellektuellen" gegen die Demokratie einnimmt, hat zum Teil in diesem instinktmäßig gefühlten Interessengegensatz seine Ursache.

Die Herrschaft der Mehrheit über die Minderheit ist aber nicht nur ethisch verwerflich, sondern gerade in geistigen Dingen oft kulturhemmend. Denn es gibt eben Dinge, die sich nicht durch Abstimmung entscheiden lassen, sondern die erkämpft und erobert werden müssen — gegen die Mehrheit, auch in der Demokratie. Die Mehrheit hat gegen Galilei entschieden, daß sich die Sonne um die Erde dreht, die Mehrheit hat Hexen und Ketzer verbrannt, die Mehrheit hat Sokrates zum Schierlingsbecher verurteilt, die Mehrheit hat Schiller und Beethoven hungern lassen und Scheinkünstler mit Reichtum überschüttet.

Die Usurpation des Staates durch die Mehrheit — das ist also das ethische Problem der Demokratie. Wie es zu lösen ist, ob es überhaupt zu lösen ist, das bleibe hier dahingestellt. Nur eines sei hier gesagt — mit Maßregeln politisch-legislativer Art allein kann es bestimmt nicht geschehen, sondern die Demokratie verlangt — viel mehr als jede andere Staatsform — eine besonders hohe sittliche Konstitution aller Bürger, die über die Interessen ihrer Partei, nicht nur die des Staates, sondern auch die ihrer Gegner nicht vergessen und nicht gerechte, sondern milde Herrscher sein müssen. Die Tugend der Aristokratie ist nach Montesquieu die Mäßigung, die Demokratie bedarf ihrer nicht minder. Die ganze Frage ist daher nicht nur ein politisches, sondern auch ein Erziehungs- und Charakterproblem.

Digitized by Google

Gertrud Mennicke / Gebet

Gott, wie bist Du so leise
hinter der lauten Welt!
Niemand im wirbelnden Kreise
weiß, wer die Mitte hält.

Und doch nehmen sie alle
Schwungkraft aus Deiner Ruh,
stürzen mit schwerem Falle
endlich Dir selber zu.

Denn Du gibst nur das eine
unverhüllte Gebot —
Stimme, so laut wie keine,
und doch so leise —: den Tod.

Ach, ich will Dich nicht bitten,
Daß Du lauter seist, —
Daß Du zu unsren Schritten
helle Befehle schreist.

All unser Werk zerspränge
ja zur selbigen Stund,
da Dein Wort erklänge
aus dem Schöpfermund.

Und doch ist es Dein Wille,
daß auch wir Schöpfung tun,
daß wir in Deiner Stille
weder rasten noch ruhn.

Du treibst uns selbst zum Rande
strömender Welt hinaus.
Du bleibst allein im Lande
quellender Mitte zu Haus.

Ach, ich will nicht mehr klagen,
daß Dein Raum so weit —
Will Deinen Namen sagen
durch die zitternde Zeit.

Digitized by Google

Umschau

Die fehlende Instanz Aus dem Bedürfnis des Berliner Gastwirtgewerbes, Geschäfte zu machen, ist die Polizeistunde in Berlin in diesem Winter von 1 Uhr auf 3 Uhr verlängert worden. Also in einer Zeit, wo es Deutschland wirtschaftlich miserabel geht, und in der niemand Geld hat, aber die Not der Arbeitslosigkeit erschreckend ist, sagt die deutsche Reichshauptstadt zu ihren Bürgern einfach: „Lumpt! Amüsiert euch in Tanzlokalen!" Denn wer bis um 3 Uhr aufbleibt, kann unmöglich am anderen Morgen arbeiten. Vor allem heißt diese Polizeimaßregel: „Spart nicht, sondern lebt ohne Verantwortung für die Zukunft!"

Gewiß werden die verantwortlichen Männer in der Regierung der Reichshauptstadt sagen: Unsere Berliner haben ja zu solchem Leben gar keine Zeit, das ist nur eine Einrichtung, um Fremde nach Berlin zu ziehen. Setzt man aber für das Wort „Fremde" das Wort „Volksgenossen", so offenbart sich ein ganz erschreckender Mangel an Verantwortung für die Volksgemeinschaft. Denn das gegebene Beispiel steckt an. Zuerst bei den anderen Großstädten, die nicht zurückbleiben wollen. Dann kommen die „Fremden" nach Hause, so haben sie sicher das „Amüsementsbedürfnis" in sich verstärkt, sie wollen es zu Hause ähnlich haben und schimpfen auf die „Rückständigkeit" ihres Nestes. Aber auch die Berliner, zumal die Jugend, die erst arbeiten lernen soll, werden ganz von allein von der Lebensauffassung solcher „Fremden" angesteckt. Sittliche Verkommenheit ist eine sich in Bazillen verbreitende Seuche.

In Italien sorgt Mussolini dafür, daß die Italiener nicht mehr fluchen, spucken und betteln, damit eine stolze Haltung im Volke einzieht. Wie steht es bei uns mit unserer Haltung? Steigen oder fallen wir? Jeder Bevölkerungsgruppe, der es schlecht geht, gibt man auf Abschlag einen Zipfel Wurst, denn wer hungert, ist unzufrieden. Aber niemand denkt an das ganze Volk, wenn nur erst mal ein Loch zugestopft ist, mag der nächste im Amte ein weiteres Loch zustopfen! Und dann gibt es ja so schöne moderne Phrasen! Wer mag sich hier dem Wort „Hebung des Fremdenverkehrs" entgegenstemmen? Dieses Wort bedeutet doch „Ströme Goldes". Zwar wurde schon vor dem Kriege in Berlin so widerwärtig gelumpt wie in keiner anderen europäischen Großstadt — auch nicht in Paris —, aber das nannte man damals „wirtschaftlichen Aufschwung". Heute sehen wir klarer, es ist „wirtschaftliche Verkommenheit".

Eigentlich müßte die Kirche* gegen den Berliner Geist, der sich in der laschen Polizeiverordnung ausprägt, Front machen. Aber sie hat keinen Einfluß mehr auf

* Der Protestantismus überließ es der katholischen Kirche, Protest zu erheben. Nach Zeitungsberichten hat Anfang Dezember der Breslauer Fürstbischof, Kardinal Bertram, an den preußischen Innenminister eine Eingabe gegen die Verlängerung der Polizeistunde gerichtet. Es heißt dort sehr richtig: „Je stärker und rücksichtsloser Arbeitgeberverbände (Vertreter des Alkoholkapitals) die öffentliche Meinung im Sinne voller Freigabe ungezügelten Genußlebens zu beeinflussen versuchen, desto ernster muß das deutsche Volk verlangen, daß die leitenden Stellen pädagogisch und prophylaktisch diesem Einflusse entgegentreten in vollem Bewußtsein der Verantwortung, die der Staatsregierung vor Gott und vor dem ganzen Volke obliegt."

Digitized by Google

die Gestaltung des Volkslebens. Die nächsten dazu wären die Philosophen an unseren Universitäten. Die schreiben zwar dicke Bücher über Fichte und seine Zeit, aber um auf ihre Zeit bestimmend einzuwirken, fehlt ihnen die Kraft, aus dem Leben selbst heraus gestaltend zu leben. Sie verwalten einfach die Schätze der Vergangenheit. Die Politiker aber sitzen preisend mit viel schönen Reden um den Gott Mammon versammelt im Reichstag. Das „Freie Bahn dem Tüchtigen!" hat noch keinen neuen Freiherrn vom Stein in ihre Mitte geführt. Politik machen bedeutet heute Hemmung von Charakteren und Kultivierung von opportunistischen Mittelmäßigkeiten. Denn die Parole unserer Wurstelpolitik ist: „Anpassung an die Verhältnisse", aber nur nicht „Gestaltung der Verhältnisse".

Also wäre das Heilmittel Diktatur oder Monarchie? Nur gemach, welch einzelner Mensch kann bei der Kompliziertheit des heutigen Staats und Wirtschaftslebens noch die Verantwortung tragen! Es ist etwas ganz anderes nötig. Das deutsche Volk, oder besser gesagt, die Besten des deutschen Volkes müssen in irgendeiner Weise aus innerem Auftrag heraus einen Mittelpunkt schaffen, der das Gewissen des deutschen Volkes zum Ausdruck bringt. Die öffentliche Meinung wird heute im Auftrag von Drahtziehern gemacht, ein öffentliches Gewissen, das aus dem Volksinstinkt gewachsen ist, gibt es nicht mehr. Kein Verein, keine Akademie, keine Beamteninstanz kann heute ein solches wieder schaffen, sondern nur ein lebendiger Organismus, der sich aus den schöpferischen Kräften des Volkes bildet, und sich mit ihnen wandelt. So ist die Forderung der heutigen Zeit: der heimlich offene Bund Lagardes. Die Not erfordert ihn.

Wie ist dieser aber zu organisieren? Er darf überhaupt nicht organisiert werden, sondern er muß sich selbst gestalten. Mein Vorschlag wäre: Ein Dutzend aufrechte deutsche Charaktere, die durch die Tat ihre Berufung bewiesen haben, indem sie zutiefst im deutschen Geist, der dem Metaphysischen zugewandt ist, handelten, treten zusammen und schaffen zuerst ein Forum für die Öffentlichkeit. Zugleich organisieren sie Zellenbildung. Derart, daß sie wieder in irgendeiner Form, die um Gotteswillen nicht die eines Vereins sein darf, die schlagwortfreien schöpferischen Kräfte des deutschen Volkes zu sich heranziehen. Die Stillen im Lande brauchen einen Sammelpunkt, sie müssen heute dazu kommen, ohne großen Lärm sich logenmäßig zu einen, wie es einst die Rosenkreuzer oder Illuminaten taten.

Dem Berliner Schlachtruf „Auf zur Lumperei!" sollte die Provinz möglichst bald den Schlachtruf „Deutscher, werde wesentlich!" entgegensetzen!

Eugen Diederichs

Das Übel an der Wurzel packen!

Nachstehende Ausführungen wurden geschrieben im Anschluß an eine anläßlich des Gesetzentwurfs gegen Schund und Schmutz vom Stuttgarter Goethe-Bund einberufene Versammlung. Die in dieser Versammlung zutage getretenen Gegensätze gewinnen über das lokale Interesse hinaus insofern allgemeine Bedeutung, als sich in ihnen der Kampf zweier Weltanschauungen kennzeichnete, die sich immer gegenüberstehen werden. Es bedurfte nur dieses besonderen Anlasses, um wieder einmal diese beiden gegensätzlichen Welten klar erstehen zu sehen: die Betrachtungsweise des sich als berufenen Hüter der sittlichen Ordnung fühlenden Staatsbürgers und die Einstellung des Künstlermenschen.

Digitized by Google

Im Hinblick darauf, daß der Meinungsstreit über diesen Gesetzentwurf, der bereits vom Parlament sanktioniert ist, die Öffentlichkeit noch immer stark beschäftigt und aller Voraussicht nach auch noch eine Weile in Atem halten wird, dürften die nachfolgenden Ausführungen für die „Tat"-Leserschaft von Interesse sein.

Nachfolgend soll versucht werden, vom Standpunkt des künstlerischen Menschen aus der „anderen Seite" begreiflich zu machen, inwiefern sich der Künstlermensch gegen dieses Gesetz stellen muß. Es bedarf wohl in diesem Zusammenhang keiner ausführlichen Versicherung, daß auch die Männer, die den vorliegenden Gesetzentwurf ablehnen, nicht weniger sittliches Verantwortungsgefühl besitzen, als die eifernde Partei derjenigen, die sich besonders für die Wahrung sittlicher Güter berufen fühlt.

Über das allgemein gültige Maß sittlichen Verantwortlichkeitsgefühls hinaus hat der Künstlermensch ein stark ausgeprägtes Empfinden für Werte, die der lediglich konventionell eingestellte Mensch nicht kennt. Hieraus soll für die betreffende Gruppe natürlich keineswegs ein belastendes Moment konstruiert werden, sondern hiermit soll nur auf einen für die Beurteilung des angeschnittenen Themas sehr wesentlichen Umstand hingewiesen werden, nämlich den, daß sich der lediglich konventionell eingestellte Mensch infolge der Erziehungsmethoden unserer Zeit nicht die Kräfte bewahren konnte, um mit den Gestaltungskräften der Welt stets so im Einklang zu empfinden und zu leben, wie es dem Künstlermenschen aus Instinkt, Natur und Allverbundenheit entspricht.

In dem Meinungsstreit über den Gesetzentwurf tritt, gleichviel, wo er stattfindet, immer wieder eines in den Vordergrund, nämlich, daß hier Ursache und Wirkung verwechselt wird und daß die Eiferer immer nur die Wirkung und diese durch eine Gegenwirkung beseitigen wollen, während die andern nach der tieferen Ursache suchen.

Es kommt gewiß nicht von ungefähr, daß es allerorten gerade die Künstlerschaft ist, die sich gegen den Gesetzentwurf wendet, während sich auf der anderen Seite die sittlich Entrüsteten als unbedingte Befürworter des Gesetzentwurfs bekennen. Gehen wir nun dieser Erscheinung auf den Grund, so erkennen wir, daß in dieser polaren Wesensäußerung der alte Gegensatz zwischen Illustration und Gestaltung und zwischen Inhalt und Form durchbricht. Und dieses Moment, daß die meisten Gegenwartsmenschen in einer völligen Verkennung dessen leben, was wir mit Form bezeichnen, erklärt es auch, daß nicht nur die Produktion von Schmutz und Schund ein derartiges Ausmaß annehmen konnte, wie es gegenwärtig der Fall ist, sondern daß auch die ganze Sachlage von völlig falschen Voraussetzungen heraus beurteilt wird.

Es wird großer Mühe bedürfen, um all die Staatsanwälte, Schulmänner und Volkserzieher, soweit sie sich als sittlich Entrüstete fühlen und gebärden — um ihnen allen klarzumachen, daß dieses Gestaltungs- und Form-Moment viel höher steht und von viel nachhaltigerer Wirkung ist als das, was sie hinsichtlich der Beurteilung der Lebensvorgänge vom lediglich inhaltlich und illustrativ betrachtenden Standpunkt aus vorzubringen haben.

Ich glaube sogar sagen zu müssen, daß, wenn eine Kommission gegen den Schmutz und Schund aus lauter Künstlern bestehen würde, daß dann die Regelung

Digitized by Google

dieser Angelegenheit von viel strengeren Gesichtspunkten aus erfolgen würde als dies die Entrüstungsapostel je vermögen.

Wenn ich des weiteren als Erzieher spreche — und ich möchte hier, ganz abgesehen von den hinlänglich bekannten und zweifellos auch sehr wichtigen wirtschaftlichen und sozialen Gesichtspunkten die zur Behandlung stehende Frage in erster Linie vom Gesichtspunkt des Künstlermenschen und Erziehers aus klären helfen — so wird beispielsweise schon durch die allgemein gültige Kinderfibel, die an und für sich als gewiß nützliches Instrument gelten kann, um den Kindern das Lesen und Schreiben zu erleichtern, unweigerlich mehr Sinn für Echtheit und Wahrheit verdorben als dies oberflächlich urteilende Sittlichkeitsfanatiker je wahr haben wollen. Allein das Satzbild und die ganze Illustrationstechnik (vom Pädagogischen und Sprachlichen ganz zu schweigen) spricht dem Hohn, was ich, um mich ganz unzweideutig und auch für den religiösen Menschen verständlich auszudrücken, unter „Organik" verstehe, ohne die eine göttliche Weltordnung nicht denkbar ist. Wenn dieses dem Kinde ursprünglich innewohnende Gefühl für Organik und Rhythmus, das sich in seiner ganzen Natur zu erkennen gibt, durch ein solches Instrument, wie es die Fibel darstellt, vernichtet wird, so ist das zweifellos eine so große Sünde wider den heiligen Geist, wider die Wahrheit und Echtheit, wie sie stärker kaum gedacht werden kann.

Vielleicht wird gerade an diesem Beispiel deutlich, was die Künstlerschaft meint, wenn sie sich dem widersetzt, daß eine Kommission von lediglich — im besten Sinne des Wortes — ehrenwerten Männern mit der Durchführung des vorbereitenden Jugendschutzgesetzes betraut wird. Die Öffentlichkeit darf davon überzeugt sein, daß gerade eine solche Kommission, von einem höheren Standpunkte aus gesehen, in vielen Fällen den größten Schund durchgehen lassen wird, den der Künstler unbedingt verwerfen würde. Es würde sich hierbei eben wieder das geltend machen, daß eine solche Kommission nach dem Inhalt fragt und ohne weiteres eine Gestaltung ablehnt, wenn ihr der Inhalt anstößig erscheint; bedeutungslos wäre für sie in einem solchen Fall, daß das Werk mit einer besonderen Schaukraft aus einem tiefen Wahrheitsbedürfnis heraus Vorgänge des alltäglichen Lebens in die reine Sphäre des Schöpferischen hinaufhebt und dadurch im höchsten Maße veredelnd wirkt.

Ich kann mir kaum einen besseren Beweis dafür denken, wie ein an und für sich guter Gedanke in den Händen von unkünstlerischen Menschen zu den größten Mißständen führen kann, als das Beispiel der Arbeitsschulidee. Hier waren es Schulmänner, die einen guten pädagogischen Gedanken grotesk verzerrten und in seiner Verwirklichung das Gegenteil von dem bewirkten, was eigentlich beabsichtigt war. — Es handelte sich hierbei ursprünglich darum, daß das subtilste Werkzeug des Menschen, die Hand, dabei mithelfen soll, aus der abstrakt-gehirnlichen Sphäre der Schule der letzten Jahre herauszukommen, um an Stelle des leblosen Begriffs die lebendige Gestaltung, das innerlich erschaute Bild zu setzen. Es war die Absicht, aus der Einführung in den Werkstoff heraus die Welt in ihrem tiefsten Wirken bildnerisch zu erleben und dank der durch schöpferisches Gestalten gewonnenen Erkenntnis den uns umgebenden Erscheinungsformen über ein rein oberflächliches, begriffliches Erfassen hinaus nahezukommen und sie mit intuitiver Schaukraft zu durchdringen. Aber die zur Ausführung dieses großen Gedankens Berufenen, die Lehrer, haben meist nur eine abschreckende Verzerrung des

Digitized by Google

ursprünglichen Gedankens zustandegebracht, indem sie das kostbare Werkzeug der Hand und den in herrlicher Bereitschaft liegenden Werkstoff lediglich dazu mißbrauchten, ihre Begriffe zu illustrieren, wodurch natürlich das Übel, das bekämpft werden sollte, insofern noch schlimmer wurde, als jetzt, infolge der Zuhilfenahme der Hand als Mittel zur Verbegrifflichung, die schöpferischen Kräfte im Kinde auch von dieser Seite untergraben wurden, nicht wie vordem, nur von einer Seite der Intellektualisierung und Mechanisierung her. Daß bei einer solchen Verfälschung von der ursprünglich gewollten Weckung des Gefühls für die Form und für die Gestaltung keine Rede mehr sein kann, erhellt von selbst.

Es muß aber gerade im Zusammenhang mit dem Generalthema, das uns hier beschäftigt, gesagt werden, daß die stärkere Hineinbeziehung des bildnerischen und gestaltenden Moments in die Schule das vorzüglichste prophylaktische Mittel im Kampf gegen Schmutz und Schund gewesen wäre, denn es ist eine bekannte Tatsache, daß vornehmlich die Stundenproduktion, weil sie aller künstlerischen und gestaltenden Momente entbehrt, zu ausgesprochen illustrativen Mitteln ihre Zuflucht nehmen muß, um bestehen zu können. — Diese überwiegend illustrativen Mittel sprechen am stärksten sensationell an, und zwar allein schon deshalb, weil der heutige Mensch durch ein völlig verfehltes Erziehungssystem einerseits zu einem Begriffsillustrator herabgesunken und andererseits so mechanistisch gedrillt ist, daß er nur noch auf Illustrationen plumpester Art reagiert, eben weil in ihm die Organe verkümmert sind, um Form gewordene Wahrheiten zu erkennen und aufzunehmen.

Dies dünkt mich ein typisches Beispiel dafür zu sein, wie eine scharfe Waffe, wie sie eine stärkere Einfügung des bildnerischen und gestaltenden Momentes in die Schule im Sinn des Jugendschutzes zweifellos bedeutet hätte, durch die ausführenden Organe abgestumpft wurde. Auf diese Weise wurde der positive Jugendschutz, der darin gipfelt, den Schüler innerlich so kräftig zu machen, daß er instinktmäßig den Kitsch, den Schund und die schlechte Illustration verwirft, wieder einmal durch den Typus des ausgesprochen unkünstlerischen Menschen hintangehalten, und es entbehrt gewiß nicht einer gewissen Tragikomik, daß ausgerechnet diese Kreise jetzt nach einem Jugendschutzgesetz schreien. Handelt es sich bei diesem Gesetz wirklich um die Jugend, oder sollte sich nur das schlechte Gewissen derjenigen melden, die als eifrige Förderer eines verfehlten Erziehungssystems jetzt angesichts der schlimmen Folgen in Parageaphen und Verboten der Weisheit letzten Schluß erblicken?

Gelänge es, eine mehr auf den Sinn für Organik, Qualität und Material- und Wesensechtheit gestellte neue Erziehung schon in dem werdenden jungen Menschen den Instinkt für das Gute zu höchster Entwicklung zu bringen, so wäre es unmöglich, daß so viele Menschen beispielsweise auf die Hochflut des photographierten Aktkitsches hereinfallen, der sich gegenwärtig unter der Flagge von allerlei Kraft und Schönheit und von Sportzeitschriften, Magazins usw. breitmacht, ganz abgesehen davon, daß es künstlerisch einen Mißgriff bedeutet, Akte zu photographieren, da nur durch die künstlerische Gestaltung der Akt von all dem Negativen befreit wird, das ihm naturalistisch anhaftet.

Wenn ich mir auch darüber klar bin, daß viele von denen, die mit der sittlichen Entrüstung aufstehen und zu Bett gehen, meine Ausführungen kopfschüttelnd lesen und — mißverstehen werden, so glaube ich doch zusammenfassend sagen zu

Bibliothek der Ges. d. Fr. Vaterland Sa Reinburg

Digitized by Google

müssen, daß die an der kulturellen Zukunft unseres Volkes in höchstem Grade mitverantwortliche Geistesmenschheit — zu ihr gehört der Künstlermensch und der wegbereitende Pädagoge — allen Grund hat, dem vorbereiteten Gesetz zur Bekämpfung des Schmutzes und Schundes zu mißtrauen und ihm schärfsten Kampf anzusagen, deshalb weil dessen Durchführung ausschließlich oder überwiegend den „Rechtdenkenden" anvertraut ist.

Albrecht L. Merz

Leiter des Stuttgarter „Werkhauses mit Werkschule"

Der Weltkrieg im Spiegel der Dichtung

Unzweifelhaft wird der Weltkrieg, als das ungeheuerste Ereignis der Geschichte, Epoche machen: eine Zeitwende heraufführen und zum mindesten die Dichtung in ebenso entscheidender Weise beeinflussen wie der siebenjährige Krieg Friedrichs des Großen und die Napoleonischen Kriege. Mit nichts zu vergleichen ist die seelische Erschütterung, die er dem Menschengeschlecht gebracht hat, indem er es, mit seinem Massensterben, seinem Unberechenbaren, seiner Dämonie unmittelbar vor die Frage nach dem Sinn des Lebens stellte. Es beweist die Schwäche des Christentums, dessen Zusammenbruch viele im Rasen des Weltkrieges zu erkennen glaubten, daß dieser grenzenlosen Vernichtung menschlichen Lebens, aufgepeitschten Hasses von Völkern und Rassen nicht eine übermächtige Welle christlichen Empfindens, brüderlicher Liebe entgegenflutete und sie verschlang — daß vielmehr diese Gefühle und Bestrebungen allein im Sozialismus und Kommunismus Unterschlupf fanden, die darin das weltbürgerliche Erbe des Christentums antraten. Daß dabei der Pazifismus sich zur Unterwürfigkeit unter den Feind, zur Preisgabe der Anliegen des eigenen Volkes erniedrigte, zeigt die Irreführung und Wirrnis der öffentlichen Meinung und daß es vor allem darauf ankommt, im Kampf der geistigen Strömungen unseres Zeitalters einen festen Standort zu gewinnen.

Wer vermöchte das Geschehen des Weltkrieges in seinen riesenhaften Ausmaßen im Spiegel der Dichtung aufzufangen! Nur allmählich, in Ausschnitten, wird sich das Drama, der Roman, schließlich das Epos dieser unerhörten Ereignisse bemächtigen. Undenkbar, daß man mit den hergebrachten Mitteln des historischen Dramas, wie sie etwa Wildenbruch verwendet, diese Stoffwelt meistern könnte. Der Dichter wird vielleicht überhaupt zunächst nicht die Masse der äußeren Begebenheiten darstellen, die ihn erdrückt, sondern das seelische Erlebnis des furchtbaren Krieges, das den Menschen im Innersten aufwühlte, der an der Front diese Hölle erlitt, die ihn an die Grenze des Übersinnlichen führte — das in Todesschauern einen neuen Menschen schuf. Statt des Äußerlichen das Innerliche. Statt des Christlichen das Heroisch-Tragische.

Wenn dies die Absicht Raynals war, in seinem Schauspiel „Das Grabmal des unbekannten Soldaten" (das das Theater am Schiffbauerdamm in Berlin allabendlich spielt), so ist dies dem Dichter außerordentlich gelungen. Dies schöne edle Werk, frei von jeder Phrase, von Nationalismus und Romantik, gereicht der französischen Literatur, ja der Weltliteratur zur Ehre; es ist wahrhaft ein document humain; bedauerlich, daß die deutsche Literatur nichts hervorgebracht hat, was sich mit dieser Schöpfung auch nur entfernt messen kann.

Daß der Dichter imstande gewesen ist, mit nur drei Gestalten — Vater, Sohn

Digitized by Google

und dem ihm anverlobten Mädchen (Aude) — mit den einfachsten Mitteln uns einen Abend lang zu fesseln, daß er im Rahmen von drei Aufzügen, bei völligem Verzicht auf die herkömmlichen Mittel der Bühne, in knapper gedrungener Sprache uns das seelische Erleben dieser schicksalverbundenen Gestalten aufs eindringlichste anschaulich macht — die Heimkehr des Soldaten zu den Seinen auf wenige Tage, die Erwartung der Braut, des Vaters, die nächtlich geplante Trauung, deren Absage infolge des eingetroffenen, zuerst verheimlichten Telegramms, das den Bräutigam sofort in die Front zurückruft, wo ihn, infolge Versprechens, das ihm den Urlaub verschaffte, der sichere Tod erwartet — der Wunsch des bis ins Mark getroffenen Mädchens, ihm vor dem bitteren Ende ganz anzugehören — die Liebesnacht gleichsam an der Schwelle des Todes — die Entdeckung dieses Frevels gegen Herkommen und Sitte durch den Vater, dessen Zorn wegen des ihm anvertrauten, eifersüchtig gehüteten Geschöpfes — die Empörung des Sohnes, der Zusammenprall der Männer, die höhere Macht des Krieges, der sich schließlich der Vater bezwungen beugt, der einstimmige Ausklang — der Abschied des Todgeweihten, der doch kein „Held" sein will — kurz, das Ringen dieser Menschen mit dem unerbittlichen Schicksal: daß der Dichter imstande gewesen ist, dies ergreifende Seelengemälde vor uns hinzustellen, in Worten und Sätzen, die, der Wirklichkeit entnommen und doch höhere Wirklichkeit, doch künstlerisch gestaltet, die Empfindungen und Gefühle der Menschen mehr zurückhaltend und andeutend ausdrücken als sie redselig enthüllen und preisgeben: das muß mit größter Bewunderung erfüllen. Für das Ganze ist auch die novellistische Form denkbar; aber das Werk ist als Bühnendichtung meisterhaft und des großen Gegenstandes würdig. Es ist unser Leben, das sich hier vor unseren Augen abspielt: alle Völker, die an dem ungeheuren Ringen teil hatten, müssen sich in diesem Spiegelbilde erkennen: sie sehen ihr eigenes Leid, gewahren ihr gemeinsames Schicksal und ziehen daraus vielleicht die Lehre, die ihnen die Gottheit einprägen wollte, als sie den Ausbruch dieser Weltkatastrophe zuließ, um aus diesem Stahlbade ein neues geläutertes Geschlecht erstehen zu lassen, das allen Schein von sich abtut und nur dem Echten und Großen nachstrebt. Ernst Wachler

Das Grabmal des unbekannten Soldaten

Leider hat die Übersetzung von „Le tombeau sous L'Arc de Triomphe" mit „Grabmal des unbekannten Soldaten" zu einem Irrtum geführt, der noch durch die Einführungsworte verschiedener Theater bestärkt worden ist. Es wird der Gedanke verbreitet, daß die Franzosen in allumfassender Menschenliebe dieses Denkmal des unbekannten Soldaten zum Gedächtnis aller auf den Schlachtfeldern gefallenen namenlosen Helden errichtet hätten, als Zeichen einer blutdunklen Vergangenheit und Meilenstein zu einer hoffnungslichten Zukunft.

Infolge dieser Erläuterungen verbreitet sich bei uns immer mehr eine gläubige Ehrfurcht vor der völkerversöhnenden Idee des Pariser Grabmals. Und da diese falsche Vorstellung von dem Sinn jener Totenehrung durch bewußte oder unbewußte Propaganda beinahe zu einem Glaubensbekenntnis erhoben wird, und in Paris schon wiederholt zu den peinlichsten Zwischenfällen geführt hat, ist es unbedingt wichtig, auf diesen Irrtum einmal hinzuweisen.

Das Grabmal ist keineswegs schlechthin dem „unbekannten Soldaten" gewidmet,

Digitized by Google

sondern es trägt die patriotische Inschrift: „Ici repose un soldat français inconnu". Errichtet wurde der Sarkophag m. W. zur Zeit der Ruhrbesetzung, d. h. zu einer Zeit stärkster seelischer und geistiger Spannung zwischen Frankreich und Deutschland. Es ist den Franzosen gar nicht in den Sinn gekommen, einen anderen Krieger ehren zu wollen als nur ihren eigenen namenlosen Soldaten, und zwar nur ihren Soldaten! Deshalb können die Franzosen unsere Pietät gegenüber ihrem Tombeau sous l'Arc de Triomphe gar nicht verstehen. Die ruhigen französischen Kreise empfinden dort — durchaus mit Recht — unsere Einmischung zum mindesten als unerwünscht, die Nationalisten sogar als eine Herausforderung. Man stelle sich vor, daß an einem deutschen Kriegerdenkmal, im Herzen Deutschlands, immer wieder französische Kränze niedergelegt werden, so würde uns dies nicht nur sehr eigenartig, sondern auf die Dauer auch höchst peinlich berühren. Die Massen der Völker und namentlich diejenigen in die Millionen zählenden Kreise, welche durch den Verlust von Angehörigen persönlich betroffen worden sind, haben noch nicht die nötige Distanz zu den Ereignissen des Krieges, als daß man gegenseitig öffentlich und demonstrativ ihre Toten ehren könnte. Deshalb wäre Zurückhaltung gegenüber dem französischen Grabmal pietätvoller als die herausfordernde Verallgemeinerung einer Idee, die durchaus national gemeint ist und immer von den Franzosen als national empfunden werden wird. Wir sollten uns darüber klar sein, daß ein Grabmal des unbekannten Soldaten noch nicht besteht, daß das französische Grab im Pariser Siegesbogen nur zur Ehrung eines ganz bestimmten Soldaten, nämlich des französischen, errichtet worden ist. Das „Grabmal des unbekannten Soldaten", wie wir Deutschen gewohnt sind zu sagen, ist also eine ausschließlich französisch-nationale Angelegenheit.

Wer nur einigermaßen den französischen Geist versteht, der wird es auch gar nicht anders erwarten. In diesem Lande kann es nur eine vaterländische Heldenverehrung geben. Das deutsche Volk allein mit seiner eigenartigen, alles verstehenden Geistigkeit wäre trotz aller Schmerzen und Verluste fähig, dem „unbekannten Soldaten schlechthin" ein Denkmal zu setzen, ein anderes Volk hat es nie getan und wird es auch nie tun!

Ilse Brauer

Der Nobelpreisträger Bernard Shaw

Zunächst: Ist Shaw ein Dichter? Zum Dichter gehört zweierlei: eine echte Leidenschaft und sodann der heilige Zwang und die Fähigkeit, diese Leidenschaft in Sprache laut werden zu lassen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Shaw eine Leidenschaft hat, nämlich Gesellschaftskritik und Satire. Das ist vorderhand eine passionierte Haltung, wie sie viele Menschen den verschiedensten Dingen gegenüber einnehmen können. Wichtiger aber ist, ob diese satirische und kritische Leidenschaft ihren restlosen und einheitlichen Ausdruck gefunden hat, im tiefsten Sinne Form geworden ist. Oder anders gesagt, ob die Form, in welcher die Äußerungen dieses Geistes uns vorliegen, einer wirklichen inneren Nötigung entspringt. Da nun aber die vorwiegende Mitteilungsform Shawschen Schaffens das Drama ist, so verengert sich die Frage dahin, ob Shaw wirklich ein geborener Dramatiker sei.

Aus zwei Gründen läßt sich das mit einer Bestimmtheit verneinen, die der Achtung vor diesem glänzenden Geist keinen Eintrag tut. Der erste dieser Gründe beruht auf einer scheinbaren Äußerlichkeit: den Shawschen Vorreden zu den

Digitized by Google

Dramen. Diese Vorreden, geistsprühend und selbstgenügsamen Umfangs, wie sie sind, stellen allein schon die ausschließliche Notwendigkeit der dramatischen Form in Frage. Shawsche Vorreden statt Shawscher Dramen, würde das nicht genügen? Freilich, die Wirkung auf das europäische Publikum wäre nicht so unmittelbar. Aber die Unmittelbarkeit und Wirksamkeit der dramatischen Form an sich ist noch kein zwingender Beweis dafür, daß es sich um ein mit Naturmacht gewachsenes Drama handelt. Ein Dichter, der dieselben Gedanken und Empfindungen ebenso treffsicher und witzblitzend in erklärenden, das heißt doch irgendwie episch erörternden Vorberichten zu geben weiß, bekennt entweder, daß die Charakteristik der Personen und Umstände des Dramas ergänzungsbedürftig sei (was nichts anderes besagt, als daß er sich einer ungenügenden Exposition innerhalb des Stücks bezichtigt) oder er beweist durch seine hemmungslose Freude an diesen Vorreden unwillkürlich, daß sich der Stoff ebensogut mit anderen Mitteln hätte entfalten lassen. So weckt er selbst den Verdacht, das folgende möchte nur dialogisierte Geschichte sein, welche nicht die Höhen und Tiefen einer zwiespältigen und kämpferischen Seele umspannt, sondern sich nur in der Ebene verstandesmäßiger Dialektik entfaltet. Und wirklich: Shaw ist wesentlich lebendiger, beweglicher Intellekt aufklärerischen Gebahrens in einer Zeit, die sich allerdings beileibe nicht eingestehen möchte, noch irgendwie aufklärungsbedürftig zu sein. Darin hat er nur einen Vorgänger: Voltaire, und er teilt mit ihm das Schicksal aller agitatorischen Geister, keine notwendigen Formen zu zeugen, sondern verschiedene Gattungen spielend für ihre Zwecke zu nutzen, höchstens bewußt die treffsicherste auszuwählen. Tatsächlich hat Shaw dem Drama nur um seiner unmittelbaren Wirkung willen, somit aus kluger Berechnung und nicht aus innerem Formzwang heraus, den Vorzug gegeben.

Der zweite Grund aber ist innerlicher und wesentlicher Art: das ist der Mangel an wirklich dramatischer Leidenschaft. Nirgends trifft man innerhalb des Shawschen Bühnenkunstwerkes ein Pathos, das dem Scharfsinn und der biegsamen Stärke seiner bedingenden Geister irgendwie gewachsen wäre. Seine Dichtung ist der geistreiche Monolog eines sich selbst zerteilenden und abspaltenden Mephisto, nur scheinbar eine Auseinandersetzung mit faustisch pathetischen Gegenspielern. Sein Drama lebt nicht von einer Spannung gegensätzlicher Welten, wie dasjenige Ibsens, es ist nur das wirksamste Mittel eines angriffslustigen Reformers. Man betrachte Shaws Gesicht: Jeder Zug mephistophelisch. Man betrachte Ibsen: wie groß vereint sein Antlitz die Doppelwelt seines Innern, den gläubigen und den entwertenden Menschen, die leidvolle Feierlichkeit des Richters und das bewegte Spiel sarkastischer Teufeleien. Shaw ist einseitig, weil ihm die große unversehrbare Dichter-Leidenschaft mangelt. In seiner Welt fehlt jene Großmacht, die zu aller Verneinung als Widerspiel gehört, die der Verneinung überhaupt erst Gewicht zu geben vermag. Goethe hat die Zwiefalt von Ironie und Pathos, von wertsetzendem Empfinden und abschätzendem Geist, kurzum von Faust und Mephisto so sehr zum vorbildlichen Symbol unserer Menschheit gestaltet, daß die Unvollständigkeit eines vorwiegend oder ausschließlich ironisch gesehenen Daseinsbildes enttäuschen muß.

Zwei Dinge verhüllen diese tatsächliche Halbheit des Shawschen Weltaspekts: die Geschicklichkeit, mit welcher Shaw das ihm fehlende Pathos als altmodischen romantischen Ladenhüter lächerlich zu machen verstand, und das Schein-Pathos

Digitized by Google

seiner Alters-Dichtung, das die kühle Abendröte eines sarkastischen Geistes ist und doch als eine Wärme aus anderen Seelenzonen mißverstanden wurde. Dies alles vermag den tiefer Blickenden jedoch nicht darüber hinwegzutäuschen, daß der witzigen Helle und Schärfe des Shawschen Verstandes das gegensätzliche Dunkel fehlt. Um dieses Helldunkels der Seele willen aber wird ein Dichter wie Henrik Ibsen einem Schriftsteller vom Range Bernard Shaws jederzeit so überlegen sein, wie . . . man verzeihe die gewisse drastische Übertreibung in diesem Vergleich . . . etwa Rembrandt über einen geistreichen Karikaturisten vom Schlage Olaf Gulbranssons hinausragt. Oder hat die witzige, kühle, unplastische Arabeske die Licht- und Schattenwelten eines heroischen Seelenlebens schon ganz verdrängt?

Aber die Europäer von heute lieben Shaw. Weil auch sie ihren Mangel an edelster Weltleidenschaft nur noch durch die geistreiche Abschätzung unbedingter Werte ertragen können. Der Spießbürger verschlingt die grobkörnigen, leichter verständlichen, der Gebildete die feinern Witze und reizvollen Widersprüche, der Snob aber und geriebene Verstandesmensch erlebt in Shaw ein prickelndes sozialistisches Abenteuer. In seine Loge fährt der agitatorische Witz des Iren nicht als sprengende Bombe, sondern als Knallerbsen-Regen, der nicht viel mehr verursacht, als einen feinen Nervenkitzel über dem ruhigen Grundgefühl von der Unerschütterlichkeit und Gottgewolltheit der jetzigen Welt- und Wirtschaftsordnung. Tresorsichere Kapitalisten lassen sich von Tolstoischen Einaktern höchst unfreiwillig bis ins innerste Gewissen ergreifen, aber von Shaw fühlen sie sich höchstens unter einer recht gefahrlosen Spannung elektrisiert. Wenn man die Menschheit nicht erschüttern kann, muß man sie mindestens kitzeln. Daß Shaw dies kann, läßt sich schwerlich bezweifeln. Dem Sozialismus hat Shaw durch seine zivilen Bekenntnisse und Zugehörigkeiten mehr genützt als durch seine Kunst. Ja, man kann der letztern sogar den Vorwurf machen, daß sie den Sozialismus zu einem Reizmittel des Genießertums entwertet hat.

Kenner irischen Wesens und englischer Zustände sagen, daß man Shaw aus den Bedingungen seines Stammes, aus dem Gepräge seiner engeren Mitwelt heraus verstehen müsse. Es wird den wenigsten möglich sein, sich so in das Besondere, Raum- und Zeitbedingte an Shaw zu versenken. Für uns ist er zunächst einfach Träger eines europäischen, ja eines die Welt durcheilenden Ruhms. Und das Problem ist das: ob dies irisch-englische Grundwesen zu bleibender europäischer Bedeutung durchdringen, ob eine derartige Stammesgabe zu einer Schicksalsform des Menschengeistes werden kann. Ob Keltenwitz zur Weltfähigkeit berufen ist, ob Lloyd Georges Politik und Shaws Schriftstellertum, überhaupt alle bis zu berückender, blendend heller Vollendung gesteigerten Fähigkeiten klugen und sarkastischen Geistes ihren Rang behaupten werden vor dem Dämonischen, das sogar noch unsere entgötterte Welt durchfunkelt.

Jedenfalls geriet der Shawsche Witz in eine Zeit, die dafür empfänglich war und sich dessen fremdstämmische Besonderheiten schmecken ließ. Es war ein Witz von der Höhe und Helle, wie ihn das intellektualisierte Europa brauchte und dazu mit einem reizvollen Beigeschmack zwar nicht attischen, aber immerhin irischen Salzes.

Dies alles scheint von üblicher Huldigung erheblich abzuweichen. Vielleicht ist es aber doch eine, nur eben eine solche an die richtige Adresse, nämlich nicht an einen Dichter und Dramatiker, sondern an einen hellen und erfrischenden Geist im Dienste jener epochenlosen Aufklärung, welche die Menschheit jederzeit nötig hat. Thomas Koffler

Digitized by Google

Die Funktion des Dichters

Das Leben hat so viel Sinn, als wir in es hineinzubringen vermögen. Wie ein Stück Ton erst durch Formen und Kneten Gestalt gewinnt, so hängt es von unserem schöpferisch-formenden Willen und Können ab, ob unser Leben, das Leben, Sinn, Inhalt, Plan annimmt, oder ob es, ohne Gestalt und Schöne ablaufend, kläglich zur Grube führt.

Selbstverständlich wird ein Menschenleben nie ein ausgeklügeltes System sein, sozusagen ein keimfreies Ergebnis unserer Rationalisierungsbestrebungen; das Zusammenwirken und Gegeneinanderwirken chaotischer und kosmischer, auflösender und formender Kräfte wird — und soll — bleiben, beim Einzelnen wie bei Völkern. Die Anoia der Natur wird durchaus dafür sorgen, daß das Irrationale nicht zu kurz kommt. Aber, wenn wir so viel Witz und Geist daran wenden, aus Leinwand und Ölfarbe, aus Holz und Stein sinnvolle und sinngebende Gebilde zu schaffen, warum nicht auch die Materie Leben als Rohstoff zur Gestaltung eines Kunstwerkes wählen?

Und da zeigt es sich, daß es seit Jahrhunderten eine Kategorie Menschen gibt, die sich diesem spröden, aber dankbaren Stoff zugewandt haben, die von Berufs wegen und in tausend Variationen das Menschenleben gestalten, einem sozusagen was vorleben.

Freilich nicht in der Wirklichkeit. Beileibe nicht. Aber in der Vorstellung. Und sehr richtig bezeichnet der Engländer ihre Produkte als Fiktion. Ich meine die Dichter.

Roman, Drama, Novelle, Gedichte haben das menschliche Leben, seine Konflikte und Lösungen, seinen Aufstieg und Niedergang zum Inhalt, und nirgends so sehr wie in Dichtungen haben wir ein Abbild des Lebens vor uns.

Gerade darum hat der Dichter eine so ungeheuere Bedeutung. Er führt uns Unseresgleichen vor: Menschen, die lieben, leiden, kämpfen, fallen, Querschnitte durch ein Leben, Überblicke über einen ganzen Lebenslauf. Und die Art, wie er seine Gestalten sprechen, handeln, sterben läßt, beeinflußt den Kommis wie den König, das Stubenmädchen wie die Ministersgattin. Die Probleme, die er aufwirft, packen den Einzelnen wie das Ganze, entfesseln, genau wie reale Ereignisse, Umsturz und Krieg, Höchstes und Gemeines (man denke nur an die Wirkung von Onkel Toms Hütte) wirken wie Sturm und Vulkan, unausweichlich, unwiderstehlich.

Und zwar sind es nicht nur die Großen, die durch ihre fiktiven Gebilde in das Weltgeschehen eingreifen. Ibsens Dramen, Tolstois Romane haben das Gesicht unserer Zeit ebenso geprägt wie die Werke der Courths-Mahler; und all die billigen Romane einwandfreier Mittelmäßigkeit beeinflussen unsere Zeitgenossen ebenso stark wie der Zauberberg oder Werfels Gedichte. Eine unheimliche Macht strömt aus diesen zu Papier gebrachten Vorstellungsgebilden der Dichter. Nur noch der Traum ist so eindringlich und schicksalsbestimmend wie die Dichtung.

Ist also die Macht des Dichters groß, seine Funktion im Leben der Gemeinschaft außerordentlich, dann ist die Verantwortung, die auf ihm liegt, nicht geringer. Die menschlichen Eigenschaften eines Dichters, die tief innerste Neigung und Richtung seiner Triebe werden alle seine Werke imprägnieren und vom Unbewußten her auf das Unbewußte der Leser Einfluß gewinnen.

Und zwar ist die Wirkung des Dichters eine zwiefache.

Digitized by Google

Einmal bringt er den Menschen gewisse Probleme zum Bewußtsein, formuliert und kündet, was in den Anderen vorgeht. Er spricht ihnen, wie man zu sagen pflegt, aus der Seele, wird zum Lautsprecher des Gewissens (Zolas J'accuse, Dickens David Copperfield).

Dann aber läßt er seine Gestalten die Konflikte und Probleme, an denen die Anderen sich abmühen, nicht nur erleben, erleiden, sondern auch irgendwie lösen. Und hier nun sehe ich die ausschlaggebende Bedeutung des Dichters, seine Bedeutung im Sinne des Ethisch-Schöpferischen — hier auch die Stelle, an der er häufig versagt. Die Dichter können den Konflikt oft sehr klar sehen, ihn glänzend formulieren, aber wenns ans Lösen geht, versagt ihre Erfindungsgabe. Gift, Revolver, ein Unfall oder ein hitziges Fieber, um die Erzählung zu beenden, einen unbequem gewordenen Helden aus der Handlung auszuschalten, aber keine Lösung. Zugegeben, daß in vielen Fällen eine Lösung im Sinne der Anpassung an das Leben, die Gemeinschaft nicht möglich ist, aber in zahlreichen anderen spürt man, daß der Autor nach Lösung gar nicht gesucht hat, daß der tragische Ausgang aus Ratlosigkeit oder Gedankenlosigkeit kam: Er wußte nicht weiter, so machte er einen Notschluß. Und mancher Roman, der einen viele Seiten lang packte, rührte, begeisterte, endet trivial wie irgendein billiger Film mit einem Knalleffekt. Statt den Leser die Möglichkeit sinnvollen Lebens, ehrlichen Ringens, organischen Lösens erleben zu lassen, führt ihm der Dichter nur immer wieder das vor, was seine Schwäche und Alltäglichkeit ihn schon oft genug ahnen ließ: daß das Leben ein Gefängnis ist ohne Aussicht auf Entkommen oder Überwindung.

War ein Dichter nötig, solches zu künden? Wußten wir das nicht schon vorher und ohne Künder?

Wozu Dichter, wenn sie uns nicht Neues, Ungeahntes erdichten, erfinden, vorleben? Oder sollte es genügen, daß die Erfindungsgabe der Schöpferischen sich in Jules Verniaden verausgabt? Im Erfinden äußerer Erlebnisse? Ist das Wesen des Schöpferischen nicht irgendwie untrennbar verbunden mit ethisch-fortschrittlichen Werten?

So unbescheiden sind wir ja nicht, daß wir erwarteten, die Dichter sollen uns in praxi etwas vorleben, aber doch wenigstens in der Theorie, in der Idee, als geschaute Möglichkeit und von Ahnungs wegen. So wären sie uns seelische Pfadfinder.

Warum versagen die Dichter hier so oft und so gründlich?

Weil sie zu sehr im Konventionellen stecken.

Den Dichtern geht es nämlich wie den anderen Künstlern: sie nehmen die Annehmlichkeiten, Vorzüge und Freiheiten, außerhalb der üblichen bürgerlich-konventionellen Moral und Anschauungsweise zu stehen, für sich gern in Anspruch, aber die Lasten und Verpflichtungen, die damit verbunden sind, wollen sie ungern tragen. Man kann aber nicht haben und wahren zugleich. Und es ist so, daß ein Fortschritt im Sinne der Gestaltung menschlicher Lebensformen nur möglich ist durch Lösen und Knüpfen, durch Niederreißen und Aufbauen. Immer da, wo eine beengende, inhalt- und sinnlos gewordene Fessel abgestreift wird, muß der Tüchtige und Wagemutige bereit sein, neue, schwerere aber sinnvolle Last willig auf sich zu nehmen. So strömt daraus Ausweitung, Kräftezuwachs, die Quellen der Erfindung fließen, und neue Lebensmöglichkeiten erschließen sich. Einseitige, auf die eigene Person beschränkte Emanzipation vom Bisherigen bedeutet keine Lösung aus der Konvention und kann das Denken nicht befruchten.

Digitized by Google

Der Dichter läßt also vielfach seine Gestalten aus der Sphäre konventionell ethischen Handelns heraustreten, nimmt ihre Partei, ja er identifiziert sich mit ihnen; dann aber läßt er seine Phantasiekinder jämmerlich im Stich, läßt sie ohne Hilfeleistung vor seinen anteilnehmenden Augen ertrinken.

Die Lösungsmöglichkeiten, die ich hier im Auge habe, würden den Einsatz der gesamten eigenen Persönlichkeit erfordern, ein Anstemmen gegen die Vorurteile in der eigenen Brust, eine Herausdifferenzierung aus der Gesellschaftsklasse, in der man mehr verwurzelt ist, als man weiß und wahr haben will. Man hängt an tausend Werten, die unpersönlich sind, mit dem Kern-Ich, das imstande wäre, die geniale Brücke von Mensch zu Mensch zu schlagen, nichts zu tun haben. Mit einem Wort: Man ist zu konventionell. Der prometheische Funke ist zu schwach.

Um es an einem Beispiel klarzumachen:

Ein sehr häufiges Motiv — im Leben wie in der Dichtung — ist das Problem der Frau zwischen zwei Männern, des Mannes zwischen zwei Frauen. Das Motiv der sogenannten Eifersucht. Sogenannt, weil es zum konventionellen Denken gehört, die Eifersucht als etwas Letztes, Unzerlegbares und nicht anders als durch Gewalt Lösbares seit Jahrhunderten hinzunehmen. Dabei ist noch viel zu wenig über die Eifersucht nachgedacht worden, um sagen zu können: dies ist eine letzte Wurzel. Es ist zu wenig Bemühen und Versuchen angewandt worden, um erklären zu dürfen: hier gibt es keine fruchtbare Lösung. Es wäre möglich, daß Eifersucht, die ja keineswegs bei allen Völkern traditionell ist, eine Leidenschaft wäre wie andere primitive Regungen, eine komplexe Erscheinung, die Sinn, Inhalt, Bedeutung haben könnte und sich wie anderer Zwang, andere Süchte, reduzieren, begreifen und in ungefährliche oder womöglich soziale Triebe umwandeln ließe.

Einen Versuch, Eifersucht umzuprägen und ins Menschliche zu gestalten, hat Thomas Mann im Zauberberg unternommen. Ich denke da an die Beziehungen zwischen Hans Castorp und Mynheer Peeperkorn, die beide an Clawdia Chauchat hängen.

Nach konventionellem Denken und Fühlen haben zwei Männer, die dieselbe Frau lieben (oder bezieht sich das nur auf das Begehren . . .?) einander zu hassen und zu bekämpfen, bis das stärkere Männchen den Schauplatz behauptet und die erkämpfte Beute nimmt.

Daß Thomas Mann einen anderen Weg fand, ist eine Tat, um derentwillen man ihn verehren und lieben muß, um so mehr, als dieser Dichter von Haus aus offenbar stark im Konventionellen gebunden war.

Hans Castorp und Mynheer Peeperkorn sprechen über ihre gemeinsame Liebe wie ein Mensch zum anderen spricht. Kein Duell im Walde beim Morgengrauen, keine Intriguen, keine Brutalitäten und landläufigen Gehässigkeiten. Sich selbst treu bleiben, und doch zum Anderen hinübertreten können, sich in ihn einfühlen, ihn liebgewinnen, in Achtung behalten. So lösen Menschen ihre Konflikte. Das verschüttete Gefühl der Tiefe aufquellen lassen. Nicht stimmungsmäßig-selbstgenießend, nicht dithyrambisch, sondern verwirklichend, sachlich, gelebt. Eine genial konzipierte Lösungsmöglichkeit. Heute gewiß erst Wenigen zugänglich, aber ein Hauch, ein Klang von Ferne, eine Ahnung von Zukunft. Wie wohl tut das nach all den mittelmäßigen, stereotypen Eifersuchtstragödien!

Wie es in der Seele eines Menschen zugeht, der sich die Aufgabe stellt: ich will

Digitized by Google

den Anderen liebgewinnen und durch Liebe Haß und eigene Not überwinden, hat ein anderer Dichter sehr schön gezeigt: Hermann Hesse in seinen Aufzeichnungen aus Baden (Psychologia Balnearia, Neue Rundschau, Verlag S. Fischer, Berlin, März 1924).

Dies ist nämlich auch so ein konventionelles Vorurteil, etwas ungemein Feststehendes: Daß Liebe von selbst kommt oder gar nicht; das Fühlen nichts ist, was gewollt, geschweige gelernt werden kann; daß Sympathien und Antipathien etwas Gegebenes, Unabänderliches sind. Ach, wie viele unserer sichersten Gewißheiten sind konventionelle Irrtümer, die noch nie durch Denken angeätzt worden sind! Als ob Mehrheiten jemals andere Wahrheiten als Gemeinplätze gefunden hätten. Man muß schon ein krauser Sonderling wie Hesse sein, ein Unnormaler und Psychopath (wie sein unsagbar erschütterndes Selbstbekenntnis dort lautet), um hinter die listigen und trägen Schliche konventionellen Denkens zu kommen.

Nicht als ob nun das Abnormale immer schöpferisch wäre. Aber um neue Wege zu ahnen und anzudeuten, muß man am Alten zutiefst gelitten haben, man muß besessen sein von einer revoltierenden Sehnsucht nach neuen Werten, man muß eine gründliche Unzufriedenheit mit sich selber erlebt haben. Es genügt nicht, daß man (wie Strindberg) das Kleine und Häßliche der Seele aufdeckt und unter Berufung auf die menschliche Natur als gegeben hinstellt, Werk auf Werk eine oratio pro domo. Der wahrhaft Schöpferische wird irgendwann einmal durch einen Akt genialer Selbstbefreiung sich gegen die Natur und ihren Zwang aufbäumen wie gegen Pest, Hexenwahn und andere Äußerungen sinnloser Natur, wird neue Wege, neue Gesetze, neue Heilweisen erdichten, finden, erfinden, mit einem Wort schaffen.

Dies scheint mir die hohe Mission des Dichters, zu der ihn eigenartige Begabung und die Macht, die sie ihm über die Seelen verleiht, verpflichtet; dies seine Funktion im seelischen Haushalt der Gemeinschaft. Herbert Oczeret

Die Begehung des Torenfestes

Der Lichthof, den zwischen hochstrebenden Pfeilern breite Geschosse in drei Stockwerken umgeben, ist völlig dunkel. Über die Stufen, die in ihn hinabführen, kommen zwei Burschen und zwei Mädchen; jedes mit brennenden Kerzen, die auf die kleineren Pfeiler an den Seiten des offenen Vierecks gesetzt sind: so daß nun zwei Dutzend weißer Kerzen das Dunkel erhellen. Die feierliche Handlung deutet den Beginn des kultischen Vorganges an.

Jetzt kommen die Eltern mit einer Kinderschar herein, groß und klein: es ist Jahres Ende; der Vater hebt einen in weißes Papier gewickelten Packen empor, die Mutter einen Korb, über den sie springt; dann wird Packen und Korb von unten entzündet — Äpfel, Nüsse, Bretzeln fallen heraus, und die Kinder drängen sich jubelnd um den Gewinn!

Da ertönt unsichtbare Musik, ernst und getragen: es naht ein Zug Kinder, zarten Alters, von denen jedes zwei brennende Kerzen trägt. Langsam schreiten sie daher, den Plan umwandelnd: dann setzen sie ihre Kerzen auf den mächtigen Findling, der, erhöht, die Mitte des Lichthofes einnimmt, und der jetzt, gleich einem geweihten Steine, im Glanze zahlloser Lichter schimmert. Dann schreiten sie hinaus.

Nun ein stattlicher Aufzug der blühenden Jugend: Burschen und Mädchen, wohl zwei Dutzend, alle mit Tannenkränzen in der Hand, deren Rund ein dünnes

Digitized by Google

schwarzgefärbtes Holzkreuz einnimmt: das Sinnbild des Sonnenrades! Sie vollziehen den feierlichen Umgang um den Stein; dann steigt der Sprecher auf den Block, in die Mitte der brennenden Kerzen und hält eine Ansprache, die der Bedeutung des Tages gilt. Darauf legen alle die Kränze an den Stein, der nun rings umschirmt ist von Immergrün: dem Sinnbild der Wiederkehr. Ein Mädchen fordert den Sprecher auf, den Sang von Wieland anzustimmen: er willfahrt dem Wunsche und singt von dem götterentstammten Schmied, der gelähmt ward, weil ihm Feindestücke die Sehnen durchschnitt, und der doch auf selbstgeschmiedeten Flügeln obsiegend sich in die Lüfte erhebt, geläutert durch Leid und Schmerz — der Genius, dessen Schicksal das unseres Volkes ist!

Abermals folgt ein Rundgang, der Kreis bewegt sich mit verkehrter Front und verschränkten Armen, dann öffnet er sich im gestreckten Bogen, gleich einer Schlinge, zu dem Elternpaar, das inzwischen auf erhöhter Bank gegenüber dem Eingang des Plans sich niedergesetzt hat. Abermals schreitet der Zug der Kinder herein, wiederum jedes Paar mit zwei brennenden Kerzen: sie umgehen die Großen und umschließen endlich die innere Reihe — so daß auf beiden Seiten eine doppelte Lichtkette die Lichtfülle des Findlingssteines säumt — dann ziehen sie hinaus.

Nun bringen drei kräftige Burschen eine brennende Lichterkrone aus Tannicht, die mit dunkelroten Bändern hochbespannt und mit einer doppelten Reihe brennender Kerzen rundum besteckt ist: sie wird aufrecht auf den Stein gesetzt. Damit ist der Höhepunkt der Feier erreicht. Der Sprecher spricht Worte in gebundener Rede: zum Gedächtnis der Toten, zur Ehrung der Gefallenen. Aber sie sind nur scheinbar tot; denn alles kehrt wieder, das Leben verjüngt sich immerdar: des ist das rollende Rad uns Sinnbild, das Zeichen des nordischen Jahres. Von Ahnen stammen wir Lebenden, aus Lebenden werden wir Ahnen: mit Pflichten und hoher Verantwortung. Die Wiederkehr, die dauernde Erneuerung des Lebens ist uns Gewißheit, ist es uns tröstliche Zuversicht. Es gibt keinen Tod — nur ewigen Wandel.

Der Sprecher endet. Dann schreitet die Jugend hinaus, es folgen die Eltern: zuletzt kommen abermals die beiden Paare, wie am Beginn, und löschen die Kerzen in der Runde. Abermals umfängt uns tiefes Dunkel, der Plan ist wieder leer, abermals langes, tiefes Schweigen. Dann erst bricht die versammelte Gemeinde, die lautlos seit mehr als einer Stunde dem feierlichen Vorgange gefolgt ist, langsam auf. Die Begehung des Totenfestes ist zu Ende. —

Was ist das? Gibt es denn solche Feiern in unserem Vaterlande? — Es gibt sie. Wir haben sie soeben in Halle, im Lichthof der Landesanstalt für Vorgeschichte, staunend erlebt; und die tiefe Ergriffenheit aller Teilnehmer war Zeugnis genug von dem Gelingen der höchst würdigen und eindrucksvollen Veranstaltung. Prof. Hans Hahne, der Leiter der Landesanstalt, betreute sie. Es ist sein Jahreslauf-Spiel Allerseelen—Totenfest, das zur Darstellung gebracht wurde durch die Jugend, durch Kinder aus den untersten Volksschichten, groß und klein, sogar ein Büblein von vier Jahren war dabei. Hier ist ein Anfang, der durch die Erneuerung alter Volksbräuche die wahre Volksgemeinschaft wieder herstellt und nichts weniger bedeutet, als die Wiedergeburt unserer echten einheimischen Gesittung und Bildung.

Ernst Wachler

Nachschrift. Alle Jahreslauf-Spiele, in der Fassung von Prof. Hans Hahne, sind im Verlag Eugen Diederichs, Jena, in 2 schmalen Bänden der Sammlung Deutsche Volkheit erschienen: Mittwinter, Vorfrühling — Fastnacht, Ostern, Mai, Mittsommer, Herbst — Ernte, Jahres-Ende — Allerseelen — Totenfest.

Digitized by Google

Gymnastik als Lebensanschauung

Gymnastik in Deutschland ist Lebensanschauungssache. Die Entwicklung aller neueren Systeme deutet daraufhin:

Bode, — der urdeutsche, faustische Denker, der die Erkenntnis des Verstandes dazu nützt, neue Wege zu suchen, um die verschütteten Kräfte der Seele freizulegen und den Menschen durch die Pflege der natürlichen Körperbewegungen zurückzuführen zu den Quellen seines Schöpfertums. —

Loheland — die Stätte in Deutschland, wo ein enger Kreis von streng gerichteten Mädchen und Frauen, die sich beinahe hermetisch von allen Andersdenkenden abschließen, an ihrem Leibe, als dem Gefäß der Seele, wie an einem Tempel arbeiten und die Verfolgung ihrer Ziele mit fast religiösem Fanatismus betreiben. —

Laban, — ein Fremder, der aber in Deutschland schließlich das Feld fand, seine umstürzlerischen Ideen des neuen Tanzkults verwirklichen zu können und von einer großen Schar von Anhängern getragen, neue Aussichten in eine Zukunft tänzerischer Ausdrucksmöglichkeiten eröffnet hat, wie sie bisher in den dämonischen Tiefen der Seele wohl verborgen geschlummert, aber noch nie zum Leben erweckt worden waren.

Auch wenn ein deutscher Gelehrter, wie Giese, der unter anderem die Bücher „Körperseele", „Geist im Sport" und „Zielkultur" schrieb, es versteht, aus einer so einfachen Tatsache, wie dem Erfolg amerikanischer Tanzmädchen, eine Weltanschauungsfrage, und zwar eine höchst interessante, zu machen, zeigt uns, daß das Problem: Kultur der Bewegung — denn Gymnastik, Sport und Tanz sind bereits zu enge Begriffe für die weittragende Bedeutung der Frage — tiefer greift, als es dem ersten Anschein nach der Fall ist.

Aber auch schon früher hat, wenn wir aufmerksam zurückblicken, die Pflege und Erziehung des menschlichen Körpers einen ernsthaften Hintergrund gehabt. Denken wir doch an GutsMuths und den Turnvater Jahn, die verwirklichten, was Arndt, Stein und Fichte der deutschen Jugend ans Herz legten. Später bauten Spieß und Jäger diese Ideen aus, und der Geist der Wehrhaftigkeit, der schließlich im militärischen Drill erstarren und durch Überzüchtung dieses Begriffs sein Ende finden mußte, war lange Zeit hindurch eine hochgehaltene Fahne, zu der zu schwören der Stolz eines jeden Deutschen war.

Und war es denn bei den Griechen anders? Ihre Gymnasien, in denen sich die so wunderbar harmonisch ausgebildeten Körper der griechischen Jünglinge tummelten, waren der Ursprung ihrer nationalen Größe und die Pflegstätte jener göttlichen Kunst, von der die Heutigen noch zehren. Aus Körperkultur wuchs Seelengröße, die bis auf den heutigen Tag unübertroffen dasteht.

Auch jener indischen Lehren von der Macht des Atems muß man hier gedenken, die auf mystischem Wege über Leib und Seele des Menschen eine Gewalt auszuüben vermögen, die man beanstanden mag, aber an sich nicht ableugnen kann. Uralte Anklänge an die Weisheit der Brahmanen, an Buddhas Lehren und theosophische Wissenschaften bezeigen, wie von jeher der Mensch versucht hat, durch den Körper bis zu seiner Seele zu gelangen und über sie, die geheimnisvolle, zu herrschen, um ihr besser dienen zu können.

Immer ist es so gewesen, und heute haben wir mehr als je Grund, uns mit diesen Fragen zu beschäftigen, denn die Menschenseele ist in Gefahr, dem menschlichen Verstande zu erliegen. Philosophen und Pädagogen wie Klages, Klatt, Delius, Alfred

Digitized by Google

Müller*, Hilker, Scheurmann und Holzapfel warnen mit lauter Stimme und versuchen mit ihren Schriften dem kommenden Übel zu steuern. Sie kommen aus verschiedenen Lagern und gehen von verschiedenen Gesichtspunkten aus, aber alle treffen sie sich in der einen klaren Erkenntnis: so wie es jetzt ist, darf es nicht weitergehen. Eine große Anzahl Bücher, die man jetzt zur Hand nimmt, auch Romane, beschäftigen sich gewollt und ungewollt mit der brennenden Frage: Was soll aus uns werden, wenn die Seele erst ganz verschüttet ist, zu Tode gehetzt von dem irrsinnigen Tempo des heutigen Lebens, vergewaltigt von dem unerbittlichen Zwang, den die heutigen Verhältnisse auf uns ausüben! Ich nenne die enorm fortgeschrittene Technik, die Übersteigerung der täglichen Anforderungen an Körper und Geist und das qualvolle Zusammengepreßtsein viel zu vieler Menschen in unseren Städten, — alles Tatsachen, denen sich die meisten nicht entziehen können.

Wo nun wären Möglichkeiten zu finden, nach denen man greifen kann, um dem Schlimmsten vorzubeugen?

Die Jugend hat längst mit dem sicheren Instinkte ihrer Unverbogenheit das einzig Rechte herausgefunden. Machtvoll strebt sie zur Wiedererlangung der Einheit von Körper, Geist und Seele. Sie wählte, um dies zu erreichen, die Gymnastik als einzig möglichen Weg, und zwar ist die neue Gymnastik, welche seit kurzem das Feld beherrscht, keine einseitig körperliche Arbeit mehr, sondern ihr Kennzeichen ist eine tief innerliche Verbundenheit der körperlichen Bewegung mit seelischem Geschehen. So entstand die Möglichkeit, bis zur Seele vorzudringen und der hungernden neue Nahrung zuzuführen.

Der Schlüssel, das Losungswort für diese Wiedererweckung uralter Naturtriebe und Lebensmächte, für den neu begonnenen und mit eiserner Entschlossenheit durchgeführten Aufbau brachliegender Kräfte in uns klingt heute in aller Ohren: Rhythmus heißt das Zauberwort, mit dem ein paar Meister allen Menschen, die danach verlangen, die Möglichkeit gaben, den Weg zu ihrem eigenen Selbst zurückzufinden. Zurück zum Rhythmus deines kreisenden Blutes, deines schwingenden Atems, zurück zum Rhythmus des geheimen Tanzes, der in deinen Gliedern lebt, wenn in Arbeit oder Spiel Spannung und Abspannung ungehemmt, selbstverständlich mit einander wechseln, zurück zur abgrundtiefen Ruhe gesunden Schlafs und jener vollkommenen Entspannung, jener Pause nach dem Auf und Ab, von der die Menschen nichts mehr wußten und welche einzig die Quelle neuer Lebenskraft und gesunder Lebensfreude werden kann.

So wurde Gymnastik zum unabwendbaren Bedürfnis. Daß sie nebenbei zur Mode wurde, soll uns nicht anfechten, denn auch die Mode kann ein Hilfsmittel sein, um den ehernen Gesetzen des Lebens zum Siege zu verhelfen, indem sie mit kluger List die Masse der schwerfälligen Menschheit schließlich dorthin lockt, wo sie sich von allein niemals hingefunden hätte. Seit 20 Jahren etwa sind Gymnastikschulen wie die Pilze aus der Erde geschossen. Daß darunter viel Oberflächliches und Ungenügendes sein muß, ist klar. Aber was nichts taugt, wird wieder verschwinden, und übrig bleiben die Erkenntnisse der großen Führer und Führerinnen, welche von ihren Anhängern getreu der Überlieferung durch die Jahrzehnte weitergetragen werden, bis diese Dinge einmal wieder so selbstverständlich wurden, daß sie nicht mehr vonnöten sind.

* Eine außerordentlich belehrende und aufklärende Arbeit von Alfred Müller: „Rhythmische Gymnastik" ist im Verlag Diederichs 1925 erschienen. kart. M 4.50

Digitized by Google

Nun verstehen wir schon besser, wie es kommt, daß bei uns Gymnastik eine Sache der Lebensanschauung ist, denn sie führt uns auf Umwegen hinab bis zu den Tiefen menschlichen Seins. Sie kann zur Erlöserin werden. Sie kann ebenso wie jede schlichte, ernst betriebene Körperpflege, die der Erhaltung unserer Gesundheit dient, eine sittliche Angelegenheit, ja, eine unerkannt religiöse Tat sein.

Gemäß den verschiedenen Veranlagungen des Menschen entstanden entsprechend verschiedene Gymnastiksysteme. Wer sich für Bodes Ideen einsetzt und seine Übungsart am eigenen Körper als Wohltat erprobt hat, wird nicht zu Laban gehen. Und wer sich zu den Sitten der Loheländerinnen hingezogen fühlt, wird sich nicht den musikalisch-tänzerischen Ideen der Hellerau-Schule anschließen. So ist Gymnastik letzten Endes sogar Sache der Überzeugung und wird zum Bekenntnis, für das ein jeder einzustehen hat, der diesen Weg hinab zu seinem Selbst beschreitet.

Es gibt zweierlei Ziele, die von den modernen Gymnastikschulen verfolgt werden. Eines ist ihnen allen gemeinsam: Sie wollen mittels ihrer Arbeit durchdringen bis zum innersten Menschen, bis zur Leibseele. Sodann teilen sie sich in solche, welche helfen wollen, Schäden der heutigen Lebensführung zu beseitigen oder zu verhüten durch hygienische Gymnastik, — und in solche, welche die gesundete Leibseele zur beschwingten und schöpferischen Lust am Leben führen wollen durch künstlerische Gymnastik, einfacher gesagt, durch Tanz.

Ohne Erkenntnis und Wertung des Rhythmus ist beides falsch. Ohne Wissen um das Phänomen der Entspannung ist keines von beiden möglich. Nur über die Entspannung und das selbstverständliche Gelockertsein geht der Weg zum weisen Gebrauch der Lebenskraft.

Dr. Rudolf Bode sagt in einer seiner Schriften: „Keine Bewegung im Leben ohne Auftakt und Ausklang." Diese einfache Regel gilt es, aus der Gymnastik auf das tägliche Leben zu übertragen. Jedes Geschehen, jedes Erleben hat seinen Auftakt und seinen Ausklang. Wir haben nur verlernt, in uns hineinzuhorchen, sonst wüßten wir um das Geheimnis dieser notwendigen Vorbereitung alles dessen, was uns geschieht, oder was von uns getan wird. Aber die heutige Hast läßt uns keine Zeit mehr für irgendwelche Vorbereitung, und das Wort Shakespeares „In Bereitschaft sein ist alles" klingt wie Hohn für alle die, welche nur noch in Erlebnisse fallen, anstatt gerüstet in sie hineinschreiten zu können. Und ebenso wie wir verlernt haben, uns vorzubereiten, erlaubt uns der heutige Zeitmangel auch nicht mehr, ein Ding zu seinem Ende kommen zu lassen. Alles wird überhetzt, oft vor der Zeit abgebrochen, und die Ruhe, welche ein normales Gemüt verlangt, um ein Geschehen auf sich wirken zu lassen und zu verarbeiten, ist wohl kaum noch zu finden. Deshalb ist auch Kunstgenuß für uns Menschen von heute fast zur Unmöglichkeit geworden, und selbst für Glück und Schmerz, für große, starke Gefühle: Zorn, Begeisterung, Entrüstung bleibt keine Zeit mehr übrig, ja selbst über das Liebeserlebnis schreitet die Forderung des Tages heute oft unerbittlich hinweg und betrügt damit den Menschen um das Einzige, was ihn nach verflossener und oft verdorbener Kinderzeit noch einmal ganz dicht zu Mutter Erdes warmer Güte zurückfinden lassen könnte. Denn unser Leben ist verkrampft, und Liebe ist Ausruhen — wundervolles, wundergutes Ausruhen, wie in einem Tale des Friedens, in das kein störender Laut, kein rauher Hauch dringt. Liebe ist Entspannung, ist Versinken in den Fluten erlösender Ruhe. In der Liebe trinkt die Seele am ewigen Urborn und kehrt gestärkt in das Treiben des Lebens zurück.

Digitized by Google

Für Entspannung gibt es noch ein anderes Wort: Lösung. Dieses führt uns, indem wir noch zwei Buchstaben voransetzen, zu einem Begriff, der aus der realen Welt in die unsichtbare hinüberführt: Erlösung. Wer der Sprache nachspürt, findet oft seltsame Aufschlüsse. Auch hier mag ein Wort aus dem anderen entstanden sein. Die Lösung bereitet die Erlösung vor, und nur aus gelösten Gliedern mag sich eine erlöste Seele emporschwingen können.

Die Lösung der bewußten Muskelkontraktion, das Öffnen aller Riegel erschließt uns dem Außen in unbegrenztem Maße, das will sagen, wir sind in solchem Zustande ungeschützt allem preisgegeben, das von außen auf uns einwirkt. Denn dieses Nachgeben, dieses Sichloslassen bedeutet eine rückhaltlose Hingabe an jeden Einfluß, der von außen kommt und von uns Besitz ergreifen will. Das ist wohl ein gefährlicher Zustand, sind wir doch nicht nur dem uns Zuträglichen, sondern ebenso allem Verderblichen geöffnet, wenn kein Torhüter da ist, der uns warnen könnte.

Da gilt es, sich darauf zu besinnen, daß die Menschennatur im Gegensatz zum Tiere mit der Hemmung durch den Willen ausgestattet wurde, die uns befähigt abzulehnen, was wir nicht wollen und auszuwählen, was uns recht und heilsam dünkt. Neben der Stimme des Instinktes, der uns den Weg zur Entspannung und zur Lösung der Verkrampfungen unserer Zeit führt, leben in uns die Stimmen des Gewissens und der Verantwortung, welche uns keinen Augenblick darüber im Unklaren lassen, welche Aufgabe wir auf dieser Erde zu erfüllen haben. Es gilt, den Kampf des Lebens zu bestehen und sich hindurchzufinden, ohne besiegt zu werden. Das aber vermag nur ein Mensch, der fähig ist, seine Kräfte bis zum äußersten einzusetzen. Um dies zu können, dürfen wir jedoch nie vergessen, daß auch wir Kinder der Natur sind, und daß es gilt, aus dem rhythmischen Fluten der Naturkräfte, aus Wechsel von Anspannung und Lösung, aus dem jeweiligen Hinabsinken in die Entspannungspausen, die unser Wesen fordert, jene religiöse Fähigkeit zu erwerben, aus der allein höchste Kraft wachsen kann. Diese Fähigkeit des Menschen, die ihm ermöglicht, seinem Leben ein hohes Ziel zu setzen, möchte ich näher bezeichnen mit den Worten: Das Wunder seiner Erdhaftigkeit und das Wunder seiner Himmelsnähe — — seine Gotteskindschaft.

Auf solchen Gipfel kann uns ein Weg führen, der bescheiden mit Gymnastik beginnt, wenn sie — Lebensanschauungssache ist. Erna Klotz-Dresden

Vom Pädagogischen Kongreß zu Weimar / Thema: „Die moderne Kultur und das Bildungsgut der deutschen Schule"

Der Einberufer dieses Kongresses, unter den 15 pädagogischen der letzten Wochen und seit der Reichsschulkonferenz 1920 nach Thema, Umfang, Vertretung der wesentlichste, war der „Deutsche Ausschuß für Erziehung und Unterricht". Dieser konstituierte sich 1915 im Anschluß an jene bedeutsamen „Kunsterziehungstage" von Hamburg, Dresden, Weimar, die Männer wie Lichtwark, Gurlitt, Götze ins Leben riefen. Er umfaßt u. a. pädagogische Führer wie Spranger, A. Fischer, Nohl, Litt, Mutheſius und alle großen Lehrer- und an der Erziehung interessierten Berufsorganisationen. Außer Vertretern der Reichs- und Länderministerien konnte der Präsident Kerschensteiner solche der großen Wirtschaftsorganisationen, Führer der pädagogischen Presse und Verlage und vor allem eine Fülle von Aus-

Digitized by Google

ländern aus China, Japan, New York, Moskau, Livland, Jugoslavien, Ungarn, Schweiz, Elsaß und natürlich Österreich begrüßen. Neben verhältnismäßig sehr reichlich vertretenen höher beamteten Pädagogen zeigte die Versammlung, die Staatssekretär Schulz eine freie, nicht amtliche Reichsschulkonferenz nannte, glücklicherweise auch eine Menge junger männlicher und weiblicher Volksschullehrer aus entlegenen Städten und Dörfern.

Den Auftakt, auch hier für den Verlauf richtunggebend, gab Prof. Th. Litt-Leipzig mit dem Thema: „Die gegenwärtige pädagogische Lage und ihre Forderungen". Er kennzeichnet sie mit einem Absinken der durch die Erschütterungen der Zeit emporgetriebenen Hochflut pädagogischen Eroberungsdranges auf andere geistige Gebiete, wie Staat, Religion, Wirtschaft, welche die Geschichte ähnlich (Plato, Rousseau, Fichte) bereits erlebt hat. Solche Übergriffe rächen sich durch uneingestandene, pädagogisch maskierte Bindungen wie soziale Programmatik, metaphysische Spekulation, politische Willenseinflüsse, durch „Begriffsvermanschungen", wie z. B. die zwischen Erziehertum und Führertum. Angesichts jener vielen, die nicht innerem Berufe, sondern Versorgungsaussichten folgten, angesichts der Verbeamtung des Erziehertums und seiner Wesensverschiedenheit vom Führertum bestreitet L. der Lehrerschaft den Führeranspruch. Der Führer will sein-Wesen aufprägen, der Erzieher soll sokratisch bescheiden vor dem jungen Wesen zurücktreten. — Geistige Mächte entwickeln Grenzbewußtsein erst durch Grenzüberschreitung. Mit Mutheſius sieht L. ein Symptom der Zeit in den neuen weltanschaulichen Publikationen über die „Grenze", wie „die Grenzen des Erziehers" des Jenensers Grisebach, „die Wiederentdeckung der Grenze", „die Grenzen der Gemeinschaft". — Die Zeit pädagogischen Überschwangs braucht kein Abweg zu sein. Dem dialektischen Gang geistigen Geschehens entspricht eine erneute Konsolidierung, aber nicht Rückfall in überwundene Übel. L. fordert von der Pädagogik Selbstbesinnung, Selbstbegrenzung. Sie soll sich reinlich entpolitisieren und befreien von der Überflutung durch die Wissenschaft (Enzyklopädismus, Pestalozzi sagt: Studientaumel). Bis in die Volksschullehrer- (s. die neuen Päd. Akademien) und die Frauenbildung hinein (s. die geplante „Werkoberschule") sieht L. den Fluch der „höheren Bildung", der pädagogischen Verstiegenheit tätig statt unbefangen praktischen Zugreifens. Der Bildungsgedanke sollte die Wissenschaft imperialisieren; umgekehrt wird mehr denn je menschliche und berufliche Tätigkeit abgemessen nach wissenschaftlichen Studien (s. die Lehrgänge, das Examen- und Berechtigungswesen!) infolge des Ehrgeizes und Aufstiegwillens organisierter Berufe. Über dem Auch-Wünschbaren wird das Notwendige vernachlässigt. Kein schwererer Vorwurf als „Unterrichtsanstalt" statt „Lebensstätte der Jugend", die deutsche Sprachkunde läßt „den gotischen Menschen erschauen", aber sprachliche Korrektheit ist 5. Ranges. Beim Lesen, Schreiben, Rechnen „erglüht kein pädagogischer Eros"! Und doch ist Schreibunterricht erste lebendige Kulturerfahrung, nämlich von der Bindung des körperlosen Gedankens an die körperliche Bewegung, erster Schritt ins Reich des Geistes — Treue hierin gibt Treue in höheren Schritten. Der Krebsschaden der Verfrühung, der Vorwegnahme (s. die Aufsatzthemen!), lastet von der Volksschule bis zur Universität auf der Pädagogik. Da die heutigen Erzieher kein Bund von Platonikern, sondern ein Berufsstand mit starkem Durchschnitt sind, so fordert L. wieder die Rehabilitierung des „Handwerklichen, des guten „Schulmeisters", jener Treue im Kleinen, die alle

Digitized by Google

Teile der Arbeit mit Wert beseelt, und sieht die Hauptaufgabe der Gegenwart in Begrenzung, Ruhe und der Lösung: „Wie gestalten wir das Bildungsgut ertragreich beim Durchschnittserzieher?"

Auch über dem Referat des anderen Hauptredners, Prof. Kerschensteiners-München: „Geistige Arbeit als Bildungsverfahren", stand als Grundmotiv jene beim Begrüßungsabend zitierte Rezension Herders an Basedows „Agathokrator": „Überhaupt wünschen wir, daß die Erziehung des Basedowschen Prinzen weniger auf Ausmöblierung seines Kopfes abzielen und das Ganze nicht solch ein gewaltiger Edukationshandel von Realien sein möchte". K. übersetzte es in seiner humorvollen, reifen Art in eine Warnung vor der „Basedowschen Krankheit" mit den hervorquellenden, nach neuem Wissen schielenden Augen, dem Kropf, in dem es steckenbleibt, und der allgemeinen schlechten Verdauung, — K. sieht die Hauptgefahr im Dilettantismus infolge des Enzyklopädismus, der „Überblicksseuche", und der Bevorzugung von Spiel, Beschäftigung unter der Standarte „Pflege der schöpferischen Kräfte", statt der immer harten geistigen Arbeit.

Für ihn haben Spiel, Sport, Beschäftigung Schulungswert, liefern Erfahrungswissen, aber keine Bildung. Bildung ist Gestaltung eines geschlossenen geistigen Seins, jenes Sinngefüges, das im Sinne Rickerts und Sprangers in geistigen Werten verankert ist. Zur Totalität dieses geistigen Seins kann der Schüler nur bei rechtzeitiger Führung aus der Spiel- in die Arbeitshaltung gelangen. Die bildende Kraft der Arbeit liegt in ihrer Tendenz auf Vollendung des Wertes. Nur jene Ausdauer und Sorgfalt, welche Vollendung verlangt, bringt in die geistige Struktur des Kulturgebildes ein und erlebt seine geistigen Werte und die Vollendungstendenz, die ihm sowieso innewohnt, mit allen Nebenwirkungen nach dem von Wundt entdeckten Gesetz von der „Heteregonie" der Zwecke. Für den letzten wesentlichsten Akt des Arbeitsprozesses, die Selbstprüfung auf seine sachliche Bündigkeit, hält K. — ganz in Vollendung seiner eigenen Entwicklungslinie! — besonders die technisch-zeichnerischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten für unübertrefflich. Man bekommt seine Ohrfeigen nirgends so prompt wie in der Technik, und schon Lichtenberg hat bedauert, daß die Philosophen keine Modelle von ihren „Republiken" zu liefern brauchten! — K. wünscht mehr technische und soziale Arbeit, sonst Beschneidung der „Überblicke" zugunsten tieferer Einblicke in umgrenzte Teile und für das Selbstsetzen der Arbeitsziele und Selbstausprobieren ihrer Wege Pflichtwahlunterricht in bestimmten Fächern nach Neigung und Begabung.

Als einer der geladenen Diskussionsredner vollzog Prof. Niebergall-Marburg in seinem Thema „Das religiöse Problem der Gegenwart und seine Auswirkung auf das Bildungsgut" von der Religion aus den Eroberungsvorstoß, den Litt soeben für die Pädagogik mißbilligt hatte, in denkbar verdichteten, sinnschweren Sätzen, deren Wucht die Hammerschläge an die Schloßkirchentür von Wittenberg zurückrief: die Religion wehrt sich, pädagogisch mit den alten Lohn- und Straftheorien mißbraucht zu werden, ferner gegen jene kirchenfreie aristokratische Mischung von Idealität und Humanität, die als überkonfessionelle Ersatzreligion empfohlen wird. Die Kultur hat die Religion problematisch gemacht. Sie rächte sich und machte die Kultur problematisch mit deren eigenen Hilfsmitteln. Die Krisis, die der Religion von der Aufklärung, den Naturwissenschaften, der Als-ob-Philosophie, der autonomen ethischen Haltung und dem neuen Lebensgefühl kam,

Digitized by Google

diente ihr als Anreiz, sich unerbittlich auf sich selbst zu besinnen. Durch echtere Herausarbeitung der religiösen Heroenbilder, durch psychologische und mythologische Vertiefung taucht die Religion bei der Kulturwende unter den anderen geistigen Gebieten, von denen jeder Fußbreit auf religiösem Urgestein ruht, trotz alter Form als neues, königliches Gebilde herauf und stellt sich der Pädagogik dar als unbeweisbar, aber unbestreitbar, weil auf Wertungen, nicht auf Beweisen ruhend, unerklärbar, höchstes Ziel tiefster Sehnsucht, Lösung aller Tragik, Schutz vor Gemeinem, vor biologisch begründeten Minderwertigkeitsgefühlen, Grund für Pestalozzische Achtung der Menschenwürde in verlorensten Menschen, als letzte, unmittelbare, unbedingte Wahrheit. — Trotz dieser imposant und anreizend aufgetürmten Thesen, die eine, wenn auch bloß in der Opposition, fruchtbare Diskussion verhießen, blieb diese gänzlich aus, vielleicht, weil N. zum Schluß nicht religiöse Zukunftsmöglichkeiten (z. B. die sozialen!) betonte, sondern ausdrücklich in „Litts rückwärtsgerichteten Gedanken einstimmte und memorierbaren Stoff fürs ganze Leben, der Kraft enthält", für den Unterricht forderte.

Gertrud Bäumer, auch geladene Diskussionsrednerin, gibt in ihrem Thema: „Das neue Lebensgefühl und seine E. a. d. d. B." den Hauptrednern bez. des Enzyklopädismus recht, bekennt sich im übrigen aber nicht zu den hemmenden, sondern vorstoßenden jungen Kräften der Pädagogik. Litts disqualifiziertem Erzieher-„Führer" stellt sie den Führer-Erlöser gegenüber, der gerade als Erzieher im jungen Menschen befreit, was chaotisch in ihm ringt, und so hilft, ein innerlich maßlos reiches Volk zur Formung und Kraftkonzentration zu bringen. Ihr ist die Jugend beherrscht vom Gefühl des Erstickwerdens von historischen Bildungsmassen und des Aufgesogenwerdens von einer brutal maschinellen Zivilisation. Entgegen Litt will sie den Aufschwung der jungen pädagogischen Bewegungen erhalten wissen, denn sie sieht gerade in ihnen den Willen zur Vereinfachung, zur Reinigung, zur Echtheit im Erlebnis. Sie will die ungeheuer bewegte Schar der Jugend zu ihrer geschichtlichen Aufgabe erzogen wissen: ohne Romantik der Zivilisation den letzten Sieg abzugewinnen, Diener der Seele zu werden, und einen nicht aristokratischen (wie der alte) Humanismus zu schaffen, der die Sehnsucht der Massen nach einem seelenhafteren Dasein stillt.

Der Raum verbietet, auf die ausgezeichneten Ausführungen der 3 übrigen geladenen Diskussionsredner einzugehen, die die Einwirkungen des „Volkstums" (Dr. Havenstein-Berlin), „der politischen Lage" (Prof. Dr. Götz-Leipzig) und von „Wirtschaft und Technik" (Prof. Dr. Mattschoß-Berlin) auf das deutsche „Bildungsgut" behandelten.

Die freie Diskussion hakte vor allem ein bei Litts „Grenzsetzungen" für die Pädagogik als „konservierende Macht", ferner gemäßigt auf Kerschensteiners „einseitige" Betonung der technisch-realen Fächer auf Kosten der geistigen, bis zu persönlicher Schärfe auf Havensteins Warnungen vor völkisch begrenzter Bildung und Mahnungen zu sachlicher Haltung im Schaffen.

Da die Versammlung naturgemäß ein Aufgebot der treibenden, interessiertesten Kräfte jeder Richtung darstellte, war der Ansturm gegen Litts Rehabilitierung des „Schulmeisters", des „Durchschnitts", des „Handwerklichen" begreiflich. Namentlich Litts Gegenpol vom radikalsten Flügel der Schulreformer, Paul Österreich, Berlin, wehrte sich mit hinreißender Blutwärme und Glaubenskraft gegen die Normierung der Erziehung auf den Durchschnitt: „durchliebt Eure

Digitized by Google

Tätigkeit! Religiosiert das Leben in jeder Einzelheit! Entscheidet Euch nach Eurer Sehnsucht in die Zukunft! Saubere Abgrenzung in den geistigen Disziplinen, aber nicht das Leben nach Grenzen abstecken! Die Grenzen kommen doch alle Tage in die Schule!" — Bei allem Wahren in Litts Festsetzungen wurde vermißt auch nur ein konkreter Vorschlag von Stoffabbau für höhere Schule und Hochschule, womit heute nur erst die Schulreformer Ernst machen; war verständlich auch die mißtrauische Enttäuschung der Jungen über ihre Zurückweisung durch Litt vor jenen höheren Graden wissenschaftlich intellektueller Ausbildung, kraft deren er an dieser Stelle seine unvergleichlichen Waffen, auch für den Feind ein Genuß, spielen ließ und eine beherrschende Rolle in Leben und Geisteswelt eroberte. Wenn Litt der Volksschullehrer- und Frauenbildung das Streben nach Hochschulreife mit dem Umweg über den „Fluch der höheren Knabenbildung" verdenkt, auf welchem Wege sollten sie heute zu Einfluß auf ihre eigene Entwicklung, zum Mitgestalten kommen? — Auch ist durch Litt nicht richtig gewürdigt die Notwendigkeit jener in stärkstem Flusse befindlichen, noch lange nicht abzusehenden Experimentierarbeit all der neuen Schulversuche neben den traditionellen Massenschulen. Gerade nach einer Tagung wie die „pädagogische Woche der Versuchsschulen" in Magdeburg mit Berth. Otto als Hauptredner leuchtet ein, wie die Arbeit vom Kinde aus erst die im Gegensatz zum Kleinkind und Jugendlichen noch unerforschte seelische Struktur des schulpflichtigen Alters, z. B. durch den ganz verschiedenen Rhythmus von Knaben und Mädchen, zu ertasten und danach Lehrgänge und Pläne abzustecken berufen ist! Hier muß die pädagogische Praxis am lebendigen Irrtum und Grenzüberschreiten erst die Grenzen erfahren! — In der Diskussion kam auch der Einwand gegenüber Kerschensteiner, seine Wertung der Arbeit durchaus zugegeben, nicht zur Geltung: nach welchem Maßstab soll sich der Vollendungsbegriff am Werke auswirken? Haben Erzieher und Schüler naturgemäß nicht gänzlich verschiedene „Vollendungs"begriffe?

Obwohl sein Niveau schon Klärungen zeitigen muß, hat auch dieser Kongreß noch keine Einigung herbeigeführt zwischen beiden Lagern: Bildungsstoff weitergeben oder Funktionen züchten? Pädagogik vom Kind oder vom Lehrer aus? — Dem gänzlich unzünftigen outsider, wie der nur mütterlich interessierten Frau (der verbreitetste Erziehertyp, die Mutter, ist auch auf dieser Tagung nur einmal, beim „Damentoast" des geselligen Abends erwähnt) will es scheinen, als könnte der Ausgleich und damit das Heil der Pädagogik nur einsetzen, wenn aus den „Entweder — oders" ein „und" wird! Zur rechten Zeit Schulmeister und Führer, Antwortender und Fragender, Gestalter und Begleiter! — Meta Gerloff

Was ist und was will die Rotenburger Schule? Eindrücke einer Augenzeugin der ersten öffentl. Arbeitswoche v. 26 bis 31. Juli 26

Rotenburger Schule? Was ist das? Wer hat etwas davon gehört? Nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis weiß, um was es sich dabei handelt.*

Die Rotenburger Schule nennt sich eine Schule für Atmungs-, Sprech- und Gesangskunst. Sie wird geleitet von den Damen Schlaffhorst, Andersen und Selbmann.

* Siehe Clara Schlaffhorst und Hedwig Andersen, Die Wiederherstellung des natürlichen Lebensrhythmus, im Februarheft 1922 der Tat, S. 824.

Digitized by Google

Was ist daran Besonderes? wird mancher fragen. Sprech-, Atmungs- und Gesangsschulen gibt es viele in Deutschland.

Daß es aber um die Rotenburger Schule doch etwas ganz Besonderes ist, darüber wurden wir alle belehrt, die wir die Freude hatten, an der ersten öffentlichen Arbeitswoche in Rotenburg an der Fulda teilnehmen zu dürfen. Diese Arbeitswoche war für alle Teilnehmer ein großes Erleben. Es kam die in unserem zerrissenen Deutschland von heute verwunderliche Tatsache zustande, daß etwa 160 Menschen durch eine Persönlichkeit zu einer Einheit zusammengeschmolzen wurden. Dieses Einheitsgefühl wuchs mit jedem Tage. Man redete nicht an einander vorbei, sondern ein jeder fühlte beglückt, daß hier etwas zu gewinnen sei, nach dem man schon jahrelang gesucht hatte.

Grauhaarige Herren erklärten, dies sei das größte Ereignis ihres Lebens. Ein Suchen, ein inneres Gespanntsein lag auf den Gesichtern am ersten Tage der Zusammenkunft. Mit jedem Tage glätteten sich die Mienen mehr und mehr — eine stille, innere Freude, die sich manchmal in helle Begeisterung verwandelte, war von nun an in alle Gemüter eingezogen. Wodurch war dies Wunderbare zustande gekommen?

Ein Mensch, der durch lange, harte Arbeit im Verein mit treuen Freunden den Weg gefunden hatte, das köstliche Gut, welches ihn ein gütiges Schicksal hatte finden lassen, anderen zugänglich zu machen — ein Mensch, der durch immerwährendes Schenken nur immer reicher wird, trat vor unsere Augen. — Das ist Klara Schlaffhorst und ihre Freundin, Fräulein Andersen, und ihre Schwester, Frau Selbmann — diese drei haben zum erstenmal nach mehr als 30jähriger Arbeit auf das Drängen ihrer Schüler und Schülerinnen es über sich gebracht, an die Öffentlichkeit mit ihrer stillen Arbeit zu treten.

Den Auftakt der Arbeitswoche bildete ein Begrüßungsvortrag von Fräulein Klara Schlaffhorst. Sie legte dar, daß man bei der Atmung das Hauptgewicht auf die Ausatmung zu legen habe. Wir müssen dahin kommen, natürlich und ungezwungen einzuatmen und unsere Ausatmung willkürlich und kunstgerecht zu schulen. Denn durch die kunstgerechte Ausnutzung der Kohlensäure zu Stimmklang wird das Blut gereinigt und der so entstehende Sauerstoffhunger des Blutes bewirkt, daß ganz von selbst die Außenluft wieder in den Körper eindringt. Ein neues Körpergefühl lehrt uns Klara Schlaffhorst — durch richtiges Atmen fühlen wir uns mehr der Natur und damit letzten Endes auch Gott verbunden, als dies vorher der Fall war.

Wir lernen erkennen, daß unsere Natur ja gar nicht Gott fern ist — nein — sie ist ein Teil seiner selbst. In der Schrift heißt es schon: und Gott blies dem Menschen einen lebendigen Odem in seine Nase und also ward der Mensch eine lebendige Seele.

Seele und Odem werden also in der Schrift als etwas ursächlich Zusammengehöriges betrachtet. Diese Wechselwirkung vom Atem auf die Seele hat Klara Schlaffhorst im Verein mit ihren Mitarbeitern in jahrelanger Arbeit studiert. Sie selbst stieg dabei von Erkenntnis zu Erkenntnis. Einer ihrer Freunde bezeichnet sie als die „intuitivste Frau der Gegenwart". Sie ist zu der Überzeugung gekommen, daß der richtig gemeisterte Atem uns verlorengegangene Kräfte zurückbringt. Dabei ist ihr auch das Geheimnis der „reinen Rasse" aufgegangen. Nicht nur körperliche Kräfte gewinnt der Mensch wieder — daß jemand von Asthma

Digitized by Google

oder Heiserkeit oder anderem geheilt wird, das ist nicht das Wesentliche — die Hauptsache ist: seine seelischen Kräfte gewinnt der Mensch wieder —, ja, er wird ein ganz neuer Mensch!

Das klingt für einen Außenstehenden befremdlich, aber dem, der sich schon etwas mit Psychologie befaßt hat, dem ist die Wechselwirkung zwischen Körper und Seele nicht unbekannt. Wenn er sich ferner ins Bewußtsein ruft, daß mit der Kohlensäure die dem Menschen schädlichen Stoffe ausgeatmet werden, und wenn er sich daran erinnert, daß reine, gute Luft befreiend auf den Menschen wirkt, dann wird er vielleicht ahnen, was es für den Menschen bedeutet, wenn sein Körper täglich gründlich von Kohlensäure gereinigt wird.

Noch etwas sehr Wichtiges brachte Fräulein Schlaffhorst in ihrem Vortrag: Alle ausgeatmete Kohlensäure soll nach Möglichkeit in Stimme verwandelt werden. Man kennt den schon abgeleierten Spruch: Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder! Klara Schlaffhorst würde nun sagen: Wo man richtig singt, da laß dich ruhig nieder!

Daß die meisten Menschen falsch atmen, sprechen und singen, das wurde uns im Verlauf der Arbeitswoche allmählich klar. Die wenigsten achten auf den dreiteiligen Lebensrhythmus: Einatmung, Ausatmung, Ruhe. Fräulein Schlaffhorst erreicht es auch, allerdings in jahrelanger liebevoller Arbeit, daß Menschen, die früher nicht singen konnten, nun ihre Stimme finden — etwas Erstaunliches!

Welch eine Beziehung schon zwischen Sprechstimme und Persönlichkeit besteht, das erweist uns die Tatsache, daß uns Menschen mit häßlichen, kreischenden Stimmen von vornherein unangenehm sind. Dagegen nimmt uns eine wohllautende Stimme unwillkürlich ein. Ich entsinne mich, welch Entzücken ich verspürte, als ich eine Darstellerin des Fidelio so sprechen hörte, daß ich zuerst nicht wußte, ob es Gesang oder Sprache sei, was ich hörte.

Alle, die Tagore gehört haben, erzählen von der Kraft seiner Stimme. Auch die, die nichts von den Worten seines Vortrages verstanden hatten, erklärten, es sei wunderschön gewesen — ein unerklärliches Etwas habe bezaubernd gewirkt.

Und dieses Etwas spürten wir auch bei Klara Schlaffhorst. Nicht ihre Worte allein bezauberten uns, sondern das, was dahinter stand. Sie hat die Kosmosverbundenheit, um die schon von jeher die Menschen gekämpft und gerungen haben. Täglich schöpft sie neue Kraft aus der Natur, und das ist es auch, was ihrer Persönlichkeit die große Kraft verleiht, überzeugend, einend und ordnend zu wirken — in ihrer ganzen großen Bescheidenheit. Es sei ja gar nichts Besonderes, sondern nur das Natürliche, was sie uns lehre, hörten wir sie sagen.

Es ist kennzeichnend für unsere Tage, daß wir einen ganz natürlichen Menschen in seiner ganzen ungehemmten Kraft anstaunen müssen wie ein Wunder. In jedem Teilnehmer ist wohl der Wunsch wach geworden, ebenso natur-, erd- oder gottverbunden zu werden — und die Möglichkeit dazu ist uns gegeben: durch richtigen Gebrauch der Stimme und Atmung! Das war das Beglückende und Erlösende bei dieser Tagung: Es gibt einen Weg, und er ist gangbar! Freilich verlangt er jahrelange gewissenhafte Arbeit — und das Schwerste: eine völlige innere Umstellung, die nicht ohne Kämpfe möglich ist, und die zuletzt eine innere Umgestaltung herbeiführt! Sie fordert nichts Geringeres als ein ganz neues Leben.

Wie ein Blitz leuchtet das Wort vom Neu-Geborenwerden auf. Man versteht, was Christus damit gemeint hat. Diese innere Umstellung führt zu innerer Ord-

Digitized by Google

Was ist daran Besonderes? wird mancher fragen. Sprech-, Atmungs- und Gesangsschulen gibt es viele in Deutschland.

Daß es aber um die Rotenburger Schule doch etwas ganz Besonderes ist, darüber wurden wir alle belehrt, die wir die Freude hatten, an der ersten öffentlichen Arbeitswoche in Rotenburg an der Fulda teilnehmen zu dürfen. Diese Arbeitswoche war für alle Teilnehmer ein großes Erleben. Es kam die in unserem zerrissenen Deutschland von heute verwunderliche Tatsache zustande, daß etwa 160 Menschen durch eine Persönlichkeit zu einer Einheit zusammengeschmolzen wurden. Dieses Einheitsgefühl wuchs mit jedem Tage. Man redete nicht an einander vorbei, sondern ein jeder fühlte beglückt, daß hier etwas zu gewinnen sei, nach dem man schon jahrelang gesucht hatte.

Grauhaarige Herren erklärten, dies sei das größte Ereignis ihres Lebens. Ein Suchen, ein inneres Gespanntsein lag auf den Gesichtern am ersten Tage der Zusammenkunft. Mit jedem Tage glätteten sich die Mienen mehr und mehr — eine stille, innere Freude, die sich manchmal in helle Begeisterung verwandelte, war von nun an in alle Gemüter eingezogen. Wodurch war dies Wunderbare zustande gekommen?

Ein Mensch, der durch lange, harte Arbeit im Verein mit treuen Freunden den Weg gefunden hatte, das köstliche Gut, welches ihn ein gütiges Schicksal hatte finden lassen, anderen zugänglich zu machen — ein Mensch, der durch immerwährendes Schenken nur immer reicher wird, trat vor unsere Augen. — Das ist Klara Schlaffhorst und ihre Freundin, Fräulein Andersen, und ihre Schwester, Frau Selbmann — diese drei haben zum erstenmal nach mehr als 30jähriger Arbeit auf das Drängen ihrer Schüler und Schülerinnen es über sich gebracht, an die Öffentlichkeit mit ihrer stillen Arbeit zu treten.

Den Auftakt der Arbeitswoche bildete ein Begrüßungsvortrag von Fräulein Klara Schlaffhorst. Sie legte dar, daß man bei der Atmung das Hauptgewicht auf die Ausatmung zu legen habe. Wir müssen dahin kommen, natürlich und ungezwungen einzuatmen und unsere Ausatmung willkürlich und kunstgerecht zu schulen. Denn durch die kunstgerechte Ausnutzung der Kohlensäure zu Stimmklang wird das Blut gereinigt und der so entstehende Sauerstoffhunger des Blutes bewirkt, daß ganz von selbst die Außenluft wieder in den Körper eindringt. Ein neues Körpergefühl lehrt uns Klara Schlaffhorst — durch richtiges Atmen fühlen wir uns mehr der Natur und damit letzten Endes auch Gott verbunden, als dies vorher der Fall war.

Wir lernen erkennen, daß unsere Natur ja gar nicht Gott fern ist — nein — sie ist ein Teil seiner selbst. In der Schrift heißt es schon: und Gott blies dem Menschen einen lebendigen Odem in seine Nase und also ward der Mensch eine lebendige Seele.

Seele und Odem werden also in der Schrift als etwas ursächlich Zusammengehöriges betrachtet. Diese Wechselwirkung vom Atem auf die Seele hat Klara Schlaffhorst im Verein mit ihren Mitarbeitern in jahrelanger Arbeit studiert. Sie selbst stieg dabei von Erkenntnis zu Erkenntnis. Einer ihrer Freunde bezeichnet sie als die „intuitivste Frau der Gegenwart". Sie ist zu der Überzeugung gekommen, daß der richtig gemeisterte Atem uns verlorengegangene Kräfte zurückbringt. Dabei ist ihr auch das Geheimnis der „reinen Rasse" aufgegangen. Nicht nur körperliche Kräfte gewinnt der Mensch wieder — daß jemand von Asthma

Digitized by Google

oder Heiserkeit oder anderem geheilt wird, das ist nicht das Wesentliche — die Hauptsache ist: seine seelischen Kräfte gewinnt der Mensch wieder —, ja, er wird ein ganz neuer Mensch!

Das klingt für einen Außenstehenden befremdlich, aber dem, der sich schon etwas mit Psychologie befaßt hat, dem ist die Wechselwirkung zwischen Körper und Seele nicht unbekannt. Wenn er sich ferner ins Bewußtsein ruft, daß mit der Kohlensäure die dem Menschen schädlichen Stoffe ausgeatmet werden, und wenn er sich daran erinnert, daß reine, gute Luft befreiend auf den Menschen wirkt, dann wird er vielleicht ahnen, was es für den Menschen bedeutet, wenn sein Körper täglich gründlich von Kohlensäure gereinigt wird.

Noch etwas sehr Wichtiges brachte Fräulein Schlaffhorst in ihrem Vortrag: Alle ausgeatmete Kohlensäure soll nach Möglichkeit in Stimme verwandelt werden. Man kennt den schon abgeleierten Spruch: Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder! Klara Schlaffhorst würde nun sagen: Wo man richtig singt, da laß dich ruhig nieder!

Daß die meisten Menschen falsch atmen, sprechen und singen, das wurde uns im Verlauf der Arbeitswoche allmählich klar. Die wenigsten achten auf den dreiteiligen Lebensrhythmus: Einatmung, Ausatmung, Ruhe. Fräulein Schlaffhorst erreicht es auch, allerdings in jahrelanger liebevoller Arbeit, daß Menschen, die früher nicht singen konnten, nun ihre Stimme finden — etwas Erstaunliches!

Welch eine Beziehung schon zwischen Sprechstimme und Persönlichkeit besteht, das erweist uns die Tatsache, daß uns Menschen mit häßlichen, kreischenden Stimmen von vornherein unangenehm sind. Dagegen nimmt uns eine wohllautende Stimme unwillkürlich ein. Ich entsinne mich, welch Entzücken ich verspürte, als ich eine Darstellerin des Fidelio so sprechen hörte, daß ich zuerst nicht wußte, ob es Gesang oder Sprache sei, was ich hörte.

Alle, die Tagore gehört haben, erzählen von der Kraft seiner Stimme. Auch die, die nichts von den Worten seines Vortrages verstanden hatten, erklärten, es sei wunderschön gewesen — ein unerklärliches Etwas habe bezaubernd gewirkt.

Und dieses Etwas spürten wir auch bei Klara Schlaffhorst. Nicht ihre Worte allein bezauberten uns, sondern das, was dahinter stand. Sie hat die Kosmosverbundenheit, um die schon von jeher die Menschen gekämpft und gerungen haben. Täglich schöpft sie neue Kraft aus der Natur, und das ist es auch, was ihrer Persönlichkeit die große Kraft verleiht, überzeugend, einend und ordnend zu wirken — in ihrer ganzen großen Bescheidenheit. Es sei ja gar nichts Besonderes, sondern nur das Natürliche, was sie uns lehre, hörten wir sie sagen.

Es ist kennzeichnend für unsere Tage, daß wir einen ganz natürlichen Menschen in seiner ganzen ungehemmten Kraft anstaunen müssen wie ein Wunder. In jedem Teilnehmer ist wohl der Wunsch wach geworden, ebenso natur-, erd- oder gottverbunden zu werden — und die Möglichkeit dazu ist uns gegeben: durch richtigen Gebrauch der Stimme und Atmung! Das war das Beglückende und Erlösende bei dieser Tagung: Es gibt einen Weg, und er ist gangbar! Freilich verlangt er jahrelange gewissenhafte Arbeit — und das Schwerste: eine völlige innere Umstellung, die nicht ohne Kämpfe möglich ist, und die zuletzt eine innere Umgestaltung herbeiführt! Sie fordert nichts Geringeres als ein ganz neues Leben.

Wie ein Blitz leuchtet das Wort vom Neu-Geborenwerden auf. Man versteht, was Christus damit gemeint hat. Diese innere Umstellung führt zu innerer Ord-

Digitized by Google

nung und Harmonie. Denn, wenn wir uns in die Ordnung des Kosmos einfügen, werden wir selbst geordnet — und wir gewinnen eine echte und wahre Freude am Leben, die uns vorher verschlossen war.

Ein jeder, der einmal den Mut gehabt hat, mit allem Alten aufzuräumen und es einmal ganz anders zu machen als sonst, der wird die Erfahrung gemacht haben, daß das Opfer, welches er seinen alten Gewohnheiten gebracht hat, reich belohnt wurde.

Wer schon wach geworden ist im neuen Deutschland, der weiß, was es heißt, sich umzustellen, und dem wird auch ein Verständnis dafür aufgehen, welche frohe Botschaft die Rotenburger Tagung uns bringt — nichts Geringeres als den Anbruch einer neuen deutschen Kultur, die nur auf dem Boden völliger Neu-Ordnung gedeihen kann. Und zu dieser Neu-Ordnung können wir durch die Atmungskunst gelangen, wie sie in Rotenburg (vom Oktober 1926 ab in Hustedt bei Celle) gelehrt wird, und die uns zur Verbindung mit der Natur in uns führt.

Am Eingang meiner Ausführungen sprach ich von der großen Einheit, die alle empfanden. Diese wurde verstärkt durch die gemeinschaftlichen Atemübungen und durch die häufige Mitbeteiligung an Sprechübungen und Gesängen.

Die Vorträge, die wir hörten, waren alle von demselben Geiste getragen; es war, als hätten sich die Vertreter von Kunst, Wissenschaft und Religion das Versprechen gegeben, vom Rhythmus und der großen Ordnung in allem, was auf Erden ist, zu sprechen. Und doch hatte jeder unbeeinflußt vom anderen sein Thema selbst gewählt und war hernach selber erstaunt über den Zusammenklang. Die Vorträge klangen alle in dem einen Gedanken aus: Naturverbundenheit führt uns zur Einheit und verleiht uns tiefste Erkenntnisse über das Wirken der Gottheit in uns und um uns. Wir erlebten das Merkwürdige, daß diese Versammlung von Menschen, die im allgemeinen der Kirche fernstanden, von einem starken religiösen Geiste getragen war. Herr Konsistorialrat Dr. von Rhoden bekannte, daß er bisher noch nie einen Choral so hätte singen hören wie von dieser Versammlung.

Jedem der Vorträge gerecht zu werden, ist mir ein Ding der Unmöglichkeit. Ich will mich deshalb damit begnügen, die Themen anzuführen: Prof. Dr. Franz-Würzburg: Körper und Seele in der Erziehung und in der Dichtung. Paul Dobe-Weimar: Der Weg zu einer neuen deutschen bildenden Kunst. Dr. Aubel-Gießen: Was hat die Rotenburger Arbeit der Naturkunde und Heilkunde zu sagen? Konsistorialrat D. Dr. von Rhoden-Halle: Die Stimme als Instrument des Geistes. Prof. Dr. Spira-Königsberg: Sprache, Leiblichkeit und Erziehung. Dr. Richter-Wetzlar: Der Rhythmus der Erde. Dr. Werner-Gießen: Körperliche Erziehung als Entwicklung der Naturkräfte.

Den Vorträgen folgten fast immer Aussprachen, die wohl alle als außerordentlich fruchtbringend empfanden.

Wir hatten auch Gelegenheit, einen Einblick in die Arbeit an Erwachsenen und Kindern zu tun. Zahlreiche Sprech- und Gesangsvorträge belebten die Darbietungen, die wir dankbar aufnahmen.

Jeder Tag brachte eine Steigerung, und als am Sonnabend beim Ausklang das Lied: „Nun danket alle Gott" erklang, da kam es wirklich von Herzen, und ein jeder ging im Innersten bewegt nach Hause.

Es wäre zu wünschen, daß die Rotenburger Schule in immer weiteren Kreisen

Digitized by Google

unseres Volkes Freunde fände, und daß man schon den Kindern den Weg zur rechten Atmungs- und Sprechkunst eröffne, denn sie leben näher am Herzen der Natur, und sie sollen dereinst das neue Reich aufbauen!

Diesem Ziele mögen meine Ausführungen dienen! Gertrud Hartung

Zum Thema des deutschen Reisenden im Auslande

Der Aufsatz von Franz Thierfelder „Der deutsche Reisende im Ausland" im Oktoberheft hat an sich etwas Engbrüstiges und ist überschattet vom Geiste der Unduldsamkeit. Du sollst — du solltest — der Deutsche sollte. Ich sah während des Lesens einen erhobenen Zeigefinger und dachte unwillkürlich an Knigge. Trotz der darin enthaltenen Wahrheiten und trotz aller berechtigten Hinweise. Dennoch, der logische Schluß des Ganzen könnte wohl der sein: Deutscher, reise überhaupt nicht; denn du bist nun einmal gezeichnet, wirst allenthalben anstoßen, und alle deine Anpassungskünste werden nie die bestehende Weltvoreingenommenheit tilgen können.

Als einer, der vielfach gereist und alle Teile der Erde bereist hat und mannigfache Sitten und Ansichten der Völker erfuhr, darf ich wohl sagen: alle solche engbrüstige Reiseregeln, dogmatische Lehren und Satzungen führen nie in den Kernpunkt der Frage, höchstens in Unnatur, liegt doch die Entscheidung alleine im Menschlichen. Wie ein Tagore in seinem Nationalgewand zu uns kommen darf, weil wir darunter einen Menschen erfühlen, und keiner von ihm einen Stehkragen und „Cut" verlangt, so ist es bei jedem der Ob, die Ausstrahlung, die den Menschen macht. Selbst ein Stresemann könnte im „Schillerkragen" zur Völkerbundstagung kommen, wenn er bezwingend echtes Menschentum ausstrahlt. Diese Ausstrahlung menschlichen Wesens ist das Entscheidende in aller Welt, nicht die Aufmachung, die Maske.

Wo alleine nach dieser geurteilt oder gar abgeurteilt wird, ist Rücksicht nicht am Platz, ja verwerflich, denn die Welt muß endlich lernen, den Menschen im Menschen zu suchen und ihn als solchen zu achten. Es gibt zu denken, daß hierin die Unterschichten aller Welt weiter sind als die Oberschichten, die eigentlichen Kulturträger. Farmer, Fischer, Bauern und Arbeiter in aller Welt haben, soweit meine Erfahrung reicht, immer zunächst den Menschen in mir gesucht, die „oberen Zehntausend" legten allzuoft Wert auf Krawatte und Mantelschnitt, waren kleidlich befangen.

Ich bin kein Verehrer des „Schillerkragens". Ich weiß, daß nicht jeder das Schillergesicht dazu hat; aber ich kenne Menschen, die in leichter Kluft, in einfachstem Außensein über die Grenzen ziehen, erfüllt von ehrlichem und reinem Suchen nach seelischer Bereicherung, die eine wunderbare Kultur beherrschen, mit dem Wenigsten zu einem Vielen zu kommen, die eine beste Darstellung deutschen Wesens sind und dieses Wesen auch sichtbar an sich tragen, für jeden, der zu lesen weiß.

Sollen die sich nun an der Grenze maskieren, ihrem Rucksack einen Stehkragen entnehmen, um unter allen Umständen unterzugehen im gleichförmigen Anstrich des Völkereinerleis? Den Snobs, die nur das Außen bewerten, unbedingt Rechnung tragen? Sollen sie ihre Kluft vertauschen mit einem konventionellen Straßenanzug, der ja doch nur maskieren würde, weil er nicht Ausdruck ihres Wesens ist. Seiner deutschen Lautsprache soll er sich unter allen Umständen bedienen. Warum nicht seiner Kleidungssprache, die doch auch Ausdruck der Menschenart ist?

Digitized by Google

Wieviel edles Menschenmaterial kenne ich, das überhaupt nicht mehr auf Reisen gehen könnte, wenn es den Satzungen eines Herrn Thierfelder Gehör schenkte, weil es arm ist und gar nicht imstande, sich kleidungsgemäß anzupassen. Und gerade sie sind es, die, um erwähntes Beispiel anzuführen, das italienische Theater besuchen aus innerlichem Erfahrungstrieb, die dem Leben in der Fremde mit Innigkeit nachspüren und nicht aus Neugierde oder Bädekerweisheit.

Jene gewünschte Anpassung an das Außen der Welt wird uns Deutschen zudem selten restlos gelingen. Immer und stets wird z. B. die deutsche Frau — ich meine den besten Typ — im Auslande durch ihre Schlichtheit Ärgernis erregen, von der Italienerin, Französin, Amerikanerin als „plump" oder „shocking" oder irgendwie empfunden werden. Soll auch sie nun den „Chick" der Fremdländischen üben, nur weil jene zumeist unfähig und unbereitet sind, die seelische Haltung und die innen getragenen Schätze deutschen Frauenwesens zu erkennen?

Viel zu viel veräußerlichen, veraußenweltlichen wir uns schon in Kleidung und Sitte, in Wesen und Gehaben und glauben, durch diese Untreue an deutschem Wesensausdruck, an Weltfähigkeit zu gewinnen. Und merken gar nicht, wie sehr wir bei den Urteilsfähigen — d. h. jenen im Auslande, die Schein und Wesen zu trennen wissen — verlieren. Sie schauen gerade mit Verachtung auf unsere Verwandlungskünste und vermissen den echten Ausdruck unseres Wesens und — unserer Verhältnisse. Sie suchen in uns vergeblich nach dem echten Deutschen, d. h. dem Menschen scharfumrissener Einfachheit, Geradheit und Innerlichkeit.

Ich persönlich fühle es nach meinem Erfahren im Auslande geradezu als unsere zubestimmte Aufgabe, die Lehre vom Blick auf das Wesen in die Welt zu tragen. Lauterkeit des Wesens siegt überall und läßt Kritik am Außen bald verstummen. Wo echtes Menschentum spricht, finden sich am Ende alle Menschen, einerlei ob es Franzosen, Engländer oder Südseeinsulaner sind. Nicht die Angleichung ist das Ziel, sondern die Menschwerdung. In ihr liegt alles beschlossen. Pflegen wir im Lande menschliche Kultur, Wahrhaftigkeit unseres Wesens, Treue zu uns selbst — so brauchen wir nicht zu bangen um das Begreifen der Welt, dürfen uns nicht scheuen, auch als armgekleidete Deutsche über die Grenzen zu gehen und mögen uns getrost belächeln lassen von jenen, welche noch an satter Krippe sitzen oder die Meinung ihres Tageblattes für das Wissen halten. Erich Scheurmann

Schlußwort: Gewiß hat der Verfasser dieser Entgegnung darin durchaus recht, daß wir uns als Deutsche nicht unserer Schlichtheit und Armut zu schämen haben und uns auch im Auslande nicht verleugnen sollen. Was aber der erwähnte Aufsatz von Franz Thierfelder im Oktoberheft festnageln wollte, das war nicht etwa diese edle deutsche Schlichtheit, sondern jene gewisse betonte Rauhbeinigkeit des Auftretens, die heute vielfach mit Charakter verwechselt wird, aber in ihrer Absichtlichkeit in Wahrheit nur eine andere Form der Eitelkeit bedeutet. Leit.

Dem Hefte liegen Prospekte der Firmen A. Schroll & Co., G. Kallmeyer Verlag und des Arbeitsamtes in Düsseldorf bei, die besonderer Beachtung empfohlen seien.

Schriftleiter: Dr. h. c. Eugen Diederichs, Jena, Carl-Zeiß-Platz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena
Druck von Radelli & Hille in Leipzig

Digitized by Google

die Tat
Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

18. Jahrgang Heft 11 Februar 1927

Paul Althaus
Vom Sinn der Theologie

I

Von der Gründung der ersten Universitäten an bis in unsere Tage hat die theologische Fakultät ihre feste Stelle neben den Schwestern. Erst im letzten Menschenalter ist das Recht der Theologie an der Universität ernsthaft in Frage gezogen. Die Forderung der Trennung von Kirche und Staat schloß meist die Verlegung der theologischen Fakultäten von den Universitäten auf kirchliche Anstalten ein. Längst vor dem Kriege war das die Losung nicht nur der kirchenfeindlichen Aufklärung einiger Linksparteien oder der Doktrinäre des „konfessionslosen Staates", sondern auch bestimmter kirchlicher und pietistischer Kreise. Wozu auf der einen Seite der Gegensatz gegen die Kirchen und die angebliche Folgerichtigkeit der modernen Staatsidee führte, dazu drängte auf der anderen Seite die Sorge um den wahrhaft christlichen und kirchlichen Geist der Fakultäten, die den Nachwuchs der Kirche erzogen. Von beiden Seiten empfand man in dem bestehenden Verhältnisse eine Unwahrheit. Man trug in kirchlichen Kreisen schwer daran, daß mit den theologischen Berufungen lebenswichtige Entscheidungen über die Zukunft der Kirche in die Hände einer Behörde gelegt waren, die vielfach an den kirchlichen Fragen nicht innerlich Anteil nahm, sondern sie von außen unter allgemeinen Verwaltungsgesichtspunkten, wenn nicht gar mit Parteivorurteilen politischer Art ansah. Die Besetzung der theologischen Fakultäten durch das Kultusministerium wurde gewiß nicht in allen, aber in manchen Fällen als ein besonders schmerzlicher Sonderfall staatlicher Vergewaltigung der Kirche empfunden.

Als mit der Novemberrevolution 1918 der liberale Aufklärungsdoktrinarismus in seiner sozialistischen und demokratischen Gestalt ans Ruder kam, da war im Zusammenhange mit der begonnenen Trennung von Kirche und Staat auch die Entfernung der theologischen Fakultäten von den Universitäten eine Zeitlang eine akute politische Frage. Aber die Krisis

Digitized by Google

ging schnell vorüber. In glücklicher Inkonsequenz gegenüber der sonst weithin siegreichen Doktrin wurde die Stellung der theologischen Fakultäten an den Universitäten ausdrücklich bestätigt. Heute ist sie keine politische Frage mehr.

2

Aber als wissenschaftliche Frage ist sie nicht verstummt und kann sie nicht verstummen. Wohl haben in der entscheidenden Stunde gerade die Nichttheologen gegen die Verweisung der Theologie von den Universitäten sich erhoben, und man darf annehmen, daß dieses Eintreten nicht nur kollegialer Liebenswürdigkeit entsprang. Es geschah allermeist mit bewußter sachlicher Begründung oder doch aus instinktivem Ahnen einer wesentlichen Notwendigkeit. Dennoch bleibt die Frage. Und wenn sie für niemanden in der akademischen Welt mehr offen wäre, uns, den Theologen selber bliebe sie lebendig. Schon danach wäre sehr ernst zu fragen, ob das, was unsere freundlichen nichttheologischen Kollegen von uns und unserer Arbeit denken und erwarten, das, um deswillen sie uns für unentbehrlich an der Universität erklärt haben, ganz oder auch nur in der Hauptsache dem entspricht, was wir selber wollen, können und — sollen. Also die Frage bleibt. Und ihr eine begründete Antwort zu geben, das ist schon ein gut Teil der theologischen Aufgabe selber.

Das Problem der Theologie, wie es in der Frage ihres Rechtes an der Universität erscheint, entsteht daraus, daß der theologische Forscher sich als Doppelbürger, nämlich als Glied einmal der Gemeinde des Glaubens, außerdem aber der Gemeinschaft der Erkennenden weiß. Es gibt keine des Namens würdige Theologie, die sich nicht als Dienst in der Kirche, an der Kirche erfaßte. Andererseits können wir von Theologie nur dort reden, wo man sich im Ernste unter das alles wissenschaftliche Erkennen beherrschende Gesetz der Wahrheit beugt, den Mut zur Frage und zur Kritik hat und in Freiheit um begründete Gewißheit ringt. Das ist die Doppelbindung der Theologie. Wird sie an ihr nicht zerrieben? Steht sie nicht an einem unmöglichen Orte?

Jedenfalls ist sie gerade deswegen, weil sie sich nach zwei Seiten hin gebunden weiß, den Bedenken von beiden Seiten ausgesetzt. Aus der Gemeinde des Glaubens ist immer wieder, lauter oder leiser, die Frage erhoben: zersetzt die Theologie als kritische Wissenschaft nicht die Hingabe des Glaubens, die Geschlossenheit des Bekenntnisses? Das Mißtrauen bestimmter „Gemeinschafts"-Kreise, aber auch der radikalen Konfessionellen gegen die Universitätstheologie und ihre Erziehung des Nachwuchses an Pfarrern wird uns fühlbar genug und trifft vielfach die „Gerechten" mit den „Ungerechten". Wer wollte sagen, daß es sich, neben viel Unverstand, Trägheit und Unglauben, nicht auch auf ernsten Grund zurückführe? Hätte die Theologie der letzten Menschenalter wirklich nirgends das Evangelium und die Kirche verraten um den Schein der Wissenschaftlichkeit und Modernität? Gab es nicht Theologen genug, die mit Geflissentlichkeit die „Unkirchlichkeit" ihrer Arbeit betonten und einer „kirchlichen" Theologie vor allem weiteren Verhör die Ehre der Wissenschaftlichkeit absprachen? Man darf es nicht verschweigen, daß zahllose Pfarrer und noch mehr

Digitized by Google

Religionslehrer durch ihre Universitätsjahre für das Leben Männer gebrochenen Glaubens und im tiefsten Sinne untauglich zu ihrem Amte geworden sind — wenn es anders kam, dann oft in Loslösung von ihrer Fakultät und im Gegensatze zu den einstigen Lehrern. Es gab ohne Frage theologische Schulen, von denen keine Zuversicht und Freudigkeit, sondern Lähmung und Müdigkeit an die Front der Kirche ausging. Das waren zu einem Teile gewiß notwendige Durchgänge und Krisenmomente im Ringen des Evangeliums mit dem modernen Geiste — aber jedenfalls Stunden der Krankheit, an denen die Kirche litt und vielerorts bis heute leidet. Es geht uns nicht darum, irgend jemanden jetzt anzuklagen. Nur das Mißtrauen konfessioneller und pietistischer Kreise gegen die Universitätstheologie gilt es nach seinem Grunde und weitgehenden Rechte zu verstehen.

Auf der anderen Seite war die Theologie den Bedenken der Wissenschaft ausgesetzt. Hier lautete die Frage: muß der Lebenszusammenhang der Theologie mit der Gemeinde der Glaubenden nicht notwendig ihre Wissenschaftlichkeit gefährden? Als das Wesen der Wissenschaft gilt die Voraussetzungslosigkeit der Arbeit und das Streben nach allgemeingültiger Erkenntnis. Kann die Theologie, die sich als kirchliche Funktion erfaßt, wirklich unbefangen forschen und Kritik vollziehen? Und bleiben ihre Urteile nicht insgesamt in der Sphäre der Glaubensüberzeugung, die dem wissenschaftlichen Denken als Subjektivismus erscheinen muß? — Auch hier hatte das Mißtrauen nicht selten konkreten Anlaß und deutliches Recht. Es gab oft genug eine advokatorische und apologetische Scheinwissenschaft, der die Ergebnisse schon feststanden, ehe sie an die Arbeit ging, die nichts wußte von dem Geiste freier Forschung, kritischer Tapferkeit und Beweglichkeit. Aber trat nicht an solchen Erscheinungen nur besonders deutlich heraus, was das Schicksal der Theologie überhaupt ist? So ernst muß die Frage von wissenschaftlicher Seite gestellt werden.

Wissenschaft und Frömmigkeit kommen also in ihrem Mißtrauen gegen die Theologie von sehr verschiedenen Ausgangspunkten her und in genau gegensätzlichem Sinne dennoch zusammen.

Wir denken nicht daran, die Spannungen, die in diesem doppelten Mißtrauen sich anzeigen, hinwegzureden. Nur die Folgerung lehnen wir ab, daß die Theologie um ihretwillen ein unmögliches Unternehmen sei. Wir wollen vielmehr zeigen, daß die Theologie sowohl von seiten der Wissenschaft wie vom Glauben her gefordert werden muß. Dann erst haben wir die eigenartige und schwierige Lage der Theologie ganz begriffen, wenn beides miteinander, ihre Notwendigkeit und ihre Angreifbarkeit, von beiden Seiten her eingesehen wird.

3

Von seiten der Wissenschaft muß die Theologie gefordert werden. Das ist freilich nicht unmittelbar deutlich, sondern ergibt sich erst auf einem Umwege. So viel ist sicher: die Universität bedarf einer Wissenschaft von der Religion. Die große geistige Erscheinung der Religion muß als solche unter allen Umständen wissenschaftlich bearbeitet, dargestellt und ver-

Digitized by Google

standen werden. Das Programm einer solchen Religionswissenschaft ist z. B. von E. Troeltsch entworfen worden. Sie würde sich gliedern müssen in die Geschichte der Religionen, die Psychologie und die Soziologie des religiösen Lebens, sodann in die Religionsphilosophie, die „Wesen" und Wahrheit der Religion im Zusammenhange einer Kritik der Erkenntnis überhaupt zu erörtern hätte, und schließlich die Philosophie der Religionsgeschichte, die nach der Ordnung und dem Sinne in dem Nacheinander und Nebeneinander der Religionen fragte. Eine solche Wissenschaft von der Religion ist der selbstverständlichen Anerkennung der modernen Wissenschaften sicher. Aber eben damit scheint sie auch ein zeitgemäßer Ersatz für die fragwürdig gewordene Theologie zu sein. Sie ist Glied der „philosophischen" Fakultät. Bedarf es neben ihr noch einer „Theologie" als Wissenschaft? Die wissenschaftliche Behandlung der Religion und des Christentums erschöpft sich offenbar in den genannten Disziplinen der Religionswissenschaft. Was die christliche Theologie darüber hinaus bietet, kann nur die Aussprache eines Bekenntnisses und die Anleitung zum Kirchendienste sein. Beides gehört aber dann nicht mehr auf die Hochschulen. Insbesondere sind es also die sogenannte systematische und praktische Theologie, die kein wissenschaftliches Recht auf der Universität haben. Dagegen lassen sich die biblischen und historischen Fächer der Theologie als Ausschnitte aus der allgemeinen Religionsgeschichte mit der besonderen geschichtlichen Bedeutung des Christentums wissenschaftlich rechtfertigen. Die theologischen Forscher jener Fächer haben zu einem Teile denn ja auch das ihre getan, sich als „Religionswissenschaftler" zu geben: aus der biblischen Theologie des alten und neuen Testaments wurde die alttestamentliche und neutestamentliche Religionsgeschichte usw. Noch heute erscheint eine Sammlung von Selbstbiographien führender Theologen schamhaft unter dem seltsamen Titel „Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen".

Aber ist es wirklich so, daß die Theologie der Religionswissenschaft zu weichen hat? Darüber wird man überall heute einer Meinung sein, daß der Erforscher der Religion selber Glied der religiösen Welt sein muß. Damit rühren wir aber an den entscheidenden Punkt. Auch der moderne Religionswissenschaftler beansprucht zu allermeist, aus eigenem Verhältnis zur Religion heraus wissenschaftliche Erkenntnis der Religion zu vollziehen. Die moderne Religionswissenschaft ist ein Kind der Aufklärungszeit. Der religiöse Standpunkt, von dem aus man seit dem Entstehen der Disziplin Religionswissenschaft zu treiben pflegt, ist denn auch überwiegend die allgemeine Religiosität der Aufklärung. Heute wissen wir nun wieder, was Schleiermacher in seiner Weise klar erkannte, daß diese Religiosität gar keine lebendige Religion darstellt, sondern das Zersetzungs- und Verwesungsprodukt einer späten Zeit bedeutet. Sie ist in Wahrheit Entheimatung, entsprechend der Entheimatung des modernen Menschen in den Großstädten. Sie ist nichts, worauf wir stolz sein könnten, sondern deutliches Symptom der Lähmung und Krisis. So kann man auch die Erforschung der Religion von diesem Standorte aus nicht als sachgemäße Arbeit anerkennen. Die Religionswissenschaft stand zu den lebendigen

Digitized by Google

Religionen von Anfang an kühl, ja gegensätzlich. Wie sie aus der Konfessionsmüdigkeit und -skepsis entstanden war, so blieb ihr geheimer Sinn bewußt oder unbewußt immer die Kritik und Ablösung der konfessionell gebundenen kirchlichen Religion durch eine freie Bildungsreligiosität. Solche späten aufgeklärten Tendenzen verbauen geradezu ein wirkliches Verständnis der konkreten und lebendigen Religion.

Die Religion ist in wirklicher Lebendigkeit nur in bestimmten Bekenntnissen und Kirchengemeinschaften da. Wo anders dürften wir dann ein sachgemäßes Verstehen der Religion erwarten als bei einer Arbeit, die von einem konkreten Bekenntnis aus, also als „Theologie" getrieben wird? Hat man einmal anerkannt, daß die Religion nur „religiös" dargestellt und verstanden werden kann, dann ist dieser Schluß unausweichlich. Die Erfahrung spricht für sein Recht. Wie leicht wurde die Religionswissenschaft schon phänomenologisch mit dem einzigartigen Offenbarungsanspruche des Evangeliums fertig! Man stellte ihn neben angeblich analoge Erscheinungen in dem Selbstbewußtsein anderer Religionen und würdigte ihn als Ausdruck des naiven Absolutheitsbewußtseins jeder höheren Religion, den man jedoch nicht streng beim Worte zu nehmen habe. War es nur Starrsinn oder dogmatische Enge, wenn sich lebendiges Christentum gegen diese Behandlung immer wieder aufbäumte? Jedenfalls ist die Tatsache unverkennbar, daß die Religionswissenschaft um einer aufgeklärten Theorie willen die Selbstaussage der zu untersuchenden Religion in ihrem Ernste beiseite ließ oder umdeutete — ein unter allgemeinen wissenschaftlichen Gesichtspunkten ganz unmögliches Verfahren. Das Christentum hatte sich in seinen schöpferischen Epochen immer wieder einstimmig und eindeutig über den Sinn des Evangeliums ausgesprochen: Versöhnung der in ihrer Sünde enthüllten Menschheit mit dem heiligen Gott durch Jesus Christus den Gekreuzigten und Auferstandenen. Die moderne Religionswissenschaft wußte es besser, dem überwältigenden Selbstzeugnis der lebendigen Kirche zum Trotz, und redete Allgemeines von dem Gottvaterglauben und dem unendlichen Werte der Menschenseele. Das christliche Zeugnis ließ keinen Zweifel daran, daß im Sinne des Evangeliums zuletzt nichts an religiösen „Persönlichkeiten" und Ideen, an Psychologie und Soziologie der Religion liege, sondern alles ausschließlich an der Selbstoffenbarung Gottes in dem an uns ergehenden Worte von der Versöhnung. Die Religionswissenschaft (bis tief in die theologischen Fakultäten hinein!) tat, als höre sie das nicht, und handelte vom Christentum im tiefsten unchristlich, indem sie die Sache, von der es zeugte, nicht ernst nahm, sondern statt dessen Jesus, Paulus, Luther als „Persönlichkeiten" feierte, ihr Seelenleben, seine Kräfte und Spannungen untersuchte und darstellte. Noch einmal: ist es nur Unverstand und ungebildeter Dogmatismus, wenn das lebendige Bewußtsein um das Evangelium solche Wissenschaft als unsachlich ablehnt? Das Grundgesetz der Wissenschaft ist Sachlichkeit. Ist die Sachlichkeit noch gewahrt, wenn man das Christentum zu verstehen meint ohne sein Selbstzeugnis ganz ernst zu nehmen? — Man wird nun freilich entgegenhalten, man habe das Selbstzeugnis des Christentums um deswillen nicht aufs Wort ernst nehmen können, weil man die

Digitized by Google

Tatsachen der Religionsgeschichte, d. h. alle Religionen ernst nehmen wollte. Aber damit betrog man sich erst recht. Wir behaupten: weil man das Evangelium nicht ganz ernst nahm, glitt man an den eigentlichen Tiefen der Religionsgeschichte vorbei. Das ist nun freilich ein Satz, der dem in unseren Geisteswissenschaften herrschenden Begriffe des Verstehens hart ins Gesicht schlägt. Aber dieser Begriff des Verstehens durch Einfühlung in ein fremdes Seelentum hat selber nur sehr beschränkten Wert und verdient es schon, daran kräftig erinnert zu werden. Er ist ein echtes Kind des historistischen Zeitalters, ein unverkennbarer Ausdruck seiner Geisteshaltung. In der Methode steckt hier wie anderswo schon ein ganzes Dogma. Es ist daher unmöglich für die Theologie, sich mit der Religionswissenschaft etwa auf dem Boden dieser „allgemein anerkannten" von Dilthey und Spranger fein beschriebenen Methode des geschichtlichen Verstehens zu verständigen. Sondern gerade und ausgerechnet um diese Methode geht der Kampf. Die Theologie beansprucht nichts Geringeres als einen eigenen Begriff des Verstehens zur Geltung zu bringen.

Damit wir sogleich ins Konkrete gehen: Wer „verstand" den Katholizismus besser, Erasmus oder Luther? Der Historismus muß, will er sich selber nicht untreu werden, antworten: Erasmus! Die Theologie antwortet: Luther! Wer versteht Luther besser: Grisar, dessen „Objektivität" ein einziger leidenschaftlicher Kampf gegen den Abtrünnigen, den Feind der heiligen Priester- und Sakramentskirche ist, oder ein moderner Gebildeter, dem der Gegensatz, in dem Luther sich verzehrte, „geschichtlich" und relativ geworden ist? Die Antwort brauche ich nicht erst zu geben. Jeder, der gegen Luther kämpft, versteht ihn besser als ein neutraler „verstehender" Religionshistoriker. Denn er versteht ihn von der Sache aus, im schweren Ernste des Kampfes, in eigener Wiederholung der Entscheidung, um die es ging. „Verstehen" in diesem sachlichen, hier theologischen Sinne bedeutet also: auf die unbedingte Wahrheit beziehen, aus der lebendigen Entscheidung, die sie fordert, heraus den anderen sehen; also nicht „alles verstehen", sondern urteilen, verurteilen, den Gegensatz ernst nehmen und nicht in höherer Betrachtung aufheben. Nicht Toleranz, sondern nur die Liebe oder der Zorn des Kampfes begründen solches Verstehen. Damit stehen wir freilich nicht mehr in der Psychologie, sondern tief in der Theologie. Es geht nicht mehr um das Nacherleben anderer seelischer Möglichkeiten (das natürlich auf seinem Boden durchaus recht hat und keineswegs verachtet werden soll), sondern um das Leben in der Sache, in dem Thema der Geschichte und unseres Lebens, also um die Gottesfrage. Von da aus muß freilich die Haltung des psychologischen Verstehens, die immer die Neigung hat, uns ganz hinzunehmen, als eine schwere Versuchung erscheinen, als Flucht vor der Entscheidung. Psychologisches und theologisches Verstehen verhalten sich wie betrachtende und existentielle Haltung gegenüber dem Leben der Geschichte — daher stehen sie in unaufhebbarer Spannung zueinander.

Wenden wir diese allgemeinen Sätze auf das Verstehen der Religionsgeschichte an, so ist zu sagen: die Theologie stellt ihr missionarisches „Verstehen" der fremden Religionen als gleichen Rechtes neben das „wissen-

Digitized by Google

schaftliche" der modernen Religionshistorie. Nein, noch mehr: ihr muß jenes neutrale, historisch meisterhafte Verstehen, wie es etwa die Religionsgeschichte von Lehmann-Bertholet übt, als ganz vorläufige, als Oberflächenbetrachtung erscheinen. Die moderne Religionsgeschichte ist groß geworden im Gegensatze zu der dogmatischen Lehre vom Heidentum in der älteren Theologie bzw. im Gegensatze zu der existentiellen, der Kampfesbetrachtung der fremden Religionen, wie die missionierende Kirche sie in ihrer Dogmatik vollzieht. Diese aber lehrt als Gesetz des Verstehens: von der „Erfüllung" aus allein versteht man die Verheißung ganz, von dem Heil aus die Wege der religiösen Menschheit als Sehnsucht, Sünde, Hybris, Entartung. Wir verstehen die Religionen von Christus her, auf ihn hin. Oder besser: wir suchen sie so zu verstehen — denn hier entsteht eine unerschöpfliche Aufgabe. Wissenschaftlich erscheint solche Betrachtung als ein Horrendum. Sie ist offenbar reine Glaubenssache; der christlichen Theologie der Religionsgeschichte könnte also etwa ein hinduistischer Philosoph eine ebenso berechtigte Geschichtsbetrachtung, die sich an dem Hinduismus als konkreter Norm orientiert, entgegensetzen. Wir leugnen das nicht. Und wenn das Wesen der Wissenschaft in dem Streben nach allgemeingültigen Sätzen besteht, so kann man in der Tat von der Theologie als Wissenschaft nicht mehr reden.

Aber welche Wissenschaften überhaupt sind dann noch „wissenschaftlich", an jenem Wesensbegriffe gemessen? Die Geschichtskunde ganz gewiß nicht! Zwar trägt sie genau wie die Theologie Elemente allgemeingültiger Erkenntnis in sich. Aber wie bald schon ist ihr Werten und Deuten der Quellen, die Wahl ihrer Gegenstände durch letzte Vor-Urteile bestimmt! Es gibt keine „objektive" Perioden-Einteilung der Geschichte. Alle Periodisierung ist zuletzt an einer unbegründbaren Deutung des Sinnes und Rhythmus der Geschichte orientiert. Sie ruht, bewußt oder unbewußt, in der Geschichtsphilosophie. Und weiter: wie könnte eine Geschichtsschreibung jemals ihren nationalen Charakter (man wird ihn hoffentlich vom „Nationalismus" noch unterscheiden können!) verleugnen wollen, ohne ihr Bestes, ihre Lebendigkeit preiszugeben? Wir Deutsche können die Geschichte der letzten Jahrhunderte sehen und verstehen nur von einem bestimmten Bekenntnis zu der Sendung unseres Volkes aus, auf Grund einer konkreten Überzeugung vom deutschen Wesen. Gewiß erneuert sich die Erkenntnis des Wesens und der Sendung immer wieder gerade durch geschichtliches Erkennen, das hebt aber den vorigen Satz nicht auf — es handelt sich eben um eine Wechselbeziehung. — Jedenfalls kann die Historie nicht fliehen aus dem Kampfe letzter Deutungen in ein Reich ruhender Allgemeingültigkeit. Der Pazifismus in bezug auf die Geisteskämpfe hat ebensowenig recht wie der politische. Es gibt auch hier kein Recht auf Neutralität und keine Möglichkeit zu ihr, keine schnelle Neutralisierung der Gegensätze, es sei denn auf Kosten des Erkenntnisernstes und Charakters überhaupt. Nicht über dem Gegensatze, sondern gerade in ihm wird die tiefere Erkenntnis gewonnen.

Was so von der Geschichtsforschung gilt, das ließe sich auch für die anderen Wissenschaften nachweisen, selbst für die Mathematik und Physik.

Digitized by Google

Das Denken von einer konkret vorausgesetzten Norm aus kann offenbar die Wissenschaftlichkeit nicht gefährden. Wir müssen also jedenfalls den absolutistischen Begriff der Wissenschaft auf Grund tieferer Besinnung umbilden. Nicht der Verzicht auf grundlegende Vor-Urteile und letzte Entscheidungen macht das Wesen wissenschaftlichen Geistes aus, sondern die Strenge eines nur durch den Gegenstand bestimmten, die Wahrheit suchenden Denkens. Dazu gehört, daß die Entscheidung, das Vor-Urteil sich bewähre im Durchdringen des ganzen Erkenntnisgebietes. Die Kraft, aus dem Chaos eine echte Einheit und Ganzheit zu gestalten, entscheidet über das Recht des Vor-Urteils. Das heißt also etwa für die christliche Betrachtung der Religionsgeschichte: daß hier nichts Wirkliches vergewaltigt, sondern die Fülle der Religionen und ihre Folge wahrhaft durchdrungen wird, damit allein kann die Theologie auf diesem Gebiete ihr wissenschaftliches Recht a posteriori zu erweisen versuchen. Das ist allerdings ein Beweis, der nur dem im Christentume Stehenden das gute Gewissen seines Glaubens bewähren kann. Dem Draußenstehenden kann er nie einleuchten, denn die Akten der Geschichte über den Wert der miteinander kämpfenden Religionen sind noch nicht geschlossen, ja sie werden nie geschlossen. Der Sieg des Evangeliums läßt sich nicht an der Geschichte ablesen. Es gibt keinen neutralen Maßstab, kraft dessen man das Recht des Evangeliums wider alle Religionen erweisen könnte. Die Entscheidung fällt, wenn die Geschichte zu Ende ist. Sie ist eschatologisch und kann darum nicht vom Erkennen, sondern nur von dem Glauben vorweggenommen werden. Die Theologie kann also ihre Urteile niemals zu einer jeden Denkenden zwingenden Allgemeingültigkeit bringen, ihre Urteile sind vielmehr nichts anderes als eine Weise, in der der Anspruch des Evangeliums sich an alle Menschen wendet. Die Theologie muß durch und durch missionarisch sein, d. h. sie darf und kann aus der Haltung des Boten nicht heraustreten. Damit allein gehorcht sie der „Sache", um die es geht — und anders als in dieser gehorsamen Sachlichkeit wird kein ernster Wissenschaftler die Theologie sehen wollen. Ist es nicht allem nächsten Anschein zum Trotz doch so, daß die Theologie gerade in den Jahrzehnten ihrer toleranten, „wissenschaftlichen" Haltung ihr Ansehen als Wissenschaft verlor und daß es ihr bei allen Tieferblickenden in dem Maße zurückkehrt, als sie keinem anderen Gesetze außer dem der Sache, von der sie redet, mehr gehorchen will? ——

4

Nicht nur von seiten der Wissenschaft, sondern auch von seiten des Glaubens ist die Notwendigkeit der Theologie zu erweisen. Der christliche Glaube ist von Anfang an zur Selbstbesinnung über sein Recht und seinen Gehalt gedrängt. Der Anstoß zum Glaubensdenken, an sich mit der Unerschöpflichkeit seines Gegenstandes gegeben, kommt in Wirklichkeit zunächst von dem Verhältnis des Glaubens zur „Welt", in der er lebt. Wer an Christus glaubt, steht bei ihm mit einem schon vorhandenen geistigen Besitz, mit seinem Judentum oder Hellenentum, mit dem Idealismus oder der Mystik. Die Begegnung der beiden Welten nötigt zur Besinnung über ihr Verhältnis. Ein anderer Anstoß: der Christus des Glaubens steht

Digitized by Google

mitten im Strome der Geſchichte — dieſe Tatſache zwingt die Gemeinde immer wieder zu geſchichtlicher Arbeit, aber auch zur Beſinnung über das Verhältnis ihres Chriſtusverhältniſſes zu geſchichtlicher Forſchung überhaupt. Weiter: die Gemeinde ſelber hat eine Geſchichte gehabt, die una sancta verbirgt ſich hinter dem Nebeneinander der Konfeſſionen. Der Sinn und das Recht der Sonderungen, das Weſen der Gegenſätze, die Frage kommender Einheit des Bekenntniſſes und Lebens — das alles iſt dem Denken der Gemeinde als Aufgabe geſtellt. Und ſchließlich: die Gemeinde gibt ſich in ihrer Miſſion dem umfaſſenden Anſpruche des Evangeliums auf die ganze Menſchheit zum Dienſte — wie könnte ſie das, ohne ſich über die Religionsgeſchichte, über das Verhältnis der lebendigen Religionen zu ihrer eigenen Verkündigung Gedanken zu machen? Der miſſionariſche Anſpruch des Evangeliums hat zu dem gedankenſchweren Römerbriefe geführt. Der Miſſionar Paulus wurde als ſolcher der erſte große chriſtliche Denker — er dachte in ſeiner Sendung, für ſie, ſein Denken war ein Teil des Vollzugs ſeiner Sendung.

So kann die Gemeinde nicht ohne Denken des Glaubens, nicht ohne ſeine Selbſtbeſinnung ſein — um ſeiner eigenen Klarheit und Freudigkeit willen. Theologie iſt nichts anderes als dieſe Selbſtbeſinnung der Kirche, als bewußte Arbeit mit aller methodiſchen Strenge getrieben. Im Anſatze muß Theologie in jedem Glaubenden da ſein. Denn der Glaube hat nichts zu tun mit der Gedankenloſigkeit eines Gefühlserlebniſſes, das erſt bei nachträglicher Reflexion mit dem Denken zu tun bekommt, ſondern er iſt ſelber Geiſtverhältnis, er hängt am „Worte“ und bewegt ſich daher in klaren Gedanken.

Die Gemeinde hat den Glaubensakt zu vollziehen. Sie vollzieht ihn in der Tat ihres handelnden Dienſtes an der Welt, aber auch in der Tat des Denkens — und beides iſt im Grunde eines, denn die Gemeinde kann nicht handeln ohne die Vollmacht, die nur dem Geiſtesringen geſchenkt wird, und ihr Glaubensdenken wird eitel, wenn es nicht zur Seele konkreter Tat wird. Theologie bedeutet den Vollzug des Glaubensaktes in der Sphäre des Denkens. Der Glaube ſoll die Welt überwinden. Die Theologie iſt das Ringen um Überwindung der Welt der Geiſter und Gedanken. Die Theologen vollziehen damit die Beſinnung (ohne die kein Glaube ſein darf, die aber den Einzelnen nur nach dem Maße ihrer Gabe und Verantwortung Pflicht iſt) als Dienſt an der ganzen Gemeinde, alſo gleichſam im ſtellvertretenden Denken. Man kann ſich wohl den einzelnen Chriſten in iſolierender Betrachtung auch ohne die Arbeit einer kirchlichen Theologie denken — wie viele wiſſen nichts von ihr und leben ihres Glaubens gewiß und klar dahin! Aber die Gemeinde als ganze kann ohne den Dienſt der Theologie auf die Dauer nicht ſein und inſofern auch der Einzelne nicht, der ja nur in Offenheit für das Leben der Gemeinſchaft ein Lebendiger bleibt.

5

Damit iſt die Notwendigkeit der Theologie ſowohl von ſeiten der Wiſſenſchaft wie von ſeiten des Glaubens begründet. Die Spannungen nach beiden Seiten hin haben wir freilich weder beſeitigen können

Digitized by Google

noch hinwegreden wollen — die Theologie muß sie immer wieder durchleben, das liegt in dem Wesen der theologischen Aufgabe und ihrer Doppelbindung.

Die Wissenschaft kann nicht anders als die Theologie zugleich fordern und bekämpfen. Der Kampf des von der Aufklärung bestimmten wissenschaftlichen Geistes und des an der Reformation orientierten Geistes der jungen Theologie wird die Universitäten und unser ganzes geistiges Leben in den kommenden Jahren erst recht bewegen. Die Theologie, die unter Selbständigkeit so lange nur Zurückhaltung, Trennung der Gebiete usw. verstand, bricht heute mit neuem Verantwortungs- und Kraftbewußtsein aus ihrer Feste hervor. Sie stellt sich zum Kampfe im Blachfelde. Sie sagt ein eigenes Wort auch zu Gebieten, auf denen sie lange geschwiegen hat: zur Geschichte der Philosophie, zum „Idealismus", zur Geistes- und Literaturgeschichte überhaupt. Sie ringt um eine eigene Geschichtsdeutung und Naturbetrachtung. Es kann nicht anders sein, als daß der Kampf auf allen diesen Gebieten nun heiß entbrennen wird. Die Theologie erwartet von den Wissenschaften auch keine andere Anerkennung als die des Kampfes, des Ernstnehmens im Kampfe.

Wir haben gewiß gezeigt, daß die Theologie, deren Denken an einer konkreten Norm ausgerichtet ist, die in einer klaren Bindung ihre Arbeit tut, hiermit nicht ganz einsam unter den Wissenschaften steht, daß vielmehr das Problem der Theologie als „Wissenschaft" gerade dazu dienen kann, den Blick auf die konkrete Bestimmtheit und den Entscheidungscharakter aller Wissenschaften zu richten. Aber es sei nicht verhehlt: die Stellung der Theologie bleibt doch eine einsame. Denn alle anderen Wissenschaften, so gewiß sie sich ihre Vor-Urteile und ihren Entscheidungscharakter nicht verbergen, wissen um das nur relative Recht ihres Standortes, ihrer Perspektive. Die deutsche nationale Geschichtsschreibung läßt die englische neben sich gelten. Es entsteht hier die Toleranz des Relativismus. Die Entscheidung, aus der heraus man denkt, ist Schicksalgebundenheit, Lebensverbundenheit hier wie dort. Eine schließt die andere nur insofern aus, als niemand in zwei Perspektiven gleichzeitig leben und erkennen kann; aber nicht insofern, daß die eine nicht neben der anderen Recht hätte. Die Standpunkte schließen sich nur subjektiv, im Subjekte, nicht objektiv, in ihrer Gültigkeit aus. Die Theologie aber weiß sich — nicht etwa durch ihren geschichtlichen Ort nur, die eigene Konfession, sondern — durch den Anspruch des Evangeliums gebunden. Sie bekennt sich damit zwar nicht zu ihrer eigenen Unfehlbarkeit — sie selber als menschliches Unternehmen hat an dem Wandel und der Gebrechlichkeit und Vorläufigkeit alles irdischen Erkennens teil —, aber zu dem Rechte und Gerichte des Evangeliums wider alle menschliche Wahrheit. Das Evangelium läßt sich niemals als eine neben anderen berechtigten Perspektiven vertreten, man verrate es denn. Die Bindung an das Evangelium ist nicht Schicksal gleich den anderen geistigen Bindungen, in denen wir durch Geburt oder Anlage stehen — sie ist unbedingt nicht nur im subjektiven Sinne, daß es für uns, die besonders organisierten Menschen des Abendlandes eine andere Möglichkeit nicht gäbe; sie trägt vielmehr zugleich in sich die unbedingte Intoleranz,

Digitized by Google

den Anspruch auf alle Menschen, Zeiten und Kulturen. Das ist der Anstoß, den das Evangelium gibt, den also auch die Theologie immer wieder geben muß, wenn anders sie das Evangelium nicht verraten will. Das ist ihre Einsamkeit. Ihre Treue gegen die Sache, die alle ernste Wissenschaft wünschen muß, macht sie in der wissenschaftlichen Welt immer wieder einsam. Sie ist ja selber eine Gestalt, in der der Anspruch Jesu Christi auf alles Leben durch die Geschichte geht — wie könnte sie dann je aufhören, auch nach ihrem Schicksale theologia crucis zu sein! —

Es bleibt auch die Spannung nach Seiten des Glaubens und der Gemeinde hin. Theologie bedeutet, wenn sie ihre Aufgabe ernst nimmt, für die Kirche immer auch Erschütterung, Selbstgericht, die Schmerzen der Buße in Hinsicht auf ihr Dogma und ihre Tat. Es gibt keine echte Theologie, von der aus nicht ein Strom der Freudigkeit und des Mutes in die Gemeinde des Glaubens ginge. Es gibt aber auch keine wahrhafte Theologie, an der die Kirche nicht zu verarbeiten, ja zu leiden hätte — glücklich die Kirche, deren Theologie wachsamer ist als ihre Feinde, die Kirche, der die kritische Besinnung ernster noch von innen, von der Theologie, die ihr Not macht, aufgezwungen wird als von außen!

Spannung also gewiß auch hier, aber kein unerträglicher Widerspruch zwischen Glaubenshaltung und der kritischen Haltung der Theologie. Ein solcher bestände nur, wenn Th. Storms bekannte Verse recht hätten:

Der Glaube ist zum Ruhen gut,
Doch bringt er nicht von der Stelle;
Der Zweifel in ehrlicher Männerfaust,
Der sprengt die Pforten der Hölle.

Aber so ist es nicht. Der Glaube ist nicht ruhende Fertigkeit, starre Unbeweglichkeit. Er ist immer neuer Kampf um sein Leben, immer neues Ringen mit der Wirklichkeit der Welt, die es zu überwinden gilt; Hingabe, die immer wieder angesichts aller scheinbar widersprechenden Wirklichkeit wahrhaftig sein will. Daher sind Glaube und kritischer Sinn im Tiefsten verwandt miteinander. Gerade, wer unter Gott steht, und nur er kann bis ins Letzte hinein wahrhaftig sein auch gegenüber den Einbildungen und Lieblingsgedanken des eigenen Herzens. Und umgekehrt: gerade und nur wer ungebrochenen kritischen Ernst hat, der ruht nicht in sich und seiner selbsterbauten Gedankenwelt, sondern in Gottes Wahrheit — der glaubt wirklich. Weil der Mensch gerade im echten Glauben gehorchen und nicht träumen will, weil der Glaube um alles in der Welt sich nicht verwechseln möchte mit jenem Gemächte eigenen Willens, eigener Gedanken des Menschen, das man leider auch Glauben nennt; weil der Glaube hangen möchte an der Wirklichkeit Gottes allein, darum trägt er den Ernst der Kritik in sich. Glaube und Kritik gehören zueinander, so gewiß auch die Kritik des Glaubens Kampf und darum Not für ihn bedeutet.

6

Die Theologie fühlt sich nicht alt und zum Sterben reif. Sie weiß sich zu neuem Leben gerufen. Sie merkt, wie man heute, gerade auch an den Universitäten, wieder auf sie wartet. Ein neues Zeitalter zieht herauf.

Digitized by Google

Der Gotteshinweis in der Tiefe alles Erkennens, aller Wissenschaft wird wieder gesehen und führt zur Frage nach dem Lebendigen. Es geht eine starke Sehnsucht durch unsere Bildungswelt — heraus aus dem Zeitalter des historischen Relativismus mit seiner Heimatlosigkeit, hinein in klare begründete Erkenntnis der letzten Dinge. Das Wort „Dogma", lange Zeit unerträglich für alles aufgeklärte moderne Denken, hat für die Ohren unserer Zeitgenossen weithin schon einen neuen Klang bekommen: es klingt wie Gewißheit, wie Heimat, nicht in starrer Unbeweglichkeit, sondern als Gegründetsein an jenem Punkte außerhalb der Welt, von dem aus man die ganze Welt bewegen kann! Die Theologie hat acht auf die Zeichen der Stunde. Sie tut ihre verantwortungsschwere Aufgabe mit Freudigkeit und neuer Zuversicht.

Carl Schweitzer
Geist und heiliger Geist

I

Die Gegenwart ist erfüllt mit dem Worte „Geist". In immer neuen Tonarten und Tonstärken ertönt es unüberhörbar durch unsere Zeit. Viele meinen bereits eine neue Blütezeit des Geistes zu erleben, aber sie vergessen, daß die Menschen gerade das gern im Munde führen, was ihnen in Wirklichkeit am meisten fehlt. Wir sind durch das hinter uns liegende Zeitalter geistig so unterernährt, ja ausgehungert, daß wir in besonderem Maße geistesarm und geisteshungrig geworden sind. Kein Wunder auch, daß unsere Zeit sich mit Surrogaten aller Art nur zu leicht abspeisen läßt und Wörter wie „Geist" und „Geistigkeit" u. a. m. ohne weiteres für volle Wirklichkeiten nimmt.

Der schweren Frage: Was ist Geist? wollen wir statt durch Definitionen dadurch näherzukommen suchen, daß wir auf verschiedene, besonders charakteristische Antworten unserer Zeit achten, um von ihnen zum letzten Sinn der Frage geführt zu werden. Dabei werden wir zunächst unter Zurückstellung des Positiven kritisch verfahren müssen. Wir beginnen mit der Antwort, die scheinbar mit Geist nichts zu tun hat, die mit neuer Leidenschaft die alte Parole aufgenommen hat: „Rückkehr zur Natur!" Rückkehr woher? — offenbar aus einer „Geistigkeit", die den Geist zur Unnatur verdammte, aus einem Supranaturalismus, der die Natur entgeistete, kurzum: aus einem abstrakten Auseinanderreißen von Natur und Geist. Statt dessen sucht der Naturalismus den Geist in der Natur. Indem man Geist und Natur einander gleichsetzt, sucht und findet man auf seine Weise das tiefste Geheimnis, nach dem man sich im Grunde seiner Seele sehnt. In der Harmonie mit dem Unendlichen wird das Chaos des eigenen ruhelosen Inneren versenkt. Der Mensch möchte mitschwingen können in dem geheimen Rhythmus des Kosmos. So sieht etwa ein Waldemar Bonsels überall in der Natur den verklärenden Schimmer und spiegelt ihn, zumal in seinen Naturmärchen, dichterisch wider. Als ein Stück Natur wird

Digitized by Google

offenbar auch der menschliche Leib wiederentdeckt und mit ihm die Mysterien der sinnlichen Liebe, des „Eros", der in einen freilich mehr äußerlichen als innerlichen Zusammenhang mit den „Evangelien" gebracht wird. — Das Ende solcher sinnlich-übersinnlichen Naturreligion ist, wie es kaum anders sein kann: freie Liebe, Anbetung des Leibes, dionysischer Rausch und — Ekel, Menschen- und Gottesverachtung. Das Problem „Natur und Geist" ist durch ihre einfache Gleichsetzung nicht gelöst, sondern überhaupt allererst gegeben.

Das Gegenstück zu solcher Romantik, die den Geist in der Natur sucht, die dem Einzelindividuum nicht nur erlaubt, sondern zur Pflicht macht, „sich auszuleben", d. h. aber, sich asozial zu verhalten, stellt etwa die Religion der Lebensreformer dar, die den Verzicht auf irgendeine der natürlichen Gaben predigen und dafür ihren Anhängern die Seligkeit auf Erden verheißen. Aber alle Versuche, der eigenen Natur dadurch Herr zu werden, daß man sie unterdrückt, haben noch zu allen Zeiten zum Gegenteil geführt; die Extreme: Askese und Zügellosigkeit liegen nahe beieinander; beide sind Unnatur und Ungeist zugleich.

Wir steigen tiefer und kommen ins Reich des Unbewußten, des Unterbewußten, ins geheime Reich des Okkulten. Was vor wenigen Jahren dem aufgeklärten Zeitalter undenkbar schien: Heute beschäftigen sich tausende unserer sogenannten „Gebildeten" mit Tischrücken, Materialisationen von „Geistern" u. a. m. Daß ein Buch wie „Die Sünde wider den Geist" von dem Verfasser der „Geistlehre" eine so hohe Auflage erleben konnte, ist nicht gerade ein erhebendes Zeichen für die Höhe des Geistes und Geschmackes unserer Zeit. Man vergegenwärtige sich nur, daß in jenem Roman als „Sünde wider den Geist" gebrandmarkt wird die Ablehnung des Spiritismus durch die Braut des Romanhelden bzw. — Verfassers!

Hier liegt offensichtlich eine peinliche Verwechselung vor, eine Verwechselung, die überhaupt an mancherlei Fehlschlüssen schuld ist: Materialistisches Denken, das gewohnt war, an die Realität nur der Dinge zu glauben, die mit Händen zu greifen oder mit dem Verstande zu begreifen sind, merkt plötzlich, daß es „dahinter" noch anderes gibt, Geheimnisvolles, bisher Unerforschtes und darum zunächst Unglaubwürdiges — und hält nun all das unbesehen und naiv, nur weil es nicht materieller Substanz ist, für „Geist". Der Spiritismus hat seinen Namen aber nicht vom Geist (spiritus), sondern von den Geistern (spirits). Wir haben es bei dieser Verwechselung mit einem im Geistesleben nicht seltenen „Kurzschluß" zu tun. Der Mensch greift unwillkürlich zu kurz und darum ins Leere, wenn er meint, mit ein paar „Sitzungen" im halbdunklen Zimmer sich des Geistes bemächtigen zu können; er muß die Erfahrung machen: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir." Statt bis zum Geist vorzudringen, bleibt er im Seelischen stecken. Das Seelische als solches ist aber nichts anderes als der unsichtbare Teil des Menschen, das Seelische führt noch in keiner Weise über das bloß Menschliche hinaus. Es ist etwa, wie wenn jemand im Dunkeln am Ende einer langen Stange ein Licht trägt und sich von diesem Lichte durch das Dunkel führen lassen möchte, während er vergißt, daß er selbst es mit seinem verlängerten Arme vor sich her trägt. (Da-

Digitized by Google

mit ist noch kein Urteil etwa auch über den wissenschaftlichen Okkultismus gesprochen, der die okkulten Phänomene kritisch untersucht und ordnet, geschweige denn über die Tatsächlichkeit der Phänomene selbst.)

Wohl aber fällt unter unser Urteil „nur seelisch" auch die sog. „Geisteswissenschaft" R. Steiners. Auch von ihr gilt: Mag man noch so viele und neue „Erkenntnisse höherer Welten" erlangen, oder — in Ermangelung eigener — sich auf die des Meisters berufen, der Erweis dürfte heute erbracht sein, daß auch auf diesem Wege feinster Seelengymnastik bis in die Tiefe nicht vorzustoßen ist, weil die ganze hier eingeschlagene Wegrichtung verfehlt ist: Die Wirklichkeit des Geistes kann nicht durch menschliche Kraftanstrengung erdacht oder ermeditiert werden. Es ist im Grunde nichts als verfeinerter und darum dem ungeübten Auge nicht immer ganz leicht wahrnehmbarer Materialismus (wie denn ja auch an mehr als einer Stelle der anthroposophischen Schriften „Geist" ausdrücklich mit feinster Materie gleichgesetzt wird). Die Feinheit und Durchsichtigkeit eines solchen Gedankendinges kann schwerlich über die Stofflichkeit des dort herrschenden Geistes hinwegtäuschen. Wenn solche „Ideen" aufs Ganze gesehen heute runder Ablehnung begegnen, so spricht das für die relative Instinktsicherheit, mit der selbst unsere angekränkelte Zeit Krankhaftes, Unmännliches ausscheidet.

Es wird kaum Zufall sein, daß die Anthroposophie ihre fanatischsten Anhänger aus dem rationalistischen Lager sammelt, obwohl sie den Kampf gegen den rationalistischen Geist des 19. Jahrhunderts nicht minder deutlich auf ihre Fahne geschrieben hat als den gegen den Materialismus. Ihre Geisteswissenschaft ist im Grunde rationalistische Gnosis und hat mit „Geist" nur den Namen gemein. Sie ist ein klassischer Versuch, Religion und Wissenschaft so zu vermengen, daß beider Wesen verdorben wird. Das gequälte Produkt sind blutleere Abstraktionen, die den Schein des Geistes haben.

Überhaupt würde eine genauere Analyse der meisten Gegenwartsströmungen, die hier natürlich nicht aufzuzählen sind, ergeben, wieviel Rationalismus überall mitfließt, obwohl unsere Zeit sich einbildet, ihn längst abgestoßen und überwunden zu haben. Es kann auch kaum anders sein: Wo nicht der Geist herrscht und sie zusammenhält, fallen die menschlichen Seelenkräfte notwendig auseinander, und die Diktatur unter ihnen maßt sich der — Intellekt an, der sich gern als Geist schlechthin ausgibt, so daß nicht wenige beide für ein und dasselbe halten.

In diesem Zusammenhang ist die Beobachtung wichtig, daß gerade diejenigen Modernen, die sich in der Nachfolge Kierkegaards in ihrer Kritik am Intellektualismus nicht genug tun können, ebenso wie der geniale Antipode Hegels selbst, in ihrer beißenden Kritik das ätzende Gift des reflektierenden Verstandes verraten, von dem sie getrunken.

So sind Freunde und Feinde durch ihre gemeinsame Herkunft aus dem Rationalismus verwandt, der der „Geistigkeit" der gebildeten Schicht weithin deutlich genug das Gepräge gibt. Der sogenannte Idealismus des bourgeois nicht minder wie der des klassenbewußten Proletariats kann bei all seinem moralischen oder künstlerischen Pathos, bei seinem Kult des

Digitized by Google

„Guten, Schönen und Wahren" seinen rationalistischen Ursprung nicht verleugnen.

Es gehört endlich mit zu dem Bilde unserer Zeit, daß man — an der Aufgabe, die Wahrheit in einer Form zu fassen, überhaupt resignierend — es wie vor 1900 Jahren nach dem Rezept: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen" mit mehreren Formen zugleich versucht, also dem sogenannten Synkretismus, der Religions- und Geistermischung huldigt, indem man z. B. den uns fremden östlichen Geist künstlich ins Abendland zu verpflanzen sich bemüht.

Damit im engsten Zusammenhange wäre als letzte taube Blüte des untergehenden abendländischen Geistes noch die grundsätzlich ungläubige Skepsis zu nennen, mag sie nun in „spiritualistischem Gewande" auftreten und bestenfalls Sehnsucht nach Geist, und zwar kraftlose Sehnsucht, eine ästhetisch-intellektuelle Spielerei ohne letzten Grund und Tiefe bergen; mag sie sich wie bei Spengler in einen stoischen Prophetenmantel hüllen und den Geist grundsätzlich ablehnen.

So gilt von den mannigfaltigen Wegen, auf denen die Menschen heute den Geist suchen gehen: „Sie spinnen Luftgespinste und suchen viele Künste und kommen weiter von dem Ziel."

Das gilt z. T. auch — und das ist mit das Schlimmste in unserer wirren geistigen Lage — von gewissen religiösen Erscheinungen. Selbst in sie hat sich der Ungeist eingedrängt, sei es, daß das Seelische auch hier das Geistige überwiegt—wie in einer gewissen „Nur-selig"-Frömmigkeit, die sich nur um das eigene Erleben dreht — sei es, daß die Religiosität sich mit einer der oben genannten Welt- und Lebensanschauungen verbindet und sich von diesen in deren unfromme Sphäre hineinziehen läßt — wie wir es in Erscheinungen wie der religiösen Romantik, dem religiösen Intellektualismus und religiösen Idealismus sehen können. Damit steht diese Religiosität gewissermaßen unter falschem, irreligiösem Vorzeichen. Man kann sie den letzten und feinsten Ausläufer auf einem verkehrten Wege nennen. Es ist das unbestreitbare Verdienst der jüngsten Theologie, auf die sich gerade hier leicht einschleichende, besonders gefährliche Verwechselung nachdrücklich hingewiesen zu haben: von religiöser Lebendigkeit und Leben aus dem Geiste Gottes, von nur subjektiver Religiosität und gottgewirktem Glauben, zuletzt von menschlichem und göttlichem Geiste.

2

Damit stehen wir vor der Entscheidungsfrage nach dem Wesen des Geistes. Geister sind mehr als genug unter uns, auch Menschen mit geistreichen Einfällen — aber wo ist heute noch wirklicher, wirksamer Geist? Geist, der Menschen nicht nur betäubt oder fanatisiert, nicht nur in seinen Bann schlägt und zeitweise begeistert, sondern der sie zu Geistesmenschen erweckt? Die alte Kunde vom Wesen des Geistes in einer Schar von Berufenen und Erwählten, die uns so lange fremd und erlebnisfern angemutet hat, sollte sie uns etwas Neues zu sagen haben, sollte sie uns unmittelbar angehen? Sollte die alte, unverstandene Pfingstgeschichte vielleicht doch mehr sein als der naive Bericht über ein seelisches Erlebnis

Digitized by Google

aufgeregter kindlicher Gemüter? Und wenn sie wirklich mehr bedeutet, könnte es nicht sein, daß wir dieses „mehr" nur ablehnen, weil wir es nicht mehr nachzuerleben vermögen. Wie kommen wir aber zum Nacherleben? Offenbar nur dadurch, daß wir erkennen: Gott ist Geist. Das ist die entscheidende Wendung. Gott ist Geist, d. h. nicht Natur, auch nicht seelisches Erlebnis in den Tiefen unseres menschlichen Unterbewußtseins. Gott ist Geist, das heißt nicht: Geist ist Gott. Gott ist nicht eine Projektion des menschlichen Geistes auf eine transzendente Ebene. Der Mensch erhebt nicht etwa das Höchste, das er in sich findet, zu seinem Gott. Nein, vor Gottes Geist muß alles andere vergehen, auch wir mit allem, was wir sind und haben. „Seid stille und erkennt, daß Ich Gott bin." Denn Gott allein ist heilig. Erst durch diese Bestimmung, die ahnungsweise in allen Religionen verborgen ist, klar erst im Alten Testament aufleuchtet, erhält das Geistsein Gottes seinen Inhalt. Es gehört zu den verhängnisvollsten Irrtümern, von denen wir uns nur langsam wieder befreien, zu meinen, das Christentum habe den dreimal heiligen Gott des Alten Testamentes beiseite geschoben um des lieben himmlischen Vaters willen. Nein, auch der Gott Jesu war der heilige des Alten Testaments. Von der Forderung des heiligen Gottes hat das Neue Testament nichts nachlassen können — oder es hätte gegenüber der Erkenntnis des Alten einen Rückschritt bedeutet. Gott hat zwar den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen, d. h. ihm Geist von seinem Geist eingegeben. Der Mensch ist danach auf Gott angelegt, sein Geist ist das Organ, um Gott zu erkennen, aber durch seine innere Trennung von Gott, durch sein Pochen auf sich selbst und auf seine eigene Weisheit ist dieses Organ verdorben, und die Weisheit ist Torheit geworden. Darum können Menschen durch sich selbst den Weg zu Gott nicht finden. Wir erfassen vielmehr nur so viel von ihm, als wir uns von ihm erfassen lassen, wir erkennen nur, sofern wir erkannt sind; wir werden nur seines Geistes voll, soweit wir von ihm geheiligt werden.

Die Spannung zwischen dem heiligen Gott und der unheiligen Menschheit hat ihren Höhepunkt und zugleich ihre Lösung gefunden in der Person und dem Schicksal Jesu Christi. Er hat nicht nur zu den vielen geistigen Ideen eine neue in die Welt gebracht, sondern er selbst ist die Mensch gewordene heilige Liebe Gottes, er ist der Heilige Gottes, der Person gewordene Geist Gottes, ein Mensch, den die Spannung des Menschseins, d. h. die Spannung zwischen dem, das der Mensch nach seiner Gottesebenbildlichkeit sein soll und dem, was er ist, nicht zerreißt, sondern der in der Gemeinschaft mit seinem Vater im Himmel die Kraft findet, Himmel und Erde, die auseinanderstrebenden Mächte, zu verbinden als der wahre Mittler und Versöhner. Seine Güte aber kann die Welt nicht ertragen. Was Petrus, unter seinem unmittelbaren Eindruck zusammenbrechend, sagt: „Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch", hat die Welt getan; sie hat ihn ausgestoßen, um die radikale Unruhe ihres Gewissens los zu sein. Der Tod Jesu am Kreuz scheint ein Unterliegen des Geistes unter den Ungeist, des Heiligen unter das Böse zu bedeuten. Als Jesus stirbt, ist niemand auf der Erde, der an seine Sache, d. h. die Sache

Digitized by Google

Gottes glaubt. Jesus ist allein. Aber er allein glaubt, glaubt, ohne zu sehen. Er glaubt und sieht im Geiste glaubend und betend die Schar der Gläubigen, die künftige Gemeinde. Sein Glaube trägt hinüber ans andere Ufer (vgl. Luk. 22,32).

Schon vor seinem Sterben hat er die verzagten Jünger damit getröstet, daß es ihnen gut sei, wenn er von ihnen genommen würde, sonst könnten sie den Geist nicht empfangen. Er hat ihnen für die Zeit nach seinem Tode den Geist verheißen, der sie nicht nur erinnern werde alles dessen, was er ihnen zu Lebzeiten gesagt habe, sondern der sie in alle Wahrheit leiten solle.

Und dann geschah es, in der wunderreichen Geschichte des Urchristentums vielleicht das Wunderbarste: Die mutlosen, kleingläubigen Jünger wurden Pfingsten zu Trägern des Geistes. Was ist mit der Pfingstgeschichte gemeint? Sicher nicht nur ein einmaliges, enthusiastisches Erlebnis, aber auch nicht eine bloße neue Belehrung, sondern lebendige geistige Wirklichkeit. Der Empfang des heiligen Geistes ist nicht Einbildung, wenn anders Gott mehr ist als ein Wunsch- oder Furchtbild unserer Phantasie. Wer Gottes Geist empfängt, wird Gottes *gewiß* — das ist das erste. Vor solcher Gewißheit des Glaubens verblaßt alle skeptische Reflexion wie künstliches Licht verblaßt vor dem lebendigen Sonnenlicht.

Paulus hat einmal die hier gemeinte Gewißheit klassisch umschrieben: „Der Geist Gottes gibt Zeugnis unserem Geiste, daß wir Gottes Kinder sind." Das ist es. Gottes Geist hat sich mit dem Menschengeist versöhnt. Wonach die Menschen aller Zeiten sich sehnen, dies Unbeschreibliche, hier ist es getan. Gott und Mensch sind im Geiste eins geworden.

Fragt man, wo in uns der Geist Gottes wohnt, so fragt man unverständig, denn der Geist schafft den gesamten Menschen von innen heraus um, wenn er ihn zu seinem Organ gebraucht. Jede psychologische Fragestellung versagt hier. Der Geist überwältigt uns und verwandelt unser ganzes Wesen, wie wir es bei Paulus oder Luther sehen, und macht uns so allererst zu lebendigen Menschen. „Ich glaube an den Herrn, den heiligen Geist, der da lebendig macht." Was die Bibel immer wieder sagt und was die Menschen von gestern nicht mehr verstehen, ist doch ein sinnvolles Bild für die Sache, um die es geht: Der Mensch muß zweimal, muß wieder geboren werden, er muß aus dem Geist neu geboren werden, damit er das werde, was er wesentlich ist: Kind Gottes. Mit dem neuen Leben aus Gottes Geist ist die *Selbständigkeit* des Einzelnen mitgesetzt — das ist die zweite Gabe des heiligen Geistes. Die Jünger waren, solange der Meister unter ihnen war, unselbständige, unreife, schwache Menschenkinder. Er mußte von ihnen genommen werden, damit sie selbständig, reif und stark würden. Aus einem hin- und herschwankenden unsicheren Jünger (man lese einmal Matth. 16, 13—23) ward unter der Wirkung des Geistes der felsenfeste Petrus, der die erste Gemeinde sammelte und leitete. Der Geist uniformiert nicht, er prägt vielmehr eigenartige Charaktere. Indem er den Einzelnen zu Gott führt, bringt er ihn zugleich zu sich selbst. „Wer sein Leben (Psyche) verliert, der wird es finden." Die restlose Hingabe an Gott löst die höchste Aktivität aus: „Der wird die Werke tun, die ich tue, und wird größere denn diese tun, denn ich gehe zum Vater" (Joh. 14, 12). So wirkt sich das neue

Digitized by Google

Leben aus, es ist schöpferisch, ursprünglich, überschwenglich reich, weil es aus dem Geiste geboren ist.

Aber das Leben des Einzelnen bleibt nicht isoliert. Der Geist beruft nicht nur den Einzelnen, er beruft und sammelt auch die Gemeinschaft. Erst mit diesem Dritten tritt die überragende Einzigartigkeit des heiligen Geistes zutage: Er schafft Gemeinschaft, ohne welche Leben nicht sein kann. Er bindet freie Menschen zusammen, indem er ihre mannigfachen Gaben entbindet und dem Ganzen dienstbar macht. Und zwar ist es derselbe eine Geist, der die Persönlichkeiten und die Gemeinschaft von Persönlichkeiten ins Leben ruft, und dies alles durch die ununterbrochene Kette von Geschlechtern durch die Geschichte hindurch bis auf den heutigen Tag und weiter bis ans Ende aller Tage.

So ist der heilige Geist alles andere als eine abstrakte ferne Größe der Vergangenheit; er ist vielmehr volle, lebendige Wirklichkeit, wirksame Gegenwart. Der Gottesgeist, in Jesus Christus einmal Person geworden, verkörpert sich nun in seiner sichtbar-unsichtbaren Gemeinde, in den Menschen, die seine heilig-unheiligen Träger geworden sind. Das alles und noch unsagbar viel mehr liegt in der konkreten neutestamentlichen Vorstellung vom heiligen Geiste beschlossen. Wenn wir an den heiligen Geist glauben, glauben wir, daß der unsichtbare Gottesgeist Jesu Christi in den Seinen fort und fort sichtbare Gestalt gewinnt.

3

In dieser unerschöpflichen Gotteswirklichkeit erfüllt sich all das, was Menschen je vom Geiste geträumt haben. Es bleibt uns nun noch übrig, von der gewonnenen Warte aus auf alle die — anfangs gestreiften — Geist-Träume zurückzublicken, also vom heiligen Geiste auf den Geist. Es geht uns dabei so, wie wenn man ein Transparent-Bild zunächst von vorne beleuchtet sieht und nur undeutliche, z. T. sinnlos anmutende Konturen und Farben wahrnimmt, bis das Licht dahinter angezündet wird, das es uns ermöglicht, das Bild zu sehen, wie es eigentlich gemeint ist. Nun erst fügt sich alles zum Ganzen zusammen, und wir können jeder einzelnen Linie gerecht werden. Oder anders ausgedrückt: Nun erhält alles sein rechtes positives Vorzeichen.

Indem wir vom Zentrum aus in gedrängter Kürze den Weg nochmals zur Peripherie zurückgehen, stellen wir zunächst fest, daß „Geist" und „heiliger Geist" unmöglich zwei auseinanderliegende Größen sein können, daß es vielmehr nur einen Geist geben kann, den Geist Gottes, also den einen heiligen Geist, wie auch das Neue Testament für beide Begriffe das eine Wort pneuma gebraucht und den Unterschied zwischen „geistig" und „geistlich" nicht kennt. Auch der menschliche Geist ist, wie wir sahen, losgelöst vom Geiste Gottes, nichts; er muß sein Organ werden, sich von ihm erfüllen lassen. Alle menschlichen Verwicklungen und Verwirrungen haben, so kann man sagen, in solcher Loslösung ihren Ursprung.

Das gilt zunächst vom Glauben an den Geist, der nicht zugleich heiliger Geist ist, vom Idealismus*. Insofern er meint, durch eigenes Denken oder

* Vom Ringen um den letzten — positiven wie negativen — Sinn des Idealismus

Digitized by Google

Tun zum letzten Ziel zu kommen, muß er erst seine eigenen Schranken wahrnehmen und zur Torheit und Ohnmacht vor Gott werden. Dann aber erlebt der denkende, handelnde Idealismus seine Rechtfertigung. Wir können zwar durch Erkennen oder Tun nicht zum Glauben kommen, wohl aber durch Glauben zum Erkennen und Tun.

Auch die Geschichte erscheint nun in einem neuen Lichte. Sie wird von dem menschlich-rationalistischen Fortschritts-Schema, das ihrer Tiefe nicht gerecht zu werden vermag, ebenso befreit wie von ihrer angeblichen Sinnlosigkeit im Sinne Spenglers. Sub specie aeternitatis, d. h. von der Ewigkeit aus gesehen, offenbart sie ihre tiefen inneren Zusammenhänge und erscheint als das, was sie in Wahrheit ist: als Kampf zwischen Glaube und Unglaube. Der Logos der Zeitenwende erscheint als Logos spermatikos der Vorzeit. Die großen Kulturschöpfungen des vorchristlichen Geistes treten ebenso wie die außerchristlichen Religionen in den Zusammenhang von Weissagung und Erfüllung.

Stellt uns solche Geschichtsbetrachtung vor neue gewaltige Aufgaben — in der Weite der Betrachtungsweise mag Spengler uns dabei Vorbild sein —, so nicht minder das von Europäern noch so gut wie ganz unbetretene Gebiet des Okkultismus. Noch ist nicht abzusehen, was eine planmäßige Einbeziehung dieses Neulandes für das Weltbild der Zukunft zu bedeuten hat. Nur das ist sicher, daß die seelischen Kräfte, die wir oben scharf gegen die geistigen abgrenzten, in den Dienst des Geistes gestellt, noch unendlich fruchtbar zu machen sind. Es sei nur an die Heilkräfte erinnert, wie sie ein Mann wie Chr. Blumhardt — nicht aus Übermut, sondern innerer Notwendigkeit folgend — nach langen Zeiten der Vergessenheit wieder entdeckt hat, oder an die Möglichkeit einer Durchheiligung des Unterbewußtseins. Das Wort des Kirchenvaters von der anima humana naturaliter christiana* hat seinen ganz tiefen Sinn, der sich langsam auch der fortschreitenden Psychologie erschließt. Es erscheint in der Tat verständlich, sowohl daß unsere Zeit an die Pforten des Geheimreiches mit Macht pocht, wie daß es gefährlich und mißlich ist, es auf Schleichwegen erobern zu wollen — ohne die Zucht des heiligen Geistes.

Endlich ist auch die Natur vom Geiste zurückzugewinnen. Freilich von der Natur, die sich selbst zum Geiste hinaufsteigert, gilt das Urteil aus dem „Faust": „Natur ist Sünde, Geist ist Teufel." Anders die Natur, die wir als von Gottes Geist geschaffen wissen, die uns Ausdruck von Gottes Allmacht und Liebe ist. Ihre Erkenntnis bringt uns Gott nicht ferner, sondern näher, weil sie von der Größe und dem Reichtum des schaffenden Gottes-Geistes zeugt. Insbesondere ist der menschliche Leib für die geistige Betrachtung Organismus, Organ der Seele; es ist der Geist, der sich den Körper baut. Damit sind wir gleich weit von jeder Über- wie von jeder Unterschätzung des Leibes frei. Wir beten weder den Leib an, wie die Naturalisten, noch verachten wir ihn als das „Grab der Seele", als bestände deren Sündenfall, wie die Spiritualisten meinen, in der Leibwerdung; vielmehr

und damit von der Auseinandersetzung zwischen Geist und heiligem Geist gibt Zeugnis das Buch von E. Hirsch: „Die idealistische Philosophie und das Christentum", Gütersloh 1926. * von der Menschenseele, die von Natur christlich sei.

Digitized by Google

ist uns die Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes. Dementsprechend glauben wir an eine leibliche, nicht nur an eine geistige Auferstehung und lassen irdische und himmlische Liebe (Eros und Agape) sich einen, jene durch diese verklären. Und doch bleibt, solange Menschen Menschen sind, zwischen dem Geiste Gottes und dem göttlichen Geiste in den Menschen eine Spannung. Sie einen sich, aber sie fließen nie ineinander über. Der Geistbesitz ist immer nur ein Angeld auf das, was da kommen soll. Wir wandeln auch als Geistmenschen im Glauben und nicht im Schauen, nicht als die Habenden, sondern als die täglich neu Werdenden. Darum hüten wir uns vor der Unnüchternheit gewisser Sekten, die die uns Menschen gesetzten Grenzen verrücken und das vollkommene Gottesreich auf die Erde herabzerren möchten und dadurch in Gesetzlichkeit und Pharisäismus verfallen.

Ist, so könnte man zum Schluß fragen, der heilige Geist nicht doch enger als der Geist schlechthin? Darauf antworten wir: ja und nein! Er ist enger, wie die Erfüllung enger ist als unerfüllbare Träume. Aber gerade in seiner Konkretheit jetzt und hier bewährt er seine ewige Gestaltungskraft. Was an Geist verstreut in der Menschheitsgeschichte aufleuchtet, sammelt er wie Strahlen in einem Brennpunkte. Der heilige Geist ist die lebendige Erfüllung des Geistes. „Denn der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Nun aber spiegelt sich in uns allen des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht, und wir werden verklärt in dasselbe Bild von einer Klarheit zu der andern, als vom Herrn, der der Geist ist."

Friedrich Delekat / Die Nikodemusfrage in der religiösen Erziehung des Christentums

Die Probleme der religiösen Erziehung in den einzelnen Religionen sind naturgemäß durch den Charakter dessen, was in ihnen als letztes Ziel erstrebt wird, bestimmt, und also sehr verschieden. Wir beschränken uns hier mit Absicht auf die Eigenart der religiösen Erziehung im Christentum. Aber auch so ist der Rahmen noch zu weit. Denn das historische Christentum ist eine sehr vielgestaltige Größe. Will man einen festen Ansatz haben, so muß man schon die Frage so zuspitzen, daß es in ihr darauf ankommt, zu sehen, ob Jesus selber hat erziehen wollen und wie das Urchristentum erzogen hat.

So verstanden, vereinfacht sie sich. Denn die Eigentümlichkeit der religiösen Erziehung im Christentum scheint darin zu bestehen, daß alle Einzelfragen in ihr schließlich auf die eine zurückgehen, ob auf dem Boden der urchristlichen Verkündigung religiöse Erziehung überhaupt möglich ist. Was hier erstrebt wird, ist ja nicht bloß die Einführung eines Menschen in die dogmatische Tradition oder in die liturgischen Gewohnheiten einer bestimmten kirchlichen Gemeinschaft. So wichtig dies ist, so wenig kann zu-

Digitized by Google

gegeben werden, daß damit das Ziel der religiösen Erziehung sich erschöpfe. Denn selbst dann, wenn der Erzieher nichts anderes leisten könnte, würde er nicht zugeben dürfen, daß er nichts anderes leisten wolle. Täte er es, d. h. machte er sich zum bloßen Träger und Vermittler der Tradition, so würde er damit das Beste seines Erzieherberufs preisgeben. Er würde dann an dieser dogmatischen Tradition keinerlei Kritik üben dürfen, sondern hätte sie in derselben Weise weiterzugeben, wie man mathematische, naturkundliche und historische Kenntnisse weitergibt. Wenn man aber von religiöser Erziehung redet — und die Sache liegt ebenso, wo man innerhalb des christlichen Kulturkreises überhaupt von Erziehung im Unterschied von Bildung redet —, so ist damit immer gemeint, daß das Ethos geweckt werden soll, aus dem das Leben sich erneut, und vermöge dessen ein neues Geschlecht die Sorgen seiner Väter und Großväter in wohlverdiente Vergessenheit versinken läßt.

Die Frage, mit der wir es zu tun haben, ist nun die, ob diese Aufgabe nicht aus prinzipiellen Gründen unmöglich ist. Denn wenn man auch anderswo eine Art von erzieherischer Suggestion in Erwägung ziehen mag, so ist das doch auf dem Boden des echten Christentums ausgeschlossen. Es hat hier keinen Sinn, jemand eine Glaubensüberzeugung einzureden. Denn damit wäre das Gegenteil von dem erreicht, was der christliche Glaube will. Jeder Versuch einer religionspädagogischen Technik ist hier unerträglich. Vielmehr gehört die Möglichkeit, vielleicht sogar der Durchgang durch das Neinsagen so sehr zu den Entstehungsbedingungen des christlichen Glaubens, daß dieser Glaube schon in seinem Wesen verändert wird, wenn man versucht, einem Menschen die Notwendigkeit der eigenen Entscheidung durch eine religionspädagogische Methode zu verschleiern. Es gehört mit zur „Freiheit des Christenmenschen", zu wissen, daß ihn niemand zu seinem Glauben gezwungen hat, es sei denn eben Gott selber. Die Geschichte derer, die für das Gottesreich gearbeitet haben, bestätigt das. Heiliger Eifer und sich selbst opfernde Hingabe können durchaus den Erfolg haben, daß die Menschen „hörend nicht hören und sehend nichts vernehmen". Denn „der Geist wehet, wo er will". In diesem Sinne bezeichnen wir die Frage, mit der Nikodemus in der Nacht zu Jesus kam, als die Zentralfrage der religiösen Erziehung: „Wie geht es zu, daß jemand von neuem geboren werde?" Kann man überhaupt etwas dazu tun?

Wir diskutieren eine Reihe von Vorschlägen, in denen zugleich etwas von der Geschichte der religionspädagogischen Praxis des Protestantismus deutlich wird.

Luther beantwortete die Frage, wer der Träger der christlichen Erziehung sei, mit dem Hinweis auf „das Wort". Dieser Hinweis auf „das Wort" kann sehr verschieden verstanden werden. Mit dem „Wort" kann erstens gemeint sein die „Predigt des Wortes Gottes", zweitens das objektive Bibelwort (Bibel-Wort Gottes), drittens das „Wort Gottes" als die „innere Selbstbezeugung des Heiligen Geistes". Luther selbst war der Meinung, daß diese drei Beziehungen ineinander zu denken seien. Die tatsächliche Entwicklung ist aber so gegangen, daß schon zu Luthers Lebzeiten unter dem Druck des mystischen Schwärmertums die objektive Deutung des

Digitized by Google

Wortes Gottes als des Bibelworts in den Vordergrund trat, und dann mußte mit Notwendigkeit aus dem „Worte Gottes" die „rechte Lehre" werden. Das ist die religionspädagogische Methode des Altprotestantismus. Wir wissen, wo hier die Schwierigkeiten liegen. Die religiöse Erziehung wird theoretisierend und dogmatisierend. Denkt man die Konsequenzen der „reinen Lehre" scharf, wie es das 16. Jahrhundert tat, so folgt, daß der Kampf um sie keineswegs bloß mit der Feder, sondern auch mit dem Schwert und mit dem Scheiterhaufen geführt werden muß. Nach dieser Seite liegt die Unklarheit unserer Situation darin, daß wir zwar diese Konsequenzen der „reinen Lehre" heute allgemein ablehnen — das ist eine Folge der geistigen Umstellung, die das 18. Jahrhundert vollzogen hat —, während andererseits auch heute der Religionsunterricht die Idee der „reinen Lehre" als Orientierungspunkt nicht zu entbehren vermag. Man muß auch im Religionsunterricht einen bestimmten Stoff haben, weil man doch das Christentum nicht neu erfinden kann, und man muß eine bestimmte Auffassung des Stoffs haben, weil man sonst dem Irrlichterieren verfällt. Es bedarf aber keiner Begründung, weshalb die „reine Lehre" allein die Erziehungsaufgabe des Christentums nicht erfüllt.

Wer die Geschichte der Konfessionskriege kennt, begreift darum durchaus, aus welchen Gründen das 18. Jahrhundert in Sachen der religiösen Erziehung den Rückgang von der verstandesmäßigen Aneignung der „reinen Lehre" auf das „Gefühl" vollzogen hat. Die Parole heißt nun: man kann Gott nicht beweisen, aber man kann ihn „fühlen". Also ist Religion nicht lehrbar und erlernbar, wohl aber ist sie im „Gefühl" übertragbar und nacherlebbar. „Gefühl" bedeutet hier nichts bloß Emotionales und bloß Subjektives, sondern wie der platonische Eros die „kosmische Sympathie", „das, was die Welt im Innersten zusammenhält" (désmos tú kósmu). Es steht also der Religionsbegriff der hellenistischen Mystik dahinter. Nicht nur Schleiermacher, sondern die gesamte idealistische Philosophie von der Renaissance bis zur Romantik ist von hier aus zu verstehen*. Unter dem Druck des Positivismus hat sich dann im 19. Jahrhundert das „Gefühl" verflüchtigt. Es kehrt aber jetzt, etwa bei Dilthey, unter der bescheideneren Bezeichnung „Erlebnis" wieder und scheint in den mystischen Strömungen der Gegenwart zu neuem Leben zu erwachen. In der neueren Religionspädagogik treffen wir es an in der Forderung des „religiösen Erlebnisunterrichts".

Dagegen wehrt sich nun mit Recht eine Richtung der neuesten Theologie. Nicht auf das religiöse Erlebnis, sondern auf Gott selber komme es an. Das Wertlegen auf „Gefühl" und „Erlebnis" vermenschliche den christlichen Glauben. Es entsteht sogar die Frage, ob man vom Christentum überhaupt als von einer „Religion" reden dürfe, da schon im Begriff der Religion eine Vermenschlichung liege. Das zeigt an, daß diese theologische Richtung die Entwicklung des abendländischen Geisteslebens von der Renaissance ab, wo der Allgemeinbegriff der Religion seit der Antike zum erstenmal wieder erscheint, revidieren möchte. Fragt man nun, wie denn dann die christliche Erziehung zu gestalten sei, so scheint zunächst die Ant-

* Siehe dazu mein Buch über Pestalozzi, Leipzig 1926.

Digitized by Google

wort zu lauten: alles, was ein Mensch tun kann, um einen anderen zu Gott zu führen, ist schon deswegen, weil und sofern es der Mensch tut, Sünde, und ein Versuch, den teuflischen Rat des „eritis sicut Deus" zu verwirklichen. Nur Gott selber kann zu Gott hinführen, und er tut das, indem er den Menschen in die „Krisis" bringt, wobei das Wort „Krisis" bezeichnenderweise doppelsinnig, nämlich teils in der neutestamentlichen Bedeutung von „Gericht", teils in dem modernen Sinne gebraucht wird, den es in der Verbindung von „Kulturkrise" hat. Gleichzeitig wird, da man ja irgendeine konkrete Antwort geben muß, die reine Positivität der Offenbarung Gottes in Jesus Christus betont. Da aber die weitere Ausdeutung dieser Botschaft von der Offenbarung entweder ganz abgelehnt wird oder, wo das nicht geschieht, zur Wiederaufnahme alter dogmatischer Formulierungen führt, so sieht man nicht recht, auf welche Weise hier eine neue Vermenschlichung des Christentums vermieden werden soll, wenn nicht eben durch eine Negativität.

Die religiöse Erziehung ist also einen seltsamen Leidensweg gegangen. Versucht es der Mensch mit dem Denken, so gerät er in unauflösliche Antinomien und praktisch untragbare Konsequenzen, steigt er hinab in den „Grund der Seele", so versinkt er im Moorboden des „Gefühls", opfert er seinen eigenen Willen, wer bürgt dafür, daß eben derselbe Wille, der sich opfert, das Opfern seiner selbst als seine größte Leistung bucht, so daß es doch immer der Mensch ist, der „ewig strebend" sich um Gott bemüht. Wir sind also in der Lösung der Nikodemusfrage offenbar keinen Schritt weiter gekommen. Und es scheint so, als habe Jesus selber mit dem Wort: „Der Geist wehet, wo er will. Du hörst sein Sausen und Brausen wohl, aber du weißt weder, woher er kommt, noch wohin er fährt" eben dies sagen wollen, daß man hier auch keinen Schritt weiter kommen könne, daß es sogar frevelhaft sei, hier noch menschliche Fragen zu stellen. Vielmehr müsse man an dieser Stelle sich mit der „inneren Selbstbezeugung des heiligen Geistes" trösten, die aber — vom Menschen aus gesehen — eine „unmögliche Möglichkeit" darstelle.

Mit dieser letzten Auskunft steht es nun so, daß der, der aus anderen Erfahrungen seines Lebens etwas von dem Wesen der Selbstbezeugung des Geistes Gottes weiß, wohl verstehen kann, warum man davon als von einer „unmöglichen Möglichkeit" redet, daß aber jemand, der diese Selbstbezeugung sucht — wenn nicht andere Eindrücke persönlicher Art hinzutreten —, aus diesem dialektischen Ausdruck allein unmöglich zur Klarheit kommen kann, sondern im Gegenteil mit einem Gefühl tiefer innerer Beunruhigung entlassen wird. Das kann aber der Sinn der christlichen Verkündigung nicht sein. So endet auch die Nikodemusgeschichte nicht. Denn dem Verfasser des Johannesevangeliums liegt es offenbar daran, zu zeigen, daß der Mensch nicht in jener kritischen Frage: wie mag solches zugehen? steckenbleiben dürfe. Der Gang der Geschichte ist doch der: Nikodemus kommt mit einem richtigen Problem, d. h. in theoretisch-kritischer Haltung. In der Unterredung mit Jesus muß er aber einsehen, daß in der Sache, um die es geht, seine kritische Haltung auf ihn selber zurückfällt. Sein Problem wird zu einer „Krisis" für seine Person. „Du

Digitized by Google

bist ein Meister in Israel und weißt das nicht?" Dann folgt die Hindeutung auf das, was man unmittelbar sehen und hören kann, und der Hinweis darauf, daß das „Gericht" sich in der Entscheidung für oder gegen Jesus schon vollziehe. Man könnte den Sinn der Geschichte auch so formulieren: „Du, Nikodemus, fragst mich nach der Möglichkeit der Wiedergeburt. Aber warum fragst du so? Sie vollzieht sich oder vollzieht sich nicht, indem wir miteinander reden. Und insofern liegt in ihr durchaus gar kein ‚Problem'."

Dieser Verlauf der Geschichte hat — auch nach der Absicht des Evangelisten — typische Bedeutung. Unter Griechen lebend ist er wahrscheinlich immer wieder auf die Fragestellung gestoßen: wie mag solches zugehen? Nikodemus war zwar ein Ältester unter den Juden, aber er hat einen griechischen Namen, könnte also sehr wohl vom hellenischen Denken beeinflußt sein. Trifft das zu, dann müßte man seine Frage vom Boden der griechischen Bildungsidee aus verstehen und sie würde dann besagen: wie kann man sich den Vorgang der Wiedergeburt theoretisch klarmachen? Dahinter stünde dann — natürlich unausgesprochen — der Gedanke, daß sich auf der theoretischen Einsicht in den Vorgang vielleicht eine Methode der religiösen Erziehung aufbauen ließe ganz ähnlicher Art, wie sich die griechische Wissenschaft und die griechische Ethik aus der liebevollen Versenkung (éros theoretikós) in die Zusammenhänge von Mikrokosmos und Makrokosmos methodisch entwickeln. In diesem Fall würde sich die persönlich-praktische Frage nach der „Wiedergeburt" in das theoretische „Problem der Lehrbarkeit der Tugend" verwandeln. Platon würde dem Nikodemus ganz anders geantwortet haben, als es Jesus tut. Auch er hat die Schwierigkeit der Frage, ob ein Mensch einen anderen wirklich erziehen, d. h. mit eigener sittlicher Verantwortung erfüllen könne, tief gefühlt. Sie trat ihm entgegen in der „Aporie", „die Tugend" sei entweder lehrbar — dann hafte ihr aber stets die Willkürlichkeit menschlicher Setzung an —, oder sie sei angeboren und absolut — dann sei sie nicht lehrbar. Er hat diese Aporie im Menon mit dem Hinweis darauf zu lösen gesucht, daß, ebenso wie beim mathematischen Erkennen das langsame Erlernen die absolute Geltung des Erkannten nicht ausschließe, auch die Regeln des Sittlichen zwar erst nach und nach eingesehen werden und doch absolut gelten. Der Boden dieser ganzen Fragestellung, daß auch die sittliche Erziehung ein wesentlich theoretisches Problem sei, dessen Lösung also auch über den Logos gesucht werden müsse, wird nicht verlassen. Das ist in der Tat die Grundvoraussetzung griechischen Geistes, der dem einfühlenden Erkennen den Vorrang unter allen sittlich bildenden Kräften zuschreibt.

Daß diese Lösung genügt, muß man bezweifeln. Und zwar begründet diesen Zweifel gerade das Schicksal der platonischen Akademie selber. In noch höherem Maße tut es die Entwicklung und Krise der modernen Wissenschaft, die in ihren Ursprüngen und ihrem erzieherischen Ethos nach ganz und gar von dem griechischen Bildungsprinzip des éros theoretikós getragen ist.

Im Grunde ist der gesamte antik-abendländische Kulturverlauf, soweit er von der griechischen Bildungsidee beherrscht wird, dadurch charakteri-

Digitized by Google

siert, daß in ihm Perioden eines großen geistigen Aufschwungs, die keineswegs bloß intellektueller Art sind, sondern alle Lebensgebiete befruchten, mit Perioden tiefer Skepsis abwechseln, die dann aber auch durchaus nicht bei dem Intellektuellen haltmachen, sondern tiefgehende charakterologische Auswirkungen haben. Wie das zusammenhängt, kann hier nicht ausgeführt werden. Es steht aber mit dem prinzipiellen Ansatz des griechischen Denkens in allerengster Verbindung, und läßt sich durchaus sine ira et studio aus ihm selber begreifen. Andererseits ist damit bereits zugegeben, daß die gesamte abendländische Kulturentwicklung mit dem Ethos der griechischen Bildungsidee verwachsen ist. Wer unterrichtet, Bücher schreibt und Vorträge hält, verläßt sich auf die bildende Kraft des éros theoretikós. Darum können wir solche Perioden der Skepsis nicht willkürlich vermeiden, sondern müssen immer wieder durch sie hindurch. Dies zu betonen, ist mit Rücksicht auf die heutige Lage in der Theologie von besonderer Wichtigkeit. Sofern sie Theologie ist, dient auch sie dem Logos, ob sie will oder nicht. Theologie als Versuch zur „Diastase mit der Kultur" oder Theologie als „kulturkritisches Prinzip" ist nicht frei vom skeptischen Gift der Kritik, die der Logos, als Bildungsidee verstanden, an sich selber übt. Wer Ausdrücke wie den von der „Krankheit zum Tode" mit Vorliebe gebraucht, der zeigt eben damit an, daß wirklich etwas krank ist. Und deshalb lassen sich auch in der theologischen Kulturkritik die gefährlichen charakterologischen Auswirkungen einer prinzipiell skeptischen Haltung nicht vermeiden. Sie hängen an der Art, wie man seine Gedanken formuliert, obwohl jeder, der diesen Gedanken begegnet, deutlich empfindet, daß sie auf etwas ganz anderes zielen, als was der Ausdruck direkt besagt.

Denn darin besteht die eigentümliche Schwierigkeit der christlichen Verkündigung, daß sie von dem Augenblick ab, als sie auf griechisches Kulturgebiet übertrat, gezwungen wurde, ihre auf ganz anderem Boden gewachsenen Inhalte in den Formen griechischen Denkens auszudrücken. Sonst hätte niemand sie verstanden. Mit dieser Schwierigkeit ringen schon Paulus und der Verfasser des Johannesevangeliums. Ihre sogenannte christliche Mystik ist zu beurteilen als der Versuch, griechische Formeln mit christlichem Gehalt zu erfüllen. Diese Schwierigkeit aber ist auch im Mittelalter und durch die Reformation nicht überwunden worden. Sie läßt sich auch gar nicht überwinden, weil unser geistiges Leben bis in seine soziologische Struktur hinein mit dem Ethos der griechischen Bildungsidee verwachsen ist. Wer Theologie studieren oder Theologie lehren will, muß an die Universität gehen. Auch Luther war ein Professor. Andererseits aber stecken nicht nur in der Theologie, sondern in unserem gesamten geistigen Leben ebenso tief Elemente des jüdisch-urchristlichen Denkens, die bisher jeder Auflösung in die griechische Theorie widerstrebt haben.

Will man dies zeigen, so ist es aus Gründen der geistigen Situation, in der wir leben, nicht ratsam, etwa vom jüdisch-urchristlichen Gottesgedanken auszugehen. Dann würde infolge alter Denktraditionen sofort die rationale Kritik einsetzen. Sondern man muß an dem Punkte anfangen, wo auch in dem völlig intellektualisierten Sprachgebrauch unseres geistigen Lebens ein solches theoretisch unverdautes Element jüdisch-urchristlichen

Digitized by Google

Denkens steckt. Das ist das, was wir meinen, wenn wir von dem Persönlichen reden. Natürlich ist dieser Ansatzpunkt eine reine Frage der Zweckmäßigkeit. Denn die jüdisch-urchristliche Auffassung von der Person zieht eine Reihe von tiefgreifenden Konsequenzen nach sich*.

Der Einwand, daß das jüdisch-urchristliche Denken den Personbegriff gar nicht kenne, liegt nahe. Dennoch ist es so, daß das, was wir meinen, wenn wir vom Persönlichen reden, der Sache nach in ihm seinen Ursprung hat. Freilich gibt es auch einen griechischen Persönlichkeitsbegriff. Mit ihm ist die von objektiven Kulturwerten oder von einem Wertemaximum erfüllte Seelenindividualität gemeint. Wenn aber z. B. Kant von dem „intelligiblen Charakter" redet, so zielt er damit auf etwas anderes. Denn der „intelligible Charakter" ist nicht wie die Individualität ein eigentlicher formaler Begriff, in den man objektive Wertgehalte hineinlegen und aus dem man sie dann natürlich auch durch theoretische Reflexion wieder ablösen kann, sondern das, was der Mensch ist, sofern er dem unbedingten „du sollst" gegenübersteht. Damit aber wiederholt Kant im Grunde die Auffassung von Menschen, die zum erstenmal in der Geschichte bei den altisraelitischen Propheten auftritt. In ihr stehen Person und Individualität im Menschen miteinander im Kampf.

„Du hast mich betört, Jahwe, und ich ließ mich betören!
Du hast mich erfaßt und hast mich überwältigt!
Zum Gespött bin ich geworden für immer und alle lachen mich aus.
Wenn ich rede, muß ich aufschreien, „Unrecht und Gewalt" muß ich rufen.
Denn dein Wort ward mir zu Schimpf und Schande für alle Zeiten.
Dachte ich: ich will gar nicht mehr an ihn denken, ich will nicht mehr in seinem Namen reden,
Da war es in meinem Innern wie Feuer, das verhalten aufloderte in meinen Gebeinen.
Ich quälte mich ab, aber es ging nicht." (Jeremia 20, 7—9)

Eine Reihe von Folgerungen ergeben sich daraus, die sich hier nur ganz kurz andeuten lassen. Schon der individualistisch-intellektualistische Ansatz des griechischen Denkens ist hier vermieden. Er tritt beim Neuerwachen der antiken Bildungsidee, sozusagen an der Wiege des „modernen Geistes" in den Meditationen Descartes in der Gestalt des methodischen Zweifels an der Außenwelt sofort wieder mit voller Klarheit auf. Gerade daß er als methodisches Prinzip gemeint ist, zeigt an, daß der skeptische Solipsismus und die übersteigerte Individualität bei einer grundsätzlich theoretischen Einstellung zum Leben als methodische Möglichkeit immer im Auge behalten werden müssen, auch wenn man faktisch nicht mit ihnen rechnet. Für das jüdisch-urchristliche Denken ist die Tatsache, daß das Ich dem Du gegenübersteht, dem Du des anderen Menschen und dem Du Gottes, der

* Vgl. Rudolf Bultmann: Jesus. Berlin 1926. Das Buch, in dem eine große Denkarbeit steckt, leidet daran, daß es gleichzeitig historisch und aktuell sein will. Dabei kommt sowohl das historische Bild Jesu wie auch der aktuelle „Glaube in Christus" zu kurz. Aber daß es den Gegensatz des jüdisch-urchristlichen zum griechischen Denken, der Epignosis zur Phronesis und Gnosis, so stark betont, was auch Adolf Schlatter immer getan hat, ist ein Verdienst. Welchen aktuellen Sinn die urchristliche Eschatologie hat, will ich demnächst in einem Buch über „Sinn und Grenzen bewußter Erziehung" zu zeigen versuchen.

Digitized by Google

selbstverständliche Ausgangspunkt. Es kann in ihm einen Beweis für die „Realität der Außenwelt" ebensowenig geben wie einen Gottesbeweis. Denn das menschliche Denken ist kein Richter über Gott, dessen Wirklichkeit in dem Anspruch auf Gehorsam gegen Gottes Willen der Mensch zur Genüge erfährt. Und sofern er diese Erfahrung macht, ist er immer eine personale Einheit, als Person verantwortlich. Es ist ihm nicht gestattet, sein Wesen in verschiedene Seelenkräfte, in Geist (nūs), Seele (psyché) und Leib (hylē) aufzulösen, weil er sich auf diese Weise dem an ihn als Person gerichteten und unbedingten Anspruch entzieht, indem er mit einem Teil seines Seins nach der Idee strebt, in einem anderen aber mit Erdenschwere behaftet ist. Die Gefahr griechischer und humanistischer Ethik, die den Menschen, indem sie ihn psychologisch aufspaltet, ständig in sentimentale Konflikte bringt, ist hier vermieden. Jeder Versuch, sich persönliche Entscheidungen des Lebens durch technische Mittel, seien sie nun wie im Abendland als technische Mechanik nach außen oder wie in Indien als Psychotechnik nach innen gerichtet, zu erleichtern, ist hier verpönt.

Wenn wir nun aber hier von diesem jüdisch-urchristlichen Personenbegriff reden, so ist die Meinung gar nicht, daß es darauf ankomme, in die philosophische Diskussion einen neuen Begriff einzuführen. Denn erstens handelt es sich gar nicht um einen Begriff im eigentlichen Sinne und zweitens ist die Frage nach der Person gar keine bloß theoretische Angelegenheit. Vielmehr darf man sagen: der Sinn der gegenwärtigen Kulturkrise besteht darin, daß infolge einer jahrhundertelangen intellektualistischen Tradition und ihrer Auswirkungen auf das gesamte Leben die Selbstverantwortlichkeit der Person entweder gar nicht mehr geweckt wird, oder wenn das doch durch eine gute Erziehung geschieht, später in ihrer Durchführung auf fast unüberwindliche Schranken stößt. Wo aber einmal eine Kultur vom Christentum berührt worden ist, da erträgt es der Mensch nicht auf die Dauer, in die immanente Gesetzlichkeit des Kosmos eingeklemmt und selber in Psychologie aufgelöst zu werden. Denn es ist nicht nur seine Pflicht, sondern zugleich sein einziges Menschenrecht, daß er sich dem unbedingten „du sollst" des göttlichen Willens gegenüber verantwortlich weiß. Wenn ihm dieses Recht verwehrt wird, muß er revoltieren. Um ein Beispiel zu nennen: wenn die Organisation des politischen Lebens der Person die Möglichkeit selbstverantwortlicher Entscheidung auf ein Minimum beschränkt, so daß der Staatsbürger nicht eine Person, sondern Programmzettel wählt, und der Abgeordnete nicht selbst, sondern für ihn die Parteimaschine verantwortlich ist, da muß das zur Folge haben, daß das Parteiwesen stagniert, daß die vielberedete Verantwortung des Volkes für sein eigenes politisches Schicksal zu einer Lüge gemacht, ja daß dieses nominell für mündig erklärte Volk tatsächlich in einen demagogisch verführten Stimmpöbel verwandelt wird. Oder ein anderes Beispiel aus einem ganz anderen Gebiet: Die heutige Medizin hat längst erkannt, daß eine Reihe von modernen Krankheiten verschiedenster Art nicht durch Medikamente, Suggestion u. dgl., sondern nur durch eine persönliche Willensentscheidung des Patienten zu kurieren sind. Auch sie ringt darum, das Moment der persönlichen Entscheidung in ihre bislang völlig individua-

Digitized by Google

listisch-unpersönlich-mechanische, deshalb aber durch den Gebrauch aller Arten von Narkotika auf den Willen erschlaffend einwirkende Heilpraxis einzubauen. Die sogenannte Tiefenpsychologie (Psychoanalyse) hat ihren Sinn darin, daß sie die Grenzen der bisherigen medizinischen Psychologie überhaupt anzeigt. Sie mündet in der Adlerschen Individualpsychologie mit der an den Kranken gerichteten Frage, ob vielleicht gar nicht sein „Körper" oder seine „Seele", sondern vielmehr sein persönlicher Wille erkrankt sei, konsequent in unseren Gedankengang ein.

Aus alledem geht hervor, daß es sich bei dieser Frage nach dem Persönlichen keineswegs um eine rein wissenschaftliche Angelegenheit handelt, sondern um etwas, das die gesamte Lebensgestaltung betrifft. Es ist das Recht der persönlichen Unmittelbarkeit zwischen Mensch und Mensch und zwischen Mensch und Gott, um das gekämpft wird. Sofern dieser Kampf auch auf dem Boden und mit den Mitteln der Wissenschaft geführt wird, ist sein Tenor doch durchaus praktischer Art und das heißt eben, durch die Nöte in Sachen der Erziehung bestimmt.

Von hier aus rückt die Frage des Nikodemus: wie mag solches zugehen? unter ein anderes Licht. Es ist nun klar, warum es eine „Theorie" von der „Wiedergeburt" nicht geben kann. Man kann wohl im nachträglichen Überblick beschreiben, wie es kam, daß eine bestimmte Epoche eine völlige Umgestaltung ihres Lebens vollzogen hat. Aber auch dann, wenn man genau wüßte, wie es damals zugegangen ist, so wüßte man noch nicht, welche Methoden man selber oder welche Methoden die Zeit, in der man lebt, anzuwenden hätte, um wiedergeboren zu werden. Auf diese Weise entstehen nur lauter wertlose Programme, die heute in die Welt gesetzt und übermorgen durch neue abgelöst werden, die ebenso wertlos sind. Ihr Erfolg ist bei denen, die daran glauben, schließlich nichts anderes als eine tiefgehende Verzweiflung. Denn die echte Wiedergeburt vollzieht sich niemals, weder bei einem Einzelnen noch in einer ganzen Epoche, anders als so, daß an der Stelle, an der wir stehen, und in der Lage, die uns als handelnde Menschen bedrängt, der unbedingte Anspruch des göttlichen „du sollst" erfahren und anerkannt wird. Hierbei aber handelt es sich nie um das Vorziehen oder Nachsetzen abstrakter Wertwesenheiten, sondern um den Vollzug von Entscheidungen, die der Augenblick und die bestimmte Lage erfordern. Sicherlich setzt eine solche Entscheidung über das, was zu tun ist, eine tiefgehende Besinnung voraus und ist nicht einem „dunklen Drange" überlassen. Aber dieses Sichbesinnen ist ganz und gar keine theoretische Reflexion über „materiale Wertgehalte". Letztere kann nur da einen Hilfsdienst leisten, wo das „du sollst" schon regiert; wo das nicht der Fall ist, ist die Folge, daß die theoretische Reflexion über die Gesetze des Vorziehens und Nachsetzens den sittlichen Akt geradezu lähmt. So endet unser Gedankengang bei der Einsicht, daß die Wiedergeburt in keiner Weise ein „Problem" ist. Sie vollzieht sich oder vollzieht sich nicht, je nachdem ob der Mensch in einer konkreten Situation sein eigenes persönliches „du sollst" erkennt und anerkennt oder nicht.

Sieht man von hier aus auf die gegenwärtige Lage in der Erziehung, so ergeben sich einige wichtige Folgerungen. Zuerst die, daß es in der

Digitized by Google

gesamten Pädagogik, sofern es sich bei ihr nicht bloß um Bildung, sondern um Erziehung handelt, nicht anders liegt als auf dem Spezialgebiet der religiösen Erziehung. Die Nikodemusfrage ist auch ihre Frage. Ganz analog ist die theologische Kulturkritik nur ein Symptom einer viel breiteren kulturkritischen Stimmung, deren gemeinsames Merkmal in der skeptischen Kritik des Logos an sich selbst und an der intellektualistischen Erstarrung des gesamten Lebens besteht. In ihrer Verzweiflung an jeder Form einer intellektualisierten Methodik, sei sie nun als Methode wissenschaftlicher Wahrheitserkenntnis oder als medizinische, volkswirtschaftliche und politische Therapie gemeint, verbirgt sich der ganz realistische, auf die Befreiung der in Theorie erdrückten Person gerichtete Wille. Es kann gar nicht anders sein, als daß diese allgemeine Kulturkritik, sobald sie zu vollem Selbstbewußtsein erwacht ist, in ganz konkrete und sehr realistische Forderungen ausmündet, die aber dann jede Form rein programmatischer Sätze verloren haben werden und einfach besagen, daß das Leben anders werden muß, weil die Menschen anders geworden sind.

Bevor wir aber *daran* denken können und dürfen, wird uns nichts anderes übrigbleiben, als der Nikodemusfrage bis zu dem Punkt nachzusinnen, wo sie aus einem „Problem" zu einer Frage wird, die sich an die Person richtet. Das braucht man nicht künstlich zu befördern. Denn das geschieht aus der inneren Dialektik der Sache heraus von selber. In der Tat ist, wenn ich recht sehe, die gesamte pädagogische Diskussion von heute, sei es nun ausdrücklich oder indirekt, von der Frage beherrscht: dürfen wir überhaupt erziehen? Man kann diesen Satz verschieden betonen. Betont man das „überhaupt", so handelt es sich noch um eine theoretische Frage. Betont man aber das „dürfen *wir*", so handelt es sich um die Frage nach dem Erzieherrecht der Person, die erziehen will und erziehen soll. Und so ist sie eigentlich gemeint. Es liegt in ihr in der verschleierten Form einer radikalisierten pädagogischen Problematik nichts anderes als das Bekenntnis der gegenwärtigen für die Erziehung der Jugend verantwortlichen Generation, daß sie unmöglich dem neuen Geschlecht das weitergeben darf, was sie selber hat und ist. Ist diese Frage einmal erwacht, so wäre es ein Frevel, ihre Schwere irgendwie abmildern zu wollen. Denn sie ist die Voraussetzung dafür, daß etwas Neues werden kann. Es würde auch nichts nützen, wenn man es täte.

Andererseits aber hat nun auch der, dem das Gewicht dieser Frage zum vollen Bewußtsein gekommen ist, das Recht, sich die Klagen über das allgemeine Versagen der bisherigen Erziehungspraxis energisch vom Halse zu halten. Er kennt dieses Versagen aus seinen eigenen täglichen Erfahrungen besser, als ihm das je ein anderer sagen könnte. Diese Vorwürfe sind heute beinahe zur Mode geworden und richten sich ohne Ausnahme gegen alle Erziehungsinstitute, gegen die Universität nicht minder als gegen Schule und Kirche. Wohl: es ist hier vieles verkehrt. Aber es muß doch nun gesagt werden, daß die genannten Erziehungsinstitute zur Zeit kaum etwas wesentlich anderes tun können, als was sie tun, und daß das, was sie zu einer wirklichen Wiedergeburt der Nation beitragen können, nur ein Bruchteil dessen ist, was überhaupt und auf allen Lebensgebieten

Digitized by Google

geleistet werden müßte. Jene Klagen sind letzten Endes nur ein Versuch, dadurch, daß man die Schuld auf seine Erzieher schiebt, sich von der eigenen Verantwortung für das, was man sein sollte, aber nicht ist, zu dispensieren. Es ist das Unglück Deutschlands nach dem Kriege, daß es seine beste Kraft in dieser Frage nach der „Schuld" — keineswegs bloß auf dem Gebiet der Pädagogik! — vergeudet, anstatt nun endlich den Blick nach vorwärts zu richten. Wo man dabei nur an „die Schuld" des andern denkt, ist die Folge ein lächerlicher Pharisäismus auf beiden Seiten und im Zusammenhang damit eine nervöse Überreizung der Gegensätze. Wo aber die Schuldfrage öffentliche Bekenntnisse hervortreibt, ertrinkt man in einer Flut von Sentimentalität. Hier gibt es gar keine andere Rettung als die höchst einfache und ganz unsentimentale Einsicht, daß niemand anders als wir selber daran schuld sind, daß wir so sind, wie wir sind. Und sofern dies in der gesamten Struktur unseres Lebens mitbegründet ist, sind alle miteinander zum Tragen wie zum Abtragen derselben Schuld verpflichtet. Die Folgerungen aus dieser Einsicht hat jeder für sich selber zu ziehen, und wenn er das getan hat, so wird er wissen, daß das Forschen nach den angeblich „allein Schuldigen" und das Entwerfen von Kulturaufbauprogrammen ihn nur daran hindern kann, das wirklich zu erfüllen, was der Augenblick von ihm fordert. Ist aber so einmal der Mensch selber anders geworden, so geht die Änderung der Methoden der Erziehung damit Hand in Hand und dann wird über der Fülle der praktischen Aufgaben die Nikodemusfrage vergessen.

Ernst Lohmeyer
Das kommende Reich

Durch alle christlichen Jahrhunderte klingt in dem Gebet Jesu, das zu dem alles in sich schließenden Gebete der Christenheit geworden ist, die Bitte: „Dein Reich komme!" Es hat Zeiten gegeben, in denen diese Bitte Norm und Inhalt alles sittlichen Handelns war und die eigene Tat mächtig schien, das „Kommen des Reiches" gleichsam herbeizurufen, und wieder andere, die in Demut und Gläubigkeit es von einem einzigen göttlichen Wunder ersehnten und es jeder menschlichen Möglichkeit entzogen. Keine hat aber jemals von sich zu bekennen gewagt: Das Reich Gottes ist da! Und dennoch steht am Anfang der christlichen Geschichte neben der dritten Bitte des Vaterunsers auch das schlichte und unverrückbare Wort Jesu: „Gekommen ist das Reich!" Wie ist beides nebeneinander möglich? Oft genug hat diese Frage den von der Vielfalt des geschichtlichen Lebens erfüllten und zugleich enttäuschten Sinn zu dem Glauben geführt, es sei verloren gegangen, was einmal in der heiligen Frühzeit christlichen Glaubens wirklich war; alles Bitten um das Reich schien alsdann aus Trauer und Traum entsprungen — Trauer um das entschwundene Einst und Traum seiner unvorstellbaren Wiederkehr — und in leidenschaftliche oder zage Sehnsucht nach dem zu münden, was der

Digitized by Google

nicht umkehrbare Lauf der Geschichte in die Dämmerung der Ahnung und Erinnerung entführt hatte. Aber vergangenen Idealen — und das Reich Gottes ist alsdann ein „Ideal" ohne deutliche Beziehung zu der konkreten Fülle des naturhaften oder geschichtlichen Daseins — oder der vergangenen Wirklichkeit von Idealen gilt kein Gebet zu Gott. Und rätselhaft bliebe, daß keine Zeit sich von solchem aus Vergangenheit und Zukunft gewobenen Traum abgewandt und näheren oder ferneren Dingen zugewandt hätte.

Und was ist es mit diesem Reich? Durch Jahrtausende wandelt der Gedanke von der einen großen Gemeinschaft, die alle Menschen in vollendeter Harmonie in sich versammelt; und Sagen und Märchen von einer Zeit, die die goldene heißt, weil in ihr diese Harmonie Wirklichkeit war, haben aus nichtchristlichen Quellen einen Weg in das „Reich Gottes" gefunden, von der Geschichte verblaßt und gleichsam leer weitergetragen. Wieder hat es Epochen gegeben, in denen das Reich Gottes seiner unmittelbaren Verwirklichung nahe schien; und in unvergeßlicher Demut und Größe hat es ein staufischer Kaiser im Herzen Deutschlands verkünden können. Dennoch, ist auch dieses nicht Wunsch oder Traum geblieben, niemals oder kaum verwirklicht? Kommt denn ein Reich, wie ein Fremdling aus einer anderen Welt? Menschenseelen sind es doch, die es fördern oder hindern, die es tragen müssen, willig oder gezwungen; muß es nicht in der Geschichte beginnen, werden, wachsen? Aber das Wort vom Kommen scheint den Gedanken an ein in sich Gerundetes und Vollendetes einzuschließen, das in dieser seiner Vollendung und Rundung die Bürgschaft ewigen Bestandes trägt.

So wäre also der Begriff des kommenden Reiches ein Widerspruch in sich selbst und durch keine klare Bestimmung zu fassen? Und dennoch hat gerade in solchen Widersprüchen der Glaube alle Zeit ein Zeichen seines unveräußerlichen Gehaltes und ewigen Sinnes gefunden. Aber eben der Glaube ist es, und dieser in all seiner herrischen und demütigen Fülle, die den Widerspruch nicht nur duldet, sondern fordert. Denn er sieht nicht zu Idealen auf, sondern steht inmitten der einen und eigenen Wirklichkeit, die aller Wirklichkeit Grund ist. Er träumt nicht von einem Kommen, sondern weiß von einem Da- und Nahesein. Er erwartet nichts von einer Zeit, sei sie nah oder fern, sondern glaubt alles von einer „Zeit aller Zeiten", die ebenso da ist, wie sie kommt. Aber wie ist solcher Glaube in einem strengen und bestimmten Sinne möglich?

Glaube steht unter einer anderen Norm als Erkennen und Wissen. Er verlangt keine Gründe und kann eine Einsicht aus Gründen verschmähen; er weiß nur von dem Einen, das ihn bedingungslos erfüllt und bestimmt. Ihn trägt wie alles Handeln die Norm des Unbedingten; in ihr wird er bestimmt und gegenständlich. So ist er selber Handlung und Entscheidung, oder wissenschaftlich gesprochen Setzung, und ordnet sich in das Reich des Handelns ein, das wie er von der Unbedingtheit dieser Setzungen lebt, sei es in Recht oder Kunst oder Sittlichkeit. Und dennoch ist der Glaube von allen Arten solchen Handelns charakteristisch unterschieden, weiß sich als ihr letzter Grund und ihr höchstes Ziel, dem sie dienen. Denn alles künstlerische Schaffen und alles ethische Handeln ist durch die Beziehung von Ich

Digitized by Google

und unbedingter Norm oder gültigem Wert bestimmt. Keines ist ohne das andere. Der Handelnde ist die alleinige Wirklichkeit jener Norm, und die Norm die alleinige Gegenständlichkeit des Handelns. Über diese Beziehung drängt es den Glauben gleichsam hinaus, ob sie gleich in sich bestimmt und in einem logischen und erkenntnistheoretischen Sinne eine letzte ist. Es muß ihm möglich sein zu fragen, welches der Ursprung jener Norm sei, und es muß das Wunder erlebbar sein, daß dieser Handelnde die Wirklichkeit einer unbedingten Norm sei. Beides wird in der Tat des Glaubens möglich und wirklich; und dieses Erleben ist sein einziger Sinn und sein alles bestimmender Wert.

So greift der Glaube gleichsam hinter jene Beziehung zurück und löst ihre Doppelheit auf. Er will Gott als den einigen und einzigen Grund aller Wirklichkeit und Gegenständlichkeit. Gott ist in sich wirklich, trotzdem oder gerade auch weil seine Wirklichkeit nur die des glaubenden Herzens ist. Gegenständlichkeit und Wirklichkeit sind also nicht mehr die doppelten Gesichtspunkte, unter denen eine unlösliche Beziehung angeschaut werden muß, sondern Gott ist die Einheit von Gegenständlichkeit und Wirklichkeit, von Bestimmung und Bestimmtheit. Weil er dieses im Glauben ist, so wird der Glaube zu dem gegenständlichen Maß aller Dinge und alles Geschehens, das in sich und das heißt hier in Gott erfüllt ist. „Wisset ihr nicht, daß die Heiligen die Welt richten werden?" so kann Paulus aus diesem Sachverhalt heraus fragen (1. Korinther 6, 2).

So ist Gott Grund und Ursprung aller Normen und ist eben darin auch Grund der eigenen und einzigen Wirklichkeit des Ich. Die Tat des Glaubens wird zu einem „Getan-werden", sein Erkennen zu einem „Erkanntwerden" und seine schlechthinnige Freiheit zu einer schlechthinnigen Gebundenheit. So gilt es in einem strengen Sinne, daß Gott der Schöpfer aller Dinge ist; es gilt in gleichem Sinne, daß der Glaube sich selbst als den schöpferischen Grund des eigenen Ichs weiß. Jakob Böhme hat das in einem schönen und heimlichen Bilde „die ewige Geburt in Gott" genannt. Nichts anderes meint dieses Wort als daß im Glauben die volle Einmaligkeit dieses einzelnen Ich, das seiner leiblichen und geistigen Existenz nach inmitten des großen Zusammenhanges von Natur und Geschichte steht, als aus Gottes Grunde immer neu geschaffen erlebt wird. Der Glaube ist also, wenn man das viel mißbrauchte Wort einmal anwenden darf, in einem strengen und unabweislichen Sinne schöpferisch. Er schöpft aus dem letzten Grunde aller Schöpfung; und seine hohen Werke sind immer herrlich wie am ersten Tag, und mit ihnen auch der Einzelne an jedem Tage, wie es Paulus einmal ausgesprochen hat, eine „neue Schöpfung".

So greift der Glaube von seiner vielfältigen Bedingtheit aus durch das ganze System der Bedingungen hindurch zu dem einen schöpferisch Unbedingten. Er ist in der Mächtigkeit dieses seines Handelns oder — denn dieses ist nun eines und dasselbe — in der Allgewalt seines von Gott „Gezogen-werdens" die vollendete Unmittelbarkeit, die ewige „Einfalt". Und er kann diese Unmittelbarkeit nur sein, weil sie an allen Bedingungen möglich und erlebbar ist. Das scheinbar Fremdeste ist also in ihm vereint, die ganze Zufälligkeit des menschlichen Ichs mit der einen unbedingten

Digitized by Google

göttlichen Notwendigkeit, seine flüchtige Zeitlichkeit mit Gottes bleibender Ewigkeit. Und Zufälligkeit und Zeitlichkeit sind nur Gesichtspunkte der gläubigen Betrachtung, die von jener notwendigen Ewigkeit aus sinnvoll und bestimmt werden. So ist der Glaube die Einheit des Gegensätzlichen, die coincidentia oppositorum, wie es der fromme Nikolaus von Cusa von dem Begriffe des „wissenden Nichtwissens" gesagt hat. Wohl ist auch die Idee der Erkenntnis solche Einheit. Aber sie ist es nur, weil sie in ihrer zeitlosen Notwendigkeit erst in dem Prozeß des Erkennens sich gestaltet, der stetig von Grund zu Gründen, von Wahrheit zu Irrtum und wieder zur Wahrheit fortschreitet. Das in diesem Prozeß notwendige Beisammen von Wahrheit und Irrtum, das im Reich der Bedingungen erfordert ist, ist im Glauben, dem Reich des Unbedingten, ebenso notwendig getrennt. Hier ist in Gott der letzte Grund aller Wahrheit, der keiner Begründung bedarf; und ihm gegenüber steht das glaubende Ich, das sich in seiner bedingten Existenz als Schein und Widerschein weiß. Darum ist im Glauben die Einheit der Seele mit Gott und die Geschiedenheit von ihm unlöslich gesetzt, darum ist er die ewige Spannung, die einer Auflösung weder fähig noch bedürftig ist, die jeder Akt des Glaubens immer wieder aufhebt und immer aufs neue bestätigt.

So bedeutet der Glaube den völligen Umschwung der Betrachtung, er ist auf ein völliges „Andersein" gerichtet, und hat und hält darin sein eigenes und innerstes Wesen. Ihm sinken von seinem eigenen Dasein wie von dem gesamten System der Bedingungen von Natur und Geschichte, in dem er steht, gleichsam die Hüllen; sie stellen sich ihm in ihrer gleichsam nackten Existenz dar, wie sich der Gläubige hüllenlos vor Gottes Auge gestellt weiß. Hier ist der Grund, weshalb in zahllosen Zeugnissen der Frommen aller Zeiten das irdisch Feste und Bestehende gleichsam schwankend wird und bis in seine Grundfesten erzittert; hier auch der Grund, weshalb das gläubige Ich die Macht in sich weiß, dieses schwankend Gewordene aus dem eigenen Grunde, und das bedeutet aus Gottes Grunde, neu aufzubauen. „Sprich zu diesem Berge: Hebe dich und wirf dich ins Meer! Und es wird also geschehen." (Markus 11, 23.)

Doch was hat dieses alles mit dem Gedanken vom kommenden Reich zu tun? Sind wir nicht weit von ihm abgewichen? Wir sind ihm im Gegenteil ganz nahe gekommen. Denn eben der Gedanke des Kommens ist nur ein anderer Ausdruck für jene Spannung des Glaubens, die Mächtigkeit und Ohnmächtigkeit zugleich ist; er ist im Gebiete des Erkennens und Wissens unmöglich und ein Widerspruch, er ist möglich allein in dem gesamten Sachverhalt, der im Glauben beschlossen ist.

Niemals kann der Glaube von einer Ferne Gottes oder seines Reiches reden. Er gäbe sich selbst auf, wollte oder könnte er auf den Gedanken verzichten, daß diese Bedingtheit seiner ganzen Existenz, die in dem Zusammenhange von Zeit und Raum geschlossen ist, nicht Widerschein eines ewig Unbedingten wäre. Der Glaube kann ebensowenig von einem bleibenden Dasein Gottes reden. Denn nur in der Einmaligkeit seiner reinen Tat ist dieser unbedingte Grund auch der Grund seiner bedingten Existenz, ist Gott gegenwärtig. Und ob diese Tat auch wiederholbar ist, so scheidet eben

Digitized by Google

diese Wiederholbarkeit sie von Gott. Glaube ist gleichsam nur innerhalb des unendlichen Stromes der Zeit an gesonderten Punkten und Höhepunkten möglich. Weiß er sich in diesen Augenblicken auch als Sinn und Bestimmtheit ihrer Kontinuität, so sind doch nur vor Gott „tausend Jahre wie ein Tag" und ist ihre Kontinuität nur vor ihm ewige Gegenwärtigkeit.

So enthält der Gedanke des Kommens nichts anderes als die bleibende und sachlich notwendige, das heißt: gegenständlich bestimmte Spannung des Glaubens, dargestellt an dem Motiv der Zeit. Der Glaube weiß ihren Lauf als den notwendigen Ausdruck göttlicher Zeitlosigkeit; ihre Beweglichkeit und dauernde Bewegung ist in Gottes ewiger Gegenwärtigkeit ewige Ruhe, und ist das gleiche in der Tat seines Augenblickes. Oder, wie es Goethe einmal in einer bekannten Legende durch das tiefsinnige Bild ausgesprochen hat:

Seligem Herzen, frommen Händen
Ballt sich die bewegte Welle
Herrlich zu kristallner Kugel.

Ist aber der Fluß der Zeit in dem glaubens- und gotterfüllten Augenblick ein Stehen und Ruhen, so ist dieser Augenblick auch als der notwendige Sinn ihrer Bewegung gewußt, jedoch eben nur als ihr Sinn und ihre Bestimmtheit. Ihre Wirklichkeit ruht in Gottes Händen, und für den Glauben steht sie noch aus und wird nur um so dringender gefordert und ersehnt. Nichts anderes als die Notwendigkeit, daß von der Bestimmtheit des Sinnes zu der Wirklichkeit der Bestimmung fortgeschritten werde, drückt der Gedanke des Kommens aus. Jener Sinn ist nicht ohne jene Wirklichkeit möglich; und diese Wirklichkeit verlangt die religiöse Gegebenheit des Sinnes. Darum ist das Reich Gottes im Glauben gesetzt und immer da; und es ist doch zugleich nicht da, sondern immer im Kommen. Darum enthält es in sich den steten Impuls zu „schöpferischer" Tat und Verwirklichung, und ist doch ebenso von allem Tun und Wirken unabhängig und „kommt" in eigener Macht und eigenem Sinn. Darum enthält auch die Verkündung Jesu beides nebeneinander, und es ist nicht möglich, davon zu reden, daß sein Reich nur Gegenstand einer auf das „Ende der Tage" gerichteten Sehnsucht wäre, ebensowenig auch, daß es Gegenstand nur eines vollendeten Habens und Besitzens sei. Es ist beides nur in- und miteinander.

Aber was bedeutet es dann, von einem Reich Gottes zu sprechen? Wenn der Glaube die unlösliche Verbundenheit der Seele mit Gott ist, bedeutet er dann nicht, daß in den Kreis dieser Verbundenheit sich nichts einfügen kann, und daß mit Gott verbunden sein nichts anderes heißt als in einem letzten und unaufhebbaren Sinne einsam sein? Der Gedanke des Reiches betont wohl nachdrücklich das Moment der Gemeinschaft. Dennoch enthält er zunächst nichts anderes als die ganze Fülle und innere Spannung des Glaubens, von der eben gesprochen wurde; er betrachtet sie nur unter einer anderen und sachlich notwendigen Perspektive.

Wir hörten von der notwendigen Beziehung zwischen der unbedingten Norm und dem handelnden Ich. Wie nun die Norm die gegenständliche Mitte einer Gemeinschaft von Wertenden darstellt, so ist das Ich der per-

Digitized by Google

sönliche Träger dieser Gemeinschaft, und all sein Handeln geschieht in der Richtung auf jene Norm und im Namen jener Gemeinschaft. Gemeinschaft und Ich sind also nicht Gegensätze, sondern wiederum nur die unlöslich verbundenen Glieder einer neuen Beziehung. Keines ist ohne das andere; und als Ich einzigartig, monadisch sein heißt einer Gemeinschaft zugeordnet sein. So ist denn auch im Glauben Gott, als der Ursprung seiner unbedingten Norm, nicht nur der einzelnen Seele zugewandt, sondern allen Seelen; er wäre nicht Gott, wäre er nicht als solcher Gründer und Inbegriff der gläubigen Gemeinschaft. So hat denn mit tiefem Sinne das Urchristentum gelegentlich der zwiefachen Verbundenheit von Gott und Christus als ein drittes die heilige Gemeinschaft oder, mit einem geschichtlich bedingten Ausdruck, das „neue und himmlische Jerusalem" hinzugefügt; und mit einem übersteigerten Wort sagt Jakob Böhme gelegentlich, daß der Bund der Gläubigen „in gewisser Hinsicht mehr sei als Gott". Wohl weiß sich die Seele gerade in ihrer unwiederholbaren Einzigartigkeit von Gott begründet und gewirkt; und diese ihre Verbundenheit mit Gott schmücken daher alle Worte unsagbarer Innigkeit und Stärke, durch die sich Menschen gerade in ihrer monadischen Bestimmtheit verbunden wissen. Daher war zu allen Zeiten die Sprache des Glaubens auch die Sprache der Liebe. Aber daß die Seele sich von Gott gewirkt weiß, das ordnet sie in die Gemeinschaft derer ein, die sich gleich ihr von Gott gewirkt wissen, deren unveräußerlicher Sinn dieses Gewirktsein ist. Alle sind sie im Glauben Gottes tiefste Gedanken, und nur darum *sind* sie in einem ganz strengen Sinne.

So ist denn Gott, Gemeinschaft und Seele eine untrennbare Einheit, und Gott ist die vollendete „Wirk"-lichkeit der Gemeinschaft, ihr Wirker und Erfüller; deshalb entfaltet sich an der gläubigen Seele ihr Sinn und ihre Ordnung, wie sich die Seele nur in und durch die Gemeinschaft entfaltet. Darum heißt an Gott glauben so viel wie in aller Unwiederholbarkeit und Einzigkeit von dem Gedanken der Gemeinschaft bestimmt sein oder, urchristlich gesprochen, „eingehen in das Reich Gottes".

Deshalb müssen in dem Begriff des Reiches Gottes sich alle die Momente wiederholen und klar entfalten, die den Gehalt des Glaubens bestimmen. Auch an ihm offenbart sich also die gleiche innere und notwendige Spannung, die den Glauben trägt und erfüllt. Gemeinschaft ist Gottes einzige und allumfassende Wirklichkeit; sie ist in dieser ihrer Wirklichkeit die ewige und unsichtbare Gemeinde. Aber diese ihre Vollendung in Gott ist auch ihre Unvollendbarkeit in der Geschichte. Sie ist in der Gemeinschaft der Gläubigen gesetzt und ist ebenso von ihr unterschieden. Hier liegt die Notwendigkeit, aber auch die Problematik jeder kirchlichen Gemeinschaft. Um es einmal kurz und schlagwortartig zu formulieren: weil sie auf den Glauben sich gründet, ist sie notwendig und in religiösem Sinne wirklich; weil sie in der Geschichte steht, ist sie von dieser religiösen Wirklichkeit immer fern. Nicht als sei beides voneinander zu trennen; Glaube ist nur in der Geschichte möglich, und Geschichte immer das Material, an dem er sich entfaltet. Deshalb ist jede Kirche auch von der Spannung getragen, die die Seele des Gläubigen ein Leben lang zu bewahren und zu bewähren hat.

Digitized by Google

Inniger ist der Begriff des Reiches Gottes dem System der Geschichte verbunden. Der Bestand der Geschichte ist der gläubigen Gemeinschaft niemals etwas völlig Fremdes und gleichsam Feindliches. Zwischen ihnen besteht das gleiche Verhältnis, das zwischen dem ewigen Augenblick des Glaubens und dem unendlichen Fluß der Zeit waltet. Der Glaube weiß die in ihm gesetzte Gemeinschaft als den einzigen Sinn und die einzige Wirklichkeit ihres unendlichen und niemals abgeschlossenen Fließens. Er vermag gültig von einem Anfang und Ende der Geschichte zu sprechen, trotzdem oder gerade weil die Geschichte keinen Anfang und kein Ende kennt. Denn in dieser religiösen Begrenzung eines geschichtlich Grenzenlosen und Unbegrenzbaren bekundet sich nur die tiefe Bewußtheit des Glaubens, daß der unabsehbare Strom der Geschichte in Gott und das heißt jetzt so viel wie in dem Gedanken des Reiches Gottes seine gerundete Einheit und vollendete Ganzheit empfängt. Weil diese Gemeinschaft als Sinn der Geschichte in Gott ruht, kann die Wirklichkeit der Geschichte ruhelos sich bewegen. Darum ist es möglich und notwendig, von einem Kommen des Reiches in naher oder ferner Zukunft zu reden. Diese religiös gemeinte, mit einem geläufigen Wort eschatologisch genannte Zukunft ist eine andere als die geschichtliche Zukunft, die nur ein anderer Ausdruck der Kontinuität der Zeit ist. Jene religiöse Zukunft setzt diese geschichtliche wohl als Bedingung voraus, an der sie sich offenbaren kann; aber weil sie im Glauben gesetzt ist, bleibt sie von ihr scharf unterschieden und ist sie das Jenseits aller Zukunft, eben die Zeit aller Zeiten, der Sinn aller Zeiten, in der Gott, Gemeinschaft und Seele ewig leben. Dann gilt aber auch hier, daß das Reich Gottes immer und nirgends da ist, daß es immer im Kommen ist, wie daß es einmal kommt. Und diese Einmaligkeit ist die Ewigkeit des Glaubens.

In dem gleichen Sinne ist das Reich Gottes Grund und Ziel, Sinn und Wirklichkeit nicht nur allen Geschehens, sondern auch allen Bestehens. An dem Materiale dieser Welt erbaut sich gleichsam in der höheren Sphäre des Glaubens das Gefüge einer neuen Welt. Die „alte" Welt ist in der gläubigen Betrachtung dem Chaos gleich, das durch ein neues schöpferisches „Werde" aus seiner unbestimmten Verworrenheit zu befreien ist, damit es seine einzige Bestimmung in Gott und durch Gott empfange. Es ist ein geschichtliches Zeichen für diese Notwendigkeit der Wandlung — in weiterem Kreise wiederholt sich hier der Ruf Jesu: Tuet Buße oder, strenger übersetzt, wandelt euren Sinn, der jedem einzelnen gilt —, daß kaum ein Gedanke in der Geschichte der abendländischen Menschheit solchen Umschwung der Ideen und Interessen, der Mächte und Institutionen bewirkt hat als der christliche Gedanke vom Reiche Gottes. Und es ist ein religiöses Zeichen, daß an den Gedanken von jenem einmaligen und endgültigen Kommen des Gottesreiches sich immer wieder und notwendig die tiefen und schönen Träume von einem neuen Himmel und einer neuen Erde seit ältester Zeit angeschlossen haben. Der Begriff des Neuen im Gegensatz zu dem des Alten betont nichts anderes als die unlösliche Gebundenheit und die unaufhebbare Geschiedenheit von Glauben und Geschichte, von Reich Gottes und Reich der Welt.

So begreift es sich, daß im Laufe der christlichen Jahrhunderte keine

Digitized by Google

Zeit und kein Volk den Gedanken des Reiches Gottes je als erfüllt hat setzen und niemals hat fallen lassen können, daß vielmehr alle Stärke darin ruhte, daß durch eigene Tat die Gemeinschaft der Menschen dem Gottesreich nahe komme, alle demütige Hoffnung, daß in allem Tun und Wirken dennoch aus eigener Gnade Gottes Reich zu ihnen komme. Es ist notwendig, daß die Bitte bleibe: „Dein Reich komme!" Denn wie nach einem tiefen Wort der Offenbarung Johannis Gott derjenige ist, „der da war und der da ist und der da kommt", so gilt es auch von seinem Reich: Es war immer und ist immer und wird immer und einmal kommen.

Umschau

Die Mitarbeit des Protestantismus an der ökumenischen Einigung der Kirche Christi*

Wenn in einem Kreis von Aufsätzen, die die grundsätzliche Haltung des Protestantismus bekennen, von der Einigung der Kirche die Rede sein soll, kann dies zunächst nur in streng religiösem Sinne geschehen. Kein Bekenntnis zu irgendeiner bestehenden Form der Kirchenbildung, kein Zurückgreifen auf historisches Kirchentum, sei es katholisch oder sonderkirchlich, kein Festhalten an „unbedingten" Bildungen innerhalb aller Bedingtheiten der Menschenwelt dürfen wir an die Spitze stellen, sondern allein die reformatorische Zentralposition der Rechtfertigung aus Glauben. Es ist uns unmöglich, unsere Besinnung auf das Wesen der Kirche ausgehen zu lassen von einer irgendwie historisch festgelegten Gestalt der Kirche. Es ist also aus protestantischer Haltung heraus abzulehnen, einen für alle Zeiten entsprechenden Ausdruck für das Wesen der Una Sancta in dem katholischen Kirchentum des 4. bis 6. nachchristlichen Jahrhunderts zu sehen und ihm einen besonderen Offenbarungscharakter zuzuschreiben, wie es etwa Adolf Glinz tut, wenn er die in der „alten" Kirche gültigen Normen des Dogmas, des Kultus, der Verfassung „keineswegs bloß zeitgeschichtliche Einkleidungen des Evangeliums, sondern schärfere Herausstellungen des neutestamentlichen Offenbarungsgehaltes" nennt**. Dieser Rückgang auf den consensus quinquesecularis wird zwar heute oft empfohlen, kann aber keine Lösung der Kirchenfrage bieten***.

Für den protestantischen Menschen kann es keinen anderen Ausgangspunkt in der Kirchenfrage geben, als die durch die Sola-fide-Religion vorgeschriebene Grundhaltung der Seele. Zudem ist der Begriff der „alten" Kirche ein durchaus vager. Jeder, der ihn braucht, muß ihn sorgsam umschreiben. Ist sie die Kirche des normativ formulierten Dogmas, dann muß sie, wenn auch nicht in absolutem Gegen-

* Dieser Aufsatz handelt mehr von der Grundlage und den unmittelbaren Aufgaben kirchlicher Einigungsarbeit als von dem letzten organisatorischen Ziel, der konkreten Gestalt der geeinigten Kirche. Hierzu lassen sich natürlich heute nur Vermutungen aussprechen. Sowohl in meinem Buch „Die Einigung der Kirche" 1925, als auch in verschiedenen Aufsätzen habe ich darüber geschrieben. Ich nenne zur Ergänzung etwa meine Ausführungen in der Christl. Welt, 1925, Heft 29/30, 31/32. ** Una Sancta 1926, S. 34. *** vgl. Ad. v. Harnack, Über den sogenannten Consensus quinque saecularis als Grundlage der Wiedervereinigung der Kirche, Eiche 1925, S. 287 ff.

Digitized by Google

satz, so doch in Spannung zu der urchristlichen Kirche des Neuen Testamentes gesehen werden, deren ökumenischer und überzeitlicher Offenbarungscharakter zum Unterschied von allen späteren Formungen gerade darin ruht, daß sie noch nicht normative Form geworden ist*. Deshalb heben wir die neutestamentlichen Dokumente von allen anderen ab, weil sie nur das Form-Werden und nicht das Form-Sein offenbaren. Von diesem Werden, das die Formprinzipien offenbart, ihre Verwirklichungen aber noch frei läßt, darf gelten, daß es keineswegs nur zeitgeschichtliche Einkleidung des Evangeliums ist. Die neutestamentlichen Schriften führen die Offenbarung des Evangeliums unter der Kraft der unmittelbaren Geistwirkung weiter. Letztere wirkt sich, wo sie im Lauf der Geschichte anschaulich wird, stets formkritisch aus. Der Geist kann niemals — restlos in eine irdische Form eingehen. Sie kann höchstens Symbol für ihn werden. Darunter verstehe ich aber nicht nur ein hinweisendes Zeichen — diese rationalistische Deutung des Wortes Symbol entspricht nicht modernes Geisthaltung —, sondern wirklich Träger seiner Kraft, aber niemals seiner Fülle. Jeder gestalteten Kirchenform gegenüber verhält sich die urchristliche des Neuen Testaments — revolutionär. Wer sie und das Kirchentum des alten Katholizismus in eins setzt, mißversteht die Haltung der Urchristenheit. Neues Testament und „alte" Kirche müssen voneinander unterschieden werden. Schon allein die eschatologische Einstellung der ersteren erweist sich als im höchsten Grade formkritisch, und es kann nicht geleugnet werden, daß mit ihrem Schwinden eine völlig andere Geisthaltung Platz greift.

Was feststeht, ist die Kirche des Geistes, nicht nur als die Kirche der Ewigkeit, als Ecclesia invisibilis, die das Geheimnis der Vollendung in sich trägt, sondern durchaus als Ecclesia visibilis der tätigen Gemeinschaft ihrer Glieder. Sie lebt in dem Herzen der Glaubenden. Aber dies Leben in seiner alle Schranken der Nation überwindenden Kraft muß auch gespürt werden. Wer glaubt, daß die urchristliche Kirche nur in Worten und Gefühlen bestand, mißversteht wiederum völlig das Geheimnis der Pfingstwirklichkeit.

Der reformatorische Glaube greift bewußt auf sie zurück. Alles an ihm ist geistig, aber ebenso auch wirklich, verkörpert in der Gemeinschaft der Gläubigen. Aus dem Evangelium geschöpft, Botschaft, die den lebendigen Gott in die Mitte stellt und seine sich vollziehende und verwirklichende Gnade, die niemals zu begreifen, aber beseligend zu glauben ist, nach der Gott den sündigen Menschen durch Christus gerecht macht aus Glauben allein. Es handelt sich hier nicht um einen Glauben im Sinn dogmatischer Lehrformel, das wäre ein unwirklicher Glaube, sondern um einen Glauben, der sich verwirklicht in dem neuen Leben, das mit ihm gegeben ist. Die Gewißheit dieses Glaubens ist keine subjektiv-individuelle. Sie wird gegeben nach den Worten der Augustana all denen, „welche Gottes Geist erleucht hat, stärket und regieret**". Wo aber „der heilige Geist und Glaube" ist, mit anderen Worten: die Gewißheit — nicht aus „äußerlichen Zeichen", sondern aus „Gütern im Herzen***", da ist Gemeinschaft, Leib Christi vorhanden. Wo aber Christusleib ist, ist Kirche. Sie ist eine religiöse Größe. Das besagt aber nicht, daß sie unwirklich sei. Wohl für die Welt noch nicht geoffenbart in herrlicher Gestalt, sondern „unterm

* Eine auf das Normative eingestellte Urkirche hätte niemals die Verschiedenartigkeit neutestamentlichen Schrifttums hervorbringen können, dessen Einheit in dem Leben beruht, das verkündigt wird. ** Apologie, Art. VII. u. VIII. Müller, Konkordienbuch, S. 75. *** a. a. O. S. 74. 73.

Digitized by Google

Kreuz verborgen", aber doch eine christliche Kirche, die „bis an das Ende der Welt auf Erden sein und bleiben werde*". Sie ist nicht nur die spirituelle Größe der Endzeit, die unsichtbar bei Gott in Ewigkeit zubereitet wird, sondern sie besteht wirklich im Sinne sakramentaler Gegenwart des Göttlichen — zunächst als seelische Wirklichkeit. Seelisches Leben ist die Erscheinungsform des Geistes. Seele aber bildet in Vereinigung mit dem Körper unseren Leib, unsere Gestalt. Leib enthält beides: Das zeitlich Wandelbare und das ewig Unwandelbare. So erscheint auch in der sichtbaren Kirche, soweit sie geistige Gemeinschaft ist und durch Wort und Sakrament in die Erscheinung tritt, der Leib Christi. Die geglaubte Kirche wird nur da wirklich, wo sie eine im Gehorsam gestaltete Kirche wird. Ihre Erscheinung kann nur dann in dem Zeitwandel vor Gott wertvoll sein, wenn sie ein im Gehorsam des Glaubens gestaltetes, tatwerdendes, lebenspendendes Wort Gottes wird**.

Mit diesen Sätzen ist die protestantische Grundhaltung bezeichnet, von der aus wir das Wesen der Kirche zu erkennen und im Glaubensgehorsam zu gestalten haben. Solche Erkenntnis aber ist ein wesentliches Stück der kirchlichen Einigungsarbeit***. Wir suchen die Ökumenizität des Neuen Testaments, werden sie aber nirgends in abgeschlossenen Formen finden können.

Darin stimmen wir mit Männern wie Friedrich Heiler u. a. überein, daß der Protestantismus in vergangenen Jahrhunderten die Gestaltung der Kirche sträflich vernachlässigt hat. Die Früchte seines Tuns erntet er heute in der Sterilität protestantischen Kirchentums, das bald einer bureaukratischen Institution, bald einem profanen Vereinswesen gleichkommt, und in der Säkularisation des protestantischen Ethos überhaupt. Daß wir hierfür Buße zu tun haben, ist am frühesten von den protestantischen Teilen der anglikanischen Kirche in England und Amerika erkannt worden und schwingt in dem eindrucksvollen Schuldbekenntnis der Stockholmer Kirchenkonferenz mit. Unser Fehler war, daß wir sichtbare und unsichtbare Kirche völlig voneinander getrennt haben, was durchaus nicht im Sinne der Reformation und noch weniger im Sinne des Urchristentums ist, daß wir von der Erscheinung der Kirche in der Zeit nichts mehr zu sagen wußten †. Unser Glaube an die Una Sancta war ein totes Wort geworden und ist es heute vielfach noch. In der Überspannung des geistigen Charakters der Kirche ist unser Glaube blutleer und unwirklich geworden. In den Kirchen, die nichts anderes mehr waren als regional begrenzte Verwaltungsinstitute für geregelte Wortverkündigung und religiöse Unterweisung, brannte nicht mehr das Feuer der Una Sancta, die in der Liebe Christi die ganze Menschheit zu umgreifen wagte. Das aber fordert ökumenischer Sinn. Den finden wir heute höchstens noch in einzelnen Menschen, hin und wieder in unseren Gemeinden und in Kreisen der Jugendbewegung lebendig. Das

* a. a. O. S. 75. 74. ** Dann aber halten wir trotz den Einwürfen Barthscher Theologie an der Möglichkeit des Werts der Erscheinung fest. *** Erkenntnis ist hier nicht als rationale Funktion zu verstehen, sondern in dem Sinn, in dem sie auch im N. T. vorkommt und etwa in dem Dankgebet der Didache enthalten ist: wir danken dir . . . für das Leben und die Erkenntnis (9,3) Erkenntnis ist für das Urchristentum keine Philosophie, sondern bewußt gewordenes Leben, lebendige Seelenhaltung. Ein Schreiten und Bauen, aber kein heiliger Dom. Die Unbeweglichkeit des Dogmas liegt ihr fern. † Wir stehen heute in einer tiefgreifenden Wandlung. Die durch die deutsche Revolution 1918 zur Selbständigkeit geführte evangelische Kirche beginnt zu verstehen, daß ihre Zeit gekommen ist. Vgl. dazu O. Dibelius: Das Jahrhundert der Kirche, Furcheverlag 1926.

Digitized by Google

ist nicht zufällig. Nur aus einer Neubelebung des Gemeinschaftsgeistes in christlichen Gemeinden wächst das Fragen nach der Kirche und ihrer Gestalt. Daß sich aber all die einzelnen, die noch um die Wirklichkeit der Una Sancta wissen, begegnen und zusammenschließen, ist gebieterische Notwendigkeit*. Die Frage nach der Kirche ist heute brennend, sei es daß wir sie von der Theologie her oder der Kultur, von der Nation oder der Menschheit aus stellen.

Die Zeitlage fördert ihr Wachstum. Eine Welt geistiger Werte ist in dem schweren Geschehen der Gegenwart zugrunde gegangen oder hat sich unfähig erwiesen, das tiefste Sehnen des Menschen zu stillen. Neben einer gesteigerten Persönlichkeitskultur sind starke Gemeinschaftskräfte eingesetzt worden, wie sie etwa der nationale Gedanke enthält, ohne daß es gelungen wäre, die Völker zu ihrer letzten Bestimmung zu führen. Der kulturbewußte Bildungsglaube ist an der Wirklichkeit der jüngst erlebten Geschichte zerschellt. Von jeher hat die Religion den Anspruch erhoben, die Menschheit zu dieser letzten Bestimmung zu führen, und die christliche ganz vornehmlich. Aber die Kirche hat sich bisher unfähig erwiesen, die Richtungslosigkeit einer nach außen hin christianisierten Welt mit der einheitlichen und einigenden Kraft des Christentums wirklich zu erfüllen, die nach Befriedigung und seelischer Lösung ihrer Nöte verlangende Welt zwingend aufhorchen zu lassen auf die Verkündigung eines Friedens, den die Welt nicht geben kann. Sie trägt in sich trotz der Welt der Sünde, der sie und wir alle verhaftet sind, die Möglichkeiten ökumenischer Gemeinschaft, hat sie aber nicht anwenden können, weil sie selbst in sich gespalten und uneins ist.

Eine entseelte Zeit, für die das Leben eingespannt ist in den Ablauf mechanischer Betätigungen oder in die Sachlichkeit spezial-wissenschaftlicher Arbeitsmethoden, verlangt nach neuer Durchblutung ihres aus letzter Einheit herfließenden Lebens. Menschenkräfte vermögen vieles; aber dieses Sehnen vermag nur Gottes Wirklichkeit zu stillen, nicht allein, wie sie sich der Einzelseele kundgibt, sondern wie sie in der Christusgemeinschaft der Menschen lebt. Nur eine Kirche, die ihre letzte Geistkraft aus der Ewigkeit her einzusetzen bereit wäre, kann Künderin der Glaubensgewißheit an die Welt sein. Sie wird es nie vermögen, wenn sie sich in irgendeiner ihrer historischen Erscheinungen verabsolutiert und den Geist an bestimmte Formen zu ketten sucht, sondern nur, soweit sie sich in all ihren Zweigen aus dem Geist des Neuen Testaments erneuert. Dies ist eine religiöse Gesinnungsfrage, von der aber jede Gestaltung und Organisation einer Kirche abhängig ist.

Mit derselben Kraft, mit der sie ihr religiöses Ideal bejaht, muß sie auch das Bild ihrer sichtbaren Gestalt in sich tragen. Denn jede neuerfahrene Gemeinschaft muß nach ihrem Ausdruck verlangen. Das bedeutet, auf die Form unserer Kirchen gesehen, nicht, daß sie ihre Eigengestalt aufgeben und sich alle unter Verleugnung der Tradition, in der doch auch Gottes Wirken vorhanden ist, in einer einheitlichen neuen Rechtsorganisation vereinigen sollten. Derartige Unionsbestrebungen können von keiner protestantischen Haltung aus jemals auf Entgegenkommen rechnen.

Die Kirche der Erscheinung darf sich niemals mit der wahren Kirche gleichsetzen. Das erscheint als der Abweg, dem Rom verfallen ist, und der eine Gefahr

* Für den deutschen Protestantismus ist hierfür in der Zeitschrift „Una Sancta" (Stuttgart, Frommann's Verlag) ein Sammelpunkt gegeben, der gleichzeitig auch der Begegnung mit den anderen christlichen Konfessionen dienen will.

Digitized by Google

bildet für alle Kirchen, die sich auf einen katholisch-normativen Kirchenbegriff festgelegt haben. Die Kirche des Neuen Testaments kann sich niemals in irdischem Kirchentum restlos verwirklichen, und keine unserer kirchlichen Korporationen sollte das anstreben. Soweit stimme ich in grundsätzlicher Unterscheidung von Friedrich Heilers evangelischem Hochkirchentum* den Formulierungen Emanuel Hirschs zu**. Wohl soll man in aller Einigungsarbeit die Unterscheidung zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche nicht vergessen, wie das z. B. auch das jüngst erschienene Programm der Weltkonferenz für Glaube und Verfassung in gefährlichem Maß tut***. Man verdunkelt damit eine reformatorische Wahrheit. Ebensowenig aber darf man in den protestantischen Fehler verfallen, die ewige Kirche und ihre irdischen Erscheinungsformen restlos voneinander zu scheiden, als ob sie nie und nimmer etwas miteinander zu tun hätten. Wir sollen nicht die Erscheinung mit dem Urbild gleichsetzen, wohl aber in lebendige Beziehung bringen. Die Kirche der Erscheinung bleibt immer an das Gesetz der Welt gebunden, das Sünde und Unvollkommenheit ist. Doch auch der sündige Leib kann durch Gott zum Träger seiner Offenbarung gemacht werden. Das Menschliche soll danach streben, Abbild des Ewigen zu werden. „Darum sollt ihr vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Es ist nicht einzusehen, warum dies Wort etwa nur für den einzelnen Menschen gelten sollte und nicht für die Körperschaft der Christen, die uns in der Kirche entgegentritt. Die Kirche der Erscheinung soll sich zu gestalten suchen nach dem Vorbild der ewigen Geistkirche. Damit ist nicht gesagt, daß sie, da sie ja Bestandteil der Welt ist, die Gestaltungsprinzipien einer irdischen Korporation verleugnen dürfe. Aber unser protestantisches Kirchentum krankt überall daran, daß es sich selbst in keine Beziehung zur wahren Kirche Christi setzen will. Wohl ist diese — der Leib Christi. Aber mit tiefem Recht, das aus der Glaubensgewißheit hergeleitet werden muß, darf die nach ihrem Herrn sich gestaltende Erdenkirche Anteil haben am Leib Christi, Abbild sein in aller Sünde und Unvollkommenheit — der ewigen Kirche. Auch sie gehört zum gestaltwerdenden Leib Christi, durch den sein Werk auf Erden fortgesetzt wird. Deswegen verdient auch die Erscheinung der Kirche im eigentlichen Sinn und nicht, wie E. Hirsch meint, nur im uneigentlichen Sinne den Namen Kirche. Denn wenn ich schon glaube, daß unter ihrem Tun „versteckt auch Gottes Wirken in den lebendigen Herzen geschehe", daß unter ihrer Gemeinschaft „verborgen auch wahre Gemeinschaft wachse und lebe†", dann glaube ich an die Wirklichkeit der Kirche auch in ihrer Erscheinung.

Wir verlangen aus einem neu erwachten Wissen um die Möglichkeit einer gotterfüllten Körperlichkeit, die eben nicht nur plumpe Materialisation zu sein braucht, nach der Inkarnation der Kirche, auf daß sie in der wirksamen Kraft Christi ihren Beruf an der Menschheit erfülle. Ihre Aufgabe ist es, lebendige Trägerin des Wortes zu sein. All ihr Tun muß von diesem Bewußtsein erfüllt werden. Nach einer doppelten Richtung muß sich dies auswirken. Einmal in ihrem eigenen innerkirchlichen Leben. Dabei denken wir weniger an ihre rechtlichen Organisationsformen, die nur das äußere Gewand bilden, als an die Gestaltung ihrer religiösen Kräfte und ihres religiösen Auftrags an die Gemeinschaft derer, die mit Ernst Christen sein wollen, im kultischen Leben.

* Evangelische Katholizität, 1926, S. 198 ff. ** Zeitschrift für systematische Theologie, 3. Jahrg., H. 2, S. 382. *** Die neuesten Verhandlungen, die vergangenen Herbst in Bern stattfanden, lassen hoffen, daß dieser Fehler bis zum Zusammentreten der Lausanner Konferenz 1927 verbessert sein wird. † a. a. O. S. 382.

Digitized by Google

Alle Bestrebungen zur Erneuerung des gottesdienstlichen Lebens, die heute z. B. in Deutschland wachgeworden sind, müssen mit dieser neuen Einstellung zur Wirklichkeit der Kirche in Zusammenhang gebracht werden. Sie können von hier aus ihre eigentliche Begründung erhalten. Viel zu wenig ist das bisher erkannt, viel zu wenig daran gedacht worden, das kultische Leben in den einzelnen Abteilungen der Christenheit daraufhin zu prüfen und miteinander in Beziehung zu bringen. Aber die in Deutschland wirkenden Gruppen der liturgischen Reformarbeit fühlen, wie sich in dieser Arbeit Türen öffnen, die seither getrennte Menschen zueinander führen. Die hochkirchlich gerichteten Kreise suchen eine stärkere Verbindung mit den katholischen Formen des kultischen Lebens*; die Kreise um Rudolf Otto etwa eine Bereicherung unseres gottesdienstlichen Lebens durch stärkere Verarbeitung des liturgischen Gutes, das auf dem Boden der Reformationskirchen sich entwickelt hat**. Die Theologen, die in der Berneuchener Konferenz zusammengeschlossen sind, gehen gleichermaßen aus von der Reformation, heben altkirchliches Gut in ihr Licht und suchen einen zeitgemäßen liturgischen Ausdruck in sehr stark kultischer Ausprägung der Form. Darunter ist eine Formgebung zu verstehen, die mit einem gewissen autoritären Anspruch auftritt. Vielleicht ist es heute dafür noch zu früh***. Wichtig ist aber, daß überall ökumenisches Bewußtsein lebendig ist. Allen Bewegungen ist es darum zu tun, den Gottesdienst wiederum zu einer Erlebniswirklichkeit der Gemeinde werden zu lassen, mit anderen Worten, in der feiernden Begegnung der Gemeinde mit Gott die Wirklichkeit der Una Sancta Gestalt gewinnen zu lassen. Was für unsere Besinnung auf das Wesen der Kirche zu gelten hat, daß wir sie aus dem Geist des Neuen Testaments bauen und gestalten müssen, gilt ebenso auch für alle Kultusreformen. Die historischen Grundlagen, wie wir sie in den urchristlichen Gottesdienstformen, soweit wir sie aus den Dokumenten des Neuen Testaments erschließen können, vorfinden und die Reformationsordnungen einerseits, die aus dem Rechtfertigungsglauben unmittelbar hervorgehende Freiheit aller Form gegenüber anderseits, die es uns verbietet, die kultische Form als Gesetz zu nehmen, sind die ordnunggebenden Richtpunkte der liturgischen Reform. Schauen wir sie im Zusammenhang mit dem Erwachen eines neuen kirchlichen Sinnes, dann wird deutlich, daß es sich bei ihr nicht um subjektive, willkürliche Änderungen handelt, sondern daß auch sie herausgeboren ist aus einer allgemeinen geistigen Umschichtung, die unser gesamtes religiöses Leben betrifft. Aber es wird auch anschaulich, wie wesentlich für die Kultgestaltung eine klare Einsicht in das Wesen und die Gestaltungsform der Kirche Christi ist, der großen Aufgabe, zu deren Lösung alle kirchliche Einigungsarbeit vorzudringen versucht.

Neben dieser, wie wir sie vorhin nannten, innerkirchlichen Auswirkung steht die andere, die die Ausstrahlungen der Kirche in die Welt betrifft. Durch ein verstärktes Sozialhandeln muß die sichtbare Kirche wiederum Faktor im öffentlichen Leben werden, ohne dadurch irgendetwas von ihrer über die Welt hinausweisenden Bedeutung einzubüßen. Wiederum wird sie das nur können, wenn sie um die Möglichkeiten ihrer Erscheinung weiß und sich als selbständige Größe in der Welt

* Bezeichnend für sie ist die Monatsschrift: Die Hochkirche, 1.—8. Jahrgang.
** Man vergleiche: Otto, Zur Erneuerung und Ausgestaltung des Gottesdienstes, Töpelmann 1926; Mensching, Die liturgische Bewegung in der evangelischen Kirche, Mohr 1925; Otto-Mensching-Wallau, Liturgische Blätter, 1. Reihe, Klotz 1926. *** Vgl. Sammlung: Der deutsche Dom und das Berneuchener Buch, Hanseat. Verlagsanstalt Hamburg 1926—27.

Digitized by Google

ernst zu nehmen gelernt hat. Die Kirche muß wieder fühlbar werden an der Kraft, mit der sie die Gewissen lenkt und in allen Fragen der öffentlichen Sittlichkeit eine klare wegweisende Stellung einnimmt. Sie muß dabei auf ihr irdisches Wesen gebührende Rücksicht nehmen, d. h. sie muß sich von der Liebe zu Volk und Vaterland treiben lassen, aber sie darf sich niemals mißbrauchen lassen zu einseitiger Rücksichtnahme auf politische Faktoren. Es muß eine Stellungnahme der Kirche und nicht einer Gruppe von so oder so eingestellten Staatsbürgern sein. Eine Kirche, die wohl in der Welt ist, aber nicht von der Welt sein darf, muß stets bereit sein, rücksichtslos die Folgerungen aus den sittlichen Grundprinzipien des Evangeliums zu ziehen und ihre gewissensmäßige Anwendung auf das Weltgeschehen zu fordern. Auch hier wird es sich niemals von den Voraussetzungen unserer Grundanschauungen aus um absolute Gesetze, um eine normative Sozialethik handeln, ebensowenig wie es absolut gültige Kultformen und eine absolute Verwirklichung der ewigen Kirche im Irdischen geben kann. Je stärker aber die Kirche in die Welt hineinwirkt, je mehr sie sich selbst in die Weltnöte hineinstellt, um so notwendiger wird es sein, daß sie sich den Quellen ihrer religiösen Kräfte nahe weiß. Die Sozialarbeit verlangt das Gegengewicht intensiver religiöser und kultischer Erneuerung.

Die neue Sehnsucht nach der Gestaltung der einen ökumenischen Kirche verlangt somit eine neue Besinnung auf das Wesen der Kirche und ihre Erscheinung, und daraus herzuleiten wäre eine neue Gestaltung des gottesdienstlichen Lebens und ein neues aus ökumenischer Verantwortung geborenes Sozialhandeln in der Welt. Das sind Fragen, die so sehr über den Bereich der einzelnen Konfession, der einzelnen Landeskirchen oder Nationalkirche hinausreichen, daß sie nur in gemeinsamer Aussprache und Zusammenarbeit einer Lösung nähergeführt werden können. Hierzu hat jede Kirche, jedes Volkstum beizusteuern. Hierzu müssen sich alle, die Christus als ihren Herrn preisen, in geistlicher Einheit verbunden wissen.

Die Aufgabe eines neuen ökumenischen Sozialhandelns der Kirche hat zu der eindrucksvollen Einigungsarbeit für „Leben und Wirken" geführt, die in der Stockholmer Weltkirchenkonferenz ihren weithin sichtbaren, wahrhaft ökumenischen Ausdruck erhalten hat. Aus umfassenden Besprechungen über die Möglichkeiten, die die Kirche zur religiös-ethischen Bezwingung der modernen Lebensnöte besitzt, ist der Anfang einer organisatorischen Verbindung aller romfreien Kirchengruppen in dem Fortsetzungsausschuß der Konferenz hervorgegangen. Man darf in der Wertung der Stockholmer Ergebnisse das Erreichte nicht überschätzen. Die Weiterentwicklung praktisch-organisatorischer Einigung konnte noch nicht festgelegt werden. Aber trotzdem ist die Zusammenarbeit der Kirchen aus einer Glaubensmöglichkeit zu einer Tatsache geworden. Freilich ist auf der Stockholmer Versammlung eindeutig klar geworden, daß nunmehr auch die gemeinsamen Kräfte zur Besinnung auf Wesen und Gestalt der Kirche, also auf die von uns erstgenannte und als grundlegend für alles andere bezeichnete Aufgabe eingestellt werden müssen. Dies ist die Arbeit, die sich die Weltkonferenz für „Glaube und Verfassung" von ihren Anfängen her in der Idee ihres ursprünglichen Programms gestellt hat*.

* Doch auch hier muß man heute bereits die Frage aufwerfen, ob die bisherige Verwirklichung der ursprünglichen Idee der Bewegung treu geblieben ist! Es ist wohl ganz besondere Aufgabe der deutsch-protestantischen Mitarbeit, dies ins Licht zu stellen und für die Beibehaltung ökumenischer Weihe in allen Arbeiten der Konferenz zu wirken.

Digitized by Google

Ohne die Stockholmer Ergebnisse zu überschätzen, wird man die Zuversicht haben dürfen, daß die Einigungsarbeit im ganzen in absehbarer Zeit zu einer Kirchenliga und einer ständigen Vertretung zunächst aller von Rom getrennten Kirchen führen wird. Von großer Bedeutung wird aber hierfür die Reinhaltung der neutestamentlichen Grundgesinnung sein, ohne die das Einigungswerk nicht wachsen kann. Je stärker die pneumatische Ergriffenheit in den verschiedenen Kirchen ist, um so verheißungsvoller wird die Arbeit sein. Aber bis heute kann man noch nicht sagen, daß die ökumenische Grundgesinnung als die ursprüngliche religiöse Glaubenshaltung in den einzelnen Kirchengruppen dominierend sei. Darunter wäre zu verstehen, daß sie den religiösen Wert bildet, neben dem alle anderen zu verblassen hätten. Diese prophetisch-religiöse, radikal-evangelikale Einstellung findet sich nur bei einzelnen führenden Persönlichkeiten. Von einer Erweckungsbewegung, die die Christenheit in ihren breiten Schichten ergriffen hätte, um sie in einer erweckten Kirche zu vereinen, ist heute noch wenig zu spüren. Die Kirchen sind noch nicht gewillt, ihren Führern wirklich zu folgen. Es stehen noch zu viel Werte zweiter Ordnung als hemmende Kräfte im Vordergrund des Arbeitsfeldes. Die Arbeit erscheint noch überlastet mit sachlichen, dogmatischen, nationalen und konfessionellen Bedenken, wie sie sich aus der Eigenart der einzelnen verfaßten Kirchentümer ergeben. Man ist vielfach noch zu wenig geneigt, dem religiösen Faktor in der Gestaltung das entscheidende Recht einzuräumen. Dies trifft etwa auf die anglikanischen Kreise ebenso stark zu, wie auf lutherische und reformierte. Die Arbeit ist noch zu sehr Angelegenheit konfessioneller Ansprüche, kirchlicher Diplomatie und Organisation, und wird noch zu wenig getragen durch einen religiös erfaßten Willen des ökumenischen Kirchenvolkes, durch Glauben und Gebet der einzelnen Gemeinde als der Grundeinheit christlicher Gemeinschaftsbildung*.

Auch Stockholm hatte noch zu sehr den Charakter parlamentarischer Besprechungen zwischen Nationen, Bekenntnissen, Parteien usw. Zwar wird man diese Dinge, die das Unmittelbar-Menschliche, oft Allzu-Menschliche berühren, niemals gänzlich ausschalten können und sollen. Aber sie dürfen nicht im Vordergrund bleiben, wenn die Gestaltung der ökumenischen Gemeinschaft der Christenheit gesucht wird. Die Generation, die in historischer und kirchlicher Gebundenheit lebt und nicht gewillt ist, um der Liebe Christi willen solche Gebundenheit im entscheidenden Augenblick willig und glaubend dranzugeben, wird nicht das Werkzeug sein können, durch das das Antlitz der Kirche erneuert wird.

Und doch muß es sich um solch ein neues Antlitz handeln, denn es ist eine unmögliche Forderung, daß etwa alle von Rom getrennten Kirchen sich ohne weiteres auf eine alte Formel vereinigen könnten. Dieser Ansicht sind aber einzelne sehr tätige Gruppen in der Einigungsarbeit, vornehmlich solche, die sich auf einen normativen, allzeit gültigen „katholischen" Kirchenbegriff stützen zu können glauben. Aus dem Zusammenwirken verschiedener, durch die Jahrhunderte hin spezifisch geformter und damit auch zu Eigenleben gekommener Kirchenkörper kann nur — ein Neues geboren werden. Man kann nicht die Gestalt einer Partikularkirche —

* Das ist ein Vorwurf, den man vielen Geistlichen machen muß, daß sie die Einigungsarbeit noch nicht zu einer Gemeindeangelegenheit gemacht haben. Man hält sie für eine mehr oder minder zeitgemäße diplomatische Betätigung der Kirchenregierungen, anstatt für sie zu beten und an sie zu glauben.

Digitized by Google

und heute sind alle organisierten christlichen Kirchenkörper trotz ihrer oft widersprechenden Ansprüche als solche Partikularkirchen zu bezeichnen — verpflichtend für alle Kirchenkörper machen wollen. Wo das irgendeine Gruppe versucht, fälscht sie den Auftrag, der in der Darstellung der Einheit der Kirche aus dem Neuen Testament an sie ergeht. Ebensowenig kann eine einfache Synthese der bestehenden Kirchen, eine Verschmelzung zu einer Grundform, das Ziel sein. Jeder absorbtive Weg, der ausgesprochen oder unausgesprochen in einer Wiedervereinigung mit Rom und damit den Umständen entsprechend in der Rekatholisierung im Sinne römischen Kirchentums gipfelt, unter Verleugnung etwa der in der reformatorischen Bewegung zum Durchbruch gelangten Wahrheitskräfte, muß unter allen Umständen auch von jedem ökumenisch denkenden Protestanten abgelehnt werden. Das ist eine klare Feststellung, zu der uns vor allem die bevorstehende Mitarbeit an der Weltkonferenz für „Glaube und Verfassung" nötigt. Was für ein Ziel bleibt aber dann noch erstrebenswert? Lediglich eine Organisationsform der Kirche, die föderativ alle lebendigen Glieder der Kirche Christi zu einer Einheit des Glaubens und der Tat zusammenschließt. Ihre Gestalt muß so ökumenisch weit sein, daß jedes bestehende Kirchentum in ihr Anerkennung und Lebensraum finden kann.

Nachdem sich in Stockholm der Weg der Liebe zur Einigung der Kirche als gangbar für alle von Rom getrennten Abteilungen der Christenheit erwiesen hat (er wäre es nach der Meinung der Konferenz auch für Rom gewesen), ist es nun zur gebieterischen Notwendigkeit geworden, daß dieselben Gruppen in eine brüderliche Aussprache über das Fundament der Kirche und ihre konstitutiven Grundsätze eintreten. In dieser Richtung bewegen sich die Vorarbeiten der Weltkonferenz für „Glaube und Verfassung". Ihre Bezeichnung ist für deutsche Ohren zunächst irreführend, denn es handelt sich weniger um den lebendigen Glaubensausdruck, als um seine lehrhafte Fassung. Aber auch hierbei ist nicht, wie das Programm der Weltkonferenz zeigt*, etwa an eine weit ausgesponnene ökumenische Dogmatik oder an die Fixierung einer unfehlbaren Lehre gedacht. Beherrschend steht im Mittelpunkt die Besinnung auf das, was Kirche ist, wie sie Ausdruck christlicher Einheit sein kann und sein soll, auf ihr Wesen also und die Merkmale ihrer Erscheinung (Bekenntnis, Sakrament, kirchliches Amt). Und nur unter diesem Gesichtspunkt soll über die Bekenntnisfrage gesprochen werden.

Trotzdem müssen wir Protestanten mit gutem Recht an der Bezeichnung „Glaube und Verfassung" festhalten, weil sie allein uns die Möglichkeit gibt, die Zentralposition unserer religiösen Haltung einzusetzen. Für uns soll im Zusammenhang der Konferenzarbeit „Glaube" die reformatorische Zentralposition des „sola fide" bedeuten. In ihrer religiösen Bedeutung erscheint sie uns, wie ich bereits zu zeigen versucht habe, als die conditio sine qua non für unsere in Christus geschaffene Gemeinschaft mit Gott und untereinander. Wir vermögen daher Kirche, Bekenntnis und Amt nur durch ihr Licht hindurch zu sehen. Ist für uns dieser Glaube das konzentrierte Evangelium, dann sind auch alle anderen Werte unseres christlichen Bekennens nur durch dies Evangelium hindurch möglich. Ich glaube daher, daß es eine protestantische Forderung an die Weltkonferenz von größter

* Vgl. Eiche, 1926, Heft I; auch als Sonderdruck zu haben. Das Programm stellt uns einen Entwurf dar, der jetzt durch die Berner Besprechungen sehr grundlegende Wandlungen erfahren hat. Vgl. dazu Eiche, 1926, Heft 4, S. 405 ff.

Digitized by Google

Eindeutigkeit und evangelischem Ernst sein muß, diese religiöse Begründung aller ihrer Arbeiten aus dem lebendigen Glauben des Evangeliums an den Anfang zu stellen und weiß mich darin einig mit dem Mann, der fast als einziger Deutscher in der Bewegung von ihren Anfängen her tätig ist, Prof. D. Lang-Halle*.

Wer ihre ursprüngliche Anlage kennt, die Gedanken etwa jenes hochherzigen, edlen, amerikanischen Laien R. H. Gardiner, der jahrelang die Seele des ganzen Unternehmens war, weiß, in wie hohem Maß sie dieser evangelischen Forderung entsprachen. Es hat aber den Anschein, als ob im Lauf der weiteren Entwicklung neben diese religiöse Grundforderung von maßgebender Seite noch eine Reihe von anderen gestellt worden ist, deren betonter Geltungsanspruch nur aus einem zugrundeliegenden „katholischen" Kirchenbegriff hergeleitet werden kann. Das dürfte bei der starken Bedeutung, die der Anglikanismus in der seitherigen Vorbereitungsarbeit hat, auf seine Rechnung zu stellen sein. Wo man aber der Kirche eine Unmittelbarkeit zu Gott, einen besonderen Offenbarungscharakter neben dem Evangelium einräumt, müssen wir eine Verdunkelung der Glaubenshaltung feststellen und damit auch eine Veränderung des neutestamentlichen Kirchengedankens. Wir glauben allerdings, daß immer noch die Äußerungen, die von führenden Persönlichkeiten der anglikanischen Kirche vom Beginn der Bewegung an gemacht worden sind, wonach die anglikanische Kirche nicht daran denke, ihren „katholischen Kirchenbegriff" zur Grundlage der Verhandlungen zu machen, in Geltung sind. Wir sahen darin ein verheißungsvolles Entgegenkommen und die Möglichkeit gesamtprotestantischer Mitarbeit, und das veröffentlichte Programm der Weltkonferenz bestärkt uns in dieser Auffassung. Die Bewegung will eine ökumenische und nicht nur eine katholische sein, bei der der Protestantismus außer Ansatz bleibt. So muß man heute das Problem zuspitzen. Der „katholische" Gedanke besitzt heute eine so eindeutige, antiprotestantische Prägung, daß weite Kreise der Christenheit nicht mehr bereit sein können, ihn als angemessenen Ausdruck neutestamentlicher Haltung in der Kirchenfrage anzunehmen. Dem Begriff des „Ökumenischen" haftet diese Starrheit und Eindeutigkeit nicht an. Er umspannt in lebendigem Glauben wirklich noch die gesamte Christenheit. Er enthält in sich keine andere Bindung, so wie wir ihn verstehen müssen, als die im Neuen Testament gegebene, während das Wort „katholisch" immer wieder festlegt auf normative Formen eines Kirchentums**. Der ökumenische Charakter der Bewegung im Sinne der eben gemachten Darlegung, kommt in den Ausführungen über die Notwendigkeit des historischen Episkopats und seiner organischen Verbindung mit dem Rat der Presbyter und der konstitutiven Gemeindeversammlung deutlich zum Ausdruck. Es besteht aber heute die Gefahr, daß das ökumenische Ziel der Weltkonferenz durch ein „katholisches" ersetzt wird. Die Kreise der Anglokatholiken werden alle Arbeiten in diesem Sinne zu beeinflussen suchen und man darf ihre Bedeutung innerhalb des Anglikanismus nicht unterschätzen***. Schon allein die Tatsache, daß mancherorts in anglikanischen Kreisen für den Papst als den Patriarchen der abendländischen Kirche gebetet wird, zeigt klar an, wohin der Weg führt. Man nehme hinzu Äußerungen anglokatholischer Führer, daß die

* Vgl. Eiche, 1926, Heft 3, S. 301 ff. ** Das zeigt Fr. Heilers neuestes Buch: Evang. Katholizität 1926 ganz deutlich und unmißverständlich. *** Vgl. dazu Heilers Vorträge auf der Tagung des Hochkirchlich-Ökumenischen Bundes, Una-Sancta 1927, Heft 1.

Digitized by Google

Einheit der Kirche „in der Unterwerfung unter die kirchliche Autorität" zu suchen sei und „der eine rettende Glaube" in dem Glauben der „ungeteilten Kirche" bestehe und die 39 Artikel, in denen das protestantische Erbe der Kirche von England niedergelegt ist, ein „Dokument von sekundärer Bedeutung" seien. Das alles bestätigt das Urteil Friedrich Heilers, daß der Anglikanismus ein doppeltes Unionsprogramm habe, „ein minimalistisches für die Protestanten und ein maximalistisches für die Orthodoxen". Dadurch wird seine Haltung aber unklar und schillernd, und dies muß der Protestantismus stets im Auge behalten. Für das Gelingen einer ökumenischen Einigung der Kirche wird es unseres Erachtens einzig darauf ankommen, ob er ein „evangelisches", d. h. dem Evangelium gemäßes, oder ein „katholisches", d. h. eine bestimmte Kirchenform verewigendes Programm hat.

Nun scheint man neuerdings die Einwirkung des Weltprotestantismus auf die Einigungsarbeit in „Glaube und Verfassung" für zersetzend und gefährlich zu halten. Zersetzend, weil er den „katholischen" Kirchenbegriff nicht anerkennen kann, und gefährlich, weil er damit die Grundlage der Konferenz verändere. Letzteres ist unbedingt zu bestreiten. Der Protestantismus muß Wert darauf legen, daß der ökumenische Charakter der Bewegung gewahrt bleibt und er nicht hinausgedrängt wird, um damit scheinbar die praktischen Schwierigkeiten, die einer Kircheneinigung entgegenstehen, geringer erscheinen zu lassen. Auf dem Boden von „Glaube und Verfassung" haben sich die katholischen Kirchenkörper mit den protestantischen auseinanderzusetzen, und man darf nicht, wie Fr. Heiler tut, auf Grund der Vorbesprechungen in Genf 1920 rundweg als bewiesene Behauptung den Satz aufstellen, daß „eine Einigung der Kirchen auf der Grundlage von „faith and order" niemals zwischen katholischen und protestantischen Kirchen zu erreichen sei"*.

Nirgends in den Annalen der Bewegung ist angedeutet, daß man sie beschränkt wünschen müsse auf die Kirchen, „welche die katholische Tradition restlos bejahen", und daß sie damit nur möglich sei „unter Ausscheidung aller derer, die Protestanten sind und sein wollen**". Dies aber ist die neueste Forderung Fr. Heilers. Damit ist die Grundlage der Bewegung für „Glaube und Verfassung", wie ich glaube, unheilvoll verschoben. Wir müssen die Anerkennung des protestantischen Standpunktes und seine Mitarbeit fordern, denn nur so ist es möglich, daß die Mannigfaltigkeit der christlichen Wahrheit zur Gestaltung der ökumenischen Gemeinschaft eingesetzt wird. Jede Verengung auf eine „katholische" Basis würde nicht Förderung, sondern Verdunkelung des „ökumenischen" Prinzips bedeuten.

Auch ich glaube, daß verschiedene partikulare Sonderbewegungen notwendig sein werden, ehe die Arbeit in „Glaube und Verfassung" dem Ziel der Bewegung entsprechend zu Ende geführt werden kann. Aber dann spreche man klar und unmißverständlich davon, daß es eben Sonderzusammenschlüsse sind, die vorher noch erstrebt werden müssen, etwa der Zusammenschluß des Weltprotestantismus*** und der Zusammenschluß der „katholischen" Kirchen, aber man verwechsle nicht diese bei vorletzten Bildungen stehenbleibende Arbeit mit der im eigentlichen Sinn ökumenischen, die weit darüber hinausreicht.

* Evang. Kathol., S. 270. Dieses Urteil ist zum mindesten verfrüht. ** a.a.O. S. 302.
*** Vgl. hierzu die Gedanken Hermelinks in der „Zeitwende", Juli 1925. Die ersten Besprechungen sind durch ihn in England eingeleitet worden. Sie trugen persönlichen Charakter. Über ihre Ergebnisse ist noch nichts in die Öffentlichkeit gedrungen.

Digitized by Google

Zu dieser aber drängt heute der Weltprotestantismus in seinen führenden Kreisen ebenso hin, wie die „katholischen" Kirchen. Wir sehen in der „Einigung der Kirche" eine Aufgabe, die die im Neuen Testament uns gegebenen Grundlagen unseres Glaubens ebenso wie die Zeitverhältnisse, in denen wir leben, stellen. Wir glauben, in dem Ruf, die Einheit der Kirche Christi darzustellen, einen Ruf des Herrn der Kirche an seine Jüngerschaft zu vernehmen. Aber wir wissen auch, daß dies Werk nur dann Aussicht auf Gelingen haben kann, wenn alle Teile der ökumenischen Christenheit, die Orientalen, Anglikaner, Altkatholiken (letzten Endes natürlich auch Rom; aber das liegt in nebelhaften Fernen), so gut wie Lutheraner, Methodisten, Presbyterianer und alle anderen protestantischen Gruppen gewillt sind, die evangelische Gewißheit des erlösenden Glaubens an den lebendigen Herrn Christus und die Verbundenheit aller Glieder in ihm über alles zu stellen und den Weg der Liebe im Gehorsam des Glaubens bis zu Ende zu gehen*.

René Heinrich Wallau

Das christliche Abendland, von den nichtchristlichen Völkern aus gesehen

Man rühmt es dem Amerikaner nach, daß er „in Kontinenten zu denken verstehe", und in der Tat ist auch bei christlichen Betätigungen im engeren Sinne, besonders natürlich bei den Fragen und Aufgaben der Weltmission, in dieser Beziehung ein typischer Unterschied zwischen dem amerikanischen und dem deutschen Protestanten festzustellen. Mag man es nun Kulturimperialismus oder wie sonst immer nennen, — Tatsache ist es, daß dem amerikanischen Christen die Notwendigkeit der Betätigung seiner Kräfte außerhalb des christlichen Kulturkreises und der Einsatz von Opfern mancherlei Art dafür im allgemeinen schneller einleuchtet als dem Deutschen. Die ungeheure Überlegenheit der amerikanisch-protestantischen Missionsbetätigung über die deutsche hat keineswegs nur in dem größeren Reichtum des Dollarlandes seine Ursache, sondern in gewissen psychischen Bindungen auf seiten des Deutschen. Um so auffallender bleibt eine Tatsache, die von den Kennern der deutschen Kolonialgeschichte viel zu wenig beachtet worden ist, nämlich, daß der Trieb zur Betätigung unter fernen Völkern in Deutschland zuerst unter den überzeugtesten Gliedern der Kirche zu einer Tat von geschichtlichen Ausmaßen geführt hat. Gerade diejenige Strömung im deutschen Protestantismus, der man — mit welchem Rechte bleibe hier dahingestellt — eine besondere Engigkeit des geistigen Horizonts nachgesagt hat, der Pietismus, hat in seiner Weltmission deutsche Männer, deutsche Tatkraft, deutschen Heroismus und deutschen Glauben „an die Enden der Erde" getrieben, längst bevor man an eine deutsche koloniale Betätigung gedacht hat. Es gibt daher — nebenbei gesagt — heute kaum eine Tatsache, die mehr geeignet ist, gegenüber der sog. Kolonialschuldlüge unser gutes Gewissen zu stärken, als die deutsche Beteiligung an der Lösung der Weltmissionsaufgaben. In Deutschland ist das rein religiöse Interesse an den fremden Ländern und Völkern das Erste gewesen, in England das politische und handelspolitische. Geht man

* Wie weit man hiervon im individualistischen Theologentum Deutschlands vielfach noch entfernt ist, zeigt deutlich Nr. 50 des Protestantenblatts, S. 719 (Jahrgang 1926). Es ist sehr einfach, sich der Forderung des Neuen Testaments nach Einheit mit dem Schlagwort „Romantik" zu entziehen, mißlich bleibt aber dann nur die notwendige Folgerung, daß auch der Ausspruch des Evangeliums auf unser heutiges Gesamtleben — Romantik ist! Wem das zusagt, der gehe diesen Weg!

Digitized by Google

der Spannung, die heute zwischen den angelsächsischen Missionsbetätigungen einerseits und den deutschen auf der andern Seite bestehen, bis auf ihre Wurzeln nach, so wird man die Nachwirkungen eben dieser Tatsache festzustellen haben, daß die Wiege der deutschen Weltmission den Mittelpunkten des überseeischen Handels und den Kolonialämtern sehr viel ferner gestanden hat als die angelsächsische.

Das spiegelt sich auch in der verschiedenartigen Motivierung für die Wirksamkeit in der Völkermission auf angelsächsischem, besonders amerikanischem, und auf deutschem Boden in der Gegenwart wider. Natürlich berufen sich alle Kirchen des Protestantismus für ihre Missionsbetätigung auf das Gebot Christi bzw. auf das Wesen des Evangeliums. Und doch bringt die jedesmalige Wirklichkeit im Völkerleben und im nationalen Leben der jeweiligen Kirchen eine wechselnde Färbung in die Begründung der Missionstat hinein. Für die Stimmung in amerikanischen Kreisen ist das Buch von Fleming: „Whither bounds in Missions?" am bezeichnendsten, das in den letzten Jahren, besonders unter der kirchlichen Jugend, mit großem Beifall aufgenommen worden ist. Hier wird mit dem Pathos der Überzeugung der althergebrachten Gegenüberstellung: „Christentum und Heidentum" der Krieg erklärt. Weder dürfe man eine bestimmte Kirche, oder die gläubigen Christen, oder die Christenheit oder das Christentum als die Träger der Weltmissionstat betrachten, noch seien Konfuzius, Buddha, Mohammed oder andere Religionsstifter mit ihrer religiösen Anhängerschaft das Missionsobjekt oder der Gegner, mit dem der große religiöse Kampf zu kämpfen sei, vielmehr gelte es, die Menschen guten Willens aus allen Kirchen, Völkern, Religionen zu einer Einheitsfront zusammenzuschließen, um einen gemeinsamen Kampf gegen alle Nöte und Rückständigkeiten des Menschengeschlechts, gegen Krankheiten, soziale Mißstände, sittliche Mängel und Unbildung aufzunehmen. So wird aus der Missionsbetätigung eine gigantische, die ganze Menschheit umfassende Wohlfahrtsbewegung, getragen von einer leidenschaftlichen Begeisterung für Helfen und Fördern in allen Leibes- und Seelennöten. Es bedarf nicht vieler Worte, um nachzuweisen, daß auch in Deutschland heute vieles gedacht, geschrieben und geredet wird, was in dieselbe Richtung weist. Stellte sich die gesamte protestantische Mission auf diese oder ähnliche Gesichtspunkte um, so würde vieles in Wegfall kommen, was dem modernen Gebildeten von vornherein an der Mission schwer zu tragen erscheint: Das engherzige, hochmütige, ungebildete Bekehrenwollen, das mit religiöser Toleranz so gar nicht in Einklang zu bringen scheint; die Geringschätzung der hohen Kultur und der tiefen religiösen Gedanken und Kräfte besonders der fernöstlichen Völker; der Kantönligeist der verschiedenen Konfessionen und Denominationen und vieles andere mehr. Wenn gleichwohl schwerlich Aussicht vorhanden ist, daß die evangelische Christenheit Deutschlands und übrigens auch des sonstigen Kontinents sich für diese amerikanische Missionsparole gewinnen läßt, so liegt die Ursache im wesentlichen in einer anderen religiösen Einstellung, die nicht nur aus allgemeinen und grundsätzlichen Glaubensgesichtspunkten zu erklären ist, sondern ebenso aus einer anderen Beurteilung der wirklichen Verhältnisse im gegenwärtigen Völkerleben. Die physischen, sozialen, sittlichen Mißstände in der ganzen Welt sind zweifellos groß genug, um eine Hilfsaktion größten Stils plausibel zu machen. Aber man würde ihrer sicherlich nicht Herr werden, ja man würde nicht einmal jene Einheitsfront derer, die guten Willens sind, schaffen können, wenn man nicht zunächst einmal der Tatsache Rechnung trägt, daß für die fernen Völker,

Digitized by Google

und zwar sowohl für die primitiven Völker Afrikas wie für die Kulturnationen Ostasiens, die abendländischen Völker mehr oder weniger ein einheitliches Ganzes bilden. Da trotz aller religiösen Verfallserscheinungen in diesen Völkern nach dem nicht unbegründeten Gefühl der anderen die christliche Religion das zusammenhaltende Band bildet, so tut man am besten, in diesem Zusammenhang von dem „christlichen Abendland" zu sprechen. Man kann unseres Erachtens heute über Wert und Unwert der christlichen Mission, über richtige und falsche Ziele und Methoden ihrer Betätigung kein rechtes Urteil gewinnen, wenn man sich nicht zunächst einmal klarmacht, in welcher Beleuchtung heute die nichtchristlichen Völker das christliche Abendland sehen, um nicht zu sagen, sehen müssen.

Dieses Urteil hat im Lauf der vergangenen Menschenalter mehrfach in beachtenswerter Weise gewechselt. Vielleicht ist es am einfachsten, sich den Wandel an der verschiedenartigen Stellung klarzumachen, die der Missionar unter den heidnischen Völkern eingenommen hat. Wenn der Missionar zuerst als Störenfried, als Feind, als Gefahr empfunden wurde, so geschah es, weil man in ihm einen Träger jener fremden Welt sah, die das Bestehende ins Wanken bringen und umstürzen wollte. Nicht wegen ihres Glaubens, den man ja noch gar nicht verstehen konnte, sondern als Fremde, von anderer Farbe und Kultur wurden jene beiden ersten Missionare auf Sumatra Opfer der Kannibalen. Fanden sie in jener ersten Zeit vorübergehend freundliche Aufnahme und Förderung bei einzelnen Stämmen, wie Merensky und Grützner unter dem Pedivolk in Transvaal, so geschah es, weil man von ihnen Gewehre und Pulver oder doch wenigstens Vermittlung und Rat gegenüber den mit Übermacht vordringenden Weißen erhoffte, und als sie statt dessen eine gehorsame Gefolgschaft in den christlichen Erstlingen gewannen, wurden sie unter Lebensgefahr des Landes verwiesen. Nicht anders war die Lage der ersten Missionare in China. Als Fremdlinge wurden sie abgelehnt, als Vertreter einer anderen Rasse und Kultur nach Möglichkeit behindert und vertrieben. Wer könnte sich über diese Ablehnung der Fremden wundern, wenn er an die ersten Blätter der Kolonialgeschichte fast in allen Teilen der Erde denkt. Die Ausrottung der Indianer, die Versklavung der Neger, die Verachtung des Buren gegen die schwarzen „Skepsels" (Kreaturen), der Opiumkrieg gegen China, die ostindische Handelskompagnie in Indien — wieviel Schande und Schuld knüpfen sich allein an diese Tatsachen. Aber allmählich begann man unter den fernen Völkern zu unterscheiden. Als eine Hererogruppe nach dem blutigen Aufstande in Südwestafrika durch die Kalahariwüste gewandert war, und innerhalb der südafrikanischen Union, wo sie eine neue Niederlassung gefunden hatte, nach deutschen Missionaren fragte und zur Rede gestellt wurde, warum sie ausgerechnet Missionare von jenem Volke haben wollte, mit dem sie in einem so blutigen Kriege gestanden hätte, gab sie zur Antwort, daß nicht alle Deutsche gleich seien. Missionare seien keine Regierungsmänner und seien ihre Freunde. Auf dieser zweiten Entwicklungsstufe wurden die Missionare und ihre Frauen, die Ärzte, die Schwestern der Mission als Helfer in tausend Nöten, als Freunde, die sich liebevoll in Sprache und Sitte, in Geschichte und Eigenart des fremden Volkes versenkten, empfunden. Den eigenen Kolonialregierungen gegenüber übernahmen sie oft genug die Rolle des Anwalts und Schützers, wenn die Kolonisation verständnislos über die bodenständige Sitte und das hergebrachte Recht hinweggehen und Verschuldungen konstruieren wollte, wo nur gegenseitige Mißverständnisse der aufeinander stoßenden Kulturen vor-

Digitized by Google

lagen. Im Bunde mit anderen Freunden des Eingeborenen, besonders mit weitblickenden und menschenfreundlichen Kolonialbeamten, halfen sie in den Kolonien europäischer Mächte eine Stimmung unter den unterworfenen Völkern heranzubilden, bei der man mit einer gewissen Dankbarkeit und einem starken Vertrauen auf ein großes Maß von Wohltaten schaute, die die fremde Kolonialmacht trotz allem den Unterworfenen zugeführt hatte. Ein charakteristisches Zeichen dafür war ein Artikel, der 1913 in einer für Schwarze geschriebenen Zeitung in Daressalam zu Kaisers Geburtstag erschien und in deutscher Übersetzung bald danach in der „Täglichen Rundschau" zum Abdruck kam. Hier rühmte der schwarze Artikelschreiber an der deutschen Regierung, daß sie dem Lande viererlei Wohltaten gebracht habe: die Befreiung vom fluchwürdigen Sklavenhandel, die Hebung der allgemeinen Gesundheit, die Beendigung der Stammesfehden und die Entwicklung von Verkehr und Handel. Es war kein Zufall, daß der Artikelschreiber ein christlicher Lehrer aus der in Daressalam ansässigen Berliner Mission war. Die Überzeugung wuchs offensichtlich zum mindesten unter den primitiven Völkern, daß man von den weißen Herren mehr Gutes als Böses zu erwarten habe. Auch in Indien hatte man sich längst mit der englischen Macht ausgesöhnt und die Besten des Volkes traten gern in die Dienste der britischen Kolonialmacht. Es war kein Zufall, daß diese veränderte Haltung in Indien besonders durch das Schulwesen herbeigeführt wurde, wo schottische Missionare, allen voran der geniale Alexander Duff, die Bahn zur Verständigung mit der führenden Schicht gefunden hatten. Auf diesem Gebiete, also dem der Schulerziehung, gelang es sogar, die Haltung des chinesischen Volkes dem Abendlande gegenüber von Grund aus zu ändern. Unter dem Eindruck der Erfolge Japans, das längst seinen Fremdenhaß mit einer fast restlosen Lernbegierigkeit gegenüber der abendländischen Bildung vertauscht hatte, sagte sich China von seinem Jahrtausende alten Bildungswesen, auf das es mit Recht stolz gewesen war, los und führte eine unter mehr als einem Punkte bewundernswerte Schulreform durch, deren Ziel es war, dem Abendlande seine Bildung abzulernen. Nehmen wir hinzu, daß seit der Wende des Jahrhunderts in steigendem Maße die Stämme Afrikas nach europäischer Schulbildung begehrten, so ist es kaum eine Übertreibung, wenn wir feststellen, daß vor dem Kriege so ziemlich die ganze nichtchristliche Welt als Schüler vor dem Lehrstuhl des christlichen Abendlandes saß. Und zwar freiwillig und aus Überzeugung. Der Missionar, der für die gewonnenen Christen längst der Seelsorger und Vater geworden war, wurde nun auch von den Nichtchristen als Lehrer geschätzt und gesucht.

Eine katastrophale Wendung in diesem Verhältnis brachte der Weltkrieg. Seitdem hat in allen Teilen der Erde eine leidenschaftliche und sowohl in der Breite wie in der Tiefe noch immer wachsende Kritik am Abendlande eingesetzt. In gewissem Sinn ist das überraschend. Denn zu Anfang schien es gar nicht so, als ob besonders die afrikanischen Völker an der Tatsache eines Krieges christlicher Nationen untereinander starken Anstoß nähmen. In Südafrika zumal hatte man ja den leidenschaftlichen Kampf zwischen Briten und Buren im eigenen Lande vor Augen gehabt, und war deshalb doch nicht irgendwie am Christentum irre geworden. Die Tatsache, daß die Burenkirche in Südafrika den schwarzen Christen den Zutritt zu den Gotteshäusern der Europäer und also die gemeinsame Anbetung Gottes versagte, hat dort viel stärkere Kritik hervorgerufen als etwa der Burenkrieg. Und die Tatsache, daß z. B. in Ostafrika nach der Vertreibung der

Digitized by Google

deutschen Missionare die schwarzen Christen an ihrem Glauben, ihrem Gottesdienst, ihrem christlichen Leben und sogar an der Heidenpredigt festhielten, hat den schwarzen Nichtchristen einen größeren Eindruck von der Kraft der christlichen Religion gemacht, als es bei Anwesenheit der europäischen Missionare möglich gewesen wäre. Anders war von vorneherein die Stimmung in Ostasien. Schon im ersten Kriegsjahre hieß es in chinesischen Zeitungen, daß dieser Krieg als Bankrott des Christentums zu werten sei. Der friedliche Grundcharakter des chinesischen Volkes im Unterschied von der kriegerischen Art des Negers und die höhere Bildung des Ostasiaten kamen darin zum Ausdruck. Nach dem Kriege aber wuchs die Kritik sowohl unter den primitiven wie unter den kulturell hochstehenden Nichtchristen. Schwerlich haben Engländer und Franzosen damit gerechnet, daß die Hereinziehung der Völker Afrikas und Asiens in den europäischen Krieg, der Dienst afrikanischer Soldaten und chinesischer und indischer Kulis auf den französischen Schlachtfeldern eine solche Ernte des Sturms herbeiführen würde. Die erste sichtbare Wirkung war das gesunkene Ansehen des weißen Mannes. Auch die afrikanischen Soldaten bewiesen ein sehr viel selbständigeres Urteil, als die Franzosen ihnen zugetraut haben mögen. „Du gehst in dein unbesiegtes Vaterland zurück", so nahmen südafrikanische Christen von einem Missionar, der seinen Heimaturlaub antrat, Abschied. „Unbesiegt? Ihr wißt doch, daß Deutschland den Krieg verloren hat!" Antwort: „Im Kriege wart ihr unbesiegt, unsere Stammesgenossen, die in Frankreich gekämpft haben, wissen ja, daß sie niemals deutschen Boden betreten haben. Wer aber den Krieg in Feindesland führt, der ist der Sieger". Mit nur zu offenen Augen haben diese Afrikaner und Asiaten das Leben und Treiben christlicher Völker in deren eigenem Vaterlande beobachtet. Mit äußerstem Befremden haben die Chinesen zugesehen, wie Amerikaner und selbst amerikanische Missionare den sog. „Kulihandel" betrieben, d. h. Chinesen zu Arbeitern hinter der französischen Front anwarben. Fast mehr noch als der Krieg hat wenigstens in China der Vertrag von Versailles verheerend für den Respekt vor den christlichen Völkern gewirkt. Die vorhandene Spannung zwischen den afrikanischen und asiatischen Völkern einerseits und ihren weißen Beherrschern, Bedrängern und Gegnern andrerseits ist durch das Gesamterlebnis des Krieges gewaltig gesteigert worden, hat in China bereits zu einer Entladung in der Form der nationalen Bewegung in erster Linie gegen England geführt und verschärft in Afrika von Jahr zu Jahr die Rassengegensätze. Nicht zu verkennen ist dabei der gewaltige, zum mindesten stimmungsmäßige Einfluß, der dabei von der bolschewistischen Propaganda in die ganze Welt ausgeht, und von den Schlagworten, unter denen die Entente den Krieg geführt hat: „Schutz der schwachen Völker", „Gerechtigkeit", „Kampf gegen den Militarismus", „Selbstbestimmungsrecht aller Nationen" usw. Fast ganz Afrika steht unter der Einwirkung schwarzer Agitatoren, unter denen vielfach amerikanische Neger die Führung haben, mit dem Ziel, eine Einheitsfront der schwarzen Rasse gegen die gesamte weiße Rasse heranzubilden. Selbst ein so passives, fatalistisch gestimmtes Volk wie die Javanen haben sich unter bolschewistischen Einflüssen zu tatkräftiger Opposition gegen ihre holländischen Herren antreiben lassen, und schwerlich wird die jüngst erfolgte Niederschlagung eines Kommunistenaufstandes auf Java dem Erwachen der Eingeborenen zu selbständigem politischen Willen für immer ein Ende gemacht haben. Was für phantastische Hoffnungen dabei in den unterdrückten Rassen lebendig

Digitized by Google

werden, zeigte bliglichtartig ein Flugblatt, das vor kurzem aus der Verborgenheit auftauchte und die Hoffnungen der afrikanischen Führer enthüllte. Unter der Überschrift: „Funkspruch Nr. 89" wandte sich dieses sehr geheim verbreitete Flugblatt gegen die Meinung vieler Schwarzer, daß es verkehrt sei, wenn afrikanische Soldaten im französischen Heere dienen und am Rhein das deutsche Volk in Schach halten müsse. Es sei gewiß wahr, so hieß es hier, daß Frankreich der eigentliche Feind des Schwarzen sei (in zweiter Linie komme der Engländer). Aber wie solle jemals Afrika den Freiheitskampf gegen Frankreich führen, wenn nicht schwarze Soldaten sich von den Franzosen selbst in der Beherrschung der europäischen Waffen in die Schule nehmen ließen, um einmal Offiziere der afrikanischen Freiheitsarmee zu werden? Die Stunde des Freiheitskampfes sei nicht mehr allzu fern. Das in Deutschland erschienene Buch vom „Untergang des Abendlandes", das die Weißen zum Glück nicht verstünden, habe vollkommen recht, und an Stelle der Weißen werde in nicht zu ferner Zeit der schwarze Mann der Herr über ganz Afrika sein. „Der Tag des Negers kommt!" Die Religion spielt in der afrikanischen Rassenagitation eine starke Rolle. Schon als im Jahre 1910 die neue Verfassung für Südafrika herauskam, durch welche England das politische Meisterstück vollbracht hatte, Buren und Engländer zum Aufbau eines gemeinsamen Staatswesens so dicht nach dem leidenschaftlichen Burenkriege zusammenzuschweißen, stellten die Eingeborenen in Südafrika mit äußerster Enttäuschung fest, daß die Engländer sie um alle Versprechungen politischer und sozialer Rechte betrogen hatten und kritisierten am stärksten daran die Unchristlichkeit dieses Verhaltens. In steigendem Maße werden seitdem gerade die Grundwahrheiten des Christentums gegen die weiße Herrenschicht ins Feld geführt. Das sucht die Agitation heute nach zwei verschiedenen Richtungen hin auszubeuten. Das eine Mal sucht man das Christentum selbst den Eingeborenen verächtlich zu machen und womöglich den Islam als die für Afrika besser geeignete Religion anzupreisen, das andere Mal arbeitet man, unter dem Eindruck, daß das Christentum schon zu stark unter den afrikanischen Stämmen Wurzel gefaßt hat, auf eine kirchliche Emanzipation von der missionarischen Bevormundung hin, unterstützt die zahlreichen sektenartigen Kirchengebilde, zu denen sich zumeist die aus guten Gründen disziplinierten Glieder der Missionskirchen zusammenfinden, und sucht die Zugehörigkeit zu diesen sog. „äthiopischen Kirchen" zu einer Art vaterländischer Pflicht aller rassenbewußten Afrikaner zu machen.

Viel leidenschaftlicher und tiefergreifend ist begreiflicherweise in China der Gegensatz zu der Haltung des Abendlandes. Die Bewegung gegen England und andere Ausländer nach den bekannten Ereignissen des Sommers 1925, wo in Shanghai, Kanton und anderen Städten von englischen und französischen Soldaten in die Züge streikender Demonstranten hineingeschossen wurde, führt offenbar eine neue Epoche in den Beziehungen zwischen China und dem Ausland herauf. Das Vertragssystem, von dem seit dem Abschluß des Opiumkrieges 1842 die Rechtsverhältnisse zwischen China und dem Ausland beherrscht gewesen sind, ist jetzt im Wanken. Die Forderung Belgiens, das Haager Schiedsgericht darüber urteilen zu lassen, ob der soeben abgelaufene Vertrag zwischen Belgien und China von 1865 einseitig von China gekündigt werden dürfe, wird von den letzteren mit der Begründung abgelehnt, daß es sich hier nicht um eine Rechtsfrage handele, sondern um den sittlichen Grundsatz, nach welchem Völker nur auf der Grundlage der

Digitized by Google

Gleichberechtigung ihre Beziehungen ordnen dürfen. Die Losung, die von Sun Yat Sen ausgegeben wurde: „Kampf gegen die ungleichen Verträge" hat dadurch, daß das ganze sonst so zerrissene Millionenvolk sich unter dieser Fahne einig weiß, eine Tragweite von weltgeschichtlicher Bedeutung gewonnen. Ein einheitlicher Volkswille, getragen von einer sittlichen Idee, erweist sich hier stärker als die stärksten militärischen Machtmittel der Völker. Die Schlagworte, unter denen China heute mit überraschendem Erfolge seinen Kampf um die Wiedergewinnung seiner vollen Souveränität kämpft: „Gegen den Militarismus, gegen den Kapitalismus, gegen den Imperialismus" sind nur scheinbar bloßer Import aus Moskau. In Wirklichkeit steht die Erkenntnis dahinter, daß das Ausland die sittlichen Grundsätze, nach denen es zu leben vorgibt und für die es im Weltkrieg gekämpft haben will, nicht befolgt. Der literarische Kämpfer nimmt daher in China heute seine Waffen mit Vorliebe aus der Rüstkammer religiöser und sittlicher Gedanken. Bezeichnend dafür ist z. B. ein Artikel in der Canton Gazette, dem Organ der in Kanton herrschenden Partei, der sog. Kuomintang. Unter der Überschrift: „Frohe und glückliche Weihnacht" schreibt dort ein chinesischer Christ u. a. folgendes:

„An diesem Tage der 1926. Wiederkehr des Geburtstages dessen, der geboren wurde, damit die Menschen nicht mehr sterben müssen, würde ich meinen Brüdern, mögen sie Christen sein oder nicht, gerne meine herzlichsten Wünsche für ein fröhliches und glückliches Weihnachtsfest senden. Aber wahrhaftig, ich kann es nicht... Zu Tausenden von Malen ist er gekreuzigt worden und mit ihm meine unterdrückten Brüder. Seit Gethsemane ist er nicht nur von einem, sondern von hunderttausend Judassen verraten worden, die ihn täglich für Banknoten verkaufen. Er wurde für Barmherzigkeit, Glauben, Frieden, Brüderlichkeit und Gleichheit geboren. Aber selbstsüchtige Jünger aus alten und neuen Zeiten verwandelten diese Tugenden in Gewalttat, Verrat, Krieg, Unterdrückung und Ungleichheit... Er sprach, wie schwer ist es, daß ein Reicher ins Reich Gottes komme. Aber seine Jünger schlossen einen Kompromiß mit Kohlen-, Zucker-, Textil-, Öl- und anderen Königen... Er hat ferner gesagt: ‚Du sollst nicht töten.' Aber seine Jünger betonten den Grundsatz: ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn.' Und es sind nicht weniger denn 100% Christen, von denen die schlimmsten Barbareien und die blutigsten Taten, sei es einzeln, sei es in der Gesamtheit begangen worden sind, aber stets in seinem Namen... Die amerikanischen Christen verfolgen, unterdrücken, mißhandeln den Neger... Die britischen Imperialisten wiederholten, als sie Indien und andere Kolonien plünderten, genau das, was ‚Gott' Moses befahl zu tun: ‚Ihr sollt nicht leer davongehen, sondern jede Frau soll ihren Nachbarn abborgen alles, was in ihrem Hause ist: Juwelen von Silber und Gold' usw... Bei der Zerstörung von Damaskus mit Tanks und Bomben folgen die französischen Generale dem ruhmreichen Pfad von Joab und seinem Bruder Abisai... Es ist für uns chinesische Christen keine Lästerung, wenn wir den fremden Christen sagen, sie seien Werkzeuge des Imperialismus, daß sie den weiß getünchten Gräbern gleichen, welche in der Tat von außen schön erscheinen, aber inwendig mit Totengebein und aller Unsauberkeit angefüllt sind, nach außenhin unter den Menschen mit Gerechtigkeit prangen, aber in sich Heuchelei und Ungleichheit bergen."

So wie dieser Christ gibt es zahlreiche Nichtchristen unter den Chinesen, die keineswegs die Person Christi oder seine Lehre verwerfen, um so schärfer aber das

Digitized by Google

sog. Christentum der christlichen Völker angreifen. Wohl gibt es auch solche, die mit rohen, frivolen und albernen Worten die Person Christi in den Staub zu ziehen suchen. Doch das sind Ausnahmen. Bezeichnend für die Lage ist es gerade, daß man das Verhalten des christlichen Auslandes an den Worten Christi mißt und ausgesprochen oder unausgesprochen seine Lehre zum Maßstab für das sittliche Urteil macht.

So hoffnungsvoll auf der einen Seite die Tatsache ist, daß die sittliche Überlegenheit der Person Christi auch dem Chinesen, selbst wenn er noch nicht Christ geworden ist, fühlbar wird, so darf das doch nicht über die kritische Lage des Christentums hinwegtäuschen. Einst in der ersten Zeit lehnte man die Verkündigung des Christentums ab, weil man es nicht kannte und Motive und Ziele des Missionars nicht verstand. Heute lehnt man Christentum und Mission vielfach gerade darum ab, weil man sie kennengelernt hat. Es wäre ein billiger Einwand, zu betonen, daß man sowohl Christentum wie Mission eben mißverstanden habe und daher nur eine bessere Belehrung brauche. Die große Wucht der Anklagen der nichtchristlichen Völker gegen Christentum und Mission beruht gerade auf dem Wahrheitskern, den sie enthalten. Sieht man näher zu, woher es kommt, daß auch die Mission als Förderung des „Imperialismus" oder als „Jagdhund des Kapitalismus" bezeichnet wird, so stößt man auf die innige Verbindung zwischen Mission und Politik, die den Chinesen aus schmerzlichen Erfahrungen bekannt geworden ist. Das gilt gewiß von Amerika und England in viel höherem Maße als von der deutschen Mission. Aber die Tatsache, daß Fürst Bülow die Besetzung von Tsingtau als Sühnemaßregel für ermordete katholische Missionare begründete, ist in China nicht vergessen. Und Bischof Anzer hat weder dem Deutschtum, noch der Sache des Christentums einen Dienst damit erwiesen, daß er seinen ganzen Einfluß nach dieser Richtung hin eingesetzt hat. Es ist freilich wahr und für die deutsche Christenheit bedeutet es eine verantwortungsvolle Stunde, daß mit den deutschen Missionaren heute in China eine bemerkenswerte Ausnahme gemacht wird. Auch in den Tagen, in denen das Nationalgefühl am leidenschaftlichsten gegen das Ausland aufwallte, haben die deutschen Missionare sich ungestört mit der weißen Binde um den Arm und dem Aufdruck „Deutscher" im Lande bewegen können. Das kommt indessen im wesentlichen auf Rechnung der Tatsache, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und China auf einem Vertrage beruhen, in dem Deutschland auf alle Auslandsprivilegien, vor allem die eigene Rechtsprechung „(Extraterritorialität") verzichtet hat. Aufs Ganze gesehen, spielt diese Ausnahme für die Sache des Christentums keine große Rolle. Das christliche Abendland ist für China eine einheitliche Größe, und sein Christentum hat sich in seinen Augen als unecht erwiesen.

Versuchen wir aus der so skizzierten Lage einige Schlußfolgerungen zu ziehen, so gilt es zunächst anzuerkennen, daß das christliche Abendland der nichtchristlichen Welt gegenüber eine schwere Schuld auf sich geladen hat. Man mag über die Schuldfrage in bezug auf den Weltkrieg denken, wie man will — und wir Deutschen dürfen sicher nicht aufhören, den Kampf gegen die Kriegsschuldlüge bis zum Siege durchzufechten — so bleibt doch davon die Tatsache unberührt, daß der Weltkrieg als Ganzes der nichtchristlichen Welt das Verständnis des Evangeliums in hohem Maße erschwert hat. Man vergegenwärtige sich nur, daß dieser Krieg das erste Ereignis gewesen ist, solange die Erde steht, welches alle Teile der

Digitized by Google

Menschheit als ein gemeinsames Erlebnis mit durchlebt haben. Das erste gemeinsame Erlebnis aller Menschen, das als solches auch allen Teilen der Menschheit sofort zum Bewußtsein gekommen ist — der Krieg christlicher Völker untereinander! Und ein Krieg von solchen Ausmaßen, solcher Dauer, solchen Kampfmethoden und einem Abschluß, der von der ganzen denkenden Menschheit außerhalb der kämpfenden Völker als Lüge und Gewalttat beurteilt ist. Eine Hilfsaktion gegen alle Leiden der Menschheit, zu der diese Völker nach dem Flemingschen Programm aufrufen würden, in dem die Vertreter dieser Länder die Führung beanspruchen, würde schon deshalb zum Scheitern verurteilt sein, weil ihm die übrige Welt die sittliche Berechtigung absprechen würde. Aus demselben Grunde ist aber auch jede Missionsbetätigung zum Scheitern verurteilt, die heute noch wie früher unter dem Gesichtspunkt ergeht, lediglich von dem eigenen religiösen Reichtum dem armen Lazarus der nichtchristlichen Menschheit etwas abzuschenken. Vielmehr erfordert die Lage, daß die missionierende Christenheit mit einem ernsten Selbstgericht vor die anderen Völker tritt und den Willen Gottes, den sie anderen vorhält, zunächst sich selbst predigt.

Man könnte fragen, ob es unter diesen Umständen nicht richtiger sei, lieber ganz still zu schweigen und abzuwarten, bis sich die Christenheit durch innere Reinigung der Missionstat würdiger gezeigt hätte. Das ist aber aus mehr als einem Grunde unmöglich. Ein solches Schweigen würde viel weniger ein Zeichen eigener Bußstimmung sein, als vielmehr ein Verrat am Evangelium. Denn so viel Wahrheitselemente die Anklagen der fremden Völker auch enthalten — den Kern treffen sie ja doch nicht — Christentum ist eben nicht nur eine der vielen Erscheinungen der christlichen Kultur, sondern eine Größe für sich selbst. Der Fehler lag eben darin, daß die Verkündigung des Evangeliums sich nicht deutlich genug von dem übrigen Kultureinstrom aus dem Abendlande unterschieden hat. Es wurde, aufs Ganze der christlichen Mission gesehen, nicht deutlich genug, daß es vom Standpunkt des Christentums nicht darauf ankommt, die Formen, die das christliche Leben unter den Einwirkungen der nationalen oder rassischen Veranlagung und der eigentümlichen Geschichte des Abendlandes erhalten hat, hinauszutragen, sondern daß es sich darum handelt, eine einfache, wenn auch zunächst parador erscheinende Botschaft, deren Anpassungsfähigkeit schier unbegrenzte Möglichkeiten in sich schließt, zum inneren Verständnis zu bringen. Es ist nicht Zufall, daß in der deutschen evangelischen Missionswelt in den letzten Jahren die Grundfragen der Mission vielfach unter der Parole: „Mission, aber nicht Propaganda!“ durchgearbeitet worden sind. Propaganda treibt man — nach der Definition des Hallenser Theologen Martin Kähler —, wenn man die eigenen Lebensformen ausbreiten will, wenn man für die eigene Nation, Kultur, Konfession, Kirche neue Provinzen zu erobern sucht; wenn man ausgeht, „Menschen zu machen — ein Bild, das uns gleich sei“. Mission treibt man, wenn man im inneren Gehorsam gegen den Willen Gottes die unerhörte Botschaft von dem Gott verkündet, der die Sünde haßt und den Sünder liebt, der nicht Reinheit, Gesetzestreue, „Frömmigkeit“, zur Vorbedingung der Gemeinschaft mit ihm macht, sondern einzig Vertrauen zu dem fordert, der sich in dem gekreuzigten Christus zum Menschen herabneigt. Nicht nur in der katholischen Mission, die grundsätzlich ihre Kirche ausbreitet, sondern auch in der protestantischen Mission gab und gibt es allzuviel, was im Grunde genommen Ausbreitung des heimatlichen Kirchentums bedeutet.

Digitized by Google

Die Abkehr von diesen Fehlern, die entschlossene Selbstbeschränkung auf die Verständlichmachung dieser Botschaft ist gerade heute von größter Wichtigkeit, wo allenthalben das Nationalgefühl mächtig in die Höhe schießt. Mit gutem Gewissen kann die evangelische Mission versichern, daß sie Asiaten und Afrikaner nicht zu deutschen bzw. englischen oder amerikanischen Christen machen will, sondern daß ihr Ziel ein bodenständiges chinesisches, indisches, afrikanisches Christentum sei. Und gerade alle Missionsarbeit, die auf dem Boden der Wittenberger Reformation steht, hat ein tiefes Verständnis dafür, daß die Erfassung des Christentums in seinem Wesenskern die nationale Anlage eines Volkes nicht zerstören soll, sondern vertiefen und zur vollen Entfaltung bringen will. Nur durch eine kraftvollere Geltendmachung dieser Gesichtspunkte kann gesühnt werden, was verfehlt war.

Zöge sich die Christenheit von ihrer Missionstat zurück, so würde sie zugleich einen Akt schmählicher Treulosigkeit an denen begehen, die durch alle Wirren des Krieges hindurch nicht nur an ihrem Christenglauben, sondern auch in ihrer Treue zu der missionierenden Christenheit festgehalten haben. Das gilt für niemand auch nur in annähernd gleichem Maße wie für die deutsche Missionswelt. Die von den deutschen Missionaren gesammelten Christengemeinden in Afrika und in Indien haben diese Treue in einem bisher unerhörten und von allen unerwarteten Maße bewiesen. Verweigerte ihnen die deutsche Christenheit heute die weitere Hilfe, etwa im Blick auf die eigenen Nöte, so würde das für das Christentum jener Scharen einen weit schlimmeren Stoß bedeuten als die Erfahrungen des Krieges selbst.

Und ein anderer Gesichtspunkt darf ebenfalls nicht übersehen werden. Die Anklagen der nichtchristlichen Völker gegen das christliche Abendland sind, von einer Seite betrachtet, noch gar nicht einmal heftig genug. Noch beginnt erst bei ihnen das Gefühl aufzuwachen, wie stark der Angriff ist, den die abendländische Kultur auf die Grundlagen ihres Lebens selbst im besten Falle ausübt. Schon vor dem Kriege schrieb D. Glüer sein kleines Heft: „Die Verschuldung der abendländischen Völker an der nichtchristlichen Welt — ein ernstes Missionsmotiv“ und machte darin darauf aufmerksam, daß gar nicht erst die offenbaren Gewalttaten und Greuel der Kolonialgeschichte zerstörende Wirkungen ausüben, sondern daß auch die an sich nützlichen und ehrlich wohlgemeinten Bestrebungen der abendländischen Kultur, selbst die sanitären Verbesserungen, die Befriedung der Völker, die Entwicklung des Verkehrs usw. zerstörend auf das Leben der fremden Völker einwirken, weil sie mit einer völlig andersartigen Struktur des Lebens unlöslich zusammenhängen und darum die bestehenden Lebensordnungen zerreiben müssen. Nur die Darbietung des Evangeliums kann hier einen Widerhalt bieten, weil durch das Evangelium zugleich alle gesunden Elemente fremder Kulturen neuen Halt, neue Lebenskraft und die Möglichkeit gesunder gegenseitiger Befruchtung mit anderen Kulturen erhalten. Der nähere Nachweis dafür liegt für jeden Kundigen auf der Hand. Ihn hier wiederzugeben, würde zu weit führen.

Überschaut man die gesamte durch den Krieg für das Christentum geschaffene Lage, so erkennt man unschwer die Krisis, in der sich die gesamte Christenheit gegenwärtig befindet. Die Beurteilung, die das christliche Abendland von den nichtchristlichen Völkern heute erfährt — sowohl das, was daran richtig ist, als was auf Verkennung beruht, ebenso die Wahrheiten, die man unter den fremden

Digitized by Google

Völkern erst zu ahnen anfängt —, alles zusammen bedeutet eine Anfrage an die Christenheit, wie sie in diesem Umfang und mit diesem Ernst wohl noch niemals aus dem Stimmengewirr der Völker erklungen ist, nämlich die Anfrage, ob das Abendland noch heute im Ernst an seiner christlichen Grundlage festhält. Mag es weite Kreise geben, für die diese Anfrage längst im negativen Sinne entschieden ist, so sollten doch auch solche ein Verständnis dafür haben, daß die Christenheit sich selbst aufgeben würde, wenn sie auf diese Anfrage stumm bliebe. Wenn alles sich zu der Frage vereint: Gibt es überhaupt noch christlichen Glauben, evangelische Überzeugung?, so kann die evangelische Christenheit nur mit einer „Bekenntnishandlung in geschichtlicher Lapidarschrift" antworten. Das ist die Umschreibung, die der oben genannte Martin Kähler einmal für das Wort „Mission" gegeben hat. Eine Religion wie das Christentum hat sich selbst aufgegeben, wenn sie auf Eroberung — natürlich mit den allein ihrem Wesen angepaßten Waffen — verzichtet. Wenn die evangelische Christenheit heute an ihrer Weltmission festhält, so tut sie es gar nicht nur um der fremden Völker willen, sondern kämpft zugleich den Kampf um ihr eigenes Dasein. Solcher Kampf ist von vornherein zum Scheitern verurteilt, wenn die kämpfende Christenheit nicht zugleich bereit ist, durch die Auseinandersetzung selbst sich reinigen und vertiefen zu lassen. Nach Lutherscher Auffassung gibt es kein Wachstum inneren Lebens im Christentum, ohne das Zusammensein der beiden Elemente: Buße und Glauben. Genau in derselben Lage ist die Christenheit von heute. Dasjenige Volk, das die gemeinsame — religiöse — Schuld „des christlichen Abendlandes" am tiefsten versteht und am aufrichtigsten bejaht, wird in diesem Kampf das beste tun und selbst dabei am meisten erstarken. Möge das Volk der Reformation seine Stunde erkennen! Siegfried Knak

Großstadt und Nervosität

I. Das Problem

Man hört oft sagen, die Nervosität sei eine notwendige Begleiterscheinung unserer modernen Kultur oder Unkultur. Das Hasten und Lärmen der Großstadt, die tutenden Autos, die klappernden Schreibmaschinen, die ewig schrillenden Telephone sollen schuld daran sein, daß sowohl die Bureauchefs, wie auch ihre Angestellten, sowohl die Arbeitgeber wie auch die Arbeitnehmer nervös sind. Die Überfülle der Sinneseindrücke, heißt es, nutzen die Nervenbahnen ab, und der Zwang, stets gleichzeitig auf vielerlei zu achten und nach vielen Seiten hin zu reagieren, zermürbe das Zentralorgan. Das ist die Ansicht der Materialisten. Die mehr spiritualistisch eingestellten Weltverbesserer dagegen behaupten, die widernatürliche Lebensweise sei die Wurzel alles Übels. Die grobe Fleischnahrung an Stelle von Weizen und Reis, die vielen durcharbeiteten oder durchtanzten Nächte anstatt der gesunden Nachtruhe und des frühen Aufstehens, das hastige und oberflächliche Luftschnappen anstatt der freien, tiefen und „urmenschlichen" Atmung, das alles soll zur Folge haben, daß die Säfte, die Drüsenfunktionen, der Solarplexus und somit auch der Charakter der modernen Menschen mehr und mehr verdorben werden.

Diesen Ansichten entsprechen die Heilungsversuche. Die einen sagen: „Sie sind überarbeitet, Sie brauchen Ausspannung, Abwechslung, Zerstreuung, Fernhaltung allen Ärgers, Segelfahrten, 5 Uhr-Tees und eine kleine Mastkur". Und die andern sagen: „Ihr Gesäft ist verdorben, Sie müssen besser atmen, weniger essen, anders schlafen, gesünder denken, kurz, Sie müssen wiedergeboren werden, fangen

Digitized by Google

Sie mit einer 4wöchigen Hungerkur an". — Beide Methoden führten zunächst zum Ziel. Man kommt wie umgewandelt, ein neuer Mensch, frisch und tatkräftig aus dem Sommerurlaub zurück. Aber gegen den Herbst hin ist man wieder soweit wie vorher. Nervös, unlustig und überreizt, schleppt man sein Dasein weiter und tröstet sich wohl oder übel mit der Feststellung: Das ist nun einmal das aufreibende Leben in der Großstadt. Dagegen ist kein Kraut gewachsen, man muß nur sehen, wie man sich über Wasser hält bis zum nächsten Sommerurlaub.

Freilich gibt es Ausnahmen. Zum Glück sind manche Heilerfolge in Sommerfrischen und Sanatorien etwas günstiger als die eben geschilderten. Aber im großen und ganzen, vor allem für die breiteren Massen der Bevölkerung ist dies der gegebene Tatbestand. Und je tiefer wir auf der sozialen Leiter hinabsteigen, um so mehr versagen die momentanen Erleichterungsmittel (Heilmittel wäre ohnehin zu viel gesagt), und um so krasser steht vor uns die Tatsache, daß die Großstadt ein Moloch ist, der von den Nerven seiner Kinder lebt.

Wie sollen wir uns zu dieser Tatsache stellen? — Sollen wir sie wie ein trauriges aber unabänderliches Zeichen der Zeit hinnehmen und ruhig zuschauend allenthalben die Anfänge der nahenden Weltrevolution oder des nahenden Weltgerichts konstatieren? Das hieße, sich unter kommunistischer oder christlicher Maske vor den tatsächlichen Aufgaben die Augen verschließen. (Dies ist eine Form der Nervosität, die ein typisches Großstadtprodukt darstellt: Der soziale oder religiöse Snobismus.) Oder gilt für uns das „Videant Consules —"? Dann aber müssen wir alle Hilfsmittel der Wissenschaft aufwenden, um der bedrohlichen Erscheinung Herr zu werden, ehe sie uns über den Kopf wächst und uns verschlingt; das heißt, ehe die große Mehrzahl des Volkes der Nervosität verfallen ist, so daß dem Volkskörper als Ganzem der Weg zur Selbstheilung abgeschnitten wird.

Freilich wird aber von sozialistischer Seite mit scheinbar guten Gründen eingewendet werden, daß wir hier eine Begleiterscheinung heilen wollen, ohne an die Wurzel des Übels zu gehen. Die großstädtische Arbeits- und Lebensform sei eine wirtschaftlich bedingte Erscheinung, und solange man das Wirtschaftssystem nicht ändere, sei auch an der Nervosität nichts zu bessern. Dem ist aber nicht so. Die Nervosität ist eine psychologische Tatsache, die zwar auf soziologischen Voraussetzungen erwächst, aus der soziologischen Struktur ihr Material schöpft, aber in ihrem eigenen Aufbau und Verlauf durchaus ihrer eigenen psychologischen Gesetzlichkeit folgt. Sie läßt sich mit den Mitteln der Psychologie verstehen, bekämpfen und sogar beseitigen. Man braucht zu ihrer Heilung weder auf die Weltrevolution, noch auf das jüngste Gericht zu warten, sondern man muß auf demjenigen Gebiet des öffentlichen Lebens die Hand ans Werk legen, auf dem die psychologischen Einsichten naturgemäß ihre wirksamste Anwendung finden, nämlich auf dem Gebiete der Pädagogik und der durch die Pädagogik bedingten Lebensauffassung.

II. Die Psychologie der großstädtischen Nervosität

Schickt man einen nervösen Großstädter aufs Land, etwa in ein oberbayrisches Dorf, so treten dem Beobachter die Zusammenhänge zwischen Großstadt und Nervosität sehr scharf entgegen. Der ins Dorf Geschickte wird nicht etwa gesund, sondern seine Nervosität sieht sich gezwungen, eine andere Form anzunehmen. Forscht man nun weiter nach den Bedingungen, von denen dieser For-

Digitized by Google

menwandel im Einzelnen abhängt, so stellt sich als das Wichtigste der Umstand heraus, daß man im Dorf „bekannt" ist oder „auffällt", das heißt, daß man Gegenstand der Beobachtung, Aufmerksamkeit, Überwachung und Beurteilung ist. Dabei ist es gleichgültig, ob die Dorfbewohner den Fremden im eigentlichen Sinne des Wortes „kennen", ob sie etwa über sein Schicksal, seinen Charakter oder seinen Lebenslauf Bescheid wissen. Es genügt, daß er sich ständig „wie auf dem Präsentierteller" befindet.

Gegen diesen Zustand kann er je nach der sonstigen Form seiner Nervosität in zwei verschiedenen Weisen reagieren. Er kann sich mit der Überlegenheit des Gebildeten wappnen, nach dem Satze: „Was von mir ein Esel spricht, das acht ich nicht". Oder er kann sein Leiden deutlich zur Schau tragen, und sich dadurch das Mitleid, die Achtung und Bewunderung seiner Umgebung erwerben „durch Leiden geadelt". — Wichtig für unsere Untersuchung ist dabei nur, daß er auf jeden Fall erleichtert aufatmet, wenn er bei seiner Rückkehr in die Großstadt wieder zwischen den vielen tausend Menschen als ein Unbekannter und Namenloser untertauchen kann.

Auch hier gibt es selbstverständlich Ausnahmen, die aus besonderen Charakterkonstellationen leicht zu verstehen sind. Aber in der großen Mehrzahl der Fälle trifft der geschilderte Sachverhalt zu. Damit aber tritt der wesentliche Unterschied in der psychologischen Situation des Großstädters und des Landbewohners deutlich hervor. Und zwar besteht dieser Unterschied allgemein, also nicht nur für den Nervösen; nur empfindet der Nervöse ihn stärker. Und es wird sich nun fragen, ob und wie weit dieser Unterschied für die Besonderheit und die Häufigkeit der großstädtischen Nervosität verantwortlich gemacht werden kann.

Im Dorf (und in der kleinen Stadt) ist man in seinem Tun und Lassen, in seinen Erfolgen und Mißerfolgen, in seinen Freuden und Leiden weit mehr den Blicken der Mitmenschen ausgesetzt und darum ihrer Kritik preisgegeben, als in der Großstadt oder — in der Wüste. Wer also die Kritik scheut, wird sich in der Großstadt wohler fühlen als auf dem Lande. Die Großstadt bringt der Verschleierung des eigenen Ich die denkbar günstigsten Bedingungen entgegen, ja sie verführt von sich aus dazu, sich allmählich durch solche Verschleierungen das Leben leichter zu machen. Denn wenn man nur im großen und ganzen die äußere Form eines wohlerzogenen Menschen wahrt, was ja nicht schwer ist, und innerlich zu nichts verpflichtet, so kann man in der Großstadt nicht unangenehm auffallen. Also vor den Minuswerten der mitmenschlichen Wertskala ist man gesichert. Die Pluswerte dieser Skala treten aber in der Großstadt nur in flüchtigen und oberflächlichen Formen auf, da sie ja stets nur aus kurzfristiger Beobachtung entspringen. Sie sind darum leicht und gewissermaßen ohne vollwertige Bezahlung zu erwerben.

Ein recht forsches, oder ein recht würdiges, ein recht abweisendes, oder ein recht menschenfreundliches Auftreten in der Untergrundbahn kann uns schon für 10 Minuten zum Schwerpunkt der flüchtigen Massenstruktur machen, die sich automatisch aus den 20 mitfahrenden Großstädtern bildet. Im Bureau braucht man nur wenige Stunden die Haltung zu wahren, die strenge oder die milde Maske, den Weltschmerz oder den Feldwebelton konsequent durchzuführen, und man ist schon „ein Charakter, ein Mensch mit Relief, eine eindrucksvolle Persönlichkeit". Daß man sofort nach Bureauschluß das Gegenteil von dem darstellt, was man eben noch dargestellt hatte, geht niemand im Bureau etwas an.

Digitized by Google

Das Leben ist gewissermaßen aufgeteilt. Dem Arbeitgeber oder der Firma ist man für die achtstündige Leistung haftbar und für mehr nicht. Im übrigen kann man ein Schuft sein oder ein Heiliger, das geht die Firma nichts an. Draußen in seinem Vorort ist man Familienvater oder Mitglied des Junggesellenklubs. Ob man im Geschäft, drinnen in der City, groß oder klein ist, ob man Devisen schiebt, oder nur Zucker in Tüten verpackt, geht draußen niemand etwas an. Für sein Gesamtverhalten, für seine Lebenseinheit, für den Kern seines Wesens ist man niemand Rechenschaft schuldig, weil man als Einheit unsichtbar ist. — Es ist genau die entgegengesetzte Situation, wie die des Landbewohners, der vor aller Augen offen dasteht, und nur schwer und für kurze Zeit einzelne Züge seines Schicksals oder seines Wesens verheimlichen kann. Der Landbewohner muß sich öffentlich zu sich bekennen. Der Großstädter braucht dies nicht.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst die zweite Eigentümlichkeit der großstädtischen Seelensituation, die für das Wuchern der Nervosität wichtig erscheint. Es ist die Tatsache, daß man in der Großstadt weniger als auf dem Lande gezwungen ist, die Folgen seiner Taten auf sich zu nehmen. Was also bisher vom Ruf und dem moralischen Kredit gesagt wurde, das muß nun auch auf die materiellen Auswirkungen der jeweiligen Verhaltungsweise des Einzelnen erweitert werden.

Wenn man in Lichterfelde wohnt und in Weißensee ein Mädchen verführt, wer fragt danach? Wenn man im Osten ein Abenteuer erlebt, das einen zeitlebens mit Verantwortung beladen müßte, und eine halbe Stunde später verschwunden und unauffindbar im Westen zu Abend speist, so ist der natürliche Zusammenhang zwischen der Tat und den Folgen der Tat künstlich zerrissen, weil es mit Hilfe der Stadtbahn gelang, rasch einen Ozean von einigen Millionen Menschen zwischen sich und sein Opfer zu legen. Wenn man in dem einen Stadtteil als Spieler und Trinker bekannt ist, kann man in dem andern gleichwohl für reell gelten. Man ist also nicht genötigt, die Konsequenzen seines Verhaltens in vollem Maße auf sich zu nehmen. Auch hierin ist der Landbewohner in der genau entgegengesetzten Situation.

Stadtklatsch, Skandalblätter, Auskunftsbureaus, Polizei- und Standesorganisationen versuchen vergeblich, diese Dunstigkeit der moralischen Atmosphäre aufzuhellen und gleichsam aus der Großstadt eine Kleinstadt zu machen. Es gelingt ihnen bisher höchstens für einige Personen in prominenter Stellung, für Künstler, Politiker, Finanzleute und vor allem für Verbrecher. Je mehr man aber auf der sozialen Stufenleiter von den Extremen weg zur Mitte geht, je unauffälliger man sich in der breiten Masse der Mittelmäßigkeit bewegt, um so leichter entgeht man den Konsequenzen seines Verhaltens.

Stellen wir die beiden genannten Faktoren zusammen, so ergibt sich, daß man in der Großstadt erstens leichter als in Dorf und Kleinstadt sich ein äußeres Ansehen und eine flüchtige Geltung verschaffen kann, ohne die nachträgliche Korrektur etwa in Form der Lächerlichkeit oder der Verachtung fürchten zu müssen; und zweitens, daß man sich allerlei Genüsse und Gewinne verschaffen kann, ohne die volle Verantwortung für die Folgen tragen zu müssen. Beides läßt sich unter der Formel vereinigen: Gewinnmöglichkeit ohne Risiko. (Diese Formel ist selbstverständlich nicht wirtschaftlich, sondern psychologisch und vor allem ethisch zu verstehen). Und damit wäre ein erstes Resultat gewonnen: Die psychologische Situa-

Digitized by Google

tion des Großstädters gegenüber der des Landbewohners ist durch ihren Mangel an seelischer Exponiertheit gekennzeichnet.

Aber, wird man einwenden, wie weit ein Mensch sich innerlich verpflichtet fühlt, hängt nicht so sehr von den äußeren Möglichkeiten des Sich-Drückenkönnens ab, als vielmehr von der inneren Einstellung des Individuums. Wahrscheinlich ist der größere Teil der Großstädter, obwohl er sich moralisch unsichtbar machen könnte, durchaus nicht unsichtbar, sondern lebt im Kreise der Verwandten und Bekannten genau so sichtbar und verantwortlich wie der Bauer in seinem Dorfverbande.

Dieser Einwand ist zweifellos richtig, aber er führt nicht zu einer Einschränkung des bisher Gesagten, sondern zu einer Erweiterung. Gewiß gibt es allenthalben in der Großstadt moralische „Dorfverbände". Aber von den 200 Menschen, mit denen man tagsüber zu tun hat, gehören nur 5 oder 10 zu den „eigenen Leuten". Die übrigen sind Fremde. Die Fremden aber sind Großstädter, und das heißt, man setzt von ihnen mit Recht voraus, daß sie nicht allzuviel Verantwortlichkeit besitzen. Man benimmt sich ihnen gegenüber vorsichtig, reserviert, isoliert.

Ist man also nicht selbst als Subjekt ein Großstädter in dem beschriebenen Sinne (was man meist in ziemlich hohem Grade sein dürfte, ohne es recht zu wissen), so ist man doch auf jeden Fall Objekt der Hunderttausende von Unbekannten, also von Großstädtern, zwischen denen man lebt, und mit denen man, ob man will oder nicht, zur Masse verschmilzt. Denn diese anderen, diese Unbekannten behandeln uns selbst als Großstädter. Sie setzen voraus, daß man ein verantwortungsloser Egoist ist. Der Kampf um die Sitzplätze in der Straßenbahn z. B. beweist es.

Dem Mangel an Verpflichtung, die der Einzelne fühlt, oder zu fühlen gezwungen ist, entspricht auf der andern Seite der Mangel an Zutrauen in die Solidität des anderen. Und diesem letzteren Faktor kann sich niemand entziehen, wenn er auch noch so sehr als anständiger Mensch zu leben entschlossen ist. Man erweckt wenig Zutrauen und darf wenig Zutrauen zu den anderen haben. Fremd, isoliert, einsam schwimmt jeder Einzelne im Meere der Unendlichvielen.

Auf dem Lande stellt schon der Gruß die menschliche Solidarität her, sogar zwischen Fremden. Das süddeutsche „Grüß Gott" läßt sich psychologisch, ungeachtet seiner allmählichen Veroberflächlichung, prinzipiell übersetzen als die Konstatierung der Zusammengehörigkeit unter einem übergeordneten Begriff: „Wir sind beide Menschen, in die gleiche Welt, in das gleiche Schicksal, unter die eine Gottheit gestellt, und wenn der eine von uns in Not gerät, wird der andere sich für ihn mit verantwortlich fühlen." — Wenn in der Großstadt der eine in Not gerät, fühlt sich der andere nicht mit verantwortlich, sondern man wartet, bis die Polizei kommt. Das ist der tiefere Sinn der Grußlosigkeit der großstädtischen Menschen.

Diese Isoliertheit einerseits und der vorhin beschriebene Mangel an Exponiertheit andererseits läßt sich zusammen als Mangel an Zugehörigkeit, Mangel an Gemeinschaftsgefühl, Affinität und Nächstenliebe, oder positiv als Personalatomismus beschreiben. Die erste Seite dieses Atomismus, der Mangel an Exponiertheit, verlockt zur Frechheit und züchtet die Feigheit; der zweite Teil, die Isoliertheit, enthält in sich die Angst des Urmenschen vor seinem Verlorensein im Chaos.

Wer kennt nicht das lustige Gefühl, als Unbekannter im Strom der hunderttausend Unbekannten mitzuschwimmen, von niemand beachtet, niemand verantwortlich, zu allen Abenteuern bereit? Das ist die Frechheit. Und wer kennt nicht den Schauer, der im Gewühl der Unzähligen, die alle so sind, als ob sie gar nicht

Digitized by Google

wären, über den Einsamen hereinbricht, der sich plötzlich als verlorenes Atom im unendlichen Raume erlebt? Das ist die Angst.

Hier liegen die Keime zu aller Nervosität, zur Neurose, zum Nervenzusammenbruch und zu den schweren geistigen Verirrungen. Und wer von uns Großstädtern wagt zu behaupten, daß er völlig frei davon sei? Ist nicht die Behauptung, man sei gesund, man sei „durchaus und immer auf der Höhe", ebenso eine Ausgeburt der großstädtischen Nervosität wie das Gegenteil, nämlich die anspruchsvolle Klage über die eigene Zerrissenheit und innere Qual? Beides läuft nach dem Rezept, nur ja nicht die Wahrheit sagen, nur ja nicht sich exponieren, nicht einmal vor sich selber, nur auf jeden Fall isoliert bleiben, um Eindruck machen zu können, um zu imponieren, um den feinen Mann zu spielen, und dann sich zurückzuziehen, ehe der Betrug ans Licht kommt.

Es gibt gewiß Ausnahmen, aber je genauer man zusieht, desto mehr stellt sich heraus, wie außerordentlich selten diese Ausnahmen sind. Die meisten von uns tun nur so, als ob sie Ausnahmen wären. Wir alle, die wir in der Großstadt leben, sind auf jeden Fall charakterlich aufs Schwerste gefährdet, uns in der Richtung auf Frechheit, Feigheit und Angst an unsere Mitmenschen anzupassen.

Akzeptiert man diese Charakteristik des großstädtischen Lebens, so erhebt sich die Frage, wo denn die Grenzen der Großstädte anzusetzen sein mögen. Selbstverständlich sind sie nicht da, wo die Vorortzüge enden, sondern sie müssen nunmehr in der psychologischen Situation gesucht werden. Und ein kleiner Badeort mit rasch wechselndem und vielleicht gar internationalem Publikum wäre psychologisch den Großstädten zuzurechnen; während irgendein vergessener Winkel zwischen den Vorstädten von Berlin als Dorfgemeinde aufzufassen sein könnte. Die volkstümliche Psychologie scheint übrigens meistens das Richtige zu treffen, wenn sie unterscheidet: Hier geht's großstädtisch zu, und dort lebt man wie auf dem Lande. Sie könnte auch sagen: Hier kann man tun und lassen, was man will, wenn man nur elegant ist; und dort muß man Rücksicht auf seine Mitmenschen nehmen.

Die Psychologie der Großstadt deckt sich nun Zug für Zug mit der Psychologie der Nervosität, und beide erscheinen zunächst untrennbar voneinander*.

III. Die Formen der Nervosität

Macht man, wie es hier geschieht, die zwischenmenschlichen Beziehungen zur Grundlage der Psychologie, so ergibt sich, daß diese zwischenmenschlichen Beziehungen auf zweierlei Art gestört sein können. Entweder sind sie der Zahl nach eingeschränkt, so daß der Einzelne nur mit wenigen Menschen verkehrt, daß er zurückgezogen, in sein eigenes Ich vergraben und vielleicht sogar menschenscheu dahin lebt; oder aber sie sind der Zahl nach zwar erhalten, oder sogar auffallend vermehrt, aber der Intensität nach abgeschwächt; sie können oberflächlich und flüchtig sein, oder auch schwülstig und bizarr, jedenfalls ermangeln sie der schlichten Zuverlässigkeit und Klarheit, die sie beim gesunden, gemeinschaftsfähigen Menschen besitzen. Daraus folgt für die spezielle Neurosenpsychologie, daß die Unzahl der psychogenen Nervenkrankheiten (das ist nach dem Gesagten die inhaltliche Bestimmung des unklaren Terminus Nervosität) auf zwei Grundformen zurückführbar sein muß, nämlich auf die beiden eben erwähnten Formen, in denen die zwischenmenschlichen Beziehungen gestört sein können.

* Vgl. Alfred Adler, „Über den nervösen Charakter". Verlag Bergmann, München.

Digitized by Google

Neigt der Nervöse dazu, seine Beziehungen auf eine möglichst geringe Zahl von Mitmenschen einzuschränken, so entwickelt sich seine Nervosität in derjenigen Richtung, die man durch den Ausdruck „Zwangsneurose" zu charakterisieren pflegt. Der Kranke zieht es vor, mit seinen Qualen allein zu sein, sei es nun, daß es sich um hypochondrische Beängstigungen, um pessimistische Reizbarkeit oder um ausgesprochene Zwangserscheinungen handelt. Hier erscheint der „Personalatomismus" der Großstadt gewissermaßen in Reinkultur. Und die psychologische Analyse zeigt, daß hinter all diesen Symptomen die vorhin erwähnte Urangst der Vereinsamung lauert.

Sigmund Freud hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die oft so seltsamen Handlungen der Zwangskranken, die sogenannten Zeremonien, nicht nur äußerlich, sondern auch in ihrer seelischen Struktur viel Ähnlichkeit haben mit den strengen Riten und Kultvorschriften der primitiven Religionen. Und wir kennen jetzt den Grund: Es ist die Angst des vereinsamten Menschen, der wie der Primitive sich als verlorenes Atom im Chaos findet, und durch irgendwelche Regeln und feststehende Gesetze einen Halt in der Unendlichkeit schaffen muß, die ihn haltlos und gesetzlos zu umbrausen scheint, wie ein Ozean.

Wer von uns kennt nicht den Bureaukraten, der seine Bleistifte parallel und seine Bücher rechtwinklig aufbauen muß? Wer kennt nicht die Hausfrau, die keine Ruhe findet, ehe sie nicht alle ihre Wäsche säuberlich und abgezirkelt, mit roten Bändern umwunden, im Schrank liegen hat? Oder das Kind, das die Trottoirsteine zählt und sich dabei denkt, „wenn eine gerade Zahl herauskommt, wird meine Osterzensur gut?" Und wer von uns ist nicht selbst ein klein wenig dieser Bureaukrat, oder diese Hausfrau, oder dieses Kind?

Aber, sagt man, soll denn jede Ordnungsliebe und jeder kleine Aberglaube schon eine Zwangsneurose sein? Gewiß nicht. Aber Ordnung ist frei, Ordnung paßt sich den Umständen an. Die Zwangsneurose ist unfrei, sie reagiert mit Unrast und Depressionen, wenn sich die Ordnung nicht verwirklichen läßt; und von dieser unfreien Ordnungsliebe bis zum Zwangszeremoniell ist nur ein Schritt. Aberglauben aber ist immer unfrei, ist immer angstbedroht, und ist darum immer Neurose.

Im Gegensatz zu diesen Einsamen, deren Ehrgeiz höchstens darin besteht, in ihren eigenen Augen das größte und unheilbarste Leiden dieser Erde zu durchleiden, stehen jene anderen, die sich mit allen ihren Schicksalen und Nöten immer wie von einer Bühne herab an ein möglichst großes Publikum wenden. Ihr Leben verläuft in der dauernden Zurschaustellung von Erfolgen oder Leiden (und schließlich werden auch die Leiden durch die Schaustellung zu Erfolgen). Aber die Beziehung zu den vielen Zuschauern, die sie brauchen, erschöpft sich in der einen Forderung: Ihr sollt mich bewundern! — Das ist diejenige Hälfte der nervösen Menschheit, die meist unter dem fast zum Schimpfwort gewordenen Namen „Hysterie" zusammengefaßt wird.

Wer kennt nicht den Herrn, der bei jeder Gelegenheit laut und ausführlich von seiner Reise nach Ägypten erzählt, oder die Dame, die umständlich ihre nervösen Kopfschmerzen beschreibt, und alle 33 Ärzte aufzählt, von denen sie wie jene Frau im Neuen Testament schon „viel erlitten" hat? Aber wer von uns ist nicht selber ein klein wenig jener Herr oder jener Dame? Sind wir nicht alle ein wenig gewohnt, um des flüchtigen Eindrucks, um des oberflächlichen Erfolges willen die Zeit und die Aufmerksamkeit unserer Mitmenschen für unsere eigene Person in

Digitized by Google

Anspruch zu nehmen? Vom Geschichtenerzählen aber und vom Klagen über die Kopfschmerzen bis zu Schwindelanfällen, Herzattacken und Ohnmachten ist kein allzu großer Schritt.

Man opfert die wirksame, in der Tiefe verpflichtende menschliche Beziehung zugunsten einer egoistischen Prestigepolitik. Das ist das typische Verhalten des Großstädters, das in der Dorfgemeinde unmöglich wäre, da man dort alsbald die wahren Gründe seines Tuns durchschauen und ihn der Lächerlichkeit preisgeben würde. Das Dorf sieht, wie das Leben selbst, auf die wirkliche Leistung. Die Großstadt nimmt, wie die Neurose, den Schein für die Tat.

Indessen tut man dem Hysteriker bitter unrecht, wenn man ihn für einen Schauspieler hält. Er leidet wirklich, und er kann nicht anders als leiden. Daß er nur um seines Prestiges willen leidet, weiß er nicht. Und wenn er es wüßte, könnte er trotzdem nicht anders. Er würde dann doppelt leiden, weil die Selbstverachtung noch zu seinem sonstigen Leiden hinzukäme. Er braucht den Erfolg wie Brot, mehr noch, wie Atemluft. Darum kann er nicht auf ihn verzichten und muß ihn sich mit den verwegensten Mitteln erzwingen. Denn wenn er den Erfolg nicht hat, ist er nichts. Wenn er diesen letzten Rest von Kontakt mit den Menschen nicht hat, nämlich den Schein von Bewunderung, dann steht er ganz ohne Kontakt, ein Nichts, ein Atom, preisgegeben in der unendlichen feindlichen Welt. — Hinter dem hysterischen Schrei nach Beachtung lauert die gleiche Urangst wie in der Zwangsneurose.

Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, daß beide Formen des Personalatomismus, sowohl die isolierte (zwangsneurotische), wie auch die pseudokontaktreiche (hysterische) besonders deutlich auf erotischem Gebiet hervortreten. Die Eingliederung der sexuellen Neurosen in den allgemeinen Zusammenhang der Charakterentgleisungen hat deshalb eine so große Bedeutung, weil noch immer auch von Fachleuten die Behauptung vertreten wird, daß der „Geschlechtstrieb" etwas ganz besonderes, eine Art Elementargeist, Dämon oder Teufel sei, den man mit ganz besonderen Mitteln züchten, bändigen oder bekämpfen müsse, oder dessen man niemals Herr werden könne. Gegen die „sexuelle Veranlagung", z. B. bei Homosexuellen, soll angeblich kein Kraut gewachsen sein.

Wer aber unbefangen analysiert, findet, daß die Sexualneurosen nur Einzelsymptome der allgemeinen Neurose darstellen und ebenso entstehen und vergehen wie die anderen Symptome auch. Und zwar folgen die einen Patienten dem Schema der Zwangsneurose. Sie leiden an der vorhin beschriebenen Kontaktscheu und gehen darum in großem Bogen wie allen Menschen, so auch dem Geschlechtspartner aus dem Wege. Sie quälen sich mit ihrer Sexualität stets in der Art, daß sie niemals den Zusammenstoß mit der rauhen Wirklichkeit zu fürchten brauchen. Hierhin gehören nicht nur die impotenten Männer und die frigiden Frauen, sondern auch alle Phantasten, die Sadisten und Masochisten der Theorie, auch die Mehrzahl der Fetischisten, kurz alle Perversen, die sich „am grünen Tisch" austoben, und deren Höhepunkt stets nur die Selbstbefriedigung bleibt. Das aber ist die weitaus größte Zahl der sexuellen Anomalien überhaupt.

Die andern dagegen, die möglichst zahlreiche und möglichst oberflächliche Beziehungen suchen, um den schweren und verantwortungsvollen Aufgaben einer wirklichen Gemeinschaft auszuweichen, bilden das große Heer der Don Juans und Messalinen. Hierhin gehören auch alle die vielen, die „nicht anders können", die wegen ihrer „Veranlagung" oder ihres „Temperaments" angeblich polygam leben

Digitized by Google

müssen. Die oft so dramatisch und schicksalsschwer gespielten Abenteuer dieser Flüchtlinge vor dem Leben erscheinen bei genauerem Studium als die Ergebnisse der Scheu vor wirklicher Verantwortung, als die Flucht also vor der Liebe in die Liebelei, als die Umdeutung der opferheischenden geschlechtlichen Beziehungen in einen Sport, eine Jagd oder ein Schauspiel, bei dem es nur gilt, möglichst viel Lorbeeren zu ernten.

Eine Abart dieser nervösen Entgleisungen bildet auch die Homosexualität. Man vermeidet das Risiko und die Verantwortung der Liebesbeziehung, man vermeidet vor allem die „Niederlage vor dem anderen Geschlecht", die in der Phantasie des Nervösen eine so außerordentlich große Rolle spielt. Doch wird die radikale und völlig unbewußte „Vorsicht" dieser Kranken, die doch oft auch wieder mutig genug das Strafgesetzbuch brüskieren, erst verständlich, wenn man den ersten Anfängen dieser Abwegigkeit in der frühen Kindheit der Patienten nachspüren kann.

Zum Schluß sei nur noch kurz erwähnt, daß die Prostitution sich sowohl für die Prostituierten selbst als auch für die, die sie erst möglich machen, nämlich für ihre Kunden, restlos aus den genannten Eigentümlichkeiten der Großstadtpsychologie erklären läßt. Wenig Kontakt, wenig Verantwortung, wenig Mut und die Möglichkeit rascher und müheloser Genüsse — wo auf dem weiten Gebiete der Erotik ist das alles krasser zu finden als in der Prostitution? — Sie ist auch nur eine Form der großstädtischen Nervosität, und wird erst verschwinden, wenn man dieser Nervosität selbst an die Wurzel geht. Das aber gelingt nur mit Hilfe der modernen Neurosenpsychologie*.

IV. Die Wurzel der Nervosität

Es fragt sich nun, ob aus der dargelegten Übereinstimmung zwischen den psychologischen Eigentümlichkeiten des großstädtischen Lebens und denen der Neurose nur folgt, daß die Großstadt die Nervosität begünstigt, oder ob sie unabänderlich miteinander verbunden bleiben müssen, oder wie sonst das Verhältnis zwischen beiden gedacht werden soll.

Wer als gesunder und ethisch gefestigter Erwachsener aus der Kleinstadt in die Großstadt übersiedelt, unterliegt zwar, wie schon angedeutet wurde, in gewisser Weise dem Zwang zur innerlichen Isolierung, aber er kann kontaktfähig bleiben, auch wenn er seine Kontaktfähigkeit nicht immer betätigen kann. Das aber heißt, die Großstadt verlockt zwar zur neurotischen Charakterhaltung, aber sie verpflichtet nicht dazu. Und so klein die Zahl der völlig gesund Bleibenden auch sein mag, daß die Ausnahme denkbar ist, beweist schon, daß für die Zukunft auch eine ganze großstädtische Bevölkerung ohne Nervosität möglich sein muß.

Je jünger und bildsamer aber ein Mensch ist, der der heutigen atomistischen Struktur der großstädtischen Bevölkerung ausgesetzt wird, um so größer ist die Gefahr, daß er der Isolierung verfällt, daß er selbst zum Atom wird.

Im Hinblick auf die Homosexualität wurde schon bemerkt, daß es sich in den schwereren Fällen stets um Vorgänge oder Zustände in der Kindheit handelt, die entmutigend, gemeinschaftsstörend, isolierend auf das Kind einwirken. Diese Vorgänge, die eigentlichen Wurzeln der späteren Nervosität, die Anfänge des soge-

* Vgl. Handbuch der Individualpsychologie. Herausgeg. von Wexberg. Verlag Bergmann, München.

Digitized by Google

nannten nervösen Charakters, wirken, wie man schon aus diesen wenigen Andeutungen sieht, genau in der gleichen Weise, wie die vorhin aufgezählten Eigentümlichkeiten des großstädtischen Lebens im allgemeinen wirken: atomisierend.

Die fraglichen Vorgänge aber kommen nur zustande, wenn in der Umgebung des Kindes gemeinschaftsunfähige Erwachsene sich befinden. Wo also die Eltern und Lehrer Großstädter, Personalatome sind, da erscheint es ausgeschlossen, daß dem Kinde seine ursprüngliche, normale Solidarität mit den Mitmenschen erhalten bleiben könnte. Für die Großstadtjugend ist die Gefahr der Atomisierung so groß, daß ein in der Großstadt aufgewachsener und doch unneurotisch gebliebener Mensch eine Sehenswürdigkeit darstellt. Unmöglich ist er trotzdem nicht. Denn eine einzige starke, das heißt liebesfähige, gemeinschaftsfähige Persönlichkeit in seiner Umgebung kann ihn vor der völligen Vereinsamung retten.

Noch ein anderer Faktor tritt für wenige Glückliche, wenn nicht rettend, so doch helfend ein; das ist die Bewegungsfreiheit in großen Räumen. Ein großer Park oder eine große Wohnung, in der sich das Kind vor den Nörgeleien oder Liebkosungen seiner im Grunde liebelosen und isolierten Erzieher verbergen kann, wirkt wie eine Tarnkappe für die kindliche Seele, und ihre Kontaktfähigkeit kann erhalten bleiben, trotzdem sie keine Gelegenheit hat, sich zu entfalten. Aber die Zahl dieser Bevorzugten ist so gering, daß sie kaum noch der Rede wert ist.

In 999 von 1000 Fällen trifft das Umgekehrte zu: Viele Atommenschen sind in kleine Räume zusammengepfercht; und die Kinder werden zwischen den nervösen Erwachsenen, denen sie nicht entfliehen können, unweigerlich nervös. Nichts raubt dem Kinde seinen selbstverständlichen Mut zur Liebe so gründlich, und zerstört sein selbstverständliches Vertrauen zur Gemeinschaft so radikal, als wenn es Tag für Tag erleben muß, wie die Eltern sich gegenseitig im Strindbergschen Kleinkrieg zermürben. Dieser innere Krieg wirkt weit zersetzender als alle äußere Not, und darum liegen die Wurzeln der Nervosität auf psychologischem Gebiet und nicht auf soziologischem. Nirgends aber tritt die Tragödie der Atome, die sich abstoßen und die doch zusammengepreßt sind, so verheerend auf, wie im Wohnungselend der großstädtischen Mietskasernen. Darum enthalten die sozialen Probleme zwar nicht die Samenkörner der Nervosität, wohl aber den Dünger, der sie ins Kraut schießen läßt. Uns aber kommt es nicht darauf an, das Kraut zu verkleinern, sondern der Samenkörner Herr zu werden.

Unendlich viel nachhaltiger und unentrinnbarer als auf den sogenannten Gesunden, der vom Lande kommt, wirkt das Gift der Großstadtstraßen auf ihre eigenen Kinder. Wer in frühester Jugend in seinem Solidaritätsgefühl, in seinem Vertrauen zu den Menschen und zum Leben schlechthin aufs Tiefste erschüttert ist, der kann wohl äußerlich ein ganz freundlicher und gesitteter Mensch werden, Mitmensch, liebesfähig, gemeinschaftsfähig ist er nicht. Denn auf dem Grunde seiner Seele schlummert das Entsetzen jenes Kampfs aller gegen alle, den er von Jugend auf sah; und manchmal taucht es in den Fratzen seiner Angstträume warnend in ihm auf, wenn er in Gefahr gerät, wieder Vertrauen zu fassen.

Kommen aber die Schwierigkeiten und Aufgaben des Lebens, kommen Mißerfolge und Not, die ja nicht ausbleiben können, so flieht dieser junge Großstädter nicht zu den Seinen, denn er hat im Grunde keine „Seinen", sondern er flieht zu den Vielzuvielen, er verliert sich in Tanzlokalen, und im Taumel ihrer wechselnden Abenteuer, oder er stürzt sich in den Rausch des Alkohols, oder den des Kinos, oder

Digitized by Google

den der Rennbahnen, oder aber er geht in die Einsamkeit, ins Phantasieren und Grübeln, und in die Betäubungen der sexuellen Perversion.

Es hat nun keinen Sinn mehr, Autos, Schreibmaschinen, Telephone oder durcharbeitete Nächte und zu fettes Essen für die Nervosität verantwortlich zu machen. Der Schaden liegt unendlich viel tiefer.

Alle jene Fluchtwege sind nervös. Sie alle stehen dem Nervösen offen. Verschlossen ist nur der andere Weg, der einzig rettende: der Weg zum Mitmenschen, der Weg in die Verantwortung, in die ethische Gebundenheit, in die Offenheit, Klarheit und Tatkraft der wirklichen Liebe. Es ist der Rückweg des isolierten Atoms in die molekulare Verbindung. Dieser Weg ist dem Großstadtkinde von frühester Jugend auf durch das Verhalten seiner Umgebung unendlich viel schwerer gemacht worden, als seinen Altersgenossen draußen auf dem Dorf. Für den Großstädter bedeutet dieser Rückweg eine Umorientierung des ganzen Menschen, die Umwandlung des Mutlosen in einen Mutigen, des Gemeinschaftsunfähigen in einen Gemeinschaftsfähigen und des Egoisten in einen Liebenden.

Man versteht, daß gegenüber dieser Frage des Charakters die mehr oder weniger starken Symptome kaum noch ins Gewicht fallen. Ob ein Bureaufräulein 3 Wochen in die Sommerfrische geht oder nicht, ob sie Eisen einnimmt oder in der Nordsee badet, ja selbst ob sie etwas gesunder zurückkommt, oder ob ihr alles nichts hilft, das erscheint belanglos neben dem einen großen Problem: Wie ist es möglich, die großstädtische Bevölkerung, die Hunderttausende und Millionen, aus ihrer Isolierung und verkappten Mutlosigkeit zu erlösen?

Und mehr noch. Es muß die Frage auftauchen, ob nicht die Atomisierung der modernen Menschheit im Gegensatz zu der ruhigen und gleichsam schmerzlosen Gebundenheit der Landbevölkerung (und des Menschen der vorigen Kulturstufe) eine Aufgabe, und gleichsam ein notwendiges Übel im Sinne einer Fortentwicklung der menschlichen Seele darstellt. Wer einen leidenden und gelegentlich nervös gewordenen Landbewohner heilt, ändert wenig; er stellt nur einen früheren und vorübergehend gestörten Gleichgewichtszustand wieder her. Wer aber den von Jugend auf neurotischen Großstädter aus seiner Neurose befreit, wer also den unneurotischen Großstädter schaffen hilft, der arbeitet an etwas Neuem, das erst im Entstehen begriffen ist, an einem höheren Gleichgewichtszustand, der bis jetzt nur als unerfüllte Forderung vor unserem geistigen Auge steht, und den zu vollziehen wir gestachelt und gezwungen werden durch alle Schrecken unserer neurotischen Leiden.

V. Die Heilung der Großstadt

Die Neurosenlehre beweist, daß die Nervosität erst heilbar ist, wenn der Leidenszustand des Patienten eine gewisse Höhe erreicht hat. Denn Heilung heißt Umkehr, Umorientierung, Charakteränderung. Und niemand ändert seinen Charakter, wenn er nicht muß. Solange er also hoffen kann, durch Kräuter, Salben, Massage, Elektrizität, durch neue Atmung oder neue Nahrung gesund zu werden, wird er der Charakteränderung zu entgehen trachten.

Erst wenn alles versagt, entschließt sich der Mensch, in sich zu gehen. Erst wenn er vergebens alle anderen Bedingungen seines Lebens beschuldigt und wenn möglich geändert hat, ohne die Heilung zu finden, ist er bereit, die Ursachen seines Leidens in seiner eigenen fehlerhaften Charakterhaltung zu suchen und diese Haltung

Digitized by Google

zu ändern. Man muß also wünschen, daß möglichst viele Menschen möglichst rasch diesen Tiefpunkt des Leidens erreichen, damit sie zur Umorientierung reif werden. Diesen harten Wunsch aber erfüllt uns die Großstadt; und der Moloch, der, wie es anfangs schien, von den Nerven seiner Kinder lebt, erweist sich nun als der unerbittliche, aber segensreiche Schürer des Fegefeuers. Die Großstadt stellt das Purgatorio unserer Kultur dar, denn sie steigert die nervösen Leiden ihrer Einwohner in solchem Maße, daß alle Hilfsmittel rasch und immer rascher durchgeprobt und als nutzlos beiseite geworfen werden. Dann bleibt die bare Verzweiflung übrig, und damit ist die Umkehrstelle erreicht.

Wie wird die Umkehr aussehen, wenn viele, vielleicht tausende zugleich sie vollziehen? — Wir wissen bisher nur, wie sie für den Einzelnen vor sich geht. Sie ist auf das Genaueste studiert und beschrieben. Und es handelt sich nicht etwa um einen mystischen Vorgang, der mit starken Gefühlswerten und Suggestionen ein Rauschglück erzeugt, wie etwa die Christian Science, sondern es handelt sich um einen nüchternen, schlichten und psychologisch durchaus faßbaren Prozeß: Die Heilung einer Neurose, die freilich stets gleichbedeutend ist mit der Aufhebung jenes Personalatomismus, der ihre Ursache darstellt.

Darum ist die Heilung gleichwohl ein Vorgang tiefster Lebendigkeit, aller begrifflichen Erfassung unzugänglich und schlechthin nicht mehr Gegenstand einer Wissenschaft, sondern nur noch Gegenstand unmittelbaren Erlebens, der religiösen Versenkung und der ästhetischen Schau verwandt und vergleichbar. Daß derselbe Vorgang einerseits unfaßbar ist, und daß es andererseits doch gelingt, ihn in der Theorie begrifflich darzustellen und in der Praxis regelrecht zu handhaben, liegt an einer einfachen, aber prinzipiell außerordentlich wichtigen Wendung des Neurosenproblems.

Ich möchte diese Wendung wegen ihrer wissenschaftstheoretischen Bedeutsamkeit mit einem eigenen Namen belegen; und zwar mit dem Namen „nonische Wendung". Die Individualpsychologie hat sich als eine Ars Nonica (ähnlich wie die „negative Theologie" des Mittelalters) nur mit dem, was selbst nicht eigentlich ist, sondern nur das Sein hindert, also mit dem Nichtseinsollenden, mit den Hemmungen des Lebens zu befassen, aber nicht mit dem Leben selbst. Das Leben, die Gesundheit, ist die Voraussetzung, die wir als gegeben hinnehmen. Die Verdunkelungen des Lebens, die Trübungen der Gesundheit sind die Tatbestände, die wir zum Gegenstand unserer Forschungen machen. — Von diesem Standpunkt aus gelingt es, das Wesen der Neurose, nämlich die Isolierung, Feigheit, Lieblosigkeit und Verängstigung, auf das Eingehendste zu untersuchen und auf ihr einheitliches Prinzip zurückzuführen, nämlich auf jenen Personalatomismus.

Wir wissen, wie dieser Zustand im einzelnen Menschen entsteht, wie er wächst und wie er abnimmt und wieder verschwindet. Wir sind, theologisch gesprochen, die Spezialisten der Sünde. Unsere Tätigkeit aber ist nicht etwa die Erteilung der Absolution, sondern der langsame, mühevolle und geduldige Abbau der Hindernisse, der Befürchtungen, Vorurteile und Ängste, die das Heraustreten des Atoms aus seiner Isolierung und damit den Aufbau der höheren Verbindungen hindern. Was wir tun, ist etwa mit der Arbeit eines Goldschmiedes zu vergleichen, der sich darauf versteht, den Rost von seinem Material zu entfernen. Den Glanz des Goldes kann er nicht machen, aber er kann beseitigen, was ihn trübt.

Was die seelische Gesundheit eines Menschen hindert, wurde vorhin als die

Digitized by Google

Störung seiner zwischenmenschlichen Beziehungen beschrieben. Will man die schädliche Charakterhaltung positiv bezeichnen, so stellt sie sich als Ich-Bezogenheit oder Egozentrizität dar. Die Umkehr nun besteht im Bankrott des Ich. Das Leiden des Subjekts „Ich" schwillt so an, daß dieses Ich dem Übermaß des Leidens erliegt. Seine Existenz hat keinen Wert mehr. Das Ich verzichtet auf sich selbst.

Diese Katastrophe kann sich als realer Selbstmord vollziehen. Man sehe die Statistik an und man weiß, was die Stunde geschlagen hat. Je höher die Zahl der Selbstmorde Einzelner, um so näher ist die Gesamtheit an der Katastrophe der Umkehr. Denn der Selbstmord, psychologisch gesprochen, die Verwechslung von Ich und Leben, ist immer eine Ausnahme, weil er ein Irrtum ist. Denn was bankrott macht, ist nicht das Leben, sondern das Ich. Darum bleibt die Regel, daß der Zusammenbruch des Ich, der Augenblick der äußersten Verzweiflung, einhergeht mit einem Verzicht auf alle bisher vom Ich aus festgehaltenen Werte. Das Ich dankt ab. Es begeht Selbstmord. Aber das Leben bleibt. Und in diesem Augenblick, da das Ich erliegt, geschieht das, was vom Einzelnen als Wunder oder als Gnade erlebt wird: Unter dem zerfallenden Rost leuchtet das Gold in nie geahnter Kraft und Schönheit auf. Der eben noch Verzweifelte sieht fast erschrocken in den Glanz. Seine Vorurteile, seine ichhaften Ansprüche, seine Empfindlichkeiten und Reizbarkeiten sind verschwunden. Was fragt er noch nach gutem oder schlechtem Schlaf, nach Zwangsgedanken oder hysterischer Schaustellung. Ihn ziehen andere Werte, die er früher nicht gekannt hat, oder über die er zu lachen gewohnt war; und vor allem zieht ihn das Ziel, den anderen zu helfen, die sich seiner eben überwundenen Verzweiflung ihrerseits nähern.

Die Ich-Katastrophe ist die Weltrevolution und das Weltgericht, sofern es sich im Innenleben des Einzelnen vollzieht. Wir kennen sie, und können dem, dem sie widerfährt, helfend zur Seite stehen. Wir wissen aber auch, was wir tun müssen, damit die heranwachsende Generation ihren Krisen unter möglichst günstigen Bedingungen begegne. Denn nicht die Krisen zu vermeiden, ist Ziel der Kultur, sondern sie fruchtbar zu machen. Ihnen von vornherein aus dem Wege zu gehen, würde bedeuten, die eben angedeutete Einsicht in den kulturellen Sinn unserer Kulturneurosen wieder vergessen. Uns muß es vielmehr darauf ankommen, Menschen zu erziehen, die sich den Gefahren der Entwicklung, und damit auch dem Entsetzen des Atomismus nicht zu verschließen streben, sondern die die Krisen zu überstehen vermögen und aus den Schrecken der Isolierung die Kraft zur höheren Bindung erhalten.

Das Mittel, unsere Jugend auf diese schwere Aufgabe vorzubereiten, kann keine Schulreform sein, und auch keine Umgestaltung der Lehrpläne, sondern es ist die Lehrerreform, die Umgestaltung der Lehrer, der nervösen, das heißt atomistischen Menschen, in gesunde, das heißt gemeinschaftsfähige Mitmenschen, denen es selbstverständlich ist, sich selber für die Befreiung ihrer Zöglinge aus dem allgemeinen Atomismus einzusetzen. Diese Erzieherreform bedeutet also die Krisis und die Ichkatastrophe jedes einzelnen Lehrers, Seelsorgers, Arztes, ja jeden Vaters und jeder Mutter.

Es besteht kein Zweifel daran, daß die Nervosität und damit die Gesamtkrisis unseres Volkes und vielleicht Europas, in raschem Anstieg begriffen ist. Wie sich aber die psychologischen Vorgänge gestalten werden, wenn sie größere Ausmaße

Digitized by Google

annehmen, wissen wir nicht. Und wir wissen auch nicht, wie sich das Leben in den Großstädten entwickeln wird, wenn ein großer Teil ihrer Bewohner den Atomismus überwunden hat. Niemand kann sagen, wie sich die Nähe, Wärme, Unmittelbarkeit und Solidarität der Menschen auswirken wird, wenn sie nicht mehr wie früher die wenigen Dutzend Glieder einer Dorfgemeinde, sondern die vielen Hunderttausende etwa eines Industriebezirks zu neuer Einheit bindet. Wir wissen nur, daß wir uns der Entscheidung nähern. Entweder die Unzahl der Atome schmilzt zur Einheit zusammen, oder ihr Zerfall greift weiter um sich und die Qual nimmt zu.

Wir müssen uns damit begnügen, weiter zu arbeiten, ein jeder an seiner Stelle, und die Augen offen zu halten. — Videant consules! — Fritz Künkel

Vom Sinn einer evangelischen Schule

In Bethel bei Bielefeld, innerhalb der v. Bodelschwinghschen Anstalten, bestehen seit Ostern 1925 die Anfänge einer Knabenaufbauschule. Schon ehe wir darangingen, diese Schule zu gründen, bewegte uns die Frage nach dem Sinn einer evangelischen Schule. In der praktischen Arbeit an ihr haben unsere Gedanken vorläufige Gestalt gewonnen. — Die Lehrergruppe, die mit dem Ausbau der Aufbauschule betraut ist, hat ihre geistige Heimat zu einem Teile in dem, was man die „neureformatorische Bewegung" genannt hat. Zum anderen weiß sie sich den Anregungen tief verpflichtet, die sie aus der deutschen Jugendbewegung und der philosophisch-pädagogischen Arbeit unserer Tage empfangen hat. In lebendiger Arbeitsgemeinschaft stehend, ist sie gemeinsam überzeugt, daß Erziehung und Unterricht zunächst Erzogensein und Unterrichtetsein des mit beiden Beauftragten voraussetzen. Ferner: daß „Schule" mehr sein sollte als eine zufällige Häufung von Imperativen, die an das junge Geschlecht ergehen. Wir Betheler Lehrer sehen in der Eigenart der Gemeinde, der wir angehören, einen doppelten Hinweis auf das, was jeder Schule not tut. Weit über den ganzen Erdball spannen sich die Aufgaben und Beziehungen der größten Anstalt der Inneren Mission, und das Bekenntnis zum lebendigen Christus ist der Quell, aus dem ihre Sendboten schöpfen, wo ihre Arbeit Segen bringt. Weite und Tiefe der Lebenserfassung ist der Sinn echten Lehrertums, und, wo es sich zur „Schule" zusammenfügt, sucht es Mitarbeiter, die gleichen Sinnes sind. Wir glauben, daß solche Weite und Tiefe vom wahren Verständnis des biblischen Evangeliums nicht nur geduldet, sondern vollendet wird*. Wir glauben ferner, daß „gesinnungseiniges" Miteinanderarbeiten nirgends tiefer gegründet sein kann als da, wo Unterricht und Erziehung im Lichte des biblischen Evangeliums täglich neu gerechtfertigt und zugleich in ihren Grenzen erkannt werden. Wir empfinden es beglückend, daß wir im Letzten einig gehen mit all den Brüdern und Schwestern, die an ihrer Stelle in schlichter Treue ihre Bethelarbeit tun. Wir halten es für einen großen Vorzug unserer Schule, daß sie von einer lebendigen Gemeinde getragen wird.

Die unterrichtlichen und organisatorischen Dinge — unsere junge Gründung ist die 13. oder 14. „Schule", die in Bethel eingerichtet wird — mögen übergangen werden. Auch von dem frohen Jugendleben, das sich an unserer Aufbauschule entfaltet hat, ist hier nicht zu erzählen. Und: was unter unseren Jungen von den Kräften, aus denen die Gemeinde der Erwachsenen lebt, jetzt oder später aufge-

* Vgl. hierzu: „Schule und Evangelium", Neuwerkverlag (Schlüchtern), 8. Jg. 1926, Heft 6.

Digitized by Google

nommen, gesammelt und zurückgestrahlt wird — das ist Gnade und läßt sich nicht bereden. Wir meinen, daß alles, was über „Aufbau und Gestalt einer evangelischen Schule, über Grund und Ziel der von ihr erstrebten Gesamtbildung" sich sagen ließe, angedeutet werden kann, wenn die Haltung ihrer Lehrerschaft umschrieben wird. Von dieser Haltung muß daher die Rede sein. Weil gerade die wesentlichsten Züge aufgezeigt werden sollen, handelt es sich um eine theoretische Angelegenheit. Es muß die Versicherung genügen, daß die Praxis mit dieser Theorie in lebendiger Wechselwirkung steht. Wenn nicht schlechthin jeder Gedanke unmittelbar der täglichen Schularbeit abgewonnen ist, so zeigt doch gerade diese wieder und wieder, daß — wie Paul Natorp es ausdrückte — es nichts Praktischeres gibt als eine gesunde Theorie.

Ich habe gelegentlich unseren Schulplan dadurch zu kennzeichnen versucht, daß ich von ihm als einer „Lebensschule" sprach. Wer sich einigermaßen in der deutschen Philosophie der Gegenwart umgesehen hat, weiß, wieviel verschiedene Deutungen der Begriff „Leben" zu erfahren vermag. Wir wollen mit dem Worte „Lebensschule" so wenig eine Verbeugung vor gewissen Stimmungen machen, die mit einem von ihnen selbst erfundenen „Irrationalen" kokettieren, wie wir etwa die rationalistische Formel: non scholae, sed vitae in Erinnerung zu bringen beabsichtigen. Uns schwebt vielmehr eine Haltung zum Leben vor, die — begrifflich — die gesamte Rickertsche Kritik an der sogenannten „Philosophie des Lebens" in sich aufgenommen hat und die mit dieser Kritik aller stimmungsmäßigen Flachheiten zugleich die ganze Spannweite seines „Systems der Werte" freudig bejaht. Nicht zufällig wird hier auf die Gedankenarbeit Rickerts hingewiesen: unsere dem Leben zugewandte Erkenntnishaltung ist durchaus idealistischer Natur und fern aller unklaren „Metaphysik des Lebens". Wer einen Blick in Rickerts System geworfen hat, wird nicht darüber erstaunt sein, daß wir des guten Glaubens sind, daß eine wirkliche „Lebensschule" auch solchen Lebensgebieten nicht feindselig sich verschließen darf, die wie das der „Erotik" den sonderbarsten Mißverständnissen ausgesetzt sind. Aber er wird auch über so viel begriffliche Klarheit verfügen, daß er das Lebensgebiet der „Religion" nicht nur in der „asozialen" Form der Mystik gelten läßt. Ich setze mich in Ruhe dem Scheine des eklektischen Verfahrens aus, wenn ich einen Schritt weiter gehe zu der Beobachtung, daß auch das vollkommenste Philosophiesystem niemals die ganze Lebensweite seines Schöpfers zum Ausdruck bringen kann. Ich brauche nur an neuere Arbeiten über Kant zu erinnern. Und was für den Lebensbereich des einzelnen gilt, das hat um so mehr Bedeutung für das Leben einer Menschengemeinschaft, wie sie die Lehrerschaft einer Schule darstellt. Es kommt zu jedem gedanklichen System allemal noch ein Schuß von wirklich und wesenhaft Irrationalem hinzu. Ich denke dabei nicht nur daran, daß alle begriffliche Erfassung des Lebens ein Gehen nach einem unendlich fernen Ziele ist, das von Hypothesis zu Hypothesis fortschreitet, vielmehr in erster Linie an solche Lebenserscheinungen, die allem „Erklären" und „Verstehen" spotten und die in ihrer Gesamtheit den Bezirk ausmachen, um den sich frühere Zeitalter in ihrer „Theodizee" bemüht haben. Ich nenne hier als Beispiel die eine, der in aller echten Religion eine wesenhafte Bedeutung zukommt und die in Luthers Bibelübersetzung „Sünde" genannt wird. Für die „Griechen" unter uns bin ich vielleicht verständlicher, wenn ich von menschlicher „Hybris" spreche. Man entäußere sich endlich der ahnungslosen Kindhaftigkeit, die unter „Sünde" nichts anderes ver-

Digitized by Google

stehen will oder kann als gewisse „unsittliche" Gedanken oder Handlungen, von denen man nicht gerne spricht! Man lerne auch die Lage der Kirchentheologie ein wenig verstehen, die vielfach bedingt ist durch das besonders gefärbte Bekehrungserlebnis Augustins. Wirklich, was die Bibel Sünde nennt, ist etwas anderes als seine, meine oder deine concupiscentia! Doch bleiben wir bei der Sache: für den, der das Pfündlein eigenen Erlebens nicht aus den Granatschauern des Weltkrieges gerettet oder neu erworben hat im Wohnungselend der Nachkriegszeit, für den gibt's doch noch begriffliche Hilfsmittel. Ich sehe die Bedeutung Barths und Gogartens vor allem darin, daß sie auch dem durch die Philosophie in ihrer folgerichtigsten Ausprägung hindurchgegangenen, dem bewußten Neukantianer einen Erkenntnisweg zu dem Inhalt der kirchlichen Verkündigung bereiten. Das ist ja gerade der Grund vieler Bedenken gläubiger Christen gegen die neureformatorische Theologie, daß sie ein bloßes Spiel mit Begriffen sei. Nun, wer in dieser Dialektik der Begriffe nicht das klare Widerspiel seiner innersten und nachhaltigsten Eigenerlebnisse wiederzufinden vermag, der lasse die Finger davon! Aber in Deutschlands Jugend sind viele, die es dankbar empfinden würden, wenn ihr mehr oder minder verworrenes Erlebnisknäuel durch solche Begriffsarbeit gelockert wird, wenn nur — die Fähigkeit des Begreifens ausreicht! Ich nehme also auch die Dialektik alles Begrifflichen mit hinein in den Begriff des „Lebens", das wir mit dem Worte „Lebensschule" meinen.

Ohne Bedenken könnte ich das Eigenste unseres Schulgedankens auch mit dem Worte „Tatsachenschule" umschreiben. Die Summe von Vorgängen, die wir Leben nennen, setzt sich aus „Tatsachen" zusammen. Die Sache an sich ist tot, aber die Tatsache gehört dem Leben an. Es gibt Tatsachen, die zu erklären sind, und solche, die in erster Linie verstanden werden wollen. Es ist schon ein Kennzeichen unserer Haltung, daß wir uns hüten, Tatsachen, die wir nicht verstehen können, einfach wegzuerklären. Dieser Haltungsfehler tritt uns hier in Bethel oft in der allernaivsten Form entgegen. Man „versteht" es nicht, daß gesunde Männer und Frauen ihr Leben den Elendesten der Elenden zu opfern vermögen, und meint, die unbequeme Tatsache des Elends dadurch „erklären" zu können, daß man der Inneren Mission die Angst vor einem bißchen Gift in die Schuh schiebt! Wahrlich eine bequeme Methode, unerwünschte Tatsachen aus der Welt zu schaffen! Aus gleicher Haltung treibt die Angst vor dem geschichtlich gewachsenen Leben, das eben „verstanden" werden will, hinaus auf die einsame Waldwiese, wo man sein Häufchen Originalität in Ruhe anzupflanzen gedenkt. Wir stehen mit Bewußtsein dort, wo man Sinn hat für die Welt der geschichtlichen Tatsachen. Aber wir kennen noch einen dritten Bereich von Tatsachen, der weder verstanden noch erklärt werden kann. Gewiß läßt sich ein Eisenbahnunfall, der Hunderten von Menschen das Leben kostet, durch einen falschen Hebelgriff „erklären", ebenso gewiß können die Ärzte eine einwandfreie „Erklärung" bei der Hand haben, wenn sechs unmündigen Kindern kurz hintereinander beide Eltern wegsterben, und der Schmerz der Hinterbliebenen ist uns in allen Fällen „verständlich"; aber will man behaupten, mit solchen belanglosen Einsichten und vorübergehenden Stimmungen die Lebensbedeutung solcher Tatsachen ausgeschöpft zu haben? Wo ist die wahrhaft heldenmäßige Lebenshaltung: da, wo man eine Weile gerührt ist und dann im alten Trott weiter „schafft" und „leuchtet" — oder wo man die Tatsache des Todes und seiner ganzen Unvernunft hineinnimmt in die Rechnung jedes neuen Tages?

Bibliothek der ... Hamburg

Digitized by Google

Nur pseudo-idealistische Verblendung, der der Mensch das Maß aller Dinge ist, kann an diesen Tatsachen vorübersehen. Die Weltanschauung der Edda tut das keineswegs. Die alten Wikinger waren also demnach kaum „praktische Idealisten!" Die Bibel hat für diese Haltung, die vor der Tatsache des uns ständig drohenden Todes nicht die Augen schließt, den Ausdruck: mit Furcht und Zittern. Es gehört allerdings schon ein gewisses Maß von Unvoreingenommenheit dazu, einzusehen, daß auch eine heldenhafte Lebenshaltung mit Furcht und Zittern sich verträgt! Was ich so unter den Begriffen „Lebensschule" und „Tatsachenschule" über die geistige Grundhaltung unserer Schule zu sagen versucht habe, würde sich im evangelistischen Ton so anhören, daß wir mit dem Inhalt des ersten Artikels unseres Glaubensbekenntnisses vollen Ernst zu machen gewillt sind. Was der zweite Artikel über Christus aussagt, läßt sich seiner Paradoxie wegen nur da berühren, wo der erste Artikel in seiner unbedingten Geltung nicht mehr angezweifelt wird. Auf seinen Inhalt kann hier nur hingedeutet werden als auf das die Lehrerschaft zuletzt Verbindende, das über sie hinaus auch zugleich die Grundlage aller Bethelarbeit ist. Dagegen enthält der dritte Artikel einen Hinweis auf die alleinige Möglichkeit einer Gemeinschaft unter den Menschen, der nicht überhört werden kann, wo es sich um die denkerische Rechtfertigung einer Schule von bewußt evangelischer Einstellung handelt.

Wir haben von der Jugendbewegung her die Achtung vor dem Eigenleben der Jugend*. Von alledem, was drängerischer Unverstand je an der Jugend gesündigt hat, darf bei den evangelischen Schulen neuen Charakters nicht die Rede sein. Wir verdanken aber derselben Jugendbewegung die Einsicht, daß der Glaube an das Jugendalter als an die eigentlich schöpferische Epoche des Lebens ein Wahn ist. Luserke hat es wohl am schönsten und überzeugendsten ausgesprochen, was die Lehrergemeinschaft einer Schule bedeuten kann. Nicht die Schüler, sondern die Lehrer sind die Träger des Schulgedankens; sie bilden den erregenden Kern, von dem alles Strahlen und Leuchten ausgeht. In welches echten Erziehers Herz brennt nicht die Sehnsucht nach solch gemeinsamer Arbeit im Kreise Gleichgesinnter! Wie selten aber ist sie anzutreffen über die zufälligen zwei oder drei, die ungeachtet parteilicher Wahl, getrennter fachlicher Interessen, gesellschaftlicher Spannungen im Kollegium einer öffentlichen Schule sich zusammenfinden! Und wer kennt nicht die Not des Landerziehungsheimes mit seinem ständigen Lehrerwechsel, mit seinen geistigen Abständen zwischen dem genialen Leiter und den geduldigen alten Mitläufern!

Es kommt darauf an, daß man diese Not nicht als etwas Zufälliges ansieht, sie etwa mit der nun einmal vorhandenen Geringwertigkeit der beteiligten Menschen zu erklären versucht, sondern sie als tief in der geistigen Lage unserer Zeit begründet erkennt. Es ist viel darüber geredet worden, was uns fehle, und an Verbeugungen vor dem Religiösen hat es dabei nicht gefehlt. Aber noch nirgends ist mir die volle Klarheit darüber begegnet, wie verheerend dieser Gesamtzustand sich gerade an dem Orte auswirken muß, wo, wie man wohl gesagt hat: der Jugend das „Kulturbewußtsein" der älteren Generation übermittelt werden soll. Man braucht nur an den Sturmlauf gegen die preußischen Richtlinien zu denken, um sich ein Bild von der Beschaffenheit dieses „Kulturbewußtseins" machen zu können. Was ist's

* Hierzu: „Evangelische Führererziehung?", Geisteskampf der Gegenwart (Gütersloh), 61. Jg. 1925, Heft 4.

Digitized by Google

doch für ein schöner Traum mit dieser deutschen Bildungseinheit! Zwischen einer Meinung, die die Krone der Philosophie in Thomas von Aquino erblickt, und der stillschweigenden Voraussetzung der Richtlinien, daß deutsche Philosophie eben Kantisches Philosophieren ist, gibt es keine Brücke. Oder wer wird nach den Erfahrungen der letzten Jahre den Mut aufbringen zu der Hoffnung, daß die „deutschkundliche" Einstellung des Gesamtunterrichtes alle Klüfte und Risse überwindet?

Nun gibt es eine weitverbreitete kontemplative Haltung, die mit gefalteten Händen an „liturgischen Gottesdiensten" teilnimmt, sich Vorträge und Aufsätze über den „Kairos" zu Gemüte führt und im übrigen geduldig im alten Stall verharrt und des Tages wartet, der aus Banausen gottbedingte Menschen machen soll. Wir können lange warten, bis uns eine religiöse Bewegung geschenkt wird, die den Riß von Wittenberg heilt. Da scheint es mir richtiger und wichtiger zu sein, daß an dieser und jener Stelle der Versuch gemacht wird, wie weit gesinnungseiniges Zusammenarbeiten geistiger Menschen möglich ist. „Gesinnungseinig", denn man kann nicht scharf genug Einheit der Gesinnung von Einheit der Meinung sondern. Gewiß sollte auch „Idealismus" eine Gesinnung bezeichnen können. Doch wird man immer wieder beobachten können, wie schnell und unvermittelt Schulprogramme so gut wie andere Zusammenschlüsse auf idealistischer Grundlage dazu übergehen, sich auf gewisse Meinungen festzulegen. Und gar in der Praxis zeigt es sich sehr bald, daß der Gesinnungsbogen zu schwach ist, um das Zerren der Meinungen zu ertragen.

Und nun lasse man für einen Augenblick die schlichten alten Worte: die Furcht des Herrn ist aller Weisheit Anfang — langsam und still in sich erklingen und frage sich, ob es nicht wenigstens so sein könnte, daß da, wo diese Worte ernst genommen werden, ein Spielraum für theologische, politische und andere Meinungen gewonnen ist, wie sonst nirgendwo. Das ist das Wunderbare, daß vor solch einem alten Worte von schwerem Klang alle die Ängste, die dogmatische Ausdrucksversuche verursachen könnten, zu einem Nichts zusammenschrumpfen.

Georg Müller

Protestantische Bewegung / Eine Bücherschau

Wenn einmal als wahr erfunden wird, was immer stärker in dem Bewußtsein unserer Zeit hervortritt, daß sie nach Schicksal und Berufung eine besondere und eine neue Zeit sei, eine Epoche, und das heißt eine Zeit, die in der Verantwortung vor besonderen Aufgaben ein neues charakteristisches Glied wird in der Geschichte des Geistes, so wird es ein Merkmal dieser Epoche sein, daß in ihr eine Selbstbesinnung des Protestantismus stattgefunden hat. Die Frage, ob sie zugereicht habe, ihn mit neuem Leben zu erfüllen, d. h. aber ihn gelehrt, seinen eigenen Ursprung ernst zu nehmen und seine Sendung in der einen und göttlichen Wahrheit zu erkennen, kann von denen nicht mit kalter „Objektivität" beantwortet werden, die an dieser Bewegung des Protestantismus tätigen Anteil haben, indem sie ihren eigenen Beruf in der Sendung dieser Zeit zu erfüllen trachten. Sie sind ja als handelnde Personen die, durch die allein diese Selbstbesinnung lebt und durch die ihr Verpflichtungs- und Entscheidungscharakter deutlich werden kann. Von ihrem Glauben und Hoffen aber auf die Erfüllung ihrer Sendung in dieser Zeit ist das Wirksamwerden der Selbstbesinnung abhängig. Denn ist solcher Glaube da, so prägt er

Digitized by Google

die Zeit, so geht er hinaus über die Entscheidung der Person, so formt er die Zusammenhänge und die Gestalt, die das Leben der Zeit bestimmen. Das Urteil über die Tat des Einzelnen und die Tat der Zeit kann nur im Glauben gefällt werden. Seine Sphäre beginnt mit dem unbedingten Anspruch, und in solchem mit dem Gericht. So ist eine kontemplative Betrachtung alles dessen, was von einer Wandlung, einer Bewegung im Protestantismus zeugt, nicht möglich. Es gilt den Glauben zu wagen, daß es nicht eine Bewegung des Menschen durch Menschen sei, sondern ein geheimes Bewegtsein von dem bewegenden Schöpfer: das Bewegtsein ein Bewegtwerden. Daß das weltgeschichtliche Schicksal des Abendlandes eine Fülle von „Bewegungen" auslöste, ist bekannt. Jeder, der lebendig in der Zeit steht, ist irgendwie einer dieser Bewegungen verschrieben. Aber es ist nicht minder deutlich, daß die aufgeregte Bewegung der Zeit und das Sturzbad neuer (wirklich so neuer?) Gedanken, Philosopheme, Schauungen und Religionen, das uns übergoß, nichts anderes zurückzulassen droht als eine geistige Nervosität, ein Fieber des Geistes oder eine neue hoffnungslose Lähmung. Das Lebendige und Schöpferische ist heraufgerufen worden aus seiner Tiefe, die Zeit zu erlösen, es ist heraufgequält worden von Dichtern, Propheten, Denkern — nun entsetzt uns die Erkenntnis, daß es sich uns versagt, daß es aufs neue seine verborgene und verbergende Tiefe sucht, daß es unseren Willen flieht und unsere Schau. Der Taumel des Geistes, aus dem wir erwachen, war keine Entfesselung göttlicher Schöpferkraft. Der Mensch ist des Schöpferischen nicht Herr.

Sollte die protestantische Bewegung nichts anderes sein, als das Teilhaben der geschichtlichen Größe Protestantismus an diesem Schicksal der Zeit, so dürfte hier nicht von ihr geredet werden. Es sei denn, daß sie vor das Tribunal geschleppt würde, vor dem dieser Taumel in die erbarmungslose Klarheit und Nüchternheit des Gerichtes verzehrt wird — aber dies Tribunal ist kein Ort und Gehalt des menschlichen Urteils, sondern über aller Zeit und Menschlichkeit.

Vielmehr kann protestantische Bewegung nur das heißen, daß der Protestantismus der Ort sein müsse, an dem die absolute Bezogenheit dieses Zusammenbruches der Bewegungen, die auf eine neue Epoche und eine neue Weltordnung ausgingen, zum Bewußtsein kommt und ins Gewissen dieser Zeit hineingesprochen wird. Protestantismus — allerdings ein Protest gegen diese Zeit, und zwar ein unüberhörbar mächtiger! Mächtig aber ist er nur dann, wenn er kein menschlicher Protest ist, nicht ein Protest der Menschen und Gruppen und Institutionen, die das Ganze dessen ausmachen, was herkömmlich „Protestantismus" heißt. Dieser menschliche Protest müßte ohnmächtig sein, auch wenn die äußere Macht des Protestantismus anders dastände als in dieser halb aufklärerischen, halb katholischen Zeit, die die Spanne schon abgemessen hat, die er noch leben darf. Mächtig ist er dann, wenn er von einem, von dem Worte Gottes — ein Wort Gottes ist immer ganz sein Wort, und darum das ganze Wort Gottes — zeugte. Dann aber ist es kein Protest von außen — den ja die Zeit nie verstehen könnte —, sondern von innen, indem er die Not dieser Zeit als seine eigene weiß. Aus dieser Not, dieser Solidarität mit der Zeitnot heraus erst wird ihm das Wort Gottes vernehmbar, und nur so, nicht als von einem selbstverständlichen Besitz, kann er von ihm zeugen. Die Krisis der Zeit ist auch die Krisis des Protestantismus; indem er einging und aufging in die Kultur, mußte er auch ihr Geschick mittragen. Aber aus ihm will er sich neu erheben zu einer neuen Stunde seiner Geschichte,

Digitized by Google

und das heißt zunächst zu einem neuen Bewußtsein seines Berufes. Er besinnt sich auf das, was Gott ihm gesagt hat und sagt, und wie dieser göttliche Anruf und Aufruf durch die Krisis der Zeit hindurch ihn trifft.

In dieser Besinnung erhebt sich sein Selbstbewußtsein von neuem. Die Jahrhunderte des Rückzuges liegen hinter ihm, und er steht im Zeichen der Umkehr, der Wendung zum Angriff. In der inneren Sammlung der Kräfte vollzieht sich zugleich der Aufbau neuer Fronten. Wie dieser Wandel sich geschichtlich auswirken wird, vermag niemand zu übersehen. Nur daß er sich heute vollzieht, das ist die Tatsache, und ihm zu dienen, die Aufgabe. Doch ist sein neuerwachendes Selbstbewußtsein nicht ein von sich selbst lebendes, nicht ein Selbstwert-Bewußtsein, sondern ein Bewußtsein der Sendung, des Auftrages, des Gehorsams gegen die Stunde der Geschichte, die die Stunde Gottes ist. Nur dadurch kann er, wenn Gott so will, ein neues Leben in der Geschichte gewinnen.

Diese Besinnung auf Grund und Ziel seines Auftrages, auf die große Sache und die neue Sachlichkeit, um die es geht, prägt sich im Protestantismus aus in seiner Theologie. Wir stehen im Emporkommen einer neuen Theologie, und dieser Vorgang ist entscheidend für den Protestantismus überhaupt; denn in seinem Bereiche ist Theologie eine innere Bewegung des Glaubens selbst, dem jede neue Zeit einen neuen Prozeß der Gestaltung abfordert. Im Gehorsam des Glaubens ist die freie innere Bewegung der Erkenntnis gesetzt, deren Norm und Ursprung zugleich das Wort Gottes ist. Weil sie geboren ist von diesem lebendigen und schaffenden Worte, ist diese Erkenntnis frei und nicht einem Dogma im Sinne juridisch-institutioneller Bindung unterworfen. Auf diesen Ursprung und ihr Wesen besinnt sie sich, sowohl als Wissenschaft wie als Organ der Kirche. „Was ist Theologie?“ überschreibt Erik Peterson seine Schrift vom Wesen und der Aufgabe der Theologie (Bonn 1925, Fr. Cohen), in der er geistreiche und kühne Thesen über das Dogma und das theologische Erkennen versicht. Mit dieser Frage hat eine für den Protestantismus entscheidende Aussprache begonnen, die hervorgerufen ist durch die Theologie Karl Barths. Diese ist der schärfste Ausdruck der Zeitkrisis innerhalb des Protestantismus: die Deutung des Lebens und aller irdischen Möglichkeiten und Wirklichkeiten als der absoluten Krisis vor der jenseitigen vernichtenden Majestät Gottes. Aber heißt nun Theologie nicht gerade von Gott reden? Ist das möglich in der „Dialektik“ des Nein? Mit ihr hat zwar eine unerbittliche Zerstörung des Liberalismus stattgefunden, und die Auflösung der Theologie in die allgemeine religionswissenschaftliche Frage nach dem Wesen der Religion und des Christentums als einer, vielleicht der höchsten, aber doch eben einer dieser Religionen ist am Ende. Peterson meint mit Recht, daß dennoch mit der Dialektik des Redensollens von Gott und doch nicht Redenkönnens von Gott die Frage nach dem Wesen der Theologie nicht konkret beantwortet ist. Er gewinnt eine bessere Antwort durch einen neuen Begriff des Dogmas, in das sich die Offenbarung ausgeprägt hat. Der Auflösung des Gehaltes der Theologie tritt eine neue energische Statuierung dieses objektiven Gehaltes entgegen. Diese Re-aktion ist eine innere Notwendigkeit, daher nimmt sie das Recht ihrer Bestimmtheit. Doch ist die Gefahr, daß der Auflösung der Theologie nur eine neue intellektualistische Orthodoxie entgegentritt, deren Prinzip heteronom, nicht theonom ist. Wie es nun mit den katholisierenden Elementen in Petersons Rede stehen mag, die darauf hindeuten (denn Skeptizismus und Dogmatismus sind trotz ihres Hasses gegeneinander Brüder und bleiben

Digitized by Google

das): Die Frage ist gestellt und eine neue Antwort versucht — beides wirkt weiter. Otto Piper versucht in seiner Schrift „Theologie und reine Lehre" (Tübingen 1926, Mohr) die Aussprache fortzuführen. Auch hier im Mittelpunkt die Kirche. Wo Kirche, da Theologie und nur da Theologie. Diese ist eine wesensnotwendige Funktion der Kirche. Nicht das Individuum, sondern die Kirche ist das Subjekt der Theologie! Individualismus und Liberalismus werden aufgehoben, der Objektivismus tritt an ihre Stelle. Von der Idee der Kirche her, nicht mehr von der der Wissenschaft suchen diese Gedanken die Aufgabe der Theologie zu deuten. Und das zeigt den gewaltigen Umschwung der geistigen Lage der Zeit. Weil die „in sich ruhende Endlichkeit" (Tillich) der Wissenschaft durchbrochen ist, ist diese neue Bestimmung der Theologie möglich. Denn sie lebt nur da, wo Offenbarung konkret fortwirkt: in der Kirche.

Dieses neue Bewußtsein der Theologie führt zu einem mächtigen Kampfe mit aller bloßen Weltanschauung, Metaphysik und Religion. Ihm geht eine kritische Selbstbereinigung voran, eine Kritik ihrer eigenen Geschichte voll leidenschaftlicher Schärfe. E. Brunner hat in seiner „Religionsphilosophie evangelischer Theologie" (Handbuch der Philosophie, hrsg. v. Baeumler u. Schroeter, München 1926 ff. R. Oldenbourg; 10. Lieferung) die Geschichte der protestantischen Theologie als einen „Zerfall der paradoxen Einheit" geschildert, die in der Glaubenshaltung der Reformation gegeben ist. Die Orthodoxie, der Rationalismus, der pietistisch-romantische Subjektivismus, der Historismus sind diese Zerfallsprodukte, die von dem reformatorischen Offenbarungsglauben übrigbleiben. In der „Theologie" Ernst Troeltschs ist das „bittere Ende" dieses Todesweges der Theologie vorhanden; der Relativismus siegt, dem Troeltsch sich nicht entwinden kann. „Ein spezifisch christliches Offenbarungsbewußtsein kann hier nicht mehr festgehalten werden." Die große Geistesgeschichte des Versuches, die Offenbarung in Vernunft zu begründen, ist am Ende; das Drama des modernen Geistes endet tragisch; die Erschütterung aller Normen, allen Wahrheitsbewußtseins ist die Folge. Unsere Aufgabe kann nach Brunner nicht die sein, eine Synthese jener vier Teilwahrheiten zu geben. Denn die Offenbarungswahrheit enthält diese schon in sich, und nur das aufzuweisen ist die Aufgabe der Theologie; nicht die Offenbarung hat in der Vernunft, sondern die Vernunft in der Offenbarung ihren Platz: das ist Antwort und Aufgabe einer kommenden evangelischen Theologie. Sie bedeutet die gewaltige „Umkehr" der Theologie. In ihrer Wirklichkeit, d. h. ihrem Wahrheitsernste und ihrer Wirkung ist sie abhängig davon, ob sie im Glauben vollzogen wird. So ringt die Theologie wieder darum, daß sie vom Glauben leben könnte und dadurch auch dem Glauben den Weg zu bahnen vermöchte durch den Geist der Zeit. Die kritische Theologie ist kämpfende Theologie des Glaubens. Nur indem sie die „Metanoia", das „Umdenken" ganz konkret auf sich selbst bezieht, ist sie evangelische Theologie und steht in der Haltung der Buße. Und so vollzieht sie zugleich eine Wendung zu ihrem Ursprunge in der Reformation. Die theologischen Auseinandersetzungen über das rechte Verständnis der Reformation — hie die radikale Theologie Barths, da die Theologie von Hirsch und Althaus — zu verfolgen, ist nicht unsere Aufgabe. Zunächst fällt diese eine große Bewegung ins Auge, die der Sache der Theologie gilt. Damit ist endlich auch die systematische Theologie wieder in den beherrschenden Mittelpunkt gerückt.

Die Unbedingtheit der Offenbarung zwingt die Theologie, einen universalen

Digitized by Google

Anspruch zu erheben. Sollen Geschichte, Vernunft und Mensch in der Offenbarung gegründet werden, so beginnt eine neue große Aussprache der Theologie mit der Philosophie, der Weltanschauung und Metaphysik, vor allem mit den Formen, in denen diese den Geist der Zeit und der letzten Vergangenheit beherrscht haben. Sagt sie aus über Mensch und Welt, so stößt sie mit der Selbstbesinnung des Geistes zusammen, wo und wie diese immer stattfinde. Die Epoche der Zurückdrängung der Theologie durch Natur- und Geschichtswissenschaft ist beendet. Da aber in der Auseinandersetzung mit diesen gerade auch eine neue Philosophie heraufkam, trifft die Theologie vor allem auf die Philosophie. Die neue Grenzbestimmung ist das große Problem, das auch von seiten der Philosophie aufgenommen wird (vgl. z. B. die Schriften E. Grisebachs oder H. Barths). Die neue Form einer zwar vom Neukantianismus herkommenden, aber von der radikalen Theologie beeinflußten Philosophie soll hier die Grenze des Menschen und seines Denkens gegen die undurchdringlichen Paradoxe der Offenbarung mit absolutem Respekt sichern. Das ist auch die Absicht E. Brunners in der Schrift „Philosophie und Offenbarung" (Tübingen 1925), der aber doch dem doppelseitigen Verhältnis der Offenbarung zur Vernunft gerecht werden will. Das ist der „verhängnisvolle Irrtum" der ganzen modernen Philosophie (H. Knittermeyer): sie sieht nicht, daß ihr die Entscheidung über die Wirklichkeit nicht mehr gegeben ist wie einst der antiken Philosophie. Denn ihre ganze Lage ist dadurch verändert, daß diese Entscheidung gefallen ist durch und in Jesus Christus. Daher muß sie die Voraussetzung ihrer selbst in der christlichen Religion anerkennen. Hier ist ihre Grenze; hier wird die „philosophische Besinnung zum Schweigen gebracht". Ganz gewiß gilt: eine solche negative Grenzbestimmung ist nur halbe. Die Theologie hat auch, und gerade durch diese Negation hindurch, ein positives Verhältnis zur Philosophie, wie es die Arbeit von Fr. Brunstäd und P. Tillich darzutun sucht. Aber nur eben zu rühren war an dies mächtige Thema kommender geistiger Kämpfe, in denen wir doch schon mitten inne stehen. Sie sind eröffnet worden durch die protestantische Bewegung in der Theologie.

Ein Frontabschnitt dieser Kämpfe steht im Ringen um Sinn und Recht des deutschen Idealismus. Da die Geschichte der Theologie im 19. und 20. Jahrhundert bis zu Troeltsch durch Schleiermacher bestimmt worden ist, hat Brunner in seinem Buche „Die Mystik und das Wort" (Tübingen 1924, Mohr) unter dieser antithetischen Losung den Kampf gegen Schleiermacher eröffnet. Er gilt Schleiermacher nicht als der historischen Person, sondern als dem gegenwärtigen Geiste moderner Theologie. Ein leidenschaftlicher und kraftvoller Angriff, der den „Selbstbetrug" der Verbindung von Immanenzphilosophie und christlichem Glauben aufdecken will. Die Grenze der Immanenz wird mit schneidender Schärfe herausgearbeitet, die Psychologisierung und Historisierung des Glaubens gegeißelt. Die Wucht des antithetischen Denkens reißt mit, obwohl ihm die Gefahr der Verzerrung und der Handhabung eines Schemas eingeboren ist, der auch Brunner nicht entgeht. Denn es ist nicht möglich, den Idealismus auch in der Form der Schleiermacherschen Philosophie einfach mit Mystik gleichzusetzen, obwohl die Philosophie Schleiermachers die schwächste Form des Idealismus darstellt. So offenbare Mißverständnisse, wie etwa dies, daß in der absoluten Philosophie der Mensch Hervorbringer des Logos sei, hätten vermieden werden müssen. Vor allem ist auch für Brunner eigentümlich, daß eine bestimmte Form der Philosophie, die

Digitized by Google

kritische, religiös positiv gewertet wird (im Zusammenhange mit einer theologischen Kantdeutung, die ja auch erst zu untersuchen wäre), alle andere aber systematisch als Romantik, bloße Weltanschauung oder prometheisch vermessene Spekulation vernichtet wird. Wie kann der absolute Akzent auf diese eine Philosophie und die Verdammnis auf die andere fallen? Die Fülle der hier und dort entstehenden Fragen zeigt, daß der Kampf eben erst begonnen hat, weit entfernt davon, entschieden zu sein. Das Recht Brunners liegt andererseits darin, daß er das „Wort Gott" als den Grund der Theologie in aller seiner Unbedingtheit herauszuarbeiten versucht.

So hat auf die Dauer die Art E. Hirschs („Die idealistische Philosophie und das Christentum", Gütersloh 1926, Bertelsmann), in das Denken des Idealismus völlig einzugehen und aus ihm die Entscheidungsfragen zu entwickeln, wohl die stärkere Wirkung. Die glänzenden und schweren Untersuchungen über die Beisetzung der Romantiker in Hegels Phänomenologie und über Fichtes Gotteslehre von 1794—1802 bezeugen besonders diese Eigenart. Aber auch die Kritik des Idealismus in der großen Überschau der Vorlesungen, die dem Buch den Titel gegeben haben, geht von dieser sorgsamen und tiefen Problementwicklung aus. Hirschs Buch wird vor allen dasjenige sein, das die weitere Debatte bestimmt. Es macht jede voreilige und gedankenlose „theologische" Ablehnung des Idealismus unmöglich. Seine Kritik geht von dem ethisch-personalistisch verstandenen reformatorischen Christentum aus, sie gipfelt in der Anfechtung des idealistischen Begriffes vom Geiste und des idealistischen Verständnisses der Versöhnung. Der idealistischen Synthese von Mensch und Gott setzt er die Antinomieen entgegen, die nur in der Glaubenserfahrung, in der Begegnung mit dem göttlichen Du überwunden werden. Die idealistische Idee des Geistes, so reich und großartig sie sein mag, versteht das Überwältigende des heiligen Geistes nicht; dieser Geistbegriff bleibt leer. So ist auch die Wurzel unseres Daseins in dem unheimlichen Widerstreit des Guten und Bösen nicht erfaßt. Wir brauchen eine neue und tiefere, zugleich aber einfachere Philosophie — eine Philosophie des Glaubens. Das ist nun freilich unsere Not: diese Aufgabe ist noch nicht gelöst, und der idealistische Grundgegensatz Subjekt — Objekt kann nur überwunden werden, wenn seine Wahrheit aufgenommen wird. Es ist die schwere Frage an die systematische Begründung der Theologie, die auch ein Weltverständnis enthalten muß, ob der Personalismus des Gegensatzes „Ich—Du", den ja auch Knittermeyer, auch H. Ehrenberg („Disputation", drei Bücher vom deutschen Idealismus, München 1923—25, Drei Masken Verlag) in den Anfang der Philosophie setzen wollen, dazu genüge. Die Kritiker der idealistischen Philosophie sagen, daß die Philosophie der konkreten Situation ausweiche, daß sie den Ernst der Entscheidung, des Hier und Jetzt, verflüchtige in die Abstraktheit und den Unernst des Allgemeinen; sie fordern einen neuen Realismus. Aber sie geraten gerade, indem sie vom Denken die Wirklichkeit verlangen, in eine falsche Überschätzung des Denkens hinein, die zugleich bedeutet, daß das Denken als Denken nicht mehr ernst genommen wird. Sie vergessen, daß gerade der Idealismus die Überwindung des Gegensatzes von Materialismus und Spiritualismus, Empirismus und Rationalismus als Aufgabe stellte, daß er in einer neuen Fassung gerade des Wirklichkeitsproblems gipfelt. Eben diese Probleme sind es, die wir mit ihm gemeinsam haben. Wer hängt denn noch dem Historismus an: zu glauben, daß wir nicht unsere Lösungen finden müßten?

Digitized by Google

Zur Schaffung einer neuen Philosophie, die den Entscheidungscharakter des Glaubens ernst nimmt, finden sich geistvolle und klare Ansätze in dem von P. Tillich herausgegebenen Sammelbande zur Geisteslage und Geisteswendung „Kairos" (Darmstadt 1926, Reichl), und zwar besonders in den Tillichschen Aufsätzen „Kairos", „Kairos und Logos" und in der Kritik Th. Siegfrieds „Phänomenologie und Geschichte". Hier geht es um den „dynamisch-historischen" Charakter der Philosophie gegen das statische Denken des Neukantianismus und, in intuitiver Gestalt, der Phänomenologie. Zugleich aber soll die bloße Lebensphilosophie, der das Unbedingte fremd bleibt, und der bloße relativistische Historismus überwunden werden. Es handelt sich also um einen groß gedachten Plan philosophischer Synthese, wie er auch aus den vorhergegangenen Arbeiten Tillichs schon herauswuchs (vgl. seine „Religionsphilosophie" in „Dessoir, Die Philosophie in ihren Einzelgebieten", Berlin, Ullstein). Diese Philosophie will gegenüber den statischen Erkenntnislehren des Humanismus und Katholizismus zugleich die protestantische Lehre von der Erkenntnis begründen, die uns fehlt. Diese überwindet den abstrakten Wahrheitsgedanken, sie stellt das Denken in die Sphäre der Entscheidung und d. h. der Geschichte hinein. Die Offenbarung des Logos fordert den dynamischen Wahrheitsgedanken, der die allgemeinen Formen durchbricht, aber nicht zerstört und so die Alternative des starren Auseinanders „absolut-relativ" überwindet. Gerade gegenüber der Geschichte hat die intuitiv-statische Erkenntnisweise der Phänomenologie ihre schweren Mängel. Sie gehört, wie Tillich mit Recht sagt, einer mystischen Geisteshaltung zu. Der Widerspruch gegen sie liegt im Prinzip des Protestantismus. Daher haben auch Brunner und Hirsch sie scharf abgelehnt. Ihre Zusammenhänge mit katholischem Denken sind deutlich. — Diese Gemeinschaft der Probleme ernster Philosophie und Theologie ist eine große Lehre unseres geistigen Schicksals. Das Gegeneinander vorläufiger Lösungen ist nicht das letzte Stadium der Bewegung, auch nicht in der Theologie des Protestantismus. Jedenfalls zeigen schon diese flüchtigen Blicke in die gegenwärtige Lage, daß der universale Anspruch der Theologie nicht unbegründet ist; denn er nötigt auch die Philosophie zu tieferer Besinnung. Er bleibt nicht abstrakt; er rückt die Grundprobleme der Kultur hinein in die Sphäre religiöser, unbedingter Entscheidung.

Die Grundprobleme der Kultur! Das heißt nichts anderes, als daß die Grundfrage des theologischen Denkens und des Lebens der Kirche neugestellt ist: Gott und Welt. Und hier muß die Abstraktheit der radikalen Theologie des Jenseits überwunden werden. Das Ethos des Protestantismus ist eine Frage der Theologie und eine Aufgabe der Kirche geworden, die im Zerfall aller Lebensformen die protestantische Selbstbesinnung mächtig fordert. Eine neue Ethik kann allein der neuen Theologie die konkrete Bewährung geben, daß sie ihre Sendung in diese Zeit verstanden hat. Aber sie fehlt uns noch, und so lange sie fehlt, hat die protestantische Bewegung ihren Beruf nicht erfüllt. Einzelne Versuche kommen empor, aber eine einheitliche Gestalt hat die protestantische Ethik noch nicht gewonnen. Das ist nicht seltsam; denn eine Ethik, die nicht auf dem Grunde des Glaubens erwüchse und an der Neubegründung der Theologie in der Offenbarung teil hätte, stürzte in die Krisis der Ethik (vgl. die Schrift von P. Althaus „Die Krisis der Ethik und das Evangelium", Berlin 1926, Furcheverlag) hinein, die alle Reformbewegungen unserer Zeit erschüttert. Ehe der Grund der Ethik nicht gelegt ist,

Digitized by Google

kann die Welt der Ethik nicht erschlossen werden. Aber dann gilt es hier auch die wirkliche Konkretheit des Menschen, des Lebens und der objektiven Lebenszusammenhänge zu erfassen. Jedes abstrakt nur über dem Ganzen der Welt schwebende theologische Urteil ist eine Flucht vor der Wirklichkeit. Die Gestaltung des evangelischen Ethos im Ganzen des Lebens ist das schwerste und größte Werk der Kirche und seine Begründung im Glauben die problemreichste Pflicht der Theologie. Daher die Nöte gerade der sozialethischen Versuche. Ihr mächtigster Ausdruck ist wohl das große Quellenwerk von kirchengeschichtlicher Bedeutung, das Adolf Deißmann herausgegeben hat: Die Stockholmer Weltkirchenkonferenz (Berlin 1926, Furcheverlag), in dem das Ringen des Protestantismus um die Sozialethik deutlich wird — nicht zum wenigsten deshalb, weil es durch seine ganze Weite und Breite hindurchgeht. Es ist das ökumenische Problem des Protestantismus. Wenn die Ruhe wissenschaftlicher Betrachtung und ihre Gründlichkeit fehlt, so geht dafür der heiße Atem gegenwärtigen Kampfes an allen Fronten der Kirche durch diese fast erdrückende Fülle von Berichten, Reden, Vorträgen und Predigten. Daher stellt dieses Werk eine Grundlage, eine Quellensammlung für die ethische Arbeit der Theologie und Kirche dar, die kaum zu übertreffen ist, weil sie ein Bild der Lage der Kirche gibt. Fast alle möglichen Lösungsversuche der ethischen Probleme sind hier vertreten. Sie alle sind der Antwort auf die eine Grundfrage einzuordnen: Gott und Welt, Reich Gottes und Kultur. Wie da geschieden und verbunden wird, das bestimmt den Charakter der Ethik und alle Lebensäußerungen der Kirche. Eben das ist eine Grunderkenntnis Stockholms: Das evangelische Ethos Pflicht und Werk der Kirche. Die Lebensgestalt der Kirche ist entscheidend für die Wirkung des protestantischen Ethos. Und die Kirche ist lebendige kämpfende Kirche nur dann, wenn sie von einem großen Willen zum und einer großen Anschauung vom evangelischen Ethos erfüllt ist, das alle Probleme der Kultur durchdringt.

Die Grundfesten der Kirche sind Erziehung und Mission. Allein der kämpferische Wille zur Überwindung alles Menschentums durch das göttliche Wort gibt der Kirche Wirklichkeit. Ohne den Kampfwillen der Mission ist auch keine Erziehung möglich. Die Mission ist der Grund der Erziehung und die Erziehung der Vollzug der Mission. Von dem Missionswillen, der zugleich Gestaltungswille ist, ist das Buch von H. Schreiner getragen: Geist und Gestalt, Vom Ringen um eine neue Verkündigung (Schwerin 1926, Fr. Bahn). Auch er geht aus von einer Theologie der Offenbarung und des Wortes, aber er will aus ihr die neuen Formen entwickeln, die die Praxis der lebendigen Kirche braucht. Die Kirche wird von ihrer missionarischen Sendung her verstanden. Aus dem Wort- und Tat-Dienst der Kirche, die in unlöslicher Einheit einander tragen, erwächst die Lebensform der neuen Gemeinde. Daß es zu dieser kommt, davon hängt überhaupt Leben und Tod der Kirche ab, davon ist ihre soziale Wirksamkeit abhängig. Das muß endlich in seinem ganzen schneidenden Ernste gesehen werden. Darum sieht auch Schreiner die Kirche „im Gericht der lebendigen Geschichte" stehen. Und diese von ihrem Soll und ihrer Sendung her geführte Kritik dient der kommenden Kirche.

In seinem ganzen Umfange ist das Problem und die Not der Kirche enthalten in einem Buche, das aus der Arbeit einer Gemeinschaft von Theologen und Laien hervorgegangen ist: „Das Berneuchener Buch. Vom Anspruch des Evangeliums auf die Kirchen der Reformation" (Hamburg 1926, Hanseatische Verlagsanstalt). Es will „die Not der Kirche in den Zusammenhang der unsere Zeit erschütternden

Digitized by Google

Krisis hineinstellen", die die Kirche bis in ihre Tiefe hinein in sich selbst mitträgt. Das aber ist das Bedeutsame des Werkes, daß es aus der mitleidenden Erkenntnis der Not große Aufgaben und neue Formen der kirchlichen Lebensgestaltung entwickelt und fordert. Der Kampf um die Kirche ist über die bisherige Art des Angriffes von außen und der Verteidigung von innen und des bloßen Herumbesserns durch alle möglichen liturgischen und ähnlichen Reformbewegungen zu dem entscheidenden Punkte vorgetragen. In den Kapiteln über „evangelische Form", d. h. den Bau der Kirche und die Gesamthaltung ihres Lebens, und über „evangelisches Werk", das ist die Sendung der Kirche in die Welt, das Ethos, das sie darleben soll, z. B. in der Heiligung des Geschlechts und der Ehe, des Volkstums, der Arbeit (an diesen drei Problemgruppen wird beispielhaft das Ganze dieses Werkes aufgewiesen), ist wirklich ein neues konkret werdendes Zielbild der Kirche vorgezeichnet, an dem das Denken und Handeln weder der jetzigen Kirche, noch der gegenwärtigen Kultur vorbeigehen kann. Die innere Mission der Kirche an der Kultur wird deutlich. Neue Erkenntnis und neues Handeln sind eins. Der Glaube wird Lebenstat. Der Logos der Offenbarung entbindet das Ethos der Offenbarung.

Wenn hier sozusagen ein neuer „Grundriß" der Kirche in den ersten großen Zügen und Linien aus dem Chaos der Zeit auftaucht, so ist doch zugleich verständlich, daß nicht alle notwendig neu zu gestaltenden Zusammenhänge hier schon aufgewiesen sind. Was im Bau und in der Sendung der Kirche die Erziehung bedeute, muß noch gesagt werden. Das Problem religiöser Erziehung entbrennt heut im Kampf um die evangelische Schule und den evangelischen Religionsunterricht. So hat auch hier schon eine Neubesinnung eingesetzt. E. Jahn hat sich in seiner Schrift „Christentum und Erziehung" (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht) diese Frage gestellt. Auch sie ist nur im Gesamtzusammenhange der Pädagogik der Gegenwart und in einer Kritik ihres Denkens zu entwickeln. Von dieser zwingenden Beziehung alles neuen erzieherischen Denkens auf die Kulturkrisis der Gegenwart empfängt auch die Geschichte der Erziehung und der Pädagogik neues Licht. Das zeigt die feine Darstellung, die Fr. Delekat von Pestalozzi, dem Menschen, dem Philosophen, dem Erzieher gegeben hat (Leipzig 1926, Quelle u. Meyer). Sie ist innerlich allenthalben bezogen auf die Krisis der Zeit. Die selbständigen und Neues bringenden Untersuchungen über die religiöse Bewegung des 17. und 18. Jahrhunderts, die Mystik, Naturreligion und Humanitätsidee jener Zeit, die Entwicklung der Kulturphilosophie Pestalozzis zeigen, daß „das moderne Geistesleben mit den alten religiösen Problemen viel enger verbunden ist, als man in der Regel meint". Der religiöse Grund der Kulturprobleme, mit denen Pestalozzi so selbständig und tief gerungen hat, tritt scharf hervor. Aus seinem pädagogischen Denken geht Delekat die Antithese hervor, die entscheidend wird für das pädagogische Denken der Gegenwart: griechische oder christliche Erziehungsidee? Glaube und Liebe oder Anschauung und Gefühl als Prinzipien der Erziehung? Dieses Gegensatzes kann man sich nicht durch willkürliche Entscheidung entledigen. Beide Mächte tragen die Geschichte unserer Kultur. Aber wie nun weiter? Was ist evangelische Pädagogik? Will die Kirche auch neue Formen der Erziehung schaffen — und nur so kann ihrem Leben Halt und Bedeutung wiedergeschenkt werden —, so muß sie sich diese Fragen stellen.

So zwingt die Krisis des Lebensganzen den Protestantismus als Theologie und

Digitized by Google

Kirche hinein in die Grundprobleme der Kultur, der Ethik, der Pädagogik. Und doch, das Wort von der Offenbarung, von dem er sich wieder umschaffen lassen will, geht weit hinaus über alle Möglichkeiten und Wirklichkeiten der Kultur. Es ist das Wort der Ewigkeit über aller Zeit und jenseits ihrer, die Zeit tragend, begrenzend und vollendend. Wenn das gilt, so muß die protestantische Bewegung eschatologische Bewegung sein und die Botschaft vom Telos, vom Ende auch über sich selbst und ihre Zukunft stellen. Den Gehalt und die innere Bewegung der Endhoffnung der Kirche entfaltet P. Althaus in seinem Werke „Die letzten Dinge" (Gütersloh 1926, Bertelsmann), 3. Aufl., die ein neues Buch darstellt. Der Logos der Offenbarung redet nicht nur vom Ethos, sondern auch vom Telos. Die Ausrichtung des Glaubens auf die Vollendungszukunft Gottes macht erst das Ethos möglich. Wenn nicht die Hoffnung auf Gericht und Vollendung gehen kann, ist alles Denken und Handeln sinnlos. Sie erst ist die Überwindung der Krisis der Kultur. Darum sind die großen Kulturkrisen die Zeiten der Eschatologie — nicht eine Flucht in die Phantasie vom anbrechenden Vollendungsreich auf dem Boden dieser Geschichte (das ist die Verzerrung), sondern der Glaube an das stete Kommen des Reiches Gottes, das doch eine Aufhebung dieser Welt und dieser Geschichte bedeutet. Die Kirche ist Kirche nur dann, wenn sie sich in allem ihren Handeln auf das Reich Gottes bezieht. Darin vollendet sich die im Glauben anhebende Selbstkritik der Kirche, daß sie weiß, ihre Grenze ist das Reich Gottes. Sie dient ihm, aber ihre geschichtliche Form und Zeit hat ein Ende. Die Universalität des Glaubens vollendet sich in dieser Hoffnung auf einen „neuen Himmel und eine neue Erde". Das Jenseits der Geschichte gibt positiv und negativ, als Gericht und Vollendung der Geschichte ihren Sinn. Die „endgeschichtliche" Eschatologie des Chiliasmus aber, des diesseitigen Endreiches wird zerstört. Allein dieser Glaube an die Ewigkeit als das Ende gibt der Kirche die Kraft, der diesseitig irdischen Reich-Gottes-Erwartung der Sekten und der pessimistischen Untergangs- und Endphilosophie unserer Tage die Wahrheit des Glaubens entgegenzusetzen, die die Unvollendbarkeit der Welt schärfer und tiefer erfaßt als aller philosophische Pessimismus, die aber auch von der Vollendung weiß, deren Gott mächtig ist.

So durchläuft die protestantische Bewegung, indem sie um den Sinn dieser Zeit im Erkennen und Handeln ringt, den ganzen Weg des Glaubens vom Logos durchs Ethos zum Telos. Die heilige Dreiheit, in der das Urchristentum die Gnade Gottes erfaßte: Glaube — Liebe — Hoffnung, ist keine unverstandene Reliquie mehr eines längst verschütteten seltsamen Kultes, sondern wieder die Dynamis, die göttliche Lebens- und Durchbruchskraft, von der der Protestantismus sich getrieben weiß; denn in ihr ruht die innere Bewegung eines wirklichen Lebens. Je tiefer er lernt, daß sein Neuwerden, wie die Gestaltung unserer ganzen Welt, abhängig ist von der weltüberwindenden und welterlösenden Gnade Gottes, desto entschiedener ergreift er seinen Beruf in der Geschichte dieser Zeit und ihrer Not. Protestantische Bewegung in diesem Sinne ist die Voraussetzung für eine neue Epoche des Christentums. Heinz-Dietrich Wendland

Schriftleiter: Dr. h.c. Eugen Diederichs, Jena, Carl-Zeiß-Platz 5. Leitung dieses Heftes: Dr. Carl Schweitzer, Berlin-Spandau, Ev. Johannesstift. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. — Druck von Radelli & Hille in Leipzig

Digitized by Google

die Tat
Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

18. Jahrgang | Heft 12 | März 1927

Hans Brandenburg
Religion und Tragik

I

Die Deutschen sind so fromm wie die Griechen, aber auch so undogmatisch. So sind sie außer den Griechen das einzige Volk der Erde, dessen Religiosität nicht im dogmatischen, sondern im tragischen Menschen gipfelt. Nur bei den Griechen und bei den Deutschen herrscht die Gleichzeitigkeit eines höchsten Bedürfnisses einerseits nach Bindung, andererseits nach individuellem Reichtum, dieser Gegensätze, deren Produkt der tragische Mensch ist als stärkster Gegensatz zum Sklaven auf der einen und zum Individualisten auf der anderen Seite, nur bei den Griechen und bei den Deutschen die einzig vollkommene, weil resignations- und kompromißfreie, Auseinandersetzung zwischen Individuum und Gesamtheit, zwischen dem Ich und dem All. Wir sind das einzige Volk außer den Griechen, das in allem frei ist, in Geist und Gefühl, nur nicht im Willen — genau umgekehrt wie die Engländer, die in allem unfrei sind, nur nicht im Willen. Oder besser: Nur bei den Griechen und bei den Deutschen kann die Freiheit des Willens, die edelste, erhabenste, gar nicht wachsen, ohne daß zugleich die Unfreiheit des Willens aufs edelste und erhabenste wächst. Indem die erstere sich der letzteren ergibt und aus dem Wollen ein Müssen schafft, erkämpft sie ihren tragischen Sieg. „Lieben und Untergehen: das reimt sich seit Ewigkeiten. Wille zur Liebe: das ist, willig auch sein zum Tode" — dies Wort Nietzsche-Zarathustras hätte nur noch der Deutsche Hölderlin oder ein Grieche sprechen können. Selbst Shakespeares Tragik erhebt sich höchstens bis zum Willen des Unabänderlichen und bleibt darum eine erhabene Komödienstimmung, während die höchste Tragik, die griechische und deutsche, den Menschen als den Träger des Willens zum Unabänderlichen begreift. Episch sind die armen zugrundegehenden Teufel ältester und neuester Repertoirestücke, die von den Umständen abhängen und zermalmt werden,

Digitized by Google

epiſch die Tatmenſchen, die ſtets neue Umſtände ſchaffen, auf Milieu und Umgebung einwirken — tragiſch-dramatiſch die Schickſalsmenſchen, die ſich freudig dem All opfern und die, wenn auch noch ſo ſehr geſchoben, leidvoll und gehemmt, doch handeln im ſymboliſchen Sinne einer Stellvertretung. „Kein Ball, der je aus ſeinem Gleiſe glitt", ſagt ein großer deutſcher Dichter, Hans W. Fiſcher. Sie gehen unter wie die Geſtirne, die ſich nur in tiefere Regionen des Alls zurückziehen: „froh, wie deine Sonnen fliegen". Wie der Deutſche, gleich dem Griechen, die Demokratie nur als Mittel zum Zweck einer wahren Ausleſe der Edelſten und Beſten, einer endlichen Erzielung des Führertums wird verwirklichen können, ſo wird ihm auch der Sozialismus nur eine Stufe ſein, von der er ſich zum überſozialen Gemeinſchaftsgefühl des Allmenſchlichen und Allgöttlichen emporſchwingt. Und auch bei uns iſt, wie es Nietzſche von den Griechen ſagt, die Erſcheinung des Tänzers etwas unerhört Neues und nicht Erklärliches. Dieſe Erſcheinung hat nur bei uns Boden gefaßt. Und nur wir durften in einem einzigen Jahrhundert „Die Braut von Meſſina" und „Die Geburt der Tragödie" erleben, dieſe Manifeſtationen eines Peſſimismus nicht des Verfalls, ſondern der Stärke, dieſe ungeheueren, ganz jugendlich ſtürmiſchen Verſprechungen. Die Tragödie iſt eine Erſcheinung von größter Seltenheit, aber nicht von bloßer Einmaligkeit. Es wäre wenigſtens beiſpiellos, wenn eine Gattung nur einmal auftauchen ſollte, noch dazu eine, die nicht, wie das Epos, an die Jugendzeit eines Volkes gebunden, ſondern vielmehr die große Götterdämmerung des epiſchen Mythos iſt, aber eine Götterdämmerung, welche die Gottheit erſt, als bleibende Wahrheit, unſterblich macht. Im Theater können wir an alle entſchwundenen und entſchwindenden Götter noch vorbehalts- und bedingungslos, ohne uns das Geringſte vorzumachen, ohne das Geringſte an unſerer intellektuellen Würde einzubüßen, glauben. Es iſt der Tempel der dogmatiſch Glaubensloſen. Und die neue Tragödie kann und wird frei ſchalten mit aller apolliniſchen Kultur, mit Göttern und — Erkenntniſſen, die, unter dem Anruf des Dionyſos, zugleich erblaſſen und neu leben!

2

Wir leben in keinem Zeitalter der Religion. Religion iſt die Fähigkeit, Formen des Kultes ſowie großer mythiſcher Anſchauungen und, von ihnen aus, eine Einheit des Lebens zu ſchaffen. Religion iſt der Glaube, daß ſich die Abgeſtorbenen, von Charon über den dunklen Strom geſchifft, in der Unterwelt als Schatten zu den Schatten geſellen oder daß ſie in einem ſtrahlenden Himmel um den Thron der heiligen Dreifaltigkeit Lieder ſingen und Palmen ſchwingen. Religion iſt: am hellen Tage mitten im Marktgewühl Pallas Athene erblicken, mit Gott auf dem Berge Sinai ſprechen, Wunder tun, durch Hinſtarren aufs Kreuz die Nägelmale Chriſti in den eigenen Händen und Füßen hervorrufen. Religion iſt Dome über

Digitized by Google

Dome bauen oder ein ganzes Gesangbuch heiliger Lieder. Religion ist die Gabe für Zeichen und Symbole, für ein Äußerliches, das gleich dem Innerlichen ist, das das Innerliche noch steigert und ohne das Innerliches, weil es im Äußerlichen erst Wirklichkeit wird, nicht leben kann. Wer sich aber heute einbildet, einen Tempel errichten zu können, und einstweilen gegen Eintrittsgeld und Garderobeabgabe im gemieteten Konzertsaal „Menschenweihehandlungen" vornimmt, begeht nichts als eine schreiende Blasphemie, zu welcher der Titel „Oberlenker" paßt, als sei er, nach Analogie von „Oberkellner", für einen höheren Chauffeur erfunden. Die alten Kirchen bestehen, und keine wahre Kunst, auch kein wahres Theater, wird ihnen jemals feindlich sein. Zwar hatte schon das Luthertum nicht mehr die Fähigkeit, eine Kirche im strengen Sinne zu bilden, die Luthers stärkste und eigentliche Geisteserben wie Kant, Lessing, Goethe, Nietzsche mitumfaßt hätte, und vielleicht ist schon alles, was nicht zur Liturgie gehört, vielleicht sind schon Predigt und Vortrag, Interpretation und Deutung des Mythos, Bibel und Katechismus, sicher aber Bibelkritik und historische Auffassung von Heilstatsachen und Offenbarungswahrheiten der Tod der Religion. Der Katholizismus dagegen wird schon dadurch immer seine Macht behaupten, daß er das religiöse und kirchliche Schicksal des Abendlandes ist und darum erst mit unserer Kultur untergehen kann. Ob aber die demütige und überzeugte Ausübung von Glaubensvorschriften oder das auf alles Formenschöpferische Verzicht leistende Gotterlebnis der Sekten und Konventikel oder eine Frömmigkeit, deren Ausdruck sich vom Zeitungsjargon höchstens durch eine Anzahl von Vokabeln unterscheidet, oder die bloße Nutznießung eines überkommenen Formen- und Dogmenschatzes, ohne ihn noch schöpferisch mehren zu können, die Andacht rein überlieferungsmäßiger Räume und Gottesdienste, in der schließlich alle alten Religionen erstarrt sind, diese großartige Verewigung und Versteinerung, die nicht stirbt, weil sie nicht lebt, oder die „verständnisvolle" Wiederbelebung von Traditionen oder der bloße „Glaube an Gott" oder die einheitliche Organisation getrennter Glaubensverbände zu irgendwelchen Zwecken, etwa denjenigen der Wohltätigkeit und praktischer Liebeswerke — ob das alles auch Religion sein kann, das vermag nur der einzelne Gläubige mit sich selber auszumachen, für sich selber zu entscheiden. Jedenfalls drückt es einer Zeit nicht ihren kulturellen und produktiven Stempel auf.

Für die Religion als solche können wir nichts tun. Wir können uns persönlich einer bestehenden Religion hingeben, wir können für sie werben, wir können zu ihrer Ausbreitung über die ganze Erde beitragen — für sie selber ist damit nichts geschehen. Auch für die Kunst läßt sich im ganzen nichts tun. Wir können ihre Schätzung fördern, wir halten viel von der Erziehung zum Wertempfinden und zur Verantwortlichkeit, aber die künstlerischen Hervorbringungen kann man dadurch nicht fördern, sie waren vielmehr oft am größten, wenn „man" am gleichgültigsten gegen sie war. Und

Digitized by Google

doch könnte uns immerhin eher eine künstlerische als eine religiöse Blüte noch bevorstehen. Namentlich ist das eine Gebiet da, wo die Kunst, wenn sich auch ihre Produktivität nicht machen läßt, immer die höchste Öffentlichkeitsbedeutung besitzt, wo sie, wie in früheren Zeiten, immer noch eine Macht bedeuten kann, wo ihre Pflege mehr ist als anderswo, wo das Vorhandene erst zu einer Erfüllung strebt, das Erschaffene noch eine Darstellungsform verlangt, in der es erst zur Erscheinung kommt: das Reich des Theaters. Drama und Theater können noch möglich sein, ein Drama, das religiöser wäre als das Meiste, was sich so nennt, und ein Theater, tempelhafter als viele Kirchen. Und das Tragische könnte noch ebenso gut der einigende Inhalt des Zeitalters oder seiner Besten werden, wie es Vernunft und Menschenwürde für das Jahrhundert der Aufklärung waren — nicht als Schlagwort, Religionsersatz, Rezept und Allheilmittel.

Vielleicht ist es schon längst stillschweigend so — desto besser: Worte und Formeln sind nur da, um über dem Wesen vergessen zu werden. Tragödien kann man nicht predigen, man kann sie nicht einmal leben. Tragisch kann man nicht werden, man kann es nur sein. Tragisch ist so ungefähr das Gegenteil dessen, was man gemeinhin „tragisch" nennt, kein Unglück, sondern eine Tugend. Nur mit Kompromissen, bei denen Wille oder Vernunft vorwaltet, kann man „durchs Leben kommen" — das tragische Drama, darin der Held nicht „durchs Leben kommt", sondern im Tode das Leben findet, gibt einen Aufriß des ganzen Menschen, des höchsten Menschlichen, und keine Spezies, also auch nicht die des einseitigen Willensmenschen. Es gibt künstlerischen, weltanschaulichen, religiösen, patriotischen, kommunistischen und allen beliebigen Kitsch, aber keinen tragischen, denn das Tragische ist ein letzter Wertmesser und Prüfstein. Es ist nur Kunst und Dichtung, aber solche, die Ereignis und gemeinschaftliches Erlebnis wird, die Kult, Symbol und Mythos trägt. In ihm hört der Zufall auf, denn auch er wird Werkzeug des Schicksals. In ihm entscheidet das Müssen über das Wollen, und tragisches Schicksal und tragische Schuld sind nur Worte und mystische Gleichsetzungen für tragische Tugend. Die Tragödie weckt Furcht vor Qualen und Lust an ihnen, Mitleid und Neid zugleich; dennoch sind diese Affekte nur die Hebel ihrer Wirkung, die elementare Unterlage, der Brennstoff ihres Feuers, dem es zuletzt auch auf Überwindung von Furcht und Mitleid ankommt. In ihr hebt sich der Gegensatz zwischen Passivität und Aktivität auf, indem sich beide, eben als Schicksal, vereinigen, die Aktion wird zur Passion, nicht im Sinne des Fatalismus, sondern in dem der großen Geste oder des heroischen Charakters. Die Moral, die unserem empirischen Leben vorgeschrieben ist, bedeutet bestenfalls die kleine Pflicht — die große Pflicht in der Tragödie ist diejenige gegen das Schicksal. Die Passivität darin ist nicht Schwäche, sondern höchste Kraft, die Kraft zum Opfer: Indem der tragische Mensch sich opfert, erfüllt er sich. An Stelle des moralischen Schuldbegriffes ist die metaphysische Schuld getreten, aber

Digitized by Google

zwischen dem Schuldigen und seinem Schicksal besteht kein Verhältnis der Kausalität, keines von Schuld und Strafe, sondern dasjenige einer mystischen Wahlverwandtschaft, durch die der Held selber Schicksal wird. Dies Schicksal ist schuldloser, ja tugendhafter Frevel und darum Buße ohne Strafe, Sühne ohne Reue. Nur indem es das Unvollkommene bewährt, bewährt es das Vollkommene, in der Zweiheit die Einheit, in Opfer und Untergang den Sieg.

3

Wir haben keine religiöse Kultur. Und dennoch hören wir immer wieder sagen: „Keine Philosophie und Wissenschaft hat auf die letzten Fragen eine zureichende Antwort gefunden." Nun, auch keine Religion fand diese „zureichende Antwort". Sie lag vielmehr immer nur in dem Kulturganzen, an welchem Glauben, Wissen, Können und alle menschlichen Kräfte zusammen schufen, deren höchste Ergebnisse als Kunstwerke, als ägyptische Statue, als griechischer Tempel, als gotischer Dom, als Bibel, als Luthervers, alleine im Schein der „Wahrheit" stehen. Das Dogma war immer nur die Folge von Mythen und Wundern, die intellektuelle und moralische Sichtbarmachung, Auswirkung, Ausdeutung des religiösen Lebens. Mythen selber haben wir nicht mehr, nicht einmal mehr in der späten Form des Märchens. Der Storch, der Osterhase und das Christkind sind die letzten Märchengestalten, die übriggeblieben sind, und man irrt, wenn man meint, daß das rationale Märchen der „sexuellen Aufklärung" besser und wahrer ist als das vom Storch. Welche Lüge liegt schon in dem wissenschaftlichen Begriff des „Sexuellen", welche Zerteilung und darum Fälschung des Menschen, besonders in dem „objektiven" Verfahren, das Einzelheiten dieses sogenannten „Sexuallebens", die als Not, als Sehnsucht, als Abart, als zwecklose Mystik wunderbar sein und die Ganzheit des Menschlichen verraten können, verdächtigt, pathologisiert, beschmutzt. Wie hoch erhebt sich demgegenüber eine Kultur, die nur das Schöne wahr findet! Wer möchte behaupten, daß die zergliedernden, desillusionierenden, skeptischen Kräfte wahrer sind als die mythischen oder auch nur als die Gesetze schaffenden, Dogmen aufstellenden? Daß der Einzelmensch, der „sein Recht" will, mehr Recht hat als eine Menschheit, die ein Recht statuiert? Daß die Legitimität nicht vielmehr sogar tieferen Ansprüchen, selbst des Individuums, entstammt und Genüge leistet als das Illegitime und die „Freiheit der Persönlichkeit"? Glauben gibt es in unserem öffentlichen Leben nicht mehr, selbst der Glaube an das Verbrechen wird erschüttert. Statt dessen herrscht als einziger der moralische Standpunkt, weil er Ungefährlichkeit verbürgt und die Titanen, welche die Rache der Götter auf sich nehmen, los wird. Am beliebtesten sind in Romanen und Dramen die Gerichtsszenen, dabei ist der Richter eine genau so unpoetische Figur wie der Polizist. Die Wurzelbedürfnisse scheinen sich ganz in Erotik und Naturliebe gerettet zu haben. Und freilich scheint in den Deutschen, soweit dieses

Digitized by Google

Volk Zukunft birgt, noch eine Wahrheit, Sachlichkeit und Sittlichkeit zu leben, die zum Tragischen drängen. Hoffentlich ist dies, und nur dies, der „deutsche Gedanke". Denn wir glauben noch Dämonie in uns zu fühlen, selbst in unseren Organisationen, selbst in Monarchismus und Demokratismus, Dämonie als Gegensatz zur Zivilisation und dem bloßen Utilitätsprinzip der Westeuropäer. Nach der Predigt des Individualismus hören wir die soziale Predigt und hören sie gern. Aber Maximen genügen nicht, Kritik bleibt unfruchtbar — man muß Sitten, Gebräuche und Institutionen brechen oder, was noch höher ist, sie erfüllen und füllen oder, was das Höchste ist, das Menschentum ihnen gegenüber stolz und demütig, und sei es durch Untergang, behaupten. Auch auf dem Trümmerfeld der Religionen vermag die höchste persönliche Gläubigkeit zu leben, dafür ist Nietzsche ein Beispiel und Vorbild. Denn das einzig Gemeinschaftliche, welches ein unbedingter Gradmesser auch des Einzelnen ist, nämlich die tragische Grundstimmung, der als die produktive Form des Schmerzes die Freude gilt, lebt auch in den Religionen, und schon ein alter Gesangbuchvers sagt: „Alles Dunkel dieses Lebens glänzt vor Gott wie Sonnenlicht."

Unsere Tragödie kann kein anderes Ziel kennen, als was man das Ziel Nietzsches genannt hat: „die beiden großen kultischen Gegenpole und Enden der Menschheit, den hellenischen Kult des Leibes und den christlichen Kult des Leidens miteinander irgendwie in einem ‚neuen Liede' zu vereinigen," einem Liede, „das von keiner bloßen ‚Erkenntnis' aufgeweckt werden wird." Am tragischen Menschen haben auch die Kirchen ihre bildende Kraft bewiesen. In uns allen, welchen Glaubens oder Unglaubens wir auch sind, lebt die freie stolze Selbstverantwortlichkeit des Protestantismus, die tiefe phantasiereiche Mystik des Katholizismus und der große Schicksalsgedanke der antiken Welt. Unsere Philosophie ist protestantisch, unsere Musik katholisch, unsere bildende Kunst kommt von der Antike her, und unser Drama möchte alles Drei vereinigen. Die Not, aus der alles Große entstanden ist, selbst die Götter und die Kunst, diese heilige Not verwechselt man heute allzu sehr mit der gemeinen Notdurft. Wie, wenn der „Zweck" dieser Not eben die Götter und die Kunst wären und nicht die Zwecke der Notleidenden? Die Schulen und die Kirchen in den neueren Vierteln unserer Großstädte wirken oft genug wie geistige und religiöse Bedürfnisanstalten: dort bringt man dem Menschen das Lesen, Schreiben und Rechnen bei, hier füttert man ihn mit Trost, denn „etwas muß auch der Ärmste haben, an das er glauben kann". Genau so sagt man: „Im Kugelregen hat noch jeder die Hände gefaltet." Wie aber, wenn die Religion nicht um des Menschen willen, sondern der Mensch um der Religion willen da wäre? Nietzsche hat später seinen Jugendgedanken, daß auch Kunst und Tragödie ein „metaphysischer Trost" seien, abgelehnt. Und in der Tat: sie sind statt dessen vielmehr das Gebot: „Du sollst dir Bildnisse und Gleichnisse machen!" Und das Theater ist immer noch der Tempel nach den Jugend-

Digitized by Google

und Kulturzeiten der Religionen gewesen: das kultische Theater der Griechen und Calderons ebenso gut wie dasjenige Shakespeares.

4

Es gibt in der Geschichte der menschlichen Kulturen zwei große Epochen, die sich eigentlich auch innerhalb der von ihnen umschlossenen Einzelabschnitte im Kleinen immerzu wiederholen. Ich möchte sie nach dem uns bekanntesten und nächstliegenden Beispiel als Antike und Renaissance bezeichnen. Für den Ideologen ist es der Eintritt des Christentums, der den Umsturz der alten Welt und ihre Umbildung in die neue veranlaßte. Aber das Christentum war nur eine Folge der alten Welt, und wenn es auch an jenem Umbildungsprozeß entscheidend teil hat oder ihn gar erst betrieb, so vollzog dieser sich doch so langsam, daß die Erscheinung des Christentums an sich keinen Einschnitt in die kulturelle Geschichte bedeutet, sondern vielmehr zunächst noch viele Jahrhunderte von der antiken Welt aufgenommen und verarbeitet wurde, die also erst viel später unterging.

Der „antike" Mensch aller Kulturvölker ist der religiöse und der „moderne" Mensch ist der wissenschaftliche. Gewiß kann der wissenschaftliche Mensch persönlich auch religiös sein — wir verstehen hier aber das Religiöse als das Kultische, als das Kirchen- und Gemeinschaftbildende, als die Bindung schlechthin, aus der es kein Entweichen gibt, als das soziale und übersozialmetaphysische Gemeinschaftsgefühl, das wie die Kirche, so auch den Staat erst schafft und mit ihnen Gesellschaft, Satzung und Sitte, als das Ganze, das zur Unterordnung zwingt, als Form. Unter der Herrschaft dieser Religiosität ist die Kunst eine einzige Beschwörungsformel gegen das Leben. Alle Religionen, das Christentum einbegriffen, sind hierin gleich; und so geht auch *eine* Linie von den orientalischen Völkern bis zum romanischen Mittelalter, überall herrscht die gleiche Geschlossenheit, die ein solches Gleichgewicht menschlicher Kräfte ist, eine solche Harmonie, daß aus ihr weder Krankheit und Aberglauben noch die Leidenschaften und die höchste Vernunft herausfallen. Erst die Renaissance ist es, in der diese Geschlossenheit zerbricht. Und sie zerbricht in einem ungeheuern Reichtum, eine Feuerkugel wird zum Füllhorn und verstreut einen Sprühregen von Blitzen und Sternen. Die Renaissance, welche die Antike, die Zeit der Gebundenheit, zurückzurufen glaubte, ist also in Wahrheit die Zeit der Entbundenheit und löst die Antike endgültig ab. Mit einer Kirchentrennung wird ein Leben außerhalb der Kirche möglich, auch Staat und Kirche scheiden sich und werden Selbstzweck, an die Stelle des Ganzen tritt in unübersehbarer Mannigfaltigkeit das Einzelne, Gemeinschaften haben bestenfalls nur noch einen sozialen Sinn und Zweck, Satzung und Sitte werden zum „guten Ton", zur „Moral" oder zur tausendfachen ungeschriebenen Forderung der Ethik, und doch beginnt die schrankenlose Freiheit des Individuums und zeitigt Einzelpersönlichkeiten von unendlicher Größe und Zahl. Mag aber

Digitized by Google

die Entbundenheit noch so sehr zu immer wechselnden Versuchen und Arten von Bindungen im Einzelnen führen, es ringt sich zuletzt triumphirend — nicht das Recht zur Freiheit des Glaubens, Fühlens, Handelns, sondern dasjenige zur völligen Freiheit des Forschungs- und Erkenntnistriebes durch. Bis in unsere Tage reicht die Renaissance, denn sie findet erst ihre Erfüllung in dem Ideal der Allgemeinbildung, als welche man gar mit dem Begriff der Kultur gleichsetzen möchte, obschon alle Kulturen der antiken Welt sie nicht kannten. Nicht mehr von Gott aus, sondern vom Menschen aus ist die Welt orientiert, ja, der Mensch nimmt sich selbst zum Hauptgegenstande des Forschens und Erkennens. Alle Kräfte der Natur werden dem Menschen dienstbar gemacht, der da glaubt, die Welt nicht nur erklären, sondern auch beherrschen und verbessern zu können. Die Kunst wird naturalistisch, wissenschaftlich, psychologisch, ein zugleich jauchzender und skeptischer Eroberungszug in das Leben. Die größten Meister setzen den frühesten Renaissancemenschen fort, den auch schon individualistischen Höhlenbewohner, dessen Kunst die erste Eroberung der Wirklichkeit war — der Wirklichkeit im Sinne der Erscheinung statt der religiösen Wirklichkeit hinter den Erscheinungen. Dazwischen geschah ähnliches bezeichnenderweise nur in Rom, in jenem Rom, das zuerst den Staat zum Selbstzweck machte und dadurch, wie es jeder politische Absolutismus tut, das Individuum emanzipierte. Die Renaissance war also höchstens Wiedergeburt des Römertums; römische Porträtbüsten, solche der Renaissance und solche Rodins gehören zusammen, sie entspringen ein und derselben Zeit, ebenso wie Dürer und Leibl in ihrer Wissenschaftlichkeit, in ihrer Psychologie, in ihrem Naturalismus Vertreter der gleichen von Rom bis heute oder doch gestern reichenden Renaissance-Epoche sind. Sie zeigt den Menschen im Vollbesitz seiner Mittel, sie ist das glänzendste Sichherausstellen des Menschen, das gilt für seine Arbeit und selbst für seine Kriege. Aber die Mittel werden zum Zweck, was dienen soll, wird zum Herrscher, die Materie, zu sehr ins Leben aufgenommen, vom Leben nicht mehr bewältigt, führt zum Materialismus, und der Mensch gerät nur in desto größere Not: er erliegt der Rache der unterworfenen und nutzbar gemachten Naturgeister. Er erfand die Maschine im Kampf gegen die Arbeit, aber nun läßt sie, selbstherrlich geworden, ihn noch mehr arbeiten denn je und betrügt ihn ferner um den Segen der Arbeit. In der Antike war ein Sklavenaufstand nichts weiter als eben ein Sklavenaufstand und sagte nichts gegen die Idee der unsterblichen und durch ihre Unsterblichkeit überegoistischen Tyrannenwerke. Aber der moderne Renaissance-Kapitalismus war zu unfruchtbar, um den Sozialismus ins Unrecht zu setzen, seine Idee war nur die „Firma", und „Arbeitgeber" wie „Arbeitnehmer" sind in genau die gleichen entsetzlichen Gewalten verstrickt. Es gibt Wohltätigkeit aus Pflicht und sogar Mäzenatentum aus Pflicht, aber besser noch wäre Mäzenatentum als Verbrechen, und man sollte die Kunst, zugunsten der Kunst, verbieten. Die

Digitized by Google

großen Gemeinschaften Kirche und Staat betreffen die ganze sittliche, seelische und leibliche Existenz, und dennoch veröden und vermechanisieren sie ohne die Kunst, die namentlich im Theater ihre Idee zu einer Gemeinschaftsidee erheben möchte, wie jene beiden genannten Gemeinschaften die Ideen Gott und Vaterland. Und vielleicht könnte ein Theatertempel heute noch am ehesten zwischen Schloten und Arbeiterhäusern stehen. Denn das düstere Pathos des Industriemilieus gibt den Menschenwerken keine Ewigkeit, aber läßt sie ohne weiteres Landschaft werden, Landschaft, die Ewigkeit ausströmt, wie es sonst nur uralte Städte und Ruinen tun. Dieser Tempel wäre eine Notwehr gegen jene Rache, mit der die Maschinenwelt die Menschen in Höhlen zurückdrängen möchte, und zugleich ein Sinnbild jenes menschlichen Sieges, dessen Glanz trotz allem über dem Ringen mit den Naturkräften liegt, auf der Stirn des Prometheus, der für den Diebstahl des Feuers an den Felsen geschmiedet ist.

Wir wollen nicht entscheiden, ob das Christentum jene schon im antiken Rom beginnende Renaissance aufgehalten und die alte Welt noch einmal zur Bindung gezwungen hat oder ob es starke Kräfte der alten Welt oder aber diejenigen der neuen Völker waren, die vielmehr das Christentum mit in ihre Gebundenheit zwangen, Kräfte jener neuen Völker, welche auf jeden Fall zunächst berufen waren, ihrerseits den Verfall der alten Welt noch einmal aufzuhalten und zusammen mit dem Christentum die Fortsetzung und letzte, höchste Blüte jener Welt zu erzwingen. Diese höchste Blüte ist das romanische Mittelalter, durch das, wie wir noch heute in seinen Bauwerken sehen, die Ganzheit und die Form ihre letzte Vollendung fand: im Kreis. Aber jedenfalls war jene andere, jene individualistische Tendenz, die wir am frühesten beim Höhlenmenschen finden, schon seit Rom von neuem da, sie arbeitete im Innern, und aus Gebundenheit und Entbundenheit entstand, vor dem endgültigen Sieg der letzteren, vor der eigentlichen Renaissance, eine tragische Kultur, die Gotik, die Zeit des gebrochenen Bogens. Was auch immer diesen Bruch vollzog und wie er sich vollzog, ob hier nun wirklich endlich das Christentum entschied, wenn Lust Schmerz wurde und Schmerz Lust, das Sinnliche und das Übersinnliche sich befehdeten und alle übrigen Kräfte auch, um sich doch immer wieder in gegenseitigen ungeahnten Steigerungen zu verbinden — und hatte der Kreis auch aufgehört, Kreis zu sein, und war nun auch schon an seiner Statt der Punkt da, so wurde und blieb der Punkt doch Spitze und schwang immer wieder zum Bogen und schwang doch wiederum den Bogen erst in die Höhe, über ihn und sich hinaus. Aber erst mit dem Barock erfüllt sich diese Ahnung eines abendländischen dritten Reiches zwischen und nach Antike und Renaissance, einer Drei, die in der und durch die Zwei, welche die Welt und ihre Geschichte teilt, nicht teilbar, sondern vielmehr die Einheit in der Dreiheit ist. Von den antiken Völkern hatte nur eines ein ähnliches drittes Reich errichten können, das beispiellos und einsam die geschlossene Linie des Alter-

Digitized by Google

tums unterbricht, zugleich an ihr teilhabend und doch sie gotisch brechend: die Griechen. Auch sie waren der reinen und kompromißfreien Vereinigung des Religiösen und des Wissenschaftlichen, der Gebundenheit und Entbundenheit fähig. Nietzsche hat uns dies gezeigt, er hat uns gezeigt, daß diese Vereinigung — eine Vereinigung im tragischen Menschen — eine noch höhere tragische Kultur erschuf, als wir sie bisher bei uns erlebt haben, in einem tragischen Kunstwerk gipfelnd, das den griechischen Tempel noch unter sich ließ.

Wie aber, wenn wir an unserem barocken dritten Reich noch bauen könnten? Zwar, wir schämen uns nicht, zu bekennen, daß wir uns nach einer neuen Bindung sehnen, daß wir mit Freuden verzichten würden, große und größte Einzelpersönlichkeiten zu haben und selber zu ihnen zu gehören, wenn wir damit das Anwachsen des leblos Massenhaften aufhalten und die gegen- und allseitige Durchdrungenheit eines einheitlichen Lebensstils wiedergewinnen würden, daß wir lieber noch in der Gesamtheit und Ganzheit auf- und untergingen, als daß wir außer ihr stünden, daß wir auch die Kunst wieder als Beschwörungsformel suchen, kurz, daß wir uns nach einer übersozialen Einheit aus der noch im besten Falle nur sozialen Einheit sehnen, und vielleicht wäre die Tragödie nur ein Weg zu einem neuen oder zum alten Kirchenglauben. Aber wir schämen uns auch nicht unseres Individualismus, unseres grenzenlosen Forschungs- und Erkenntnistriebes, unserer Höhlenmenschen- und Renaissancemenschen-Einsamkeit, unserer tätigen und unermüdlichen sozialen Kraft, die uns wahrlich, wie noch tausend andere Kräfte, vom Höhlenbewohner unterscheidet und uns stolz den Renaissancemenschen zugesellt, und wir möchten immer noch lieber, daß unsere Kunst eine Beute- und Entdeckungsreise, eine Wikingerfahrt durch alle Meere und zu allen Ländern unserer Seele wäre, als daß sie ihre energischen Lebensbeziehungen an eine Ornamentik verlöre, die wir noch in der heutigen antiken Welt, bei den Völkern des Orients bewundern. In heroischen Kämpfen mit der Renaissance kämpfen wir mit uns selber, und alle Siege über ihre äußeren Formen sind nur glückliche Vorgeplänkel bis zum letzten Siege des tragischen Menschen, dem vielleicht einmal der wieder religiöse Mensch der Zukunft, wenn sie einander begegnen, mit jener Selbstentäußerung, die nur er und seinesgleichen kennt und die nicht zu kennen wir stolz sind, dem einmal dieser religiöse Mensch der Zukunft, statt sich selber, die Krone reicht. Sie begegnen sich auf dem Dach der Welt: der Heilige und der tragische Held, — der Heilige, der das Leben verneint, indem er das Leben lebt, der tragische Held, der das Leben bejaht, indem er den Tod stirbt, und dennoch jener die höchste Form des Lebens und dieser die höchste Form der Kunst. Unser alltägliches Leben wird erst durch die Kunst gekrönt, aber das höchste Leben krönt die Kunst, ehe die Kunst wieder dem Leben weichen muß, und mit ihr der künstlerische Mensch dem religiösen Menschen.

Digitized by Google

Wie also, wenn sich und uns die Gotik, trotz ihrer Dome, nun doch noch ein Letztes und Höchstes als noch zu tun vorbehalten hätte, wie dem Griechentum trotz seiner Tempel noch ein Über-sie-hinaus in ihrer Tragödie übrig blieb? Wie, wenn die Gotik gar einer Umkehrung ihrer selbst fähig wäre? Wie, wenn das Barock eben jene umgekehrte Gotik, jene Umkehr der Gotik wäre? Wie, wenn die Spitze des gotischen Bogens, während er zurückschnellt in ein frommes Rund, mit äußerster Kraft noch über die Griechen hinaus als Pfeil den deutschen tragischen Menschen und das deutsche tragische Kunstwerk entschleuderte?

5

Bei uns hat bisher nichts so großartig wie der letzte Satz der Neunten Symphonie das Phänomen des tragischen Menschen offenbart. Sein Individualismus hat ihn in den vorigen drei Sätzen zu den höchsten Höhen der Persönlichkeit geführt: auf die Siegeslaufbahn des Helden, zum Spiel aller Kobolde und Elementargeister, in die Dankesinbrunst des Gebets und der Andacht. Aber nichts schützt ihn nun vor dem Naturalismus, vor der völligen Desillusionierung, vor dem grausigen Anfall der Dinge, vor dem Pessimismus, der Negation, dem Nihilismus, vor der Sinnlosigkeit des Daseins, dem Urwiderspruch der Welt, der Verneinung des Willens. Die völlige Gebrochenheit geht so weit, daß sie das Schaffen selbst zerbricht, auch das Kunstwerk und die Form, daß sie nur noch in ratlosem rettungsuchendem Flattern die vorigen Sätze, einen nach dem anderen, zitiert, aber jeden dieser Versuche als wirkungslos und hoffnungslos sofort wieder verwirft. Da beginnt, wie alle tragische Heiterkeit im Baß, die feuertrunkene Freudenmelodie, die mehr ist als „Ausdruck", nämlich ein beschwörendes Ornament, eine magische Hieroglyphe. Sie stellt jene übersoziale Gemeinschaft her, die wiedergeborene Gemeinschaft alles dessen, „was die Mode frech geteilt", das große „Seid umschlungen, Millionen!", das Fest, den Menschen. Und die höchste Musik ertönt, die je ein menschliches Ohr vernommen: der Zymbelklang jenes Sphärengesanges als Marsch der Cherubim, dieser Zymbelklang, der allen Tanz und alle Tragödie begleitet und ein neues und tieferes Heldentum als das der Tat verkündigt, ein orphisches, kosmisches, nie mehr zu stürzendes, das den Trauermarsch zum ewigen Triumphmarsch wandelt: „Froh wie deine Sonnen fliegen . . ."

Nicht als ob hier die menschliche Stimme als Instrument zu den übrigen Instrumenten hinzuträte und als ob das eine grundsätzliche und erwünschte Erweiterung der symphonischen Form bedeutete. Im Gegenteil: diese Einführung von Wort und Stimme in die absolute Musik wirkt durchaus gewaltsam und formsprengend, als furchtbare Katastrophe im Reich der Symphonie, innerhalb der Entwicklung dieser letzten und selbstherrlichsten Musikform. Und nicht als ob hiermit jedoch etwa wenigstens der Weg zum Musikdrama angebahnt würde als zu einer höheren Stufe oder doch weiteren Etappe. Die Musik ist das Dionysische, sie ist es nirgendwo, auch nicht

Digitized by Google

bei Wagner, so sehr wie hier bei Beethoven, wo sie sich aufzugeben beginnt und, indem sie ihre Freunde anredet, zum Wort übergeht. Hier will und muß sie ins Tragische vordringen, allein das Tragische braucht das Apollinische zum Dionysischen, es braucht den Leib und das Wort. Nietzsche identifiziert — nur Wagner und der eigenen Musikpassion, die ihm bald so schwer zu schaffen machen sollte, zuliebe — „Musik" und „Geist der Musik". Und Nietzsche überschätzt — ebenfalls Wagner zuliebe — die Rolle der Musik in der griechischen Tragödie. Das ist gewiß: denn die griechische Musik mußte um so viel unter dem Worte stehen, wie das Wort des Sophokles über dem Worte Wagners steht.

Aber es ist von höchster Bedeutung, daß Nietzsches „Geburt der Tragödie" fast noch mehr als von den Griechen und von Wagner vom Schlußchor der Neunten ausgeht. Es ist von höchster Bedeutung, daß dieser Schlußchor eben infolge der künstlerisch anfechtbaren, ja fast kunstwidrigen und das Symphonische auflösenden Vermählung des Tones mit dem Worte, daß diese übermusikalische Manifestierung des „Musikgeistes" zum ersten Male wieder ein anderes Absolutes, das Wesen des tragischen Menschen enthüllt. Es ist von höchster Bedeutung, daß diese letzte gewaltige Äußerung unseres eigentlichen Musikzeitalters in das Reich des Wortes übergreift, als träte es ihm nun die Vorherrschaft ab, und daß sie es mit Worten Schillers tut, des größten und bis dahin einzigen tragisch-dionysischen und chorischen Dramatikers.

H. Wohlbold / Mechanische und dynamische Weltanschauung

Am 22. April 1812 schrieb Goethe in sein Tagebuch: „Es wird so weit kommen, daß die mechanische und atomistische Vorstellungsart in guten Köpfen ganz verdrängt und alle Phänomene als dynamisch und chemisch erscheinen und so das göttliche Leben der Natur immer mehr betätigen werden."

In seiner lapidaren Kürze weist dieser Satz auf das wichtigste Problem der neueren Zeit hin, das unausgesprochen hinter allen Rätselfragen auch unserer Gegenwart steht. Der mechanistische Materialismus hat seinen Höhepunkt erreicht. Ja, es deuten viele Zeichen darauf hin, daß er ihn bereits überschritten hat; das Bedürfnis nach einer von mechanischen Vorstellungen befreiten, das Leben tragenden Weltanschauung macht sich immer mehr geltend. Noch haftet der Blick nur immer an der Oberfläche der Erscheinungen und dringt nicht in die Tiefe. Aber es ist ein Sehnen erwacht nach dem Weg, der zu den Quellen des Daseins führt, zu den Müttern, in das Reich des Werdens. Kant hat dem Menschen überhaupt die Mög-

Digitized by Google

lichkeit und die Fähigkeit abgeſprochen, dieſen Weg zu finden. Die Kritik der reinen Vernunft iſt die Bibel der Naturwiſſenſchaft. So kommt es, daß dieſe glaubt, ſie müſſe ſich ein für allemal auf die Erforſchung des Gewordenen, des Seins, der erſtarrten Form beſchränken. Die Welt des Werdens, in der „Natur im Schaffen lebt", die natura naturans liegt ewig unter einem undurchdringlichen Schleier verborgen. Es fehlt der Mut, ihn zu heben. Urſachen des Geſchehens werden geſucht. Hinter der einen Wand ſteht eine andere. Jede verbaut den Ausblick in weſenhafte Gründe und Hintergründe. Keine wird durchſichtig. Nie durchſtoßen die Theorien die Erſcheinungswelt, das Denken verfängt ſich in dieſer wie in einem ſtählernen Netz. Wohl zerſplittert die Natur in kleinſte Entitäten, aber als letztes bleibt doch immer wieder der Stoff mit ſeinem unendlichen Spiel differenzierter mechaniſcher Bewegung. Es gibt nichts als Mechanismen. Hinter der Oberfläche verbergen ſich Kräfte, von denen eine die andere treibt. Die Welt iſt eine ungeheuere Maſchine.

Wir denken deshalb mechaniſch, weil wir atomiſtiſch denken und den Blick nicht auf das Ganze richten, ſondern auf die Teile.

Die moderne naturwiſſenſchaftliche Vorſtellungsart hätte ſich ſo, wie ſie iſt, niemals entwickeln können, wäre nicht am Beginn der Neuzeit das Mikroskop und das Fernrohr erfunden worden. Es iſt wahr, daß ſich damit die Grenzen des Raumes nach oben und nach unten, in's Große und in's Kleine unermeßlich erweitert haben. Welten wurden erſchloſſen, deren Daſein man vorher auch nicht einmal ahnte. Aber dazu kommt etwas anderes, das noch viel zu wenig beachtet worden iſt. Denn gerade dadurch erzogen ſich die Menſchen dazu, den Blick nun nicht mehr ſo wie früher auf die Totalität zu lenken, ſie richteten das Auge auf die Einzelheiten.

Es gibt auch in der menſchlichen Geiſtesgeſchichte, ſo wenig wie irgendwo ſonſt, einen Zufall. Das ſcheinbar blinde Ungefähr ſteigt wirklich aus den tiefſten Quellen. Hiſtoriſch tritt immer dort etwas aus den Hintergründen in eine Epoche herein, wo es als Zeitnotwendigkeit gefordert iſt. Hätte ein Grieche zur Zeit der Perſerkriege das Teleſkop erfunden oder das Mikroſkop, niemand würde davon den Sinn verſtanden haben.

Das Mikroſkop hat den Organismus auseinander geriſſen. Es hat gezeigt, daß er aus Zellen aufgebaut iſt. Damit hätte ein Grieche ſo wenig anzufangen gewußt wie mit der makrokosmiſchen Mechanik Newtons.

Seit dem ſechzehnten Jahrhundert iſt die Frage, wie es möglich iſt, daß die Teile ein Ganzes bilden und miteinander in dieſem Ganzen wirken, ein wiſſenſchaftliches Grundproblem. Für das Altertum wäre eine ſolche Frage ohne Sinn geweſen.

Was unter den geſchliffenen Linſen vor dem Auge auseinander fällt, das zerſtückelt die Phantaſie noch weiter in's Unendliche. Die ganze Welt wird zu einem Trümmerhaufen, zu einem Chaos. Wie kann aus dem Chaos ein Kosmos entſtehen?

Digitized by Google

Die Alten fühlten das „geistige Band" noch. Wir fühlen es nicht mehr. Der Organismus war eine Entelechie. Zwei Jahrtausende haben sich gemüht, sie wegzudisputieren. Die Teile fügten sich nicht durch Anziehungskräfte oder was es sonst sein mag, sekundär zur Einheit, sie gingen aus dieser als dem Ursprünglichen hervor. Das Altertum ging vom Begriff des Organismus aus. Die ganze Welt wurde organisch gesehen. Auch die anorganische Natur war lebendig, während heute auch der Mensch aus mechanischen Prinzipien erklärt werden soll.

„Pythagoras selbst", schreibt Schiaparelli, „oder wenigstens der größte Teil der von ihm gestifteten Schule, nahm als Bewegungsursache der Himmelskörper nicht eine mehr oder weniger komplizierte Maschine an, die ihrerseits eine bewegende Ursache verlangte, sondern ein Bewegungsprinzip des Alls, das im Mittelpunkt sich befand und mittels des Gesetzes der Harmonie und der Zahlen in die Ferne wirkte." Das „Bewegungsprinzip", von dem hier die Rede ist, war eine Idee, das *ἀκίνητον κινουν* des Aristoteles, das Unbewegte aber Bewegende.

Man spricht vom Organismus paradox als von einem „Zellstaat". Er soll dadurch bestehen, daß die Zellen aus einem undefinierbaren Grunde zusammen arbeiten. Sie teilen sich, sinnvoll, in die Arbeit; so wird die Gesamtfunktion bestimmt. Eine wahrhaft kindliche Vorstellung. Denn in Wirklichkeit sucht jede Zelle sich zu behaupten, sie möchte gewissermaßen ihre eigenen Wege gehen. Nur dadurch kann der Organismus bestehen, daß er sich als Ganzes — als Idee — gegenüber den Einzelfunktionen behauptet und durchsetzt. Im physikalischen Prozeß allerdings wirken Stoffe und Kräfte von außen aufeinander. Es entsteht eine Resultante aus peripherischen Komponenten. Der Organismus erhält sich aus einem Zentrum heraus, wenn auch die moderne Naturwissenschaft ihn peripherisch erklären und die Biologie, wie man es ausdrückt, physikalisch werden möchte. Wo man vor der Eigengesetzlichkeit lebender Körper das Auge nicht ganz verschließen will, da hilft man sich durch die Konstruktion mystischer Lebenskräfte oder Lebenselemente. Aber alle Theorien dieser Art sind nichts anderes als Versuche zu einem Kompromiß mit der mechanischen Vorstellungsart, mit der ernstlich zu brechen man sich scheut. Dazu wäre zunächst die Einsicht notwendig, daß das organische Geschehen nicht durch die Wirkung von außen, von der Peripherie her, sondern, wie R. Chr. Planck sagt, durch die „innerlich bildende und beherrschende Macht eines Zentrums" erklärt werden muß. Damit wird nicht nur der mechanistische, sondern zugleich auch der materialistische Standpunkt überwunden. Denn ein Zentrum, das von sich aus die Teile zum Ganzen bildet, kann niemals materieller Art sein. Ein solches Zentrum ist eine Idee.

Man hält Ideen für Abstraktionen, die an der Erscheinung gewonnen sind. Das sind sie nicht. Sie sind Wirklichkeiten höherer Art, wirkende, gestaltende Kräfte und Wesenheiten. Die Naturwissenschaft fühlt sich im

Digitized by Google

Gegenſatze zur Philoſophie. Der Naturforſcher geht von den Objekten der ſinnlichen Erfahrung aus, an ihr bildet er ſich ſeine Vorſtellungen und Begriffe. Aber es gibt auch eine innere Erfahrung, Ideen und Begriffe, die nur gedacht ſind. Schon Occam verſuchte nachzuweiſen, daß ſie nur „in anima“ ſeien. Das heißt, es kommt ihnen keinerlei objektive Bedeutung zu. Idealiſten ſpinnen Begriffe aus ihrer Seele heraus und alle Philoſophen ſind Idealiſten, ſind Metaphyſiker, wenn ſie etwas anderes wollen als Tatſachen der Sinneserfahrung kombinieren. Man kann ein Weltbild aus Ideen aufbauen. Es wird vielleicht einen in ſich geſchloſſenen Gedankenkomplex darſtellen, aber es iſt nichts weiter als ein Gebilde der Phantaſie, ſchillernde Seifenblaſen, die vor dem erſten Lufthauch zerſpringen und offenbaren, daß hinter dem glitzernden Farbenſpiel nichts iſt. Die Philoſophen ſind vielfach ſelbſt ſchuld daran, daß ſie in ſo ſchlechten Ruf gekommen ſind. Aber trotz aller metaphyſiſchen Irrwege will ſich hier immer wieder eine Überzeugung behaupten, die tief in der menſchlichen Natur wurzelt. Wir wollen es nicht glauben, daß wir nicht Weltwirklichkeiten in Gedanken erfaſſen können und wenn es uns auch der Philiſter zehnmal exakt beweiſt. Wir erleben es, wie die Menſchheit ihr Beſtes verliert und innerlich wie äußerlich zugrunde geht, wenn ſie den Glauben an die Kraft des Gedankens verliert.

Realismus und Idealismus ſcheiden das weſtliche und das öſtliche Vorſtellen. Alles, was ſonſt an äußeren Gegenſätzen zutage tritt und in abſehbarer Zeit zu kataſtrophaler Zuſpitzung hindrängt, iſt nur Oberflächenphänomen. Dahinter ſtehen unvereinbare Gegenſätze der Weltanſchauung. Europa iſt dazwiſchen geſtellt und ſchwankt zwiſchen den beiden Polen. Jeder von ihnen iſt nur eine Hälfte der Wirklichkeit. Es war immer das deutſche Denken, das eine Syntheſe der Extreme geſucht hat. Kant verneinte deren Möglichkeit. Und doch hat ſie in Goethe einen hohen Grad erreicht. Seine glückliche Natur rang ſich in der „anſchauenden Urteilskraft“ zu einem Realismus hindurch, der zugleich Idealismus war. Seine Naturanſchauung iſt Phyſiognomik, ſie erkennt in der Erſcheinung den Ausdruck der Idee. Form und Inhalt ſind Eins. Man muß nur in der Form die Bewegung, im Sein das Werden finden. Die Idee iſt nicht Urſache der Erſcheinung, beide bilden eine untrennbare Einheit, die der Menſch zufolge ſeiner Organiſation zunächſt ſpaltet. Mit den Sinnen nimmt er nur die eine Hälfte der Welt wahr. Indem er denkt, ſchafft er zu ihr die andere Hälfte. Er ſtellt die urſprüngliche Einheit wieder her, fügt zur Erfahrung die Idee als deren integrierenden Beſtandteil hinzu, der zunächſt, ſo lange man bei der reinen Wahrnehmung ſtehen bleibt, nicht vorhanden war. Die Idee iſt weder prinzipiell von der Erſcheinung verſchieden, noch mit ihr identiſch. Sie iſt eine Metamorphoſe derſelben. Der Menſch verwandelt, ſofern er über die Erſcheinungswelt Ideen bildet, Natur in Geiſt. Was in der Natur Bildekraft war, Tätigkeit, wird im menſchlichen Bewußtſein

Digitized by Google

zum Gedanken. Im Menschen läßt die Natur das Feste „zu Geist zerrinnen". Man kann fragen, ob die Idee auch ohne den Menschen da ist bzw. da wäre. Sie ist da, aber auf andere Art. In der Natur wirkt sie unbewußt, im Menschen wird sie Bewußtsein. Dort tritt sie als gestaltende Kraft auf, hier als Gedanke.

Die so verstandene gestaltende Kraft ist aber nicht aufzufassen als Naturursache. Ursachen sind immer mechanische Bewegungen, es mögen Ätherschwingungen sein oder sonst irgend etwas anderes.

Jede mechanische Bewegung ist in ihrem Ablauf eindeutig bestimmt und festgelegt. Der Verlauf einer Welle, die zu schwingen beginnt, ist vorgezeichnet, wenn auch nicht durch eines, so durch mehrere Elemente. Die Kraft des Impulses, der sie treibt, kann in ihrer Auswirkung gefördert oder gehemmt, in negativem oder in positivem Sinn beeinflußt werden, die Richtung der Welle kann sich ändern usw. Aber das alles ist nicht das Ausschlaggebende. Wenn man einmal die Elemente kennt, die wirksam sind, so kann man die schließlich erfolgte Bewegung irgendwie darstellen, durch eine Gerade, eine Kurve oder was es sei. Aber nur durch Eine; das ist es, worauf es ankommt. Jeder mechanische Vorgang hat nur eine einzige Möglichkeit sich zu realisieren und diese ist durch seine Elemente oder Komponenten, gleichgültig, wie man es nun nennen mag, gegeben. Für die Idee jedoch gibt es nicht eine einzige Art der Verwirklichung, sondern deren unendlich viele. Es ist nicht möglich, von der Idee zu sprechen, ohne daß man dabei zugleich auch an die Metamorphose denkt, die sich durch sie unmittelbar ergibt. Die Pflanze als Idee, die Urpflanze, wie sie Goethe nennt, kann in unendlich vielen verschiedenen Formen Erscheinung werden. Alle Pflanzen sind Metamorphosen der Urpflanze. Jedesmal ist nur ein bestimmtes Pflanzenindividuum da, alle sind verschieden; aber nur äußerlich; ideell sind sie Eines. Die Urpflanze begreift ideell alle Pflanzen in sich, aber sie ist nicht wie diese fest, sondern sie ist beweglich. Sie ist kein Sein, sondern ein ewiges, ununterbrochenes Werden. Noch anders ausgedrückt ist die Urpflanze das bewegte Bild der Pflanze. Man muß sich eine Pflanze vorzustellen suchen, die nicht fest umrissene Formen hat, sondern die sich ununterbrochen in Bewegung befindet und dadurch die Form ständig metamorphosiert. Sie bewegt sich aus keinem außer ihr liegenden Anlaß, sondern durch einen in ihr selbst wirkenden Impuls, wie durch einen inneren Willen zur Form, der aber nie zur Ruhe kommt. Aus ihrem Umkreis wirkt etwas auf sie ein, immer etwas anderes, das konkret in klimatischen, kosmischen und irdischen Milieuverhältnissen da ist, in der verschiedenen Beschaffenheit des Bodens, der Art und Menge der Nahrung usw. Dadurch wird dieses unendliche Sichbewegen gehemmt, es stößt auf Widerstände immer neuer Art, so kommt niemals die gleiche Pflanzenform heraus. Aber was in dem unendlichen Wechsel nach einander erscheint, das soll nun jedesmal erstarren und wie eine Schlacke aus dem bewegten Bild heraus-

Digitized by Google

geworfen werden — eine beſtimmte Pflanzenform iſt entſtanden. So etwa kann man, ohne ſich nun engherzig an unſere Darſtellung zu halten, zur Idee der Urpflanze kommen. Es ſollen hier natürlich keine Begriffe, wie Goethe ſagt, „hingepfahlt" werden. Auch die Begriffe müſſen beweglich ſein. Das, worauf es ankommt, iſt, daß man vom Geformten zur Idee dadurch fortſchreitet, daß man ſich dieſes nicht mehr ſtarr als Sein vorſtellt, nicht ſo, wie es die Natur als das „Geiſterzeugte feſt bewahrt", ſondern als Bewegung. Hier liegt ein entſcheidendes Moment. Denn nur auf dieſe Weiſe kann man ſich im Vorſtellen von der Materie frei machen. Die Naturwiſſenſchaft kommt nicht von der Materie los, weil ſie es immer nur mit Gewordenem zu tun hat und nicht mit dem Werden. Sie verfolgt das Naturobjekt, vor allem den Organismus, nicht bis dorthin, wo er noch nicht iſt ſondern wird, wo die Natur noch „im Schaffen lebt" und nicht bereits, wie man hinzufügen kann, im Geſchaffenen geſtorben iſt. Denn in gewiſſem Sinn ſtirbt die Idee in die Materie hinein. Jede Geburt iſt, ſo aufgefaßt, ein Sterben und jeder Tod eine Geburt, in der die Entelechie wieder aus der Form hinübergeht in das Werden, auf's neue zur Idee wird. Das iſt die ewige Metamorphoſe, an die Goethe dachte als er ſchrieb:

Und ſo lang du das nicht haſt
Dieſes Stirb und Werde
Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunklen Erde.

Leben iſt Bewegung, iſt Werden. Sein iſt Tod. Die Naturwiſſenſchaft kennt nur die tote Natur, den Leichnam. Ihre phyſikaliſche Methode iſt dem Gebiet des Mineraliſchen abgelauſcht und daher hat ſie auf dieſem auch Bedeutendes geleiſtet. Aber dieſe Methode zerſplittert, ſobald man ſie auf die Erkenntnis des Lebens anwenden will. Auch die Rechnung, die für das phyſikaliſche Gebiet angewendet werden kann, die Mathematik zerſplittert. Die Lebensvorgänge laſſen ſich nicht durch Gleichungen darſtellen. Denn ſie ſind zwar ebenfalls durch Bewegung zu erklären, aber dieſe Bewegung iſt dynamiſch. Nach einer weitverbreiteten Vorſtellung ſoll das Geiſtige eine Dimenſion mehr haben als die Materie. Es liegt in der vierten Dimenſion. Wir wollen die Frage unentſchieden laſſen, wie weit dem eine Tatſache zugrunde liegt, was für eine Bewandtnis es mit dieſer vierten Dimenſion hat und wie ſich die Mathematik zum Problem eines mehr als dreidimenſionalen Raumes ſtellt. Es ſoll die Frage von einem anderen Geſichtspunkt aus betrachtet werden. Wir gehen aus nicht von den drei Dimenſionen des Raumes, ſondern von einer Dimenſion, alſo von einer Geraden. Ihre Richtung iſt durch zwei Punkte beſtimmt. Sie können weit voneinander entfernt ſein oder weniger weit. Das hat hier keine Bedeutung. Aber wenn man ſich vorſtellt, daß ſie einander immer näher rücken, ſo werden ſie ſich zuletzt ſo weit genähert haben, daß ſie nicht mehr voneinander zu unterſcheiden ſind, der Zwiſchenraum zwiſchen ihnen verſchwindet.

Digitized by Google

Sie fallen in Eins zusammen. Damit verschwindet auch die ursprünglich angenommene Gerade, aber sie taucht zugleich wieder auf, nur jetzt nicht mehr als eine zwischen zwei Punkten liegende und dadurch fixierte Linie, sondern sie ist unendlich vervielfacht. Sie ist nicht mehr als eine einzelne Erscheinung mit einer festgelegten Richtung vorhanden, sondern nur noch als Impuls, der in dem einen Punkte wirkt. Die Dimension ist aufgehoben, sie ist von der ersten, wenn wir so sagen wollen, zur nullten Dimension, zur Negation der Dimensionalität und damit alles Raumes geworden. Wir haben den Raum verlassen und haben es in dem mathematischen Punkt jetzt nicht mehr mit der Geraden als Erscheinung, sondern nur noch als Idee zu tun. Die ursprüngliche Gerade ist der Möglichkeit nach schon in einem Punkt, aber nicht sie allein, sondern deren unendlich viele. Der Punkt ist Mittelpunkt einer Kugel. Zentrum und Peripherie lassen sich durch unendlich viele Radien verbinden, welche der Idee nach alle bereits mit dem Zentrum gegeben sind.

In dem Punkt kann der Impuls nicht mehr eine mechanische Bewegung sein, sondern eine dynamische. Der mathematische Punkt, der außerhalb des Raumes liegt, hat kein Potential. Hier ist nur noch reine, innere Tätigkeit, Wille — Wille zum Werden. Erst wenn der Punkt aus sich selbst heraustritt und damit zunächst die erste Dimension entsteht, gibt es eine mechanische Bewegung — in diesem Fall also wenn eine der unendlich vielen Geraden, die der Möglichkeit, der Idee nach im Punkt vorhanden sind, äußerlich real wird. Diese eindimensionale Gerade ist nun in ihrem Verlauf, in ihrer Richtung durch mechanische Ursachen weiterhin bestimmt. So kann man von der dritten zur zweiten, von der zweiten zur ersten Dimension zurückgehen. Was vorher Erscheinung war, wird auf diesem Wege jedesmal Idee.

Überträgt man das auf die Erscheinungswelt als Ganzes, so ergibt sich daraus, daß jedes Phänomen von zwei Seiten her bestimmt wird. Es wirkt ein innerer, ideeller Faktor und ein äußerer, materieller. Der erste Impuls ist dynamisch, der folgende oder die folgenden mechanisch. Aus dem undimensionalen tritt die Idee in die Erscheinung und dort wird sie durch äußere, richtunggebende Elemente beschränkt und bestimmt. Die Naturwissenschaft kennt, da sie nur der Erscheinungswelt Realität zugesteht, nur die mechanische Bewegung. Auch die kleinsten Entitäten, die sie annimmt, oder ihre Wellen im Äther sind im Raum. Aus diesem kommt sie nicht hinaus. Auch der Äther ist materiell oder höchstens ein Immaterielles mit den Eigenschaften der Materie. Noch die Naturphilosophen haben den Äther als das Urelement aufgefaßt, bei dem, wie Carus sagt, „sein Zustand sowohl als sein Bewegen gar nicht in die Erscheinung fallen können". Was als motorische Erscheinung in den sog. Naturkräften zutage tritt, wird erst in dem „zu irdischen Substanzen differenzierten Äther wahrgenommen". Seine Urhandlung ist Leben, „Entstehen und Vergehen, Handeln und Sichverwandeln nach einer inneren Idee".

Digitized by Google

Idee und Erscheinung, dynamisches und mechanisches Moment stehen nicht immer zu einander in der gleichen Beziehung. Dadurch ergibt sich der Unterschied zwischen anorganischer und organischer Natur und zwischen den Naturreichen überhaupt, also auch zwischen Pflanze, Tier und Mensch.

In der anorganischen Natur, im Mineral, geht die Idee in der Erscheinung, in der Form vollständig auf. Deshalb ist das Mineral das geistigste unter den irdischen Gebilden, wenn das auch vielleicht zunächst paradox klingen mag. „Die Körper" — sagt Novalis, „sind in den Raum präzipitierte und angeschossene Gedanken." Es wird das Gesagte verständlicher, wenn man bedenkt, daß unter allen Wesen das Mineral am wenigsten oder kein Eigensein hat. Der Mensch ist ein Individuum, er hat einen ideellen Mittelpunkt. Die Pflanzen bilden eine über die Erde ausgebreitete Einheit, sie leben das Erdleben mit wie der Mensch sein persönliches Leben lebt. Das Mineral ist nicht persönlich, nicht irdisch, sondern kosmisch. So wie in einem menschlichen Finger, der aus der Gesamtidee des Menschen gebildet ist, der Mensch, wirkt — wir sehen ab, was dieser sonst ist — so wirkt in jedem Mineral der ganze Kosmos. Im Mineral ist die Idee des Weltalls Form geworden. Der Weltgeist ist, wie Plato sagt, am Weltenleib gekreuzigt. Seine Auferstehung, das stufenweise Hervortreten der Idee als Idee vollzieht sich durch die organische Natur hindurch von der Pflanze zum Menschen. In der Mineralwelt ist die Idee ganz nach außen geworfen, im Menschen wirkt sie als inneres Zentrum. Der Naturphilosoph Lorenz Oken setzt den Punkt an den Anfang der Schöpfung, in ihm ist die Einheit vor der Erscheinungswelt. Wenn Eins zu Zwei wird, der Mittelpunkt sich selbst in der Peripherie gegenüber und aus sich heraustritt, entsteht die Natur. Aus der Einheit wird die Vielheit. Beides gehört polar zusammen. In jedem Punkt, an jeder Stelle der Peripherie wirkt das Zentrum, die Idee des Ganzen. Aber die Peripherie wirkt auch auf den Mittelpunkt und durch ihn hindurch wieder in den Umkreis selbst hinaus. K. Chr. Planck hat diese Dinge, unter anderem im „Testament eines Deutschen", ausführlich dargestellt.

Die organische Natur entwickelt sich dadurch, daß zunächst bei der Pflanze das Zentrum ganz in die Peripherie versenkt ist, d. h. die Idee geht auf in der Bildung der organischen Teile. Sie wird Leben. Man kann auch umgekehrt sagen, die dynamische, innere Tätigkeit erschöpft sich bzw. ihre Kraft darin, daß sie das Mineralische zum Leben aufruft, den Chemismus desselben umgestaltet. Denn es ist im Organismus eine andere Chemie wirksam als in der toten Natur. Der Typus, die Urpflanze ergreift den Stoff und er ist nicht mehr starr, sondern innerlich beweglich im Sinn des ideellen Zentrums. Im Mineral ist Idee und Erscheinung im Gleichgewicht in der Pflanze beginnt die Idee den Stoff auf eine höhere Stufe zu heben, indem sie ihm etwas von ihrer Dynamik mitteilt. Der Stein, der den ande-

Digitized by Google

ren ſtößt, gibt dieſem die Bewegungsrichtung und die Anfangsgeſchwindigkeit. Der Luftwiderſtand verlangſamt die Bewegung. Jedes Moment wird in den ganzen Vorgang ſo wie es iſt aufgenommen, das ſchließliche Reſultat iſt eine Komponente. Der Stein verhält ſich paſſiv. Die Pflanze reagiert auf die Einwirkungen der Umwelt. Sie nimmt die Nahrung, die ihr der Boden gibt, nicht ſo auf, wie dieſe iſt, ſie aſſimiliert ſie, d. h. wörtlich ſie macht ſie ſich ähnlich. Das Einzelne, das von außen herankommt, wird von der Idee des Ganzen ergriffen und im Sinn dieſer Idee umgeſtaltet. Das Leben läßt ſich ſo definieren — nicht erklären. D. h. man kann keine Urſache des Lebens angeben, nicht eine „Lebenskraft". Dieſer Begriff iſt, wenn Vitaliſten das auch verſchleiern, letzten Endes doch ein mechaniſcher. Das Leben iſt ein Phänomen, es iſt die beſondere Art, wie ſich die Idee zunächſt im Organismus Ausdruck verſchafft. „Leben" als ſolches, als abſtrakter Begriff, exiſtiert nicht — ſo wie etwa ein Mineral oder eine Pflanze exiſtiert. Es gibt nur lebende Organismen. In ihnen werden die Naturgeſetze ſelbſt beweglich, ſie haben ihr eigenes, inneres Geſetz. Auch hier liegt eine Metamorphoſe vor. Äußeres wird zu Innerem, mechaniſche Bewegungen zu dynamiſcher Aktivität. Auf je höherer Stufe der Organiſation ein Organismus ſteht, deſto beſſer behauptet ſich der Mittelpunkt gegenüber der Peripherie, die Idee gegenüber der Erſcheinung, Tätigkeit gegenüber der Paſſivität. An die Stelle der Naturnotwendigkeit tritt innere Freiheit. Das Starre löſt ſich aus ſeinen Feſſeln. Im Dynamiſchen, jenſeits der Grenzen des Raumes, wirkt noch:

„Geſtaltung, Umgeſtaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung
Umſchwebt von Bildern aller Kreatur."

Das Phänomen, das man in der „Geſtaltung, Umgeſtaltung" verfolgt, wird ſchließlich zum Urphänomen. Dort ergreift man in der Metamorphoſe die Idee. Alles iſt Verwandlung und Überwindung. Aus der unteren Stufe wächſt die höhere hervor. Das Mineral iſt Form und Naturgeſetz. In der Pflanze überwindet das Leben die Form und die Materie. Das Tier überwindet die Pflanze, der Trieb, die Empfindung befreit ſich aus dem Nur-Lebendigen und ordnet es ſich unter. Der Menſch überwindet das Tier, der Gedanke den Trieb. Menſchſein iſt Auferſtehung der Idee, die in der Natur gekreuzigt iſt. Inſofern vollendet der Menſch die Schöpfung. Er denkt der Natur den „höchſten Gedanken, zu dem ſie ſchaffend ſich aufſchwang" nach. Was Schaffenskraft war, metamorphoſiert ſich im menſchlichen Bewußtſein zum Gedanken und in ihm erſcheint dadurch, daß er, nach einem Worte Schillers, die Gottheit aufnimmt in ſeinen Willen, etwas Neues, das vorher auf der Erde nicht da war. In der ſichtbaren Schöpfung zerſplittert die Welt in lauter Einzeldinge, im Menſchen erſteht die ideelle Einheit in einer neuen Form. Dieſe trägt er als der Mittelpunkt der Welt in die Peripherie hinaus, er entzaubert damit die Natur.

Digitized by Google

Die Wissenschaft der Gegenwart kennt nur Formen und die Gesetze, die von Form zu Form wirken. Das, was Oetinger das Ende der Wege Gottes nennt. Die Materie ist der Abschluß eines Bildeprozesses, ein schließliches sich in das Gleichgewicht setzen der lebendigen Naturdynamik. Das ist keine Wirklichkeit, denn diese ist nur dort, wo Wirken und Tätigkeit ist, „ewiges, lebendiges Tun".

Der Mechanismus als Weltanschauung braucht neben der reinen noch die praktische Vernunft. Dem Erkennbaren stellt er das gegenüber, was jenseits der Erkenntnisgrenze liegt. So wird die Wissenschaft von der Religion abgetrennt. Wer Wissenschaft in dem Sinne besitzt, wie es hier darzustellen versucht wurde, — nicht das, was wir in der Gegenwart Wissenschaft nennen — der hat auch Religion. „Religio" ist Wiedervereinigung mit dem verlorenen Urgrunde, mit dem Geistwesen, dem Wesen überhaupt der Welt. Heute klafft ein Abgrund zwischen Glauben und Wissen. Darin liegt die Ursache der seelischen Not unserer Zeit. Eine Wissenschaft, die es vermöchte, sich von der mechanischen zur dynamischen Auffassung zu erheben, vom Sein zum Werden, indem sie den Gedanken selbst vom Abbild zum beweglichen Bilde macht, könnte die Forderung erfüllen, die Schelling in einer nachgelassenen Abhandlung „über das Wesen deutscher Wissenschaft" erhebt, wo er sagt:

„Die deutsche Nation strebt mit ihrem ganzen Wesen nach Religion, aber ihrer Eigentümlichkeit gemäß nach Religion, die mit Erkenntnis verbunden und auf Wissenschaft gegründet ist. . . . . Wiedergeburt der Religion durch die höchste Wissenschaft, dieses eigentlich ist die Aufgabe des deutschen Geistes, das bestimmte Ziel aller seiner Bestrebungen."

Arthur Bonus
Persönliches zur Bedeutung der altisländischen Literatur

Vor einiger Zeit frug mich ein Theologe nach meinen jetzt vergriffenen Isländerbüchern. Und zwar frug er, was ich eigentlich an diesen nordischen Raufbolden fände — und gar für das religiöse Leben! — daß ich ihnen soviel Zeit widmete. Es wurde mir dabei deutlich, wie sehr es unseren wissenschaftlichen Kreisen, auch den religionswissenschaftlichen, trotz aller schönen Definitionen der Religion als Leben, doch letzlich auf besondere Erkenntnisse in allen religiösen Fragen ankommt.

Daher ist es, daß das Ungeheure, das sich in unserer Zeit im Innenleben vollzieht, nur sehr undeutlich gesehen wird.

Mich veranlaßte die Frage zur Rückschau auf meinen eigenen Weg. Ich weiß nicht, wieviel davon ich noch vor mir habe; aber da jedenfalls

Digitized by Google

eine gute Strecke hinter mir liegt, ist es vielleicht nicht zu früh, eine solche Rückschau vorzulegen.

Ich bin mir nicht klar darüber, ob es aus Familienüberlieferung stammt, oder Gegensatz zum Schulstoff war, oder welcher Einfluß sonst, daß ich, je höher hinauf ich im Gymnasium rückte, desto einseitiger meinen geistigen Ausgangspunkt im Germanentum nahm. Ganz und gar fühlte ich mich zu Hause in Lessing, Goethe, Shakespeare. Aber sozusagen meine persönliche Lebenswurzel empfand ich im Germanismus. So gehörten auch alle Bücher, die ich von meinem nicht sehr reichen Taschengeld erstand, diesem Gebiet an: Germanische Mythologien, Edda, Sagen, Volksmärchen, Volkslieder.

Unter diesen Büchern war eines Tages „die Nialssaga, nach der dänischen Wiedergabe von H. Lefolii, übersetzt von J. Claußen. Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth 1878." Ich nenne den Verlag so ausführlich aus Dankbarkeit; viel anderen Dank wird er nicht geerntet haben: das Buch schien verramscht.

Zu gleicher Zeit und im selben Antiquariat erstand ich auch die verschiedenen Sammlungen nordgermanischer Volkslieder, die Rosa Warrens in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts (die noch zur klassischen Zeit der deutschen Übersetzungskunst gehören) verdeutschte und die mir bis heutigentags als die wertvollsten Volksliederübersetzungen gelten, die es gibt. Auch diese verramscht und bis heute nicht neu aufgelegt; ich habe mich selbst seit fünfundzwanzig Jahren für eine solche Neuauflage völlig vergeblich eingesetzt. Diese Lieder dürften ja eigentlich in keiner der vielen billigen Bücherreihen fehlen, die jetzt erscheinen. Aber das höchste Entgegenkommen, das ich erzielte, war die Antwort: da die Übersetzungen über 60 Jahre alt seien, müsse man neue Übersetzungen haben. Als ob man Goethe für eine Neuausgabe neu dichten müßte! Gute Übersetzungen sind so selten wie gute Dichtungen. Übrigens gibt es neue Übersetzungen nordischer Lieder. Sie sind durchaus wacker und brauchbar; aber sie sind Übersetzungen. Bei den Warrensschen Liedern vergißt man das zumeist. Aber weder Callwey noch Piper, noch der Inselverlag, noch Reclam, noch andere hatten den Mut, ihrer Leserschaft diese ganz kostbaren Vermächtnisse nordischer Verwandtschaft vorzusetzen. Ein übles Zeichen für die deutsche Leserschaft! Unser doch in hohen Wogen gehender Nationalismus, für den noch dazu „nordisch" geradezu eine Losung geworden ist, erscheint als ganz ahnungslos den eigentlichen Werten des Nordischen und des Germanentums gegenüber. Es scheint, er bestreitet seine geistigen Bedürfnisse mit heiler patriotischer Phrase.

Doch ich kehre zurück. Ich hatte damals eine ganze Nacht über Felix Dahns „Kampf um Rom" zugebracht, wie so viele meiner Altersgenossen. Aber was war dies dagegen, diese Nialssaga! Hier war lebendiges glaub-

Digitized by Google

haftes Fleisch und Blut statt der Theaterpuppen. Hier war Stehen wirklicher Menschen im Schicksalsgang und ein Fehlen jeglicher Sentimentalität. Hier war Tragik, die wie alle wirkliche Tragik erhob. Hier war der tragische Humor, der mir im Shakespeare so ans Herz gegriffen hatte. Dieses Äußerste von Über-dem-Schicksal-stehen, das trotz aller Ehrfurcht vor dem Schicksal doch mit ihm spielen zu dürfen meint. Vor und in allem ganz einfache Sprache, grimmige Nüchternheit, Abwesenheit aller Selbstberauschung.

Es war eine ähnlich kräftigende Berührung, wie ich sie nicht sehr viel später in Fichtes Reden an die Deutschen erfuhr. Und auch dem ähnlich, was mir, sehr erheblich später, bei meiner ersten Berührung mit Lagarde einer-, Nietzsche andererseits geschah, schließlich auch die Seite, von der mir auf enger religiösem Gebiet Kierkegaard und Schrempf packend wurden. Nur daß diese vier mich nicht mehr wesentlich formten, nur bestätigten und bestärkten, während ich von der Saga, wie dann von Fichte den Eindruck habe, sie hätten mich mit geformt.

Inzwischen hatte ich mich um drängender religiöser Probleme willen zum Studium der Theologie entschlossen, der nicht immer richtigen Annahme folgend, daß der nächste Zugang zu einem Lebensgebiet die betreffende Fachwissenschaft sei. Die weiche Stimmung des überkommenen Christentums (gerade auch seiner sogenannt liberalen Form) hatte mich überflutet und in sich untergetaucht. Als ich, langsam und zögernd, auf der andern Seite wieder auftauchte (in meinem „deutschen Glauben" und entschlossener in „Religion als Schöpfung" und den Büchern „zur religiösen Krise" sowie „Religion als Wille"), mußte ich mir gestehen, daß die Stimmung der Saga mich durchgehalten und, was mehr sagen will, in mir eine völlige Umwandlung der Frömmigkeit hervorgebracht hatte.

Ich versuche hierüber deutlicher zu werden:

Die christlichen Charaktermerkmale drücken ursprünglich höchste Grade von Tapferkeit aus, Tapferkeit heißt das, welche die inneren Quellen des Lebens ergriffen hat. Aber sie lassen sich fast sämtlich als Tiefgrade, fast Gegensätze ihres eigentlichen Wesens mißverstehen und entarten demgemäß gern und leicht in diese Richtung.

Um ein Beispiel zu geben, sei an Nietzsches berühmte Allegorie vom Kamel, Löwen und Kind erinnert, in der dieser geniale Stimmungsphilosoph seine eigentlichste und tiefste Auffassung des Urchristentums niedergelegt hat. Tragsamkeit, Geduld, Demut sind da die eigentlichen Symptome, man kann auch sagen: Kraftproben desjenigen Geistes, der die Möglichkeit in sich hat, Löwe zu werden und Schaffer neuer Werte —, diese Möglichkeit, eine Welt senil gewordener Werte niederzureißen, wie Christus (der gegen ihn gerichteten Todesanklage nach) den alten Tempel niederzureißen drohte, und eine Welt neuer Werte zu schaffen, wie Christus eine neue Welt der Anbetung im Geist und in der Wahrheit schuf. Es kann

Digitized by Google

nun aber eine jenen Höchstgraden von Tapferkeit sehr ähnlich sehende Haltung unter den gleichen Namen der Geduld und Demut auch ohne jede Tüchtigkeit in bloßer Feigheit von selbst entstehen, und die wird dann leicht die charakteristische Form der besonderen Heuchelei einer solchen Epoche. Etwa wie umgekehrt Bramarbasieren und Kraftmeierei die spezifischen Heucheleiformen einer auf Selbstdurchsetzung gerichteten Periode zu sein pflegen, oft mit gleicher innerer Feigheit und Ratlosigkeit verbunden, wie die Demutheuchelei des entartenden Christentums.

So war nun auch das Christentum dieser letzten Epochen fast zu einer Art geistiger Knochenerweichung geworden.

Das ging so weit, daß auf dem Höhepunkt von einigen der vielen, denen es in ihrer Vertretung der Religion weniger auf Religion und Religion allein, als auf die sog. „Versöhnung" der Moderne mit dem ererbten Vorstellungsgefüge ankam, der folgende sehr merkwürdige Gedankengang eingeschlagen werden konnte: Auch in der darwinistisch angeschauten Tierwelt sei durchaus nicht die Tapferkeit die führende Tugend, sondern Anpassungsfähigkeit und allerlei, das sich der christlichen Sanftmut und Demut vergleichen lasse.

Diese sehr peinliche Syntheſe mißverstandener Christlichkeit mit ebenso mißverstandener Modernität fand denn doch wenig Beifall. Nun wohnt aber der modernen Seele zu innerst ein Tapferkeitsideal ein — das „Faustische" im Germanentum und im Abendland überhaupt —, das auch in den Vertretern selbst des „genuinsten" Christentums rumort. Das versuchte andere äußerlichere, aber das Wesen des Christentums doch weniger heillos fälschende Auswege. Man suchte die Tapferkeit, der man sich verpflichtet fühlte, in der Heftigkeit der Verteidigung. So stand man in tragikomisch wirkender Heldenpose vor einer halb kindischen, halb senilen Frömmigkeitsform, die man für offenbartes, also undiskutierbares Ideal hielt. Es trat ein entweder mehr orthodoxes oder mehr pietistisches Klopffechtertum auf den Plan, in neuerer Zeit auch ein obrigkeitlich belobtes Gutgesinntheitsbild, das mit Herrengebärde Knechtsideale verficht, oder gar ein nationalistisches Kraftmeiertum unter kirchlicher Maske und Autorität.

Wer diese üble Verwechslung und Entartung durchschaut, wer begriffen hat, daß die innerste Haltung der christlichen wie jeder wirklichen Religiosität Heroismus einerseits und innere Freiheit andererseits ist und sein muß, dem lösen sich dann die hinter und unter diesen Entartungen verankerten mehr geistigen Feigheitsformen leichter auf. Unbedingte Ehrlichkeit und Sauberkeit der inneren Haltung wird Bedürfnis und Beurteilungsmaßstab. Die unklare und unselbständige Grundhaltung des Spätchristentums der hundert Sentimentalitäten zerfällt, und alles rückt in sein richtiges Licht.

Ich habe damals aus Dankbarkeit gegen die Saga und auch aus dem Bedürfnis, meine theologische Vergangenheit zugunsten reinerer Re-

Digitized by Google

ligion auf Eis zu legen, mich rasch entschlossen. Ich schaffte mir eine der nicht vielen damals in Übersetzung zugänglichen Sagaen im Wortlaut und Übertragung an, arbeitete sie mit Hilfe des freilich sehr lückenhaften Möbiusschen Glossars durch (dies Glossar ist übrigens meines Wissens bis heute noch nicht durch ein wirkliches isländisch-deutsches Wörterbuch ersetzt), lernte den Urtext auswendig und bemächtigte mich so einigermaßen der Sprache. An der Hand der Inhaltsübersichten der Müllerschen „Sagabibliothek" unter Zuhilfenahme lateinischer Übertragungen sowie natürlich der wenigen Verdeutschungen, die es damals gab (besonders von Rhull), machte ich mich dann an das Lesen der großen Sagaen. Bei den Professoren Friedrich von der Leyen und Andreas Heusler fand ich freundliche Beratung. Den Ertrag dieser Arbeit habe ich in den drei Bänden „Isländerbücher" niedergelegt.

Es war mir inzwischen gelungen, Ferdinand Avenarius von den ästhetischen und menschlichen Werten dieser Literatur zu überzeugen. Das war gar nicht sehr leicht; denn bei der Phrasenhaftigkeit, mit der alles Germanische und Nordische damals behängt war, war es in der Tat geraten, sich eine starke Zurückhaltung gegen Stoffe dieser Art und Herkunft aufzuerlegen. Avenarius prüfte also lange und vorsichtig, ehe er sich überzeugte, trat dann aber mit voller Wendung für die Zugänglichmachung dieser großen Kunst ein. So fügte der damals sehr einflußreiche Kunstwart zu den manchen Kulturverdiensten, die er sich erworben hatte, auch dieses, den in blauen Nebeln fischenden Begeisterten echte Urkunden einer urtümlich germanischen Vorzeit gegenüberzustellen. Es klang ja die Kunde gar zu märchenhaft: reichliche hundert Jahre vor der älteren italienischen Prosanovelle gibt es im Norden eine völlig realistische Prosaerzählung von einer künstlerischen Echtheit und Zurückhaltung, welche die moderne Kunst erstrebt — und zur Zeit teilweise schon wieder aufgegeben hat zu erstreben.

Nachdem die Isländerbücher eine Zeitlang gewirkt und — besonders durch das Eintreten des Kunstwarts für sie und ihre Welt — auch eine Zahl anderer Übersetzungen, vor allem die verdienstvolle große Sammlung Thule* auf den Plan gerufen hatten, konnte dann das Unternehmen entstehen, dieses nordisch aufgefaßte Christentum, das ich für das echte, seinen eigentlichen ewigen Sinn wiederherstellende Christentum halte, in zusammenhängender freier Dichtung zur Darstellung bringen. Das ist im Olafbuch der Beate Bonus** geschehen, zu dem noch ein Magnusbuch und wohl noch einige andere Bände treten werden. Daß dies Buch als „Jugendbuch" erschien, braucht keinen Erwachsenen zu stören. Es ist nicht für „die Jugend "geschrieben. Es ist Jugendbuch nur in dem Sinn, daß es auch für die Jugend lesbar ist, wenigstens für die „reifere". Daß es aber nicht anders denn als Jugendbuch erscheinen konnte, das scheint mir freilich ein ziemlich

* Eugen Diederichs Verlag, Jena. ** Verlag Thienemann, Stuttgart.

Digitized by Google

böses Kulturzeichen — die nicht ganz unverdiente Quittung auf das üble Pathos der Kreise, die sich von Fouqué bis Dahn, Richard Wagner und die durchschnittliche Jugendlektüre mit diesen Gebieten beschäftigt hatten und beschäftigen.

Was ich bis hierher zu schildern suchte, mag ungefähr die Entwicklung sein, aus der heraus ich die völlig mißverständliche Losung einer „Germanisierung des Christentums" ausgab.

Denn mißverständlich ist das Wort in sehr verschiedenen Richtungen.

„Christentum" ist eine zunächst historische Bezeichnung, die — auf eine Aufgabe der Zukunft angewandt — entweder selbstverständlich oder falsch und irreführend ist.

Selbstverständlich, weil das in uns, was religiös in Betracht kommt, in seinen Ausdrucksformen natürlich aus der bisherigen Entwicklung stammt. Die aber wird nach der religiösen Seite hin eben „Christentum" genannt — ganz gleichgültig, was in ihr Christentum wirklich ist.

Falsch und irreführend, wenn das Problem unsres inneren Lebens und seiner letzten Wahrheit und Kraft auf die Frage: Christentum oder nicht Christentum gezogen wird, während es sich dabei doch nur um die Frage: Heuchelei oder Wahrheit, Anempfindung oder Echtheit handeln darf.

Und dann: „Germanisierung"! Als ob es sich um die Eindeutschung einer an sich fremden Sprache handle. Es kann uns natürlich ehrlicherweise nur auf gerade und deutliche Aussprache des in uns wirklichen Lebens ankommen. Die wird dann von selbst, je echter sie wäre, desto deutscher ausfallen.

Sehr viel abwegiger allerdings noch als die Formel von der Germanisierung, die in dem zuletzt Ausgeführten immerhin einen Rest von Berechtigung für sich anführen kann, scheint mir die von der Wiedererweckung des Wodanglaubens. Das in uns, was Religion wirklich ist, kann ja gar nichts andres sein, als was der religiöse Sinn unsrer Ahnen — der „Wodanglaube" — aus dem Christentum gemacht hat. Will man das urtümlich germanische Element unserer Religion — es dürfte, wie ich schon angedeutet, dasselbe sein, was Spengler den faustischen Geist der abendländischen Kultur nennt — klarer freilegen, so ist unmöglich eine gelehrte Rekonstruktion angeblich vorchristlichen Wodanglaubens der natürliche Weg dazu. Zumal man nicht recht wüßte, aus welchen Quellen sie schöpfen sollte. Einzig und allein vielmehr eine tiefere Besinnung auf das, was in uns Religion ist, könnte dazu führen. Sonst käme der Versuch einer Zurückschraubung auf unentwickelte Zustände dabei heraus, der zu einer noch heilloseren Verödung unsres religiösen Innenlebens führen müßte, als sie jetzt fühlbar ist. Daß aber der Versuch überhaupt unternommen werden konnte, ist immerhin eine starke Bestätigung dafür, wie sehr der Zwiespalt, von dem gesprochen wurde, anfängt, sich dem religiösen Bewußtsein bemerkbar zu machen.

Digitized by Google

Es ist nun gewiß gleichgültig, wie irgendein einzelner zu einer so starken Umwandlung der Religion in sich gelangte, und es wäre darüber kein Wort zu verlieren, wenn nicht Anlaß wäre, zu glauben, daß was sich im einzelnen mit einiger Innigkeit als eine Erlösung zu größerer Wahrhaftigkeit und Echtheit darstellt, die Wahrscheinlichkeit oder doch die Möglichkeit für sich hat, auch anderen Anregung zu ähnlicher Befreiung werden zu können.

Es ist doch so: In dem Maße, wie etwas an irgendeinem lebendigen Punkte des Volks- oder Menschheitsganzen als echt tief empfunden wird, in dem Maße entströmt es mit einiger Wahrscheinlichkeit einem Innern, das einer wesentlichen Strebung im Volks- oder gar Menschheitsinnern gleichläuft. Auch wer diese Erkenntnis nicht mitvollzieht, mag sie als Arbeits- oder Findungsannahme gelten lassen. Mich jedenfalls hat sie ohne weiteres auf die Frage gebracht, ob nicht eine breite Bewegung im Entwicklungsinnern dem entspreche, was ich unter dem Anhauch der Saga in mir selbst vorgehen fand. Das mochte sich vielleicht in ganz andern Formen ausgestalten und dennoch im Wesen dasselbe sein.

Ich habe nicht suchen brauchen. Ich berichtete bereits, wie ich bei Fichte schon, bei Lagarde, dann bei Nietzsche die verwandte Stimmung wiederfand. Und zwar gerade auch in dem, was mir inzwischen das weitaus Wichtigste geworden war: in der Richtung auf rücksichts- und restlose Anerkennung der Wirklichkeit — „Wirklichkeit" nicht im rationalistischen oder technisch-wissenschaftlichen Sinne verstanden.

Die Art, wie die Saga auch ihre Lieblingshelden, nicht wie sonst alle frühe Dichtung, durch Dick und Dünn sozusagen idealisiert, sondern als runde, wirkliche Menschen mit den Fehlern gibt, die ihren Kräften entsprechen, hatte dazu beigetragen, daß ich mich dem, was gemeinhin „Idealismus" heißt, auch dem Fichteschen ziemlich früh entzog und dafür auf die Eigengesetzlichkeit sowohl der Einzelmenschen als der Lebensgebiete aufmerksam wurde.

Wenn ich heute überzeugt bin, daß es nur persönliche Wahrheiten gibt — wie denn gerade die ganz großen Objektivitäten nur subjektiv gefunden werden — und daß auch Weltanschauungen um des Menschen willen da sind, nicht der Mensch um einer Weltanschauung willen, so hat sich, glaube ich, diese Einsicht in gerader Abfolge aus jenem Eindruck entwickelt.

Die absolute Herrscherstellung des Menschen, die ja nach der andern Seite hin nur seine volle Verantwortung für die Schöpfung bedeutet, und nach einer dritten Seite hin seine volle Eingeschlossenheit in Gott, dem allein Ehre gebührt, bedarf dieser Einsicht. Die einzige Wahrheit ist der höhere Mensch, und in unserm Streben zu ihm, zur höheren Stufe unsrer vollen allseitigen Menschlichkeit brauchen wir schlechthin alle Weltanschauungen, wie wir in diesem Streben sie ausgebildet haben. Das ist nicht Eklektizismus, sondern das Gegenteil davon. Sie alle sollen gesondert sein, blank und rein,

Digitized by Google

und als gesonderte, blanke, reine uns zu Dienste. Eklektizismus entsteht erst da, wo man sich dieser Einsicht verschließt und sich nun praktisch genötigt findet, sich aus den Elementen der einzelnen Anschauungen, die man mehr oder weniger zufällig besonders nötig hatte, unreinliche Kompromißbildungen zusammenzubacken. Es steht aber damit, wie im Sinnlichen mit den Sinnen, wo wir auch mehr als eine Wahrnehmungsfähigkeit haben, nicht etwa nur sehen, sondern auch hören, tasten, riechen und auf noch sehr viel mehr Weisen aufnehmen, die uns zum Teil heute noch gar nicht bewußt geworden sind. Die Fortbildung liegt hier wie dort in der möglichst scharfen Sonderung und Ausfeilung der einzelnen Wahrnehmungs- oder Erkenntnisarten. — „Und die Einheit des Menschen?" — Die Einheit liegt im Dienste des Einen Menschen. Des Menschen, der in sich einig ist und der Zukunft bewußt.

Vor allem entwickelte sich hier das, was mir in modern-theologischen Kreisen die meiste Feindschaft zuzog, meine antimoralistische Auffassung der Religion.

Hier in der Saga fand ich Männer, fast jenseits von Glut und Böse, aber gewaltig, herrisch und heroisch, opferbereit ohne Phrase — in alledem sittlicher berührend als die Tugendbolde, an deren Gestalten man im Dunstkreis des genuinen Christentums gewöhnt ist. Hier war Tüchtigkeit, frei aus freier, nur dem eigentlichen Willen verantwortlicher Seele. Nicht Tugend nach Paradigma. Es ist ein ähnlicher Gegensatz, wie der zwischen Sprechen aus Sprachgefühl und Sprechen aus Grammatik. Es wird noch eine Weile dauern, bis die Schule die völlige Wertlosigkeit eines Sprechenlernens aus Grammatik einsehen wird, und so wird es auch noch dauern, bis man die trostlose Unsinnigkeit eines Lebens aus Moral oder gar einer Gleichsetzung von Religion, das heißt Leben, mit Moral erkannt und die Schlußfolgerungen dieser Erkenntnis gezogen haben wird.

Ich habe dieselbe Stellung zum Leben, wie bei den Isländern wenig später bei den Bauern eines Dorfes wiedererkannt, in dem ich einige Zeit lebte. Während die Gebildeten ringsum — Lehrer und Pastor eingeschlossen — die Befolgung des Gesetzes außen und innen, der Grammatik sozusagen, als Voraussetzung alles Guten, die Verletzung oder gar Verachtung des Gesetzes aber als das eigentliche Merkzeichen alles dessen empfanden, was man böse nennen müßte, bemerkte ich bei den Bauern mit Überraschung eine viel inhaltlichere und lebendigere Wertung des Handelns je nach dem, was sich in ihm ausdrückt.

Mag sein, daß die Moralisierung des Lebens im Judentum und dann wieder im nachapostolischen Christentum und im Neuprotestantismus ihren geschichtlichen Wert gehabt hat, den Wert, den eine jede gewaltsame Einübung für das Vortreiben einer geschichtlichen Welle hat, einer Teilentwicklung heißt das. Nur gerade mit ihrem äußersten Gegensatz, nur gerade mit dem, was in Teilentwicklung nie stecken bleiben darf bei Strafe

Digitized by Google

der Selbstaufhebung, nur gerade mit Religion hätte Moral nie gleichgesetzt werden dürfen. Wohl gar mit Erlösungsreligion! Denn auf Religion kann solche Gleichsetzung immer nur verödend wirken; den Sinn der Religion hat sie immer nur heillos und bis in den tiefsten Kern hinein verfälscht.

Denn Religion ist in allem Wesentlichen der volle Gegensatz zu Moral. Moral sagt, mit Kant, beinahe: Tue, was dir schwer wird, nur das hat Wert. Religion sagt: Sorge, daß dir das Gute leicht wird; sonst hat es keinen Wert und ist nicht mehr das Gute. Religion will das Innerste des Menschen, die Gotteskraft, befreien. Was der Mensch dann tut, ist das Gute, mag es selbst dem Moralgesetz als schlecht gelten. Der verlorene Sohn mit Zöllnern und Huren steht der Religion näher als der Mann der Moral.

Aber mehr! Religion ist Werden und Wachsen und wertet darnach alles Fördernde, Treibende, Lebengebende als gut, alles Stillstellende, Entlebende, Verstockende als bös. Moral stellt selbst still. Damit sie messen kann — darauf doch nichts ankommt. Religion ist lebendiges Horchen auf die im Schicksal hörbare Gottesstimme, während Moral gerade letzte Wahrheit sein und alle Neuoffenbarung überflüssig machen will. Religion ist lebendige Offenbarung, fortlaufende Offenbarung, stete Gefaßtheit auf neue Offenbarung und nur das. Moral will endgültiges Gesetz sein und nur das. Sie nennt sich autonom, wenn sie die Herrschaft über den lebendigen Menschen ihm nimmt und sie einem angeblich unfehlbaren logischen Mechanismus übergibt; und sie nennt das aus lebendigem inneren Werden, aus Religion, aus dem inneren Müssen, aus der fließenden Offenbarung strömende Handeln heteronom.

Während in Wirklichkeit alle Moral ihrem Wesen nach heteronom ist und nur der aus lebendigem Schicksalerleben heraus sich bestimmende Mensch autonom handelt.

Ich bin auf den Einwand gefaßt, daß so alte Quellen doch kaum irgendwelchen wirklich eingreifenden Einfluß auf einen heute lebenden Menschen gehabt haben können. Wahrscheinlich wird er gerade von denen am stärksten erhoben werden, welche ihr eigenes Innenleben einem noch um 1000 Jahre älteren Buch zu verdanken glauben. Aber religiöse Werte sind, wie alle Lebenswerte, zeitlos. In ihnen kommt alles Entscheidende auf Echtheit an. Erst in weitem Abstand von ihr mag man etwa noch auf Erlebenseinheit und Blutverwandtschaft, noch weiter entfernt auch auf geographische Einflüsse hinweisen. Auf Zeit jedenfalls kommt nichts an. Die Upanischaden, denen Schopenhauer sein ganzes Innenleben zu verdanken behauptete, sind sehr viel älter als Saga und Christentum; der Buddhismus, der heute unter uns Gemeinden gründet, desgleichen.

Und die ganz große Erkenntnis gar, mit der in Urzeiten Religion erst

Digitized by Google

einmal angefangen haben mag, die Erkenntnis, daß das Leben durchaus nicht die dünne Front der zufällig heute gerade in Fleisch und Blut Befindlichen ist, sondern daß alles gleichzeitig lebt, das Vergangene und, wollen wir hinzusetzen, auch das Zukünftigste, wird gar erst eine spätere Zeit aus der Aberglaubensform des Geister- und Gespensterglaubens, der uns umgibt, herauszuerlösen und zurückzuerobern haben.

Georg Lange
Volkspoesie oder Kunstdichtung?
Zur Erneuerung der deutschen Literaturgeschichte

„Unsere Literaturhistoriker sind langweilig, weil sie sich zwingen, über alles zu reden und zu urteilen, auch wo sie nichts erlebt haben."
Nietzsche

Alle Geschichtsschreibung, so objektiv-nüchtern sie sein mag, beruht auf Werturteilen. Und wenn der einzelne Schreiber sie nicht hat, so hatte sie sein Meister, seine Zunft, seine Schule, seine Zeit, und er füllt das gegebene Gefäß mit Inhalten. Es kann schon längst ein neues Lebensgefühl gekeimt sein und gewitterhaft sich eine neue Zeit verkünden — und noch plätschern ruhig die alten Werte auf ihren stillen Weihern. Welche Wirkung hat bisher die Erscheinung Nietzsches, die blutige Losreißung einer neuen Welt von der alten, auf unser öffentliches geistiges Leben gehabt? Raum, daß sie in ihrer Tiefe erkannt worden wäre.

So setzt die heutige deutsche Literaturgeschichte ihre Wertakzente, ihre Höhen und Tiefen nicht viel anders, als es die Philologen des neunzehnten Jahrhunderts bestimmt haben, wenn man auch das Eigenleben einer Gattung, zum Beispiel des Dramas, inzwischen erkannt hat. Sie kreist um die Otfried von Weißenburg, Walther von der Vogelweide, Opitz, Haller. Was waren eigentlich die bisherigen Wertmaßstäbe? Die Gewandheit Verse zu machen? Der moralische Inhalt? Die Gelehrsamkeit? Aber hatte die Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt einen Wertmaßstab? Waren nicht vor ihrem Gesetz alle Dichter eigentlich gleich? Und war es nicht ehrwürdig, ja sogar beinahe heroisch, aller Langeweile zum Trotz, über einen berühmten „Dichter" Forschungen anzustellen? Wenn man nur etwas Neues entdeckte: über sein Leben, über die „Quellen", die er benutzt hatte, über den Zusammenhang mit seinen Zeitgenossen. Statt den Geist der Deutschen zu sammeln auf die großen Ereignisse ihrer Literaturgeschichte, streuten die Historiker ihn ins Nebensächliche auseinander. Die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts zwang die deutsche Dichtung, um derentwillen sie doch da war, in ihren Dienst, machte sie zum

Digitized by Google

bloßen Objekt ihrer Forschung. So wurde Goethe wie der Leib des Löwen bei Simson zum Bienenkorbe, in dem die fleißigen Immen aus- und einflogen und ihren Honig niederlegten. — Freilich gab es unter den Literarhistorikern auch einige, die künstlerischen Sinn hatten. Und nur so weit, als die Kunst in ihnen reichte, konnten sie auswählen, Akzente setzen. (Welches lebendige Gefühl hatte zum Beispiel Erich Schmidt für die Größe des älteren Heine!)

Denn einzig die Bedeutung seiner Kunst, der Grad seiner schöpferischen Kraft kann den Platz und Rang eines Dichters in der deutschen Literaturgeschichte bestimmen. Des Dichters — oder besser: der Dichtung. Denn nach alter Gewohnheit behandelt man noch viel zu sehr den einzelnen Dichter — mit oder ohne Biographie — in der Literaturgeschichte, während es doch bei wirklicher Kunst allein auf das Werk ankommt. „Wie glücklich sind wir," hat Roman Woerner, der Künstler unter den Literarhistorikern, einmal gesagt, „daß wir von Shakespeares Leben so gut wie nichts wissen". Denn nun erwüchse erst für den Forscher die bisher ungelöste Aufgabe, aus seinen Werken sein Leben zu erzählen. Aber vielleicht, wenn wir so ein Werk ergründen, sei es Shakespeares „Lear" oder „Die Perser" des Aischylos, bekommen wir nicht ein individuelles Leben, sondern eine Kultur. Denn das Tiefste einer Kunst ist nicht subjektiv willkürlich, sondern Gesetz. So ist alle wahre Dichtung auch — nicht, wie unsere Philologen glaubten, bewußt gemacht, sondern unbewußt, notwendig geschaffen. Diese unbewußte Dichtung können wir Volksdichtung nennen im Gegensatz zur Kunstdichtung, wenn auch von vornherein zugegeben werden soll, daß nicht alle überlieferte Volksdichtung von gleich hohem Werte ist. Aber es gibt schon zu denken, wenn das allgemeine Bewußtsein drei Arten von Dichtung in der Volkspoesie als vollkommene Muster dargestellt findet: das Märchen, das Lied und die Ballade. Es beginnt heute zu dämmern, daß ein Kunstmärchen von Andersen kein Märchen ist, ebensowenig wie Schillers „Taucher" eine Ballade. Und nun ist es bezeichnend, daß die Literaturgeschichte zwar von den Nachschöpfern jener Dichtungstypen ausführlich redet, die Urbilder aber mit Schweigen übergeht. Sind nicht aber auch die anderen Gattungen unserer Dichtung ursprünglich volksmäßig: das Epos, ja sogar das Drama, das doch die andächtige Menge voraussetzt, um seine ganze Wucht vor ihr zu entrollen? Oder wären diese Gattungen vielleicht noch gar nicht angebaut — trotz aller Romane und Theaterstücke? Hätten wir vielleicht noch gar nicht das Theater im Sinne der Griechen?

Wie wunderlich aber, daß die Literaturgeschichte — wohl ihrem Namen getreu, denn litera heißt der Buchstabe — gerade von jener Dichtung ausging, die für bestimmte Gesellschaftsklassen erdacht, die mehr gemacht als gefunden wurde, deren Hauptstützen eben die Buchstaben des Druckes oder höchstens der Schrift geworden sind. Von jenen andern Dichtungen aber, die Jahrhunderte hindurch fortlebten im Munde unseres Volkes und in

Digitized by Google

seinem Herzen, weil sie Fleisch von seinem Fleische und Blut von seinem Blute waren, weiß die gedruckte Zunge unserer Literarhistoriker wenig zu sagen. Aber nur eine Literaturgeschichte, die von solchen Blutzeugen ausginge, würde zu einer wahren Geschichte deutscher Art.

Freilich sind auch Schillers Kulturgedichte oder Hebbels Dramen Erzeugnisse deutschen Geistes, beinahe so wie der kategorische Imperativ Kants, mehr noch als die Hypothesen deutscher Wissenschaft oder gar die Erfindungen der Technik. Aber doch dringen wir in ihnen nicht so tief in das Wesen deutscher Kultur, wie in den Oratorien Bachs und Händels. Jene Dichtungen liegen doch mehr auf der Peripherie deutschen Wesens, auf der Grenzscheide zwischen Kultur und Zivilisation, wo die Unterschiede der Völker sich verflüchtigen, wo deshalb auch fremdes Gut leicht übernommen und nicht mehr eingelebt wird. Schiller selbst hatte aus schwerem inneren Ringen „naive" und „sentimentalische" Poesie unterschieden, und wenn er auch in der Durchführung befangen blieb in Rousseauischer Naturschwärmerei, so fühlte er doch eben jene Unterscheidung von Dichtung aus dem Leben und Dichtung aus dem Geiste vor, die wir mit Volksdichtung und Kunstdichtung bezeichnen.

Die Seele der deutschen Volkspoesie ist Musik. Es gibt überhaupt keine große Dichtung ohne Musik. Wo die Musik abstirbt in der Dichtung, bleibt nur das Gerippe zurück: die Regel, die Fertigkeit, „die künstlerische Absicht", die Rhetorik. Musik trug die eigentlich großen Dichtungen unserer Vergangenheit in die Herzen der Hörer. Ihr lebendiger Strom gebar immer neue Gebilde, die, wenn sie vollkommen waren, ihrer nicht mehr bedurften. Die alten deutschen Heldenlieder wurden vorgetragen in Begleitung eines einfachen Instrumentes. Ihre Melodie ist verloren und doch lebt sie fort in jenen spärlichen Resten, zum Beispiel dem alten Hildebrandslied*. Wer weiß eigentlich bei uns in Deutschland etwas von diesem alten Liede? Wer ist noch fähig, die Tragik dieses Vaters zu erleben, der seinen Sohn im Kampfe erschlagen muß? Die Heldenlieder, die ähnliche Gegenstücke in der Edda gefunden haben, sind das Größte, was Deutschland in seiner Literatur überhaupt hervorgebracht hat. Und vor ihnen im Grunde neigt sich Goethe, wenn er im Nibelungenlied das gewaltige Heidentum bewundert. Denn nicht das Nibelungenlied ist die große Tat deutscher Dichtung, sondern jene ungeheuren Lieder, von denen einige fest oder lose zum Nibelungenlied verwandelt, vereinigt und mit wie wertlosem Stoffe vereinigt sind. Das sogenannte „Nibelungenlied" als Ganzes ist uns Heutigen unlesbar und ungenießbar, daran rüttelt keine gelehrte Heuchelei, es ist eine Kunstdichtung wie Wolframs „Willehalm". Sondern wir müssen vordringen zu jenen alten Liedern, auch wo sie in Prosa nacherzählt sind, wie der Gote

* Ich habe es ins Neuhochdeutsche übertragen für meine Sammlung „Alte deutsche Balladen" (bei Beck, München), wo ich in der Einleitung ausführlich über die Entstehung der alten Volksdichtungen spreche.

Digitized by Google

Jordanes berichtet von dem finster-gewaltigen König Ermanarich, der sich seines Weibes und Sohnes beraubte, oder der Langobarde Paulus Diaconus, aus dem noch die furchtbaren Worte des Liedes von König Alboin zu seiner Gattin Rosamunde nachklingen: Trinke froh aus deines Vaters Haupt! — Diese Dichtungen allein sind mythisch, und es ist bezeichnend, daß wir aus dem alten heidnischen Deutschland keine Götterlieder haben — alle Götterlieder sind wohl spät — wohl aber Heldenlieder. Denn in solchen Gestalten wie Siegfried, Hagen, Brünhild, Wieland hat sich unser Volk Bilder seiner tiefsten Sehnsucht und ewige Symbole seiner höchsten Kraft geschaffen.

Am Anfang aber der mittelalterlichen deutschen Dichtung, die das schwere Erlebnis des Christentums in sich aufgenommen hatte, steht jenes schlichte, kleine, ergreifende Volkslied:

Du bist min, ich bin din:
des solt du gewis sin.
du bist beslozzen
in minem herzen:
verlorn ist das slüzzelin:
du muost immer drinne sin.

Ist in diesem Liebesliede kein Geist? Nicht der moderne „Geist" — sondern nur der Geist, der wie ein Leuchten aufsteigt aus der Seele. Aber was wird in unserer Literaturgeschichte aus dem Mittelalter verherrlicht? Nicht das fortblühende Volkslied sondern das aus Frankreich überkommene Ritterepos und der der Provence nachgeahmte Minnesang. Es ist ja erstaunlich, wie die schwere deutsche Zunge eines Hartmann oder Gotfried auch Verse von kristallener Klarheit und Reinheit bilden kann, genau so wie die Romanen. Doch auch Dürer konnte später beinahe so glatt und schön malen wie die Italiener. Aber viel deutscher, formloser und — formechter sind schon die schwer mit Senkungen beladenen und doch übermütig darüber hüpfenden Verse Wolframs. Sie liegen als Versuch auf jener großen Bahn germanischer Formen, die immer neu wachsen und zeugen von den aliterierenden Versen des Heldenliedes über die stets neuen ungefügen Weisen des Volksliedes bis zu den freien Rhythmen Klopstocks, Goethes und der späteren Dichter. In den Liebesliedern Wolframs quillt seine strotzende Sinnlichkeit über das entlehnte Maß des Tageliedes. Und das müssen selbst die Philologen zugeben, daß Walther von der Vogelweide (sonst übrigens oft trocken und langweilig) da am frischesten ist, wo er sich eng an das Volkslied anlehnt, nämlich in seinem entzückenden „Tandaradei":

Under der linden
an der heide,
da unser zweier bette was ...

Die eigentlich großen Dichtungen aber unseres Mittelalters waren die Balladen*, in denen das Leben zum Kampf gesteigert ist. Der wilde, groteske Humor, der uns schon in einem alten Heldenlied, dem Waltharilied, begeg-

* In jener Sammlung (bei Beck) vereinigt.

Digitized by Google

net, das von einem Mönch in lateinische Form gebracht worden war, als die verstümmelten Helden auf der Wiese beieinander sitzend über ihre Stümpfe scherzen, jener grause Humor kehrt wieder in dem jüngeren Hildebrandslied, in dem sich jedoch Vater und Sohn endlich erkennen und das goldene Ringlein des Volksliedes Trennung und Kampf und Not glücklich zusammenschließt. Die mittelalterlichen Balladen entsprechen auf einer neuen Kulturstufe jenen alten Heldenliedern. Ihre Gestalten treten nun aus dem Hintergrunde der christlichen Legende hervor. Wieviel glutvoller sind die Schicksale der Ritter Bremberger oder Ulinger oder Tannhäuser in den Balladen als alle konventionelle Liebe in Minneliedern und Ritterepen. Wenn der ungenannte Dichter des „Tannhäuser", seinen Sang von dem sinnlich liebenden Ritter, der Erlösung von seinen Sünden sucht bei dem Papst und zurückgewiesen wird, schließt mit der Strophe:

So zog er wiedrum in den Berg
Und hat sein Lieb erkoren,
Des muß der vierte Papst Urban
Auch ewig sein verloren.

Wem ist es da nicht, als würden die Tore einer Welt zugeschlagen? Diese Dichtungen haben nicht ihresgleichen, weder bei uns noch bei andern Völkern: und doch, wer kennt unter den Deutschen ganz den schwermütigen Sang von den beiden Königskindern oder die Geschichte von der schönen Ida, die hinabgetragen wird vom Wassermann in die Flut, oder von der Schwester, die sich für den Bruder opfern will und dreimal nackt um den Galgen läuft? Christentum und Heidentum ringen in den Balladen noch miteinander. Die schöne Dorothee (Lilofee), das Weib des Wassermanns, wird von den Glocken aus der Tiefe hinaufgezogen. Neben dem frommen Herzog Friedrich, der in Lauterkeit vernichtet und selbst vernichtet wird, erscheinen die sogenannten Raubritter als Helden um ihrer Tapferkeit willen im Kampfe als einzelne gegen die Masse der Städter, auch um der Treue und Großmut gegen die Ihrigen willen, wie der Lindenschmied, der die Strafe auf sich allein nehmen will und für seinen Reutersjungen bittet.

Mit diesen Balladen, die zum Teil bis ins neunzehnte Jahrhundert gesungen wurden, in enger Beziehung stehen die deutschen Märchen, von denen nach der Sammlung der Brüder Grimm zwei prachtvolle Bände von Jaunert herausgegeben worden sind*. „Das goldene Beinchen" zum Beispiel oder „Der alte Dudelsackspfeiffer" sind wahrscheinlich Balladen gewesen, worauf schon die eingestreuten Verse hindeuten. Auch die deutschen Märchen werden — genau so wie die Liebeslieder und Balladen — getragen und gewiegt von jenem alten Strome deutscher Musik. Schon in den „Sterntalern" bei Grimm sangen die goldenen Sphären zu der Kindesseelenseligkeit. Ganz hörbarlich wird die Flöte, die schon den „Juden im Dorn" tanzen ließ, auch von einem andern, dem Jack, geblasen, der noch

* „Deutsche Märchen seit Grimm" (Eugen Diederichs Verlag, Jena).

Digitized by Google

tollere Tänze damit zu entfesseln weiß. Die Dudelsackspfeife und die „Zwerchpfeife" (das heißt Querpfeife) locken mit ihren zauberhaften Weisen die Toten zu den Lebenden. Ja, die Geige vermag sogar die wilden Tiere und den Teufel selbst in ihren Bann zu ziehen.

Wieder hat sich die mythische Welt unserer Ahnen gewandelt. Ein neues Leben ist ausgegossen über Menschen, Tiere, Pflanzen und Steine; die letzten Geheimnisse schauen uns an aus verklärten Augen. Die schlimmen Mächte haben ihre Gefahr verloren. Aus dem furchtbaren Teufel ist ein dummer Teufel geworden, den man leicht zum Narren haben kann. Der Gute bekommt seinen Lohn und der Böse seine Strafe. — Wie schlicht erhaben ist „Der treue Johannes" (bei Grimm); und wenn unter den „hundert Raben" (in der neuen Sammlung), die vom Teufel aus Menschen verwandelt sind, der Freund dem Freunde sich doch verrät durch eine Träne, spiegelt sich nicht in dieser einen geweinten Träne die innere deutsche Welt lauterer denn in hundert berühmten Dichtungen?

Die Musik ist unsere Größe und Gefahr. Alle festen Grenzen und Begriffe scheinen sich aufzulösen, aber aus dieser schwimmenden Flut wird das Märchen geboren, dem kein Ding unmöglich ist. Die Heldensage hatte ihre Größe in der Größe, das Märchen aber in der Winzigkeit. Dort steht der Held im Mittelpunkt, hier der Kleinste, der Jüngste, der Dümmste: der Däumling. Wie dem Heldenliede die Tragödie, so würde dem Märchen das Lustspiel entsprechen. Aber wie die Tragödie, die dem Hildebrandsliede oder dem Wielandsliede entspricht, noch nicht auf unsere sogenannten weltbedeutenden Bretter gelangt ist, so ist noch keine Komödie erschienen, die sich annähernd mit dem „tapferen Schneiderlein" oder mit „Hans in der Schule" messen könnte. Die Geschichte vom tapferen Schneiderlein nämlich hat so feinen, lustigen, geistvollen Stil, wie kaum eine moderne Geschichte. — Und doch war von diesen Märchen in der Literaturgeschichte keine Rede, weil sie nicht als geschriebene Erzeugnisse gewirkt haben (wie die Schriften unserer Gelehrten). Als ob es nicht viel größer wäre, wenn der Stil sich Jahrhunderte lang in den Ohren des Volkes gehalten oder gebildet hat. Denn so einer, wie der Schneider im Himmel — man sollte es bei seiner Frische kaum glauben — hat schon seine vier, fünf Jahrhundertchen auf dem Buckel. Schon Hans Sachs erzählt diese Geschichte, wie denn überhaupt Hans Sachs nur da der „deutsche Meister" ist, wo er altes kostbares Volksgut: Landsknechtstücke und Bauernschwänke überliefert. Auch Fischart, sein Zeitgenosse, ist am innigsten und besten, am volksmäßigsten in seiner „Ehezucht". Aber das köstlichste Stück, das im sechzehnten Jahrhundert durch den Druck festgehalten wurde, bleibt doch jenes namenlose, unsterbliche Schlemmerlied

„Wo soll ich mich hinkehren,
Ich tumbes Brüderlein"

in seiner göttlichen Immoralität und bekümmerten Unbekümmertheit.

Digitized by Google

net, das von einem Mönch in lateinische Form gebracht worden war, als die verstümmelten Helden auf der Wiese beieinander sitzend über ihre Stümpfe scherzen, jener grause Humor kehrt wieder in dem jüngeren Hildebrandslied, in dem sich jedoch Vater und Sohn endlich erkennen und das goldene Ringlein des Volksliedes Trennung und Kampf und Not glücklich zusammenschließt. Die mittelalterlichen Balladen entsprechen auf einer neuen Kulturstufe jenen alten Heldenliedern. Ihre Gestalten treten nun aus dem Hintergrunde der christlichen Legende hervor. Wieviel glutvoller sind die Schicksale der Ritter Bremberger oder Ulinger oder Tannhäuser in den Balladen als alle konventionelle Liebe in Minneliedern und Ritterepen. Wenn der ungenannte Dichter des „Tannhäuser", seinen Sang von dem sinnlich liebenden Ritter, der Erlösung von seinen Sünden sucht bei dem Papst und zurückgewiesen wird, schließt mit der Strophe:

So zog er wiedrum in den Berg
Und hat sein Lieb erkoren,
Des muß der vierte Papst Urban
Auch ewig sein verloren.

Wem ist es da nicht, als würden die Tore einer Welt zugeschlagen? Diese Dichtungen haben nicht ihresgleichen, weder bei uns noch bei andern Völkern: und doch, wer kennt unter den Deutschen ganz den schwermütigen Sang von den beiden Königskindern oder die Geschichte von der schönen Ida, die hinabgetragen wird vom Wassermann in die Flut, oder von der Schwester, die sich für den Bruder opfern will und dreimal nackt um den Galgen läuft? Christentum und Heidentum ringen in den Balladen noch miteinander. Die schöne Dorothee (Lilofee), das Weib des Wassermanns, wird von den Glocken aus der Tiefe hinaufgezogen. Neben dem frommen Herzog Friedrich, der in Lauterkeit vernichtet und selbst vernichtet wird, erscheinen die sogenannten Raubritter als Helden um ihrer Tapferkeit willen im Kampfe als einzelne gegen die Masse der Städter, auch um der Treue und Großmut gegen die Ihrigen willen, wie der Lindenschmied, der die Strafe auf sich allein nehmen will und für seinen Reutersjungen bittet.

Mit diesen Balladen, die zum Teil bis ins neunzehnte Jahrhundert gesungen wurden, in enger Beziehung stehen die deutschen Märchen, von denen nach der Sammlung der Brüder Grimm zwei prachtvolle Bände von Zaunert herausgegeben worden sind*. „Das goldene Beinchen" zum Beispiel oder „Der alte Dudelsackspfeiffer" sind wahrscheinlich Balladen gewesen, worauf schon die eingestreuten Verse hindeuten. Auch die deutschen Märchen werden — genau so wie die Liebeslieder und Balladen — getragen und gewiegt von jenem alten Strome deutscher Musik. Schon in den „Sterntalern" bei Grimm sangen die goldenen Sphären zu der Kindesseelenseligkeit. Ganz hörbarlich wird die Flöte, die schon den „Juden im Dorn" tanzen ließ, auch von einem andern, dem Jack, geblasen, der noch

* „Deutsche Märchen seit Grimm" (Eugen Diederichs Verlag, Jena).

Digitized by Google

tollere Tänze damit zu entfesseln weiß. Die Dudelsackspfeife und die „Zwerchpfeife" (das heißt Querpfeife) locken mit ihren zauberhaften Weisen die Toten zu den Lebenden. Ja, die Geige vermag sogar die wilden Tiere und den Teufel selbst in ihren Bann zu ziehen.

Wieder hat sich die mythische Welt unserer Ahnen gewandelt. Ein neues Leben ist ausgegossen über Menschen, Tiere, Pflanzen und Steine; die letzten Geheimnisse schauen uns an aus verklärten Augen. Die schlimmen Mächte haben ihre Gefahr verloren. Aus dem furchtbaren Teufel ist ein dummer Teufel geworden, den man leicht zum Narren haben kann. Der Gute bekommt seinen Lohn und der Böse seine Strafe. — Wie schlicht erhaben ist „Der treue Johannes" (bei Grimm); und wenn unter den „hundert Raben" (in der neuen Sammlung), die vom Teufel aus Menschen verwandelt sind, der Freund dem Freunde sich doch verrät durch eine Träne, spiegelt sich nicht in dieser einen geweinten Träne die innere deutsche Welt lauterer denn in hundert berühmten Dichtungen?

Die Musik ist unsere Größe und Gefahr. Alle festen Grenzen und Begriffe scheinen sich aufzulösen, aber aus dieser schwimmenden Flut wird das Märchen geboren, dem kein Ding unmöglich ist. Die Heldensage hatte ihre Größe in der Größe, das Märchen aber in der Winzigkeit. Dort steht der Held im Mittelpunkt, hier der Kleinste, der Jüngste, der Dümmste: der Däumling. Wie dem Heldenliede die Tragödie, so würde dem Märchen das Lustspiel entsprechen. Aber wie die Tragödie, die dem Hildebrandsliede oder dem Wielandsliede entspricht, noch nicht auf unsere sogenannten weltbedeutenden Bretter gelangt ist, so ist noch keine Komödie erschienen, die sich annähernd mit dem „tapferen Schneiderlein" oder mit „Hans in der Schule" messen könnte. Die Geschichte vom tapferen Schneiderlein nämlich hat so feinen, lustigen, geistvollen Stil, wie kaum eine moderne Geschichte. — Und doch war von diesen Märchen in der Literaturgeschichte keine Rede, weil sie nicht als geschriebene Erzeugnisse gewirkt haben (wie die Schriften unserer Gelehrten). Als ob es nicht viel größer wäre, wenn der Stil sich Jahrhunderte lang in den Ohren des Volkes gehalten oder gebildet hat. Denn so einer, wie der Schneider im Himmel — man sollte es bei seiner Frische kaum glauben — hat schon seine vier, fünf Jahrhundertchen auf dem Buckel. Schon Hans Sachs erzählt diese Geschichte, wie denn überhaupt Hans Sachs nur da der „deutsche Meister" ist, wo er altes kostbares Volksgut: Landsknechtstücke und Bauernschwänke überliefert. Auch Fischart, sein Zeitgenosse, ist am innigsten und besten, am volksmäßigsten in seiner „Ehezucht". Aber das köstlichste Stück, das im sechzehnten Jahrhundert durch den Druck festgehalten wurde, bleibt doch jenes namenlose, unsterbliche Schlemmerlied

„Wo soll ich mich hinkehren,
Ich tumbes Brüderlein"

in seiner göttlichen Immoralität und bekümmerten Unbekümmertheit.

Digitized by Google

Selbst im siebzehnten Jahrhundert haben die gelahrten und fürnehmen Herren, Magister und Fürsten, mit ihren kunstvoll geschmiedeten Versen, mit ihrer verzopften und verknoteten, phrasen- und floskelreichen und dabei spindeldürren Rede nicht alle Volkspoesie verdrängen können. Bei Paul Gerhardt bricht sie hervor in „Nun ruhen alle Wälder", bei Simon Dach im „Ännchen von Tharau", bei Gryphius in der „Geliebten Dornrose" und im „Peter Squenz", die beide viel lebendiger sind als seine blutrünstigen, steifen Tragödien.

In der Sammlung „Venus-Gärtlein", die um die Mitte des Jahrhunderts erscheint, stehen haarscharf neben jenen alten mächtigen Balladen vom Lindenschmied, von den Seeräubern Störtebecker und Gödeke Michael, neben dem kernigen historischen Volksliede „O Magdeburg, halt dich feste" (das auf die Belagerung von Magdeburg im sechzehnten Jahrhundert zurückgeht) die blumigen Reimereien des Jahrhunderts, das Getändel mit Phyllis, Daphnis, Amaryllis:

Phyllis, die mich vormals liebet,
der ich auch mein Herz bedacht,
hat mich jetzund so betrübet,
daß ich keiner Freuden acht:
Soll ich sie nicht wieder sehn,
so ist es umb mich geschehn.

Der größte Dichter dieses Jahrhunderts Grimmelshausen kennt jene andern starken Töne. Aus seinem Munde vernehmen wir die kindlich süße Mahnung an die Nachtigall:

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm mit Freudenschall
Aufs lieblichste erklingen,
Komm komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vögel schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen;
Laß dein Stimmlein laut erschallen,
Denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Und später dann:

Die Eul' auch, die nicht singen kann
Zeiget doch durch ihr Heulen an,
Daß sie Gott auch tu preisen.

Ist das „heruntergekommene Kunstpoesie", wie gelehrte Leute neuerdings die Volkspoesie zu nennen belieben?

Die größten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts: Bürger, Herder, Goethe erlebten die Volkspoesie neu. Sie sahen in ihr das höchste Muster, mit dem sie zu wetteifern hätten, das höchste Ziel, das sie selbst erreichen könnten. Zu der Zeit, als Herder auf diese echten Stimmen der Völker lauschte,

Digitized by Google

rang Bürger in seiner „Lenore" um den Ruhm der alten Volksballade. Und so stark diese Dichtung wurde, das fühlte er wohl: ein Sang, wie jene alten Volksballaden, war es doch noch nicht. Da schrieb er die Worte: „O ihr guten Poetenknaben, nehmt's von nun an zu Ohren und zu Herzen, daß Volkspoesie eben deswegen, weil sie das Non plus ultra der Kunst ist, die allerschwerste sei."

Man beginnt heute die Persönlichkeit Herders zu erfassen. Das ist sehr schwer, weil das lebendigste Zeugnis dafür die Atmosphäre ist, die er um sich geschaffen hat. Der Straßburger Goethe, der im Elsaß alte Balladen erhorcht, der Homer studiert und die Bibel und Pindar, der vom „Röslein rot" singt und später vom König in Thule, der den Erlkönig gemacht hat im Wetteifer mit der von Herder übersetzten nordischen Olufballade, ist der beredteste Zeuge für Herders Größe. Der düstere Mann, der das Blut wieder zu singen und zu springen lehrte, hat aus Goethe die dichterischen Entwürfe des Mahomet, des Faust, des Prometheus ans Licht gerufen.

So begreift man auch, mit welcher Freude Goethe später „Des Knaben Wunderhorn", diese erste große Volksliedersammlung von Arnim und Brentano, begrüßte. Welches Verdienst die Romantik überhaupt für die Wiedergewinnung der deutschen Volkspoesie gehabt hat, brauche ich nur anzudeuten. Nur ein Name sei hier genannt, der größte: Jakob Grimm!

Wo die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts bedeutsam wird, nähert sie sich ihrem alten heimischen Boden und hört da unten wieder den Strom der Musik rauschen. Es ist bezeichnend, wie glücklich Kleist war über seinen „Chor der süßen Alten" in der „Hermannschlacht". Denn hier waren nicht mehr Gedanken, sondern wieder Klänge. Die Musik war in Worten gegeben. Volksmäßige Lieder ohne Töne, waren die besten Gedichte des Jahrhunderts, so die schlichten Weisen Mörickes:

Ich hatt' ein Vöglein, ach wie fein!
Kein schönres mag wohl nimmer sein.

oder: Ein Stündlein wohl vor Tag.

Der größte Lyriker des Jahrhunderts Heinrich Heine, der Dichter des Wintermärchens und des letzten Waldliedes der Romantik, den man in Deutschland vergessen hat, bevor man ihn erkannte, hat nicht nur eine „Loreley" gesungen (die ins Wunderhorn aufgenommen wurde) und manches sanghafte Lied. Das wollte nichts besagen. Sondern er ist in der „Wallfahrt nach Kevlaar" oder im „Belsazar" oder noch viel mehr in „Frau Mette" und im „Schelm von Bergen" zum Erben jener alten großen Ballade geworden, wogegen selbst Fontane doch nur ihr beseelter Schatten blieb. Seitdem ringen in neuester Zeit Börries von Münchhausen, Lulu von Strauß und Torney und Agnes Miegel um ihre Palme und Krone.—Das Märchen aber lebt fort bei Gottfried Keller, besonders in den „Leuten von Seldwyla". Da war mit einem Male ein neues Schneiderlein von alter Art in „Kleider machen Leute", auch einer, der durch sein Mißgeschick

Digitized by Google

eigentlich sein Glück macht. Keller kannte die Wonne des naiven Erzählers, sich unmerklich in seinen Geschichten zu bewegen und mit leisem Lächeln den wunderlichen Gebärden und Taten der Personen zuzuschauen.

Volkspoesie ist naiv und sachlich. Wie das Kind in seinem Spiele aufgeht mit dem leisen Wissen zwar, daß die Hölzer eigentlich keine Pferde sind oder Schiffe und die Steine keine Männer, aber unbekümmert um diese völlig belanglose „Wahrheit", so glaubt die echte Dichtung an die Wirklichkeit ihrer Welt. Sie ist nicht so altklug, darüber zu reflektieren, sie bedarf auch nicht des Schulmeisters, der erst von jedem Ding sagt, was es bedeutet. Heute aber sind die Menschen nicht mehr gewöhnt, „das Unerforschliche schweigend zu verehren" und auf die heilige Stunde zu warten, da es zu ihnen spricht. Sondern sie wollen von der Dichtung mit jedem Geheimnis auch den Schlüssel dazu; ja oft sind sie froh, wenn sie nur den Schlüssel in Händen haben. Das Darüber ist ihnen faßlicher als das Darin, und mit dem Darüber meinen sie das Darin zu besitzen. Das ist die Gewöhnung einer wissenschaftlichen Zeit, die alle Dinge ans Bewußtsein zerrt und im Grunde mit ihnen abgeschlossen hat, wenn sie sie weiß. Probleme werden dargestellt und erörtert in langen Romanen, wo die Kraft nicht mehr ausreicht, Gestalten zu schaffen, die sich in Reden und Taten selbst offenbaren; und bald wird die Bühnenanweisung länger sein als der dramatische Text, wenn nämlich niemand mehr vermag ihn nachzuschaffen und nachzuleben. Statt seine Seele in den unvergänglichen Gebilden zu weiten, sucht man sich an die vergängliche Person des Dichters in seinen Briefen und Memoiren heranzuschleichen. Niemand schließlich, weder der Künstler, noch der Beschauer, hat so viel Andacht vor dem Werke, daß er sein bißchen Leben und Dasein darin vergißt.

Wenn doch diese Zeit erkennen möchte, wie alle ihre klugen Reden, Betrachtungen und Erfindungen so gar nicht in Betracht kommen auch nur gegen den einen Schrei der Eule, die Gott lobpreist, oder gegen das melodische Konzert der Frösche am Sommerabend oder gar gegen den Schall des brausenden Meeres. Das leise Weinen des verlassenen Kindes oder das dumpfe Stöhnen der Mutter, die alle ihre Söhne dahingegeben hat, „den liebsten Vater zu suchen", wie es in einer jener alten Balladen heißt, das ist menschliche Poesie. Man begreift, wie der greise Tolstoi, der modernen Zivilisation mit ihren Konzerten und Theatern und Literaturbegebnissen bis zum Ekel müde, Erlösung suchend von den heißen Stürmen seiner Brust, die Worte aussprach: Volkspoesie ist die höchste Kunst.

Das Beste, was heute in der Dichtung gefunden wird, ist nicht Leben, sondern Geist. Nicht die Trunkenheit des Blutes ist darin, sondern der Rausch des Gedankens. Der Geist aber, der alle Tradition zu zerreißen scheint — denn nur der Instinkt vermag sie fortzutragen — ist erst ein Erzeugnis der letzten Jahrhunderte. Er wird gezüchtet und gepflegt vor allem auf unsern Schulen. Dieser „Geist", der das Leben von seinem Mutter-

Digitized by Google

boden losgerissen hat, hat auch unser Volk in „Gebildete" und „Ungebildete" zerspalten. Nur die große, typische, elementare Poesie, die Volkspoesie, kann diese Schranken wieder wegschwemmen. Denn vor ihr gilt die gepriesene „Bildung", die Zerstörerin aller Kunst und Kultur, nichts. Sondern man muß ganz von vorne anfangen, um mit den Dichtungen unseres Volkes zu wachsen. Nicht mit Wissen und Erkennen vermag man ihre Tiefe zu ergründen, sondern allein mit den Kräften der Seele, die, angeboren, groß gezogen werden können. So wird andererseits die Volkspoesie zum Lote, das die Tiefe unserer Seele abmißt und bestimmt, ob wir zum Volke gehören. Die Wünschelrute geht durch unser Land und erfühlt, wo noch die ewigen Brunnen unter der Erde quellen. Wehe aber denen, die um des Geschäftes willen die Ohren des Volkes mit Kitsch so verklebt haben, daß es die Töne des Jodlers und des Liedes, der Ballade und — des kommenden Dramas nicht mehr hört. Auf dem hölzernen Boden unserer „Bildung" haben sie ihre Leitern errichtet, die nur wieder führen zum Geschäft, aber nicht zum Leben.

Hans Hahne
Das Volk als Schauspieler

Ein Kind war geboren im Germanenlande; man bringt es dem Vater und legt es vor ihm auf die Erde; er betrachtet es, befindet es als recht und zur Art gehörig und nimmt es feierlich vom Erdboden auf und somit hinein in die Sippe.

Noch eindrucksvollere Anschaulichkeit muß der andere Brauch gewährt haben, nicht sicher zulänglich lebensfähige Kinder zunächst der Wassertaufe zu unterziehen: ob sie die überstanden. Auch noch auf andere Weise wurde und wird einst und heute der Mensch schon bei dem Eintritt ins Leben denen, die künftig um ihn sein werden, zur Schau gestellt. Und so geht es das ganze Leben hindurch, besonders wenn Geburt oder Bestimmung das Menschenkind auf höheren und weithin sichtbaren Platz gestellt haben. Das Entscheidendste des Einzel-Menschendaseins ist für Sippe und Volk das Freien und das Vereinigen von Mann und Frau, da es den Angelpunkt von Vergangenheit und Zukunft bedeutet. Ebenso wichtig ist der Tod manch eines Einzelnen. Und beides ist im Volksbrauch daher zu besonders eindrucksvollen Begehungen geworden: Hochzeit und Totenehre. In allem neigen überhaupt Gesellschaftsbrauch und Volkssitte zu eindrucksvoller Darstellung gemeinten und gewünschten Inhaltes eines Ereignisses und führen so zur Vor-Stellung, zur Schau-Stellung, deren Zweck Mitteilung und Lehre ist, Vorbild und Hinweis auf die Hochbilder vor allem im Gebiete des Suchens und Verehrens irdischer und göttlicher herrschender Gewalten.

Digitized by Google

Solche Begehungen durch das Einzel-Menschenleben hin schließen kleinere und größere Gemeinschaften zusammen zu Vortrag und Entgegennahme der betreffenden Schaustellung. Je größer der Kreis ist, den die „begangene", gefeierte Angelegenheit etwas angeht, je allgemeinere Bedeutung sie hat, desto mehr Mithandelnde gibt es, desto deutlicher sind auch die Teilungen in Haupt- und Nebenrollen, desto bedeutungsvoller unterschieden werden alle Einzelheiten, desto andächtiger werden durch die Fülle der Erscheinungen die Zuschauer und Zeugen des Vorganges. Für alle Lebenskreise, besonders aber für größere geformte Gemeinschaft, ist auch das Wachhalten der Erinnerungen an die Wesentlichsten derer, die ehemals waren, lebenswichtig. Bei Erinnerungsfeiern wurde und wird „großer" Menschen Bild zu allen Zeiten bei allen Völkern bis in die Höhen göttlicher Erhabenheit gesteigert, wenn als Nachbilder ihrer selbst ihr Tatenruhm in Erzählung und Lied und in feierlichem Schauspiel ihre Gestalt selbst vor die Nachlebenden gebracht wird. Vorfahren- und Ahnenpflege, bis zum darstellenden Kult sinnvoll und bildlich gesteigert, gehören deshalb bereits dem religiösen Gebiete und seinen Schaustellungen an.

Auf den Anfangsstufen menschlicher Daseinsformung ist all dieses Darstellen sicherlich Angelegenheit und Werk zunächst der engsten Sippen- und Stammeskreise gewesen; mit der Zunahme der Gesellung zu größeren Gemeinschaften bis zu Volk und Staat wurde manches Erleben des Einzelnen in das öffentliche Feierwesen hineingenommen, so vor allem wieder Freiung und Tod eines Jeden, der die Ehre des Ganzen vermehrt oder gewahrt hatte. Anderes wurde von der öffentlichen Begehung gesondert und blieb schlichtere Feier engster Kreise. Auslese wurde auch nötig in der Form und Wahl der Darstellung und der Darstellenden; aus Volksbrauch und Einzelsitte entstand so die öffentliche, gepflegte Schaustellung, und wo sie sich in gewohnheitsmäßig geformten Weisen vollzog, bedeutungsvoll in jedem Einzelzuge, wohl eingeübt und bis zur reibungslosen Selbstverständlichkeit wiederholt durchgeführt, entstand das echte, eigentliche Schauspiel, machte sich schließlich frei von der unmittelbaren Veranlassung und lag fortan in den Händen zu diesem Zwecke „Berufener".

Wie die Dinge des Menschendaseins, so tragen auch die Vorgänge des Jahresablaufes, zumal in Ländern wie in unserem heimischen Norden mit seinen eindrucksvollen Unterschieden der Jahreszeiten, natürlichen Anreiz zu Begehungen von mancherlei Art. Und wiederum vollzieht sich im Verlaufe der Menschheitsentwicklung der Wandel von Brauch zum Spiel. In allen Überlieferungen unserer Sprache spiegelt sich das höchst anschaulich: der Kampf zwischen den Wintergewalten ist uns Kampf zwischen Winter und Sommer als zwei mächtigen Gegnern, etwa den Eisriesen und den gegen sie andrängenden Vertretern der Frühlingskräfte: Sonnenheld oder Sonnenprinz, deren Boten die wieder sprudelnden Quellen, die springenden Knospen, die jagenden und pfeifenden Frühlingswinde sind und

Digitized by Google

deren Kommen das knatternde Zerreißen der Eisflächen verkündet — über dem Kampf unter und auf der Erde jagen die Wolken, das „wilde Gejaid" dahin als Meute und Heer der unheimlichen Lenker des irdischen Geschehens; das feierliche Einziehen des Frühlings wird nun ein Festzug von jauchzender, lachender Farbenpracht mit Vogelsang und Menschenliebe im Gefolge, des Maien Wonne ein seliger Traum unter dem grünenden Birkenbaum, des Mittsommers schweigende Seligkeit schluchzt im Vereinen der ewig zueinanderstrebenden Kräfte im Liede der Nachtigall und dem Sange der Menschen: bricht aus in den Trieben, die das Künftige zeugen, und wird durch brennende Sehnsucht und loderndes Liebesfeuer von Blüte zu Frucht geleitet; und des Herbstes rückblickende Wehmut und stolzes Besitznehmen der Frucht aus allem Treiben und Tun, des Lohnes aller Mühe, der Reife nach allem Erfahren, des sicheren Ausruhens nach allem Kämpfen und Handeln des Lenzes und Sommers scheint uns Erfüllung alles Knospens und Blühens; — des Jahresendes zagende Trauer im Anschauen der großen Vergangenheit, sein betrachtendes und liebendes Gedenken alles Gewesenen, sein zukunftsuchendes, alle Not überbrückendes Hinschauen und Hindrängen zu neuem Anfang, sein gläubiges Aufblicken zu den kleinen und großen Gewalten und Gesetzen, die das Leben in der Hand halten und seine Lose bereiten, ist beschauliches Altern des Jahreslebens; — des Mittwinters Kampf um nacktes Leben, um Dauer und Durchhalten, ist Kampf des Lebenserbes um seine Wiederkunft —: tief innen wacht ihm, als einem unbesiegbaren Kämpfer für heilige Gesetze das sichere Wissen von dem kommenden Neuen, von dem strahlenden Wiederbeginnen, wenn die Tiefe des Hinabgleitens in Starre und Sterben überwunden sein wird — — — schon diese Gleichungen zu dem Einzelleben, seinem Beginn, seiner Jugend, seiner Reife, seinem Schwinden, seinem Kämpfen, seinem Siegen und endlichem Erliegen und zu der natürlichen Aufeinanderfolge der Geschlechter enthalten genug Bilder und damit Anlässe zu Vorstellungen, zu Schau und Schauspiel! Die Worte der deutschen Sprache selbst spiegeln das Bildhafte der Vorstellungen wieder. Und auch von hier läuft die Steigerung des hinter den Dingen Geahnten und Geschauten zum Begreifen des Göttlichen und seiner „Ab-Bildung" im Lebendigen. Und auch hier müssen sich Einzelheiten sondern und engeren Kreisen vorbehalten bleiben, während das Wesentliche, Große von den die Allgemeinheit naturgemäß leitenden und wissend beherrschenden Wenigen zu größeren Formen gestaltet und dann wieder vom Können weniger Berufener dargestellt wird.

In zahllos vielen Einzelbräuchen begleitet jede Art menschlicher Gesellschaft den Jahreslauf wie das Menschenleben; dort wie hier Begehungen und Schauspiele für die Vielen von Vielen oder Wenigen geformt, gleich verständlich allen, die derselben Heimatart sind, demselben „Lebensraume" zugehören —. Darüber aber stehen die größeren Lebens- und Jahresfeste, Lebens- und Jahreslauf-Spiele in der Dorfgemeinschaft wie im Tempel-

Digitized by Google

bezirk, am Königshof und an den Stätten, wo höchste Gemeinsamkeit sich im veredelten Können der Besten einer Volkheit darstellt zum Weihe-Schauspiel für alle.

In den vor Jahrhunderttausenden von den Urmenschen Europas in erstem Erschauern des Ahnens göttlicher Gewalten betretenen Höhlen, wie wir sie am schönsten in den Pyrennäen und Mittelfrankreich fanden, wurde bereits das Wunder der Zeugung und somit wohl des Frühlings feierlich begangen, sogar schon im geregelten Reigen der Gemeinschaft: bis heute sind uns durch einen glücklichen Zufall im Höhlenlehm die Fuß- oder vielmehr Hackenspuren tanzender Menschen der Urzeit dort erhalten, bei den Skelettresten eines erlegten Bären, vor dem sinnfälligen Bilde eines sich begattenden Urstierpaares aus Höhlenlehm. Heute noch wird die Gestalt des Bären im Mittwinterbrauch herumgeführt oder getötet, des Winterschläfers als Darstellung des Winters selbst. Vielgestaltig ist auch die brauchtümliche Darstellung des Zeugungs- und Lebenswunders: so im Spiel vom Finden des Sonnenprinzen und der Erdprinzessin, im Tanz des Sonnenhirsches um die Maibraut, im Schuhplattler, der ein menschlicher Tanz nach der Art der Birkhahnbalz ist.

Die Gräber der Urzeit und Vorzeit, die wir im Erdboden finden, die Zeugen der Jahrtausende unserer Volksjugend, sind mit allem Beiwerk eines Schauspieles ausgestattet, wie es das Bestatten zur Mutter Erde von jeher gewesen ist. In den riesigen Hügeln der Wikingerzeit finden sich die Drachenschiffe und auf ihnen, von aller lebendigen Pracht und Fülle ihres irdischen kampffrohen und genußkräftigen Daseins umgeben, die Leichen der nordischen Helden und Fürstinnen. Ein Schauspiel sondergleichen, in dem das Volk gleicherweise mitwirkend und zuschauend gewesen ist, ist eine Grabfahrt, wie sie im Beowulf-Lied (Vers 3160 ff.) in der Schau des Dichters nachlebt. — Gewaltiger noch ist die großartige Sitte, daß manch alter Germanenfürst sich beim Herannahen seines Endes, wenn er das auf dem Schlachtfeld nicht gefunden hatte, wie es die Sehnsucht des Walhallgläubigen war, sterbend auf sein Königsschiff bringen ließ und sich dort den Tod gab oder von Freundeshand empfing, womöglich im grimmigen letzten Zweikampf mit einem Gleichalten; — wenn dann gleichzeitig über diesem erschütternden Geschehen die Flamme des in Brand gesteckten Todesschiffes emporloderte, war das ein Schauspiel dem am Strande feierlich versammelten Volke und zugleich höchste Aneiferung zur Nachfolge in religiöser Verklärung: zugleich Lebensweihe und Opfer an die Ahnen und die Götter.

Nach siegreichen Kämpfen wurde der besiegte Gegner, wenn er groß, schwer überwindbar und stark genug gewesen war, um dem Sieger Ehre zu bedeuten, zum mindesten seine Waffen oder andere Beute nicht nur dem Heere gezeigt, sondern vor allem denen daheim, dem Volke, für das die Jungmannschaft ausgezogen war. In den heiligen Bezirken, in Wäldern und auf Mooren des germanischen Nordens, häufte man die gesamte Kampfbeute,

Digitized by Google

Waffen und edle Werte, zum unantastbaren Opfer für die helfenden Götter auf, im Angesicht des Volkes, dessen kraftvollste Mannschaften die siegreichen Kämpfer gewesen waren, und die nun zu eigener und des Volkes Ehre beim festlichen Schauspiel mitwirkten.

Düstere Bilder sind Hinrichtung und Bestrafung derer, die der Allgemeinheit Schaden zufügten und sichtlich im Bunde mit den Mächten des Bösen standen: sie wurden von jeher aus der Gemeinschaft ausgetrieben, verbrannt und gehängt, geviertteilt und auf mannigfache Weise zu Grunde gerichtet und vernichtet — wie im Volksbrauch aller Zeiten auch die Bilder des Bösen. Ein Schauspiel vom Volke und für das Volk im großen Stile ist so noch heute die jährliche Winterverbrennung mitten in der Stadt Zürich. Ein anderes mit ungleich tieferem und verfeinertem Inhalte ist das Narrofest in der „Fasnet", der Faſe- und Schwärm-Nacht zur Zeit des Frühlingskommens im badischen Schwarzwald. Auch hier keine Grenzen zwischen dem Schauspieler Volk und dem Volk als Zuschauer: aus der großen Gemeinschaft und mitten in ihr geschieht das eindrucksvolle Spiel, das zugleich Ausdruck für das ist, was wir als geheimnisvollen Lebenskern eines Volkes, als Volksseele zu begreifen versuchen. Hunderte gleichartig Gekleideter, gleichartig Handelnder, die sich das ganze Jahr hindurch als Hüter von Volkssitte und -Gesinnung erziehend und wachend bewähren — das sind die „Narren"; ausgelesen aus allen Schichten heutiger Gesellschaftskreise: eine „Zunft". An dem einen Tage im Jahre geschieht das große Spiel, ein Rügegericht vornehmster Art, bei dem jeder, die höchsten weltlichen und geistlichen Gewalten nicht ausgenommen, zwar „darankommt", aber in einer Weise behandelt wird, die mit Recht als „Strählen" bezeichnet wird, das auch der Flachs erdulden muß, um glatt zu werden und geeignet zur Verwendung im einheitlichen Gespinst! Zugleich wird, als derbes begleitendes Geschehen, ein Winter-Austreiben dargestellt: es werden die „Wuschte" gesteinigt, während über die Volksgenossen und auch über die Fremden das große Vorfrühlings-Reinmachen des Strählens ergeht! Das Ganze ist ein Volks-Schauspiel von tiefem Ernst; Spiel auch darin, daß es sich jährlich wiederholt, Spiel, weil auf groben Schlag und lustigen Streich fröhliches Lachen und Freuen folgt und allgemeines Volksfest mit Zechen und gemeinsamem Sitzen aller an der Tafel des freigebigen Wohlstandes!

Aber auch hier sondert sich deutlich aus dem Bilde des Volksbrauches der natürliche Anfang des selbständigen eigentlichen Schau-Spielens: wenn inmitten des tollen Zuges auf einem weithin sichtbaren Wagen die zu rügenden mehr oder weniger schwerwiegenden Sünden der höchsten Stellen im Lande, lustig und oft recht ernst „an den Pranger gestellt" und erzieherisch in Wort und Witz des Volkes gespiegelt werden. Die Fastnachtsspiele von Hans Sachs sind lebendiges Erbe dieser Vorgänge, die Bierzeitungen unserer studentischen Märzenbiersitzungen ein verkümmerter Sproß. Und hier knüpft auch das soziale Drama und alle seine verwilderten und vornehmen

Digitized by Google

Verwandten an; Theatron heißt zunächst „Schau"! Von der Tragödie, der Komödie und den Satyrspielen Alt-Griechenlands und den ersten Dramen Alt-Indiens, von den zweifellos im alten, allen indogermanischen Völkern heimatlichen Norden seit fernster Vorzeit betriebenen Schauspielen an, sind sie gleicher Wurzel und Bestimmung!

In all den Bildern, die eilend an uns vorüberflogen: vom schauspielerischen Darstellen wesentlichen Erlebens der Volksgemeinschaft, bis zum regelrechten Schauspiel im Rahmen der „bildenden Künste", zeigt sich immer wieder, daß es naturgemäß Belange der Allgemeinheit sind und sein sollten, die zunächst von der Allgemeinheit selbst in Haus, Sippe, Stadt und Einzelstaat bildhaft geformt und vorgetragen werden; nicht anders als Zunftzeichen, Fahne und heiliges Gerät zwar von Einzelnen und Beauftragten gehalten und umhergeführt werden, aber doch im Auftrage und Sinne der Vielen des Volkes und somit also doch eigentlich von ihm selber. Und dann ist die Darstellung zur besonderen Handlung bei Gelegenheiten besonderer Art geworden. Wenige, oft Einzelne sind Führer und Anführer allen größeren Gemeinschaftstuns, seine Veranlasser, seine Wächter und auch Erfinder und eigentlichste Darsteller.

So ist es auch beim namenlosen Volkslied, bei der ohne Einzelruhm schaffenden Volkskunst und bei der unter allgemeiner Verantwortung und Beaufsichtigung und deshalb ohne geschriebene Gesetze wirkenden Volkssitte. So ist es auch bei den allen höheren Formungen zugrunde liegenden und notwendigerweise ihnen Keim und Wurzel bedeutenden an bestimmte Volkheiten gebundenen Religionen. Die mit den Staatsformen und ihren Einrichtungen der Herrschaft und des Dienstes verbundenen öffentlichen Maßnahmen, Begehungen, Ordnungen und Feiern sind nicht minder volkheitgebunden, wo überhaupt Volkheit im Sinne eines einheitlichen Leibes als Trägers einheitlicher Lebenserscheinungen besteht.

In den engeren Kreisen der blutgebundenen Sippen und kleineren Blutsvölker und auch noch in der Öffentlichkeit der großen Menschengemeinschaften, die auf dem Grunde zwar vielfältiger, aber erbgleicher Artung erwachsen sind, geschieht es mit selbstverständlicher Folgerichtigkeit, daß alle öffentliche Formung dem innersten Wesen der maßgeblichen Gesamtheit entspricht. Die Kriegstänze der afrikanischen Stämme, die Jagd- und Totemspiele der Australier, die Schattenspiele auf Java, die Panathenäen, die Hans Sachs-Spiele, die christlichen Mysterienfeiern; die Parade auf dem Tempelhofer Feld und der feierlich-weltgeschichtliche Flug des Zeppelin-Luftschiffes über den Ozean; das Aufraffen Aller aus den Winterkammern in der tollen Festzeit des Vorfrühlings zur Fasenacht und in der Karnavalszeit; das singende Ausziehen zum Todeskampf in den Termopylen wie bei Langemark; das Aufstehen geknechteter oder gefährdeter Völker und das Wieder-zum-Lichte-gehen von Völkern in Not, das sich in tausendfachem, innerlichem Sich-Gesellen vorbereitet: immer und überall knüpft an urbild-

Digitized by Google

liches Erleben, Erinnerung pflegendes, Vorbild setzendes, Weihe und Wissen vermittelndes Rückschauen und bald auch Erzählen und Schauspielen an!

In Zeiten und Völkern mit starker Sonderung und Zerklüftung der Volksbestandteile, des Volksdenkens, Volkswissens und Glaubens, Volkssehnens und -ahnens scheidet sich das im Volke bei den Vielen schlummernde, brütende Eigenleben vom Allgemeinen, zumal wenn dessen äußere Formen allzu willkürlich sind. Wenn aber bis in die hohen Ebenen der staatlichen Gesetze und der religiösen Systeme die Zersetzung eindringt, da entsteht, getragen von ausnutzender Willkür Weniger, der Volkheit Entfremdeter ein falsches Bild der Volkheit; seine Spiegelungen sind wiederum vor allem auch alle die öffentlichen und versteckten Feiern, Begehungen, Vorführungen und Vorstellungen: man denke auch an viele heutige Erscheinungen im Feierwesen und -Unwesen aller Gesellschaftsklassen, im Kino, auf den Bühnen, die nicht deutsche Artung spiegeln —! Die Folgen aber solcher Entartung sind Aufreizen zu Gier und Entsittlichung, Zerschlagen alter fester Lebensgrundsätze im Volke, verwirrendes Überfüttern oder zehrendes Vorenthalten, und endlich Aufruhr und Umwälzung; denn nicht Neuordnung, nur Zwang erfuhr bei manchen Umwälzungen in der Menschheitsgeschichte die Volkheit; und so endigte oft Alles in einem schlechten Spiel von Narren im schlimmen Sinne und Betrügern, böse Genarrten und Betrogenen. Wenn dann aber die Volks-Echten aufwachen, die am Ende doch immer wieder maßgeblich werden, schon durch ihre aufsteigende Nachkommenschaft — falls nicht gerade in ihre Reihen der Todeskeim gesenkt werden konnte —, wenn das Volk sein Eigenstes wiedererkennt und seine Besten es mit aufsteigen lassen und endlich wieder in die Herrschaft heben, dann geschehen Auferstehungen wie 1813; als Vorboten und Verkünder, als Wegebereiter und schließlich als Großtaten der Befreiung, als Siegesmale der Selbstbesinnung treten dann auch immer heimische Formungen des Eigensten zu Tage: oft spät und zuletzt, aber am stärksten und wirksamsten im nationalen Schauspiel! — Allen wieder verständlich nach kurzer Unterweisung und aus ahnendem Erinnern stehen dann die „klassischen" Formungen aller Lebenserscheinungen der Volkheit vor dem Volke: vom Alltagstun über Sitte und Brauch im Menschenleben und im Jahre, in Staat und Religion bis zu den großen Ausreifungen suchenden Wissens und darstellenden Könnens wird dann alles Allen Wesentliche auch wieder „volkstümlich", „völkisch" sein müssen; die Geschichte zeigt uns ermunternde Vorbilder —, und warnende Folgen von Verschlafen und Vertrauern, von Verschwinden und Versinken.

Wo nun in Allem war und ist das Volk Träger der Erscheinung, wo ist es weise, wo ist es Künstler, wo ist es bei hohem Spiele selber Schauspieler? Wo liegen denn die Grenzen zwischen Volk, Gefolge und Auserwählten, Einzelnen? Ein müßiger, vielleicht allerdings zur Klärung der Arbeits-

Digitized by Google

bezirk, am Königshof und an den Stätten, wo höchste Gemeinsamkeit sich im veredelten Können der Besten einer Volkheit darstellt zum Weihe-Schauspiel für alle.

In den vor Jahrhunderttausenden von den Urmenschen Europas in erstem Erschauern des Ahnens göttlicher Gewalten betretenen Höhlen, wie wir sie am schönsten in den Pyrennäen und Mittelfrankreich fanden, wurde bereits das Wunder der Zeugung und somit wohl des Frühlings feierlich begangen, sogar schon im geregelten Reigen der Gemeinschaft: bis heute sind uns durch einen glücklichen Zufall im Höhlenlehm die Fuß- oder vielmehr Hackenspuren tanzender Menschen der Urzeit dort erhalten, bei den Skelettresten eines erlegten Bären, vor dem sinnfälligen Bilde eines sich begattenden Urstierpaares aus Höhlenlehm. Heute noch wird die Gestalt des Bären im Mittwinterbrauch herumgeführt oder getötet, des Winterschläfers als Darstellung des Winters selbst. Vielgestaltig ist auch die brauchtümliche Darstellung des Zeugungs- und Lebenswunders: so im Spiel vom Finden des Sonnenprinzen und der Erdprinzessin, im Tanz des Sonnenhirsches um die Maibraut, im Schuhplattler, der ein menschlicher Tanz nach der Art der Birkhahnbalz ist.

Die Gräber der Urzeit und Vorzeit, die wir im Erdboden finden, die Zeugen der Jahrtausende unserer Volksjugend, sind mit allem Beiwerk eines Schauspieles ausgestattet, wie es das Bestatten zur Mutter Erde von jeher gewesen ist. In den riesigen Hügeln der Wikingerzeit finden sich die Drachenschiffe und auf ihnen, von aller lebendigen Pracht und Fülle ihres irdischen kampffrohen und genußkräftigen Daseins umgeben, die Leichen der nordischen Helden und Fürstinnen. Ein Schauspiel sondergleichen, in dem das Volk gleicherweise mitwirkend und zuschauend gewesen ist, ist eine Grabfahrt, wie sie im Beowulf-Lied (Vers 3160 ff.) in der Schau des Dichters nachlebt. — Gewaltiger noch ist die großartige Sitte, daß manch alter Germanenfürst sich beim Herannahen seines Endes, wenn er das auf dem Schlachtfeld nicht gefunden hatte, wie es die Sehnsucht des Walhallgläubigen war, sterbend auf sein Königsschiff bringen ließ und sich dort den Tod gab oder von Freundeshand empfing, womöglich im grimmigen letzten Zweikampf mit einem Gleichalten; — wenn dann gleichzeitig über diesem erschütternden Geschehen die Flamme des in Brand gesteckten Todesschiffes emporloderte, war das ein Schauspiel dem am Strande feierlich versammelten Volke und zugleich höchste Aneiferung zur Nachfolge in religiöser Verklärung: zugleich Lebensweihe und Opfer an die Ahnen und die Götter.

Nach siegreichen Kämpfen wurde der besiegte Gegner, wenn er groß, schwer überwindbar und stark genug gewesen war, um dem Sieger Ehre zu bedeuten, zum mindesten seine Waffen oder andere Beute nicht nur dem Heere gezeigt, sondern vor allem denen daheim, dem Volke, für das die Jungmannschaft ausgezogen war. In den heiligen Bezirken, in Wäldern und auf Mooren des germanischen Nordens, häufte man die gesamte Kampfbeute,

Digitized by Google

Waffen und edle Werte, zum unantastbaren Opfer für die helfenden Götter auf, im Angesicht des Volkes, dessen kraftvollste Mannschaften die siegreichen Kämpfer gewesen waren, und die nun zu eigener und des Volkes Ehre beim festlichen Schauspiel mitwirkten.

Düstere Bilder sind Hinrichtung und Bestrafung derer, die der Allgemeinheit Schaden zufügten und sichtlich im Bunde mit den Mächten des Bösen standen: sie wurden von jeher aus der Gemeinschaft ausgetrieben, verbrannt und gehängt, geviertteilt und auf mannigfache Weise zu Grunde gerichtet und vernichtet — wie im Volksbrauch aller Zeiten auch die Bilder des Bösen. Ein Schauspiel vom Volke und für das Volk im großen Stile ist so noch heute die jährliche Winterverbrennung mitten in der Stadt Zürich. Ein anderes mit ungleich tieferem und verfeinertem Inhalte ist das Narrofest in der „Fasnet", der Faſe- und Schwärm-Nacht zur Zeit des Frühlingskommens im badischen Schwarzwald. Auch hier keine Grenzen zwischen dem Schauspieler Volk und dem Volk als Zuschauer: aus der großen Gemeinschaft und mitten in ihr geschieht das eindrucksvolle Spiel, das zugleich Ausdruck für das ist, was wir als geheimnisvollen Lebenskern eines Volkes, als Volksseele zu begreifen versuchen. Hunderte gleichartig Gekleideter, gleichartig Handelnder, die sich das ganze Jahr hindurch als Hüter von Volkssitte und -Gesinnung erziehend und wachend bewähren — das sind die „Narren"; ausgelesen aus allen Schichten heutiger Gesellschaftskreise: eine „Zunft". An dem einen Tage im Jahre geschieht das große Spiel, ein Rügegericht vornehmster Art, bei dem jeder, die höchsten weltlichen und geistlichen Gewalten nicht ausgenommen, zwar „darankommt", aber in einer Weise behandelt wird, die mit Recht als „Strählen" bezeichnet wird, das auch der Flachs erdulden muß, um glatt zu werden und geeignet zur Verwendung im einheitlichen Gespinst! Zugleich wird, als derbes begleitendes Geschehen, ein Winter-Austreiben dargestellt: es werden die „Wuschte" gesteinigt, während über die Volksgenossen und auch über die Fremden das große Vorfrühlings-Reinmachen des Strählens ergeht! Das Ganze ist ein Volks-Schauspiel von tiefem Ernst; Spiel auch darin, daß es sich jährlich wiederholt, Spiel, weil auf groben Schlag und lustigen Streich fröhliches Lachen und Freuen folgt und allgemeines Volksfest mit Zechen und gemeinsamem Sitzen aller an der Tafel des freigebigen Wohlstandes!

Aber auch hier sondert sich deutlich aus dem Bilde des Volksbrauches der natürliche Anfang des selbständigen eigentlichen Schau-Spielens: wenn inmitten des tollen Zuges auf einem weithin sichtbaren Wagen die zu rügenden mehr oder weniger schwerwiegenden Sünden der höchsten Stellen im Lande, lustig und oft recht ernst „an den Pranger gestellt" und erzieherisch in Wort und Witz des Volkes gespiegelt werden. Die Fastnachtsspiele von Hans Sachs sind lebendiges Erbe dieser Vorgänge, die Bierzeitungen unserer studentischen Märzenbiersitzungen ein verkümmerter Sproß. Und hier knüpft auch das soziale Drama und alle seine verwilderten und vornehmen

Digitized by Google

Verwandten an; Theatron heißt zunächst „Schau"! Von der Tragödie, der Komödie und den Satyrspielen Alt-Griechenlands und den ersten Dramen Alt-Indiens, von den zweifellos im alten, allen indogermanischen Völkern heimatlichen Norden seit fernster Vorzeit betriebenen Schauspielen an, sind sie gleicher Wurzel und Bestimmung!

In all den Bildern, die eilend an uns vorüberflogen: vom schauspielerischen Darstellen wesentlichen Erlebens der Volksgemeinschaft, bis zum regelrechten Schauspiel im Rahmen der „bildenden Künste", zeigt sich immer wieder, daß es naturgemäß Belange der Allgemeinheit sind und sein sollten, die zunächst von der Allgemeinheit selbst in Haus, Sippe, Stadt und Einzelstaat bildhaft geformt und vorgetragen werden; nicht anders als Zunftzeichen, Fahne und heiliges Gerät zwar von Einzelnen und Beauftragten gehalten und umhergeführt werden, aber doch im Auftrage und Sinne der Vielen des Volkes und somit also doch eigentlich von ihm selber. Und dann ist die Darstellung zur besonderen Handlung bei Gelegenheiten besonderer Art geworden. Wenige, oft Einzelne sind Führer und Anführer allen größeren Gemeinschaftstuns, seine Veranlasser, seine Wächter und auch Erfinder und eigentlichste Darsteller.

So ist es auch beim namenlosen Volkslied, bei der ohne Einzelruhm schaffenden Volkskunst und bei der unter allgemeiner Verantwortung und Beaufsichtigung und deshalb ohne geschriebene Gesetze wirkenden Volkssitte. So ist es auch bei den allen höheren Formungen zugrunde liegenden und notwendigerweise ihnen Keim und Wurzel bedeutenden an bestimmte Volkheiten gebundenen Religionen. Die mit den Staatsformen und ihren Einrichtungen der Herrschaft und des Dienstes verbundenen öffentlichen Maßnahmen, Begehungen, Ordnungen und Feiern sind nicht minder volkheitgebunden, wo überhaupt Volkheit im Sinne eines einheitlichen Leibes als Trägers einheitlicher Lebenserscheinungen besteht.

In den engeren Kreisen der blutgebundenen Sippen und kleineren Blutsvölker und auch noch in der Öffentlichkeit der großen Menschengemeinschaften, die auf dem Grunde zwar vielfältiger, aber erbgleicher Artung erwachsen sind, geschieht es mit selbstverständlicher Folgerichtigkeit, daß alle öffentliche Formung dem innersten Wesen der maßgeblichen Gesamtheit entspricht. Die Kriegstänze der afrikanischen Stämme, die Jagd- und Totemspiele der Australier, die Schattenspiele auf Java, die Panathenäen, die Hans Sachs-Spiele, die christlichen Mysterienfeiern; die Parade auf dem Tempelhofer Feld und der feierlich-weltgeschichtliche Flug des Zeppelin-Luftschiffes über den Ozean; das Aufraffen Aller aus den Winterkammern in der tollen Festzeit des Vorfrühlings zur Fasenacht und in der Karnavalszeit; das singende Ausziehen zum Todeskampf in den Termopylen wie bei Langemark; das Aufstehen geknechteter oder gefährdeter Völker und das Wieder-zum-Lichte-gehen von Völkern in Not, das sich in tausendfachem, innerlichem Sich-Gesellen vorbereitet: immer und überall knüpft an urbild-

Digitized by Google

liches Erleben, Erinnerung pflegendes, Vorbild setzendes, Weihe und Wissen vermittelndes Rückschauen und bald auch Erzählen und Schauspielen an!

In Zeiten und Völkern mit starker Sonderung und Zerklüftung der Volksbestandteile, des Volksdenkens, Volkswissens und Glaubens, Volkssehnens und -ahnens scheidet sich das im Volke bei den Vielen schlummernde, brütende Eigenleben vom Allgemeinen, zumal wenn dessen äußere Formen allzu willkürlich sind. Wenn aber bis in die hohen Ebenen der staatlichen Gesetze und der religiösen Systeme die Zersetzung eindringt, da entsteht, getragen von ausnutzender Willkür Weniger, der Volkheit Entfremdeter ein falsches Bild der Volkheit; seine Spiegelungen sind wiederum vor allem auch alle die öffentlichen und versteckten Feiern, Begehungen, Vorführungen und Vorstellungen: man denke auch an viele heutige Erscheinungen im Feierwesen und -Unwesen aller Gesellschaftsklassen, im Kino, auf den Bühnen, die nicht deutsche Artung spiegeln —! Die Folgen aber solcher Entartung sind Aufreizen zu Gier und Entsittlichung, Zerschlagen alter fester Lebensgrundsätze im Volke, verwirrendes Überfüttern oder zehrendes Vorenthalten, und endlich Aufruhr und Umwälzung; denn nicht Neuordnung, nur Zwang erfuhr bei manchen Umwälzungen in der Menschheitsgeschichte die Volkheit; und so endigte oft Alles in einem schlechten Spiel von Narren im schlimmen Sinne und Betrügern, böse Genarrten und Betrogenen. Wenn dann aber die Volks-Echten aufwachen, die am Ende doch immer wieder maßgeblich werden, schon durch ihre aufsteigende Nachkommenschaft — falls nicht gerade in ihre Reihen der Todeskeim gesenkt werden konnte —, wenn das Volk sein Eigenstes wiedererkennt und seine Besten es mit aufsteigen lassen und endlich wieder in die Herrschaft heben, dann geschehen Auferstehungen wie 1813; als Vorboten und Verkünder, als Wegebereiter und schließlich als Großtaten der Befreiung, als Siegesmale der Selbstbesinnung treten dann auch immer heimische Formungen des Eigensten zu Tage: oft spät und zuletzt, aber am stärksten und wirksamsten im nationalen Schauspiel! — Allen wieder verständlich nach kurzer Unterweisung und aus ahnendem Erinnern stehen dann die „klassischen" Formungen aller Lebenserscheinungen der Volkheit vor dem Volke: vom Alltagstun über Sitte und Brauch im Menschenleben und im Jahre, in Staat und Religion bis zu den großen Ausreifungen suchenden Wissens und darstellenden Könnens wird dann alles Allen Wesentliche auch wieder „volkstümlich", „völkisch" sein müssen; die Geschichte zeigt uns ermunternde Vorbilder —, und warnende Folgen von Verschlafen und Vertrauern, von Verschwinden und Versinken.

Wo nun in Allem war und ist das Volk Träger der Erscheinung, wo ist es weise, wo ist es Künstler, wo ist es bei hohem Spiele selber Schauspieler? Wo liegen denn die Grenzen zwischen Volk, Gefolge und Auserwählten, Einzelnen? Ein müßiger, vielleicht allerdings zur Klärung der Arbeits-

Digitized by Google

weise anregender Streit ist es doch im Grunde, Volkslied vom Kunstlied zu trennen, Volksspiel vom Kunstspiel. Fast müßte man so kennzeichnen: dort selbstverständliches Heimatgebundensein, immer, oder doch wenigstens im heutigen Lebensraume gültiges, Gemeinsames, Freies einer durch Blut, Gebiet oder Geschichte geeinten Menschengruppe — hier Auserlesenes im Sinne des nur Wenigen Gefallenden, gebunden an die streng gesonderten, herrschenden und zugleich verantwortlichen Kreise handhafter und geisterhafter Gebieter, herrschender Gesellschaftsgruppen und Berufe im Volksganzen.

In Völkern von klassischer Kultur, die nur entstehen kann, wo nicht Zerrissenheit der Artung die Vielheit zerspellt oder wo doch eine Artung die herrschende blieb oder wurde, wird Auslese immer Erhöhung, Vereinigung, Veredelung der Vielheit bedeuten, Hochzucht in der Lebensrichtung der Volkheit, die sie also erhöht, vermögender, weiterblickend macht, nach sich zieht, und somit auch sie veredelt. Gewiß nur in wenigen Völkern gibt es gar keine fremdartige, dumpfe, wohl gehorchende, aber immer widerstrebende, niemals klar blickende Unterschicht, die gezwungen werden muß, soll nicht das Ganze sterben; die als dienende oder geduldete Masse in ihren Niederungen ihre Lust suchen und finden muß; der man das ihre auch nicht vorenthalten mag und darf, aus menschlichen oder doch mindestens aus Klugheitsrücksichten. Hier werden auch volkstümliche Dinge zweiten Ranges, weil eben nur jenen zweitklassigen Bruchteilen des Volkes eigentümlich, leben und sich äußern, unteilhaftig der andersartigen, dem Ganzen wesentlichen, führenden „Kultur" und ihrer offiziell gepflegten Formen, die jene Anderen naturhaft immer ablehnen werden mit dem Trieb, sie zu zerstören. So dämmert neben dem aus alt-indogermanischer, d. h. alt-europäischer heiliger Überlieferung entsprossenem hohem Dichtwerk und Kunstwerk z. B. des religiösen Lebens im heutigen nichtchristlichen Indien das fast urmenschliche Wesen ureingeborener, trauriger, überwucherter, fast erdrückter Rassentrümmer und Menschengesellschaften dahin.

Von unserer schönen Gegenwart wollen wir schweigen, gar von unseres Vaterlandes derzeitigem schwerem Erkranken, das nur ertragbar ist, wenn es nach volkstümlich ärztlichen Auffassungen als notwendige Ausscheidezeit schlechter Säfte, schlimmer Keime und wilden fremden Wucherns entarteter eigener Teile, Abwehr fremden Wuchers und Aufstiegzeit eigener guter Weise hingenommen wird. Töricht und schändlich aber ist die in manchen Kreisen „modern" gewordene größenwahnsinnige Verachtung des Uralt-Eigensten im eigenen Lande und Volke, das sich seit dem Beginn des Erkrankens des Volkskörpers allerdings den Formanforderungen der schnellen „Gegenwartsentwicklung" noch nicht oder noch ungenügend anpassen konnte und deshalb auch nur erst wenige „höhere" Gestaltungen gefunden hat, die auch den „Gegenwartsmenschen" anspricht oder ihn bewegt. Alles altheimische Kulturgut ist ja in den Kampf der alten Artung um ihren Bestand und um ihre Eigenwege verwickelt. Doch es „dämmert; schon stellt

Digitized by Google

sichs in der Schau der Besten und im Ahnen der Vielen dar, und nicht Zufall ist es, daß in solchen Zeiten das Schau-Spielen — auch in der armseligen Form des auf-alle-Fälle-Theater-spielens — in allen Gesellschaftskreisen spukt. Es regt sich auch gerade dort, wo dumpf das natürliche und wohlberechtigte Wollen vorwärts drängt zu Formgebung im Sinne der wieder oder noch erkannten und bewußten altheimischen Volkheit. Nicht zufällig auch schauspielt die jetzige Trauerzeit am kräftigsten außerhalb der berufenen oder verrufenen Stätten öffentlicher Schauspielkunst; selbst im schäbigsten Kino und seinen Machwerken, soweit sie nicht aufdringlicher Gemeinheit entspringen, lebt aber die Sehnsucht der Zeit und stellt sich dar: in Pflege alter Erinnerungen, auch in Sage und Märchen — „kitschig" oft genug, aber „rührend": — auch an das Beste im Volke! Auch nicht zufällig haben Zeiten hoher Lebenseinheit auch immer hohe einheitliche Werke der Schauspielkunst und der ihr helfenden und sie ergänzenden Künste hervorgebracht; nicht Zufälligkeit ist es, daß, wie wir heute aus der Urzeitforschung wissen, die erste Kunst des Menschen die der Bewegung und Darstellung war, mit Einschluß schon des Tanzes, der auch eine der Wiedergaben des innersten Lebens und seines Rhythmus ist, älter als die ruhenden Abbilder des Daseins in den anderen Künsten, daher unmittelbarer als sie!

Nach großen Gesetzen vollzieht sich immer aus der Vielheit die Auslese, und dann erst die Formung der Vielen durch die Auserlesenen. Ist es anders, mag wohl einsames Auftragen und — im Grunde nicht glück- und friedvolles — Selbstgenügen einiger Alleinwandelnder, mag volksfremdes Genieweſen erstehen, oder geistige und dingliche Gewaltherrschaft. Genius bedeutet gottheitnahes, adliges Auserlesensein aus einer lebensvollen, daseinswerten Gemeinschaft, zugleich mit dem Beiklang des Weiterzeugens und des weckenden Erhöhens der Vielen durch die natürliche Gewalt, die durch ihre Wahrhaftigkeit zwingt und durch ihr Verhaftetsein mit dem innersten, reinen Wesen des eigenen Volkes „gewaltig", nicht „gewaltsam" wirkt.

Von den Höhen des Bewußtseins seiner „völkischen Berufung" muß das Kunstwerk, das Werk Einzelner oder Eines, das ungewöhnliche, einfältigem Sinne Unbegreifliche zu den Vielen kommen, dann wird es vom Volke doch als Eigentum erkannt und hingenommen, kindlich, auch wohl tölpelhaft begriffen: als Glückseligkeit gebende Vorstellung, als Auftrieb vermittelndes Vorbild.

Auf anfänglichen oder verkümmerten Stufen des Menschenseins sind die Spiegelungen des geahnten Göttlichen lärmende Dämonen- und Fratzenspiele gewesen, erdgebundenstem Dasein entsprechende Gottschau, kindhafte oder greisenhafte, einfältige oder krampfhaft gewollte Einbildungen. — Eine hohe Klarheit bedeutet dagegen bereits, was z. B. unseren germanischen Vorfahren Tacitus verwundernd im I. Jahrhundert v. Chr. nachsagte: daß sie das, was sie nur in Ehrfurcht erschauten, nicht in menschen-

Digitized by Google

förmigen Bildern darstellten! Unsere Forschung lehrt uns, daß altnordisches Erbe immer wieder zur nur sinnbildlichen Umschreibung höchster Vorstellungen drängt. Eine Sonnwendfeier, ein gemeinsamer Fackelgang mit schwer wuchtendem Liede, ein ernster oder froher Reigen an heiliger Stätte zu heiliger Zeit, jauchzendes Begehen und Feiern froher Ernte und anderen fröhlichen Ereignisses, immer unter einem Sinnbilde wie Lebensrad und Lebensbaum, entspricht unserer Art. Ebenso das Weihespiel, das in wenn auch einfachen Sinnbildern Ewigkeitsahnungen und Erfahrungen der Jahrtausende heimischen Menschentums mehr andeuten als zur Schau stellen will. Schon der Weihnachtsbaum mit seinen Lichtern bedarf für uns im Grunde genommen nicht auch noch der darunter stehenden Krippe. Der Gottesdienst ist uns Nordländern in Wäldern gemäßer als in steinernen Kirchen, zumal in den Hochzeiten der blühenden Heimatnatur. Naturhaft, Volkheit-verhaftet, nur dem Zwange weichend, lehnt sich vieles im Deutschen gegen nur äußerliches Schauspiel in allen Lebensgebieten auf, vom Alltag und der sogenannten Geselligkeit bis zu religiösen Formungen und Inhalten, die unserer Art nicht entsprechen.

Und wie im Religiösen, so lebt auch in Dingen des „praktischen" Gemeinwesens altes Erbe im Volke.

Ganz gewiß z. B. ist seit uralters in Heimatvölkern wie den nordischen, und hier besonders im deutschen, die Notwendigkeit vorhanden, daß das Volk seine eigenen Dinge bestimmt, überwacht und so gewissermaßen beherrscht, — aber natürlich und selbstverständlich durch seine Auserwählten, seine Ersten unter Vielen, seine Besten unter Gleichen — durch seine! nicht durch fremde! —

In jeder Schicht jedes Volkes gibt es Hervorragen und Minderwertigkeit, „Volk" und „Adel". Aber Gebildete bilden; wo Bildung volkheitgebunden ist, erhebt sie das Ganze. Aus den quellenden Tiefen des Volkstums gehen die Wurzeln zu allem Höheren; werden die Quellen matt oder trübe, zeigt sichs am Spiegelbilde. In volkheitgebundenen Oberschichten müßte das Bild des Wesentlichen des Volkes, der „Volksseele" am reinsten sein; — Licht wie Schatten steigen hinauf, formen sich, besonders in jeder Art Schauspiel, und werden nun erhöhendes oder verheerendes Vorbild. Denn es ist ein Gesetz, daß das Volk immer nach-ahmt! Töricht, von „Absinken" zu reden, wo hochgeformtes aber Volkseigenes vom Volke aufgenommen und in seiner Weise gewahrt wird: in allgemeinere Formen wieder übergeführt, bleibt es dennoch Meisterwerk für den geübten Blick, der noch in dessen spätesten Wirkung seinen Volkswert erkennt.

Unter- und Hintergrund für volkheitgebundenes Schau-Bild ist immer das Unmittelbare, das „Gewöhnliche": Besitz, Liebe, Dienen, Kämpfen und Herrschen. In die Erscheinung tritt es als Feiern und Fest, Frohsinn und Trauer, Belehrung und Selbstbetrachtung bis zu Selbstverspottung und ernstem Bewerten; als schmückende, „fesselnde" Zutat erscheint oft Frem-

Digitized by Google

des: als Unheimlich-Eindrucksvolles, Märchenhaftes oder Spaßhaftes, auch als feindselig Dämonisches; und das Denken und Tun erhabenerer Art, wie es in der Oberschicht und der Staatshoheit und besonders im Hochreligiösen lebt, tritt meist als Lenker, Richter, Retter, als Entscheidung und Schickung, als Schicksalsmacht auf. Der Inhalt volkstümlicher Schauspiele ist immer bunt, ist Alltagsweisheit neben höchstem Betrachten und Wissen, Märchenzauber, Teufel und Engel, Volksbelange neben ehrfurchtsvoll Geschautem, Hohem, Göttlichem.

In der Form allen volksnahen Schau-Spielens wird immer das Erzählen eine große Rolle spielen; auch die Lehrrede beim Sich-Einmischen von Wissenden mit höheren Standpunkten, besonders von Weitgereisten, Mächtigen, bis zu Göttern und Gott.

Bilder aus dem Leben oder nach dem Sagenhören gemalt, oft angeblich eigene Erlebnisse mit dem deutlichen Stempel des Traumhaften und Wunschhaften, lieber mit verfließenden Formen, als „realistisch" gegeben, lieber Märchen und Sage, als Allzunatürliches; überall Witz und Scherz der derbsten Lebensart, im Grunde doch nur aus leidendem Nicht-Begreifen oder begreifendem Leiden geboren.

Die Gebärde wird meist der Arbeitsrhythmus, der Rhythmus des Alltagslebens und in Höhepunkten das Feierliche sein: Lied und Tanz, Jagd, Liebe und Zechen, oder auch höfisches, bewundertes Benehmen. In der Kleidung ist bei aller gern gesehenen derbheimatlichen Buntheit eine Beimischung von auffälligem, phantastischem Fremden nötig. Die Sprache ist vor allem heimisch: lieber altertümlich oder gar altertümelnd — womöglich mit einigen Brocken Absonderheit, etwas Latein und Zaubersprüchen — als schulmeisterliche und absichtlich volksferne Predigten. Als Ort dienen öfter als die gewöhnliche Daseinsumgebung Hölle und Fürstenschloß, geheimnisvoller Wald und Himmel. Oder das Alltägliche, Heimische wird bewußt betont: der allzu dumme Bauer, der schlechte Pfaffe, die dumme Grete, die kluge Bauerntochter, Hans im Glück; und über Allem steht der wissende, machthabende Gott und König, der Teufel und das Schicksal. Am liebsten aber zeigt sich immer der des Feindes lachende oder ihn verprügelnde, auf jeden Fall der durch seine bewußte Kraft eindrucksvolle Alltags-Mensch.

Der Inhalt jedes Schauspieles, in dem das Volk mitwirkt oder als Hauptzuschauer vorausgesetzt wird, muß immer Spiegel und Lehre, Trost und Ermahnung sein, Rührung, Erschütterung und Erhebung, sanfter Zwang zum eigenen Besten. Das Volk ist immer im Werden begriffene Allgemeinheit auf dem Wege zum Höheren, und „der Werdende wird immer dankbar sein", wenn er „sieht, was er im Herzen trägt" und wenn ihm gezeigt wird, wo seine eigenen Wege zur Höhe führen. Lernen lehren, darstellen und sich selbst formen — scheinen um zu werden: das ist Zweck jedes Auftretens des Schauspielers Volk.

Digitized by Google

Unser heutiges Erforschen und Wiedergewinnen heimat-volkstümlichen Sanges und Spieles lehrt uns täglich Wunder schauen: in Märchen und Sage, in Brauch und spielendem Begehen leben die tiefsten Lebensweisheiten unseres Erbes fort, verwirrt und kraus, oft aber schnell wieder zu ordnen von liebender Hand. Und in der Geschichte unseres Volkes erhebt sich oft ganz unscheinbares Ereignis, das irreführende und fälschende Fremd-Mächte zurückdrängten hinter blendendes Schauwerk, wieder zur Bedeutung schlichter Äußerung tiefsten Heimat-Wissens und Ahnen-Könnens empor; was das Volk als rührende Geschichte von manchem seiner Großen erzählt, kleine Dinge, deren es sich erinnert in der Überlieferung von Mund zu Mund, oft körperliche Eigenarten und alltäglicher Gewohnheiten, auch das Zusammentreffen von geschichtlich wesentlichen Geschehnissen mit scheinbar nebensächlichen, nur noch im Volksbrauch wichtig erachteten Dingen, wie z. B. das Fallen von Ereignissen auf bestimmte Tage, der Einfluß etwa von Weihnachtsfeiern und anderen hohen Eindrücken auf große Menschen in wichtigen Augenblicken — das alles gewinnt den Wert von unentbehrlichen Vorgängen innerhalb des großen Schauspiels der Geschichte! Die Geschichte eines Volkes ist in größerer Schau selbst oft Trauerspiel, gar selten auch glückvolles Lustspiel! Immer aber ist sie hohes Spiel unter der Mitwirkung Aller! Seine Geschichte ist das Gesamtschauspiel des Volkes, — hinter dem seine Götter stehen; und das Geschehene ist immer, sei es froh oder finster, das Schauspiel der Völker für seine Götter: vor seinen Großen, die das Schauspiel leiten.

Volk ist Vielheit und ist Eines,
Volk ist Gefolge um sein einendes Bild,
Volk ist Großes und ist Kleines,
Volk ist Herz und Schwert und Schild —
Volkes Zerrbild sind der Tierheit Herden,
Volkes Feind ist der lockende Schein,
Volkes Wesen ist das Werden,
Volkes Leben ist das Sein.
Trug ist Volk in feilen Händen,
In nur gemeiner Hand ist Volk gemein,
Volk wird Vernichtung in der Sterbezeit der Wenden,
Volk will der höchsten Taten Urgrund sein:
Volk ist der Wille erdgeborenem Müssen,
Der Fels, dem hehrstes Bild entsteigt, —
Volk ist ein tausendfältiges Wissen,
Das vor der Großheit Glanze gläubig schweigt —!

Digitized by Google

Umschau

Schutz des Geistes vor der Dichterakademie!

Wilhelm von Scholz, der Vorsitzende der Dichterakademie hat kürzlich in einer Rede gesagt, daß es gerade die Aufgabe der Dichterakademie sei, über persönlichen Interessen zu stehen. Also keine subjektive Gewerkschaftspolitik für Literaten sei zu treiben, sondern es wären, wie der Dichter sozusagen kosmisch verankert ist, objektiv die geistespolitischen Interessen des allgemeinen Volksganzen zu vertreten. Er scheint aber von seinen Kollegen in der Akademie überstimmt worden zu sein, und daher möchte ich ihm zu Hilfe kommen.

In den Zeitungen liest man, freilich nicht offiziell unterzeichnet, eine Erklärung der Dichterakademie für Verlängerung der Schutzfrist geistigen Eigentums von 30 auf 50 Jahre. Gut, man kann darüber verschiedener Meinung sein. Aber, wenn eine Dichterakademie ihre Meinung vom mechanisch-praktischen Interessenstandpunkt aus vertritt, also vom Gewerkschaftsstandpunkt, so nimmt man sie nicht mehr ernst, weil sie dann in mangelnder Übereinstimmung zu ihrem Vorsitzenden ihren Zweck negiert, eine objektive Instanz, also eine Art öffentliches Gewissen auf geistigem Gebiet zu sein.

Der Mensch mit Nasenspitzengesichtsweite sagt mit Recht: „Warum nicht nehmen, was ich kriegen kann?“ Es wird ja auch manche Verleger geben, die sagen: Natürlich bin ich für 50 Jahre, denn dann ist mein Profit ja größer, wenn ich noch 20 Jahre länger das Monopol der „Alleinausnützung“ habe. Es sollten aber die Schriftsteller weniger kurzsichtig denken! Ich habe ausdrücklich nicht gesagt „Alleinbewirtschaftung“, denn in der Praxis ergibt sich, daß die „Bewirtschaftung“ infolge des Monopols nach einem Menschenalter sich oft genug auf die Psychologie für veränderte Absatzverhältnisse nicht umstellt und daß dadurch die Auswirkung der künstlerischen Persönlichkeit auf die Volksgemeinschaft nach dem Tode zu kurz kommt. Keinem Kollegen soll damit ein Vorwurf gemacht werden, es sind das sozusagen biologische und psychologische Gesetze der verlegerischen Praxis.

Ohne ein verlegerisches Monopol auf das Geistesprodukt läßt sich keine normale Bücherproduktion bewerkstelligen — das hat der überwundene Kampf gegen das Freibeutertum der Nachdruckszeit in dem Zeitalter unserer Klassiker bewiesen —, aber gleichzeitig hat diese Normierung schon eine gewisse Gefahr für die geistige Wirkung des Autors, wenn er mit seinem Buch nicht in die richtigen Hände kommt. Die meiste Gefahr aber hat sie bei Verkauf des Verlagsrechtes oder Vererbung. Eigentlich darf das Geistige — ich wage als Verleger diese ungeheure Ketzerei vom objektiven Standpunkt auszusprechen — überhaupt kein juristisches Monopol werden, es ist dies nur ein notwendiger Kompromiß des Lebens, der aber um Gotteswillen — ich gebrauche hier den Ausdruck nicht als das übliche Wortklischee, sondern im tiefsten Sinn — nicht leichten Herzens noch um 20 Jahre verlängert werden darf. 30 Jahre nach dem Tode, also eine Generation lang, genügen reichlich und haben einen organischen Sinn als Unterstützung der direkten Nachkommen. Aber zwei Generationen lang ist Widersinn, warum dann nicht gleich 3 oder 4 Generationen, oder auch 10, dann rechnet es sich noch besser.

Die Mitglieder der Akademie würden lebensferne Klosterbrüder sein, wenn sie

Digitized by Google

nicht in den letzten Jahren beobachtet hätten, daß Theodor Storm, Gottfried Keller, Gustav Freytag u. a. erst dadurch in das ganze Volk eindrangen, daß sie frei wurden. Ihre Verleger: Westermann, Cotta, Hirzel waren durchaus keine rückständigen, veralteten Firmen. Aber es ist ein Naturgesetz, daß nach Schutzzoll in absehbarer Zeit auch einmal wieder das freie Spiel der Kräfte einzutreten hat. Das gilt für Landwirtschaft und Industrie, und auch der Verlagsvertrag macht davon keine Ausnahme. Denn Leben will nicht ewig gefesselt sein, ebenso wie jeder Strom jährlich einmal über seine Ufer fluten muß.

Von diesem Gesetz scheint aber die Dichterakademie nichts zu wissen. Es gibt in ihrer Erklärung für sie kein inneres Gesetz, sondern nur die Rücksicht darauf: wie machen es andere, in der Mechanisierung des Lebens fortgeschrittene Völker? Sie behauptet glattweg, der Urheberanteil verhindere keine Verbilligung, aber drückt sich um die Logik, daß dann die freie Konkurrenz ausgeschaltet wird, die nur entstehen kann, wenn er ganz wegfällt oder doch, wenn er an eine Reichsstelle übergehen sollte, wesentlich verringert wird. Die Erklärung steckt wie der Vogel Strauß seinen Kopf in den Sand und leugnet (siehe Storm, Keller, Freytag) die Tatsachen des Lebens, die nachgerade schon der Sekundaner kennt.

Das Bezeichnendste an dieser Gewerkschaftseinstellung ist aber der Schlußsatz der Erklärung: „Überdies wird die Lage der lebenden geistigen Arbeiter, namentlich der jüngeren, durch die längere Frist erheblich verbessert, da mit ihnen jeder nicht mehr geschützte und daher sich umsonst anbietende Urheber in einen von vornherein begünstigten Wettbewerb tritt." O si tacuisses. Schamhaft verhülle ich mein Haupt. Wie komme ich dazu, als Verleger weiter als der Dichter selbst zu denken? Sieht die Vertretung der deutschen Dichter denn nicht, daß sie mit dieser Auffassung die Geschäfte der ausländischen Übersetzungsliteratur und jener Verleger unterstützt, die die ältesten Schmöker verantwortungslos neu drucken, nur weil die Masse billiges Lesefutter haben will? Ich kenne Beispiele, daß selbst akademisch gebildete Fachmenschen nicht gemerkt haben, daß der betreffende, neu ausgegrabene Romanschriftsteller vor 80 Jahren ein bekannter Name war. Sie bemerkten nicht einmal, daß sie sich mit längst ausgedroschenem Stroh beschäftigten. Sie lasen diesen Roman, nur weil er billig war.

Denken sie, meine Herren von der Dichterakademie, an ihre Verantwortung vor der Volksgemeinschaft! Sie haben einfach nicht subjektive Urteile in die Welt zu setzen!

Eugen Diederichs

Vom Geheimnis der religiösen Wirklichkeit

Auch dem christlichen Abendlande — wie jeder glaubensfrisch gebundenen Kultgemeinschaft — war jahrtausendlang der Stifter seiner Religion, und damit der Begründer seiner Kultur, ausschließlich Gegenstand der Anbetung.

Die Gottheit Christi, dem Bedürfnis der Frommen selbstverständlich, dem der Mitläufer durch kirchliche Autorität sichergestellt, verdrängte durch die unbedingte Fülle ihrer Allgegenwart jede zweiflerische Frage nach der örtlich, wie zeitlich so engumgrenzten, geschichtlichen Erscheinung des Jesus von Nazareth nahezu vollständig. Das „Einstmals" seines Erdenlebens, so viel es dem menschlichen Hange nach Tatsachen teuer, dem Überlieferungsbedürfnis unentbehrlich war: in den Erzählungen der synoptischen Evangelien war es ebenso befriedigend,

Digitized by Google

wie auch gleichzeitig schon genügend zur Legende verdichtet, niedergelegt. Diese hochstilisierten, durchaus literarischen Rhapsodien, alle aus gleichem, traditions- und mythosschöpferischem Bedürfnis ihrer Schreiber entsprungen, waren, samt all den durchsymbolisierten Abkürzungen eines Mysteriums und der großartig typisierten Szenenfolge eines erhabenen Dramas, nochmals eingehoben in die beständige Wiederkehr des Kirchenjahres, in den Festekreis der religiösen Einweihungen und Übungen für Neophyten und Gläubige.

Durch diesen Akt der liturgischen Reception wurde das zeitliche, das geschichtliche Leben Jesu zum andern Male gründlich entrealisiert zugunsten seiner ewigen, christgöttlichen Bedeutung. Auf derart doppelt umgeschichteter Unterlage hat die Christenheit also jahrtausendlang an den geschichtlich-einmaligen Lebensgang Jesu zwar geglaubt, diesen aber kaum auf seine Tatsächlichkeiten hin erforscht, sei es auch nur, um die kostbaren Zeugnisse zu mehren, die von dem Wandel Gottes auf Erden Kunde und Gewißheit geben könnten.

Aber was nun ist religiöse Wirklichkeit?

Das Wort selbst bezeichnet uns einen Kreis von Ur-Sachen, oder Ur-Kräften, von denen Wirkungen ausgehen: Wirklichkeit ist und hat, was wirkt.

Selten nun „wirkt" das bloß Tatsächliche für sich allein über den engen Radius von Stoß und Gegenstoß hinaus. Die Wirkungen der Tatsachen ersticken gemeinhin bald, matten Geschossen gleich, im dichten Gewebe der ringsum gelagerten Auch- und Gegentatsachen.

Oft „wirkt" dagegen das Nicht-Tatsächliche, das Phantasierte, das Wunschbild, viel mehr und viel stärker; und ist also sehr viel entschiedener, ja vielleicht auf einer ganz anderen Ebene „wirklich", als das meiste von dem, was bloß ist.

Käme es darauf an, eine Art von Formel für die „Mechanik des Wirklichen" zu finden, so müßte diese Formel in der Richtung einer Überlegung gesucht werden, die etwa von dem Satze ausginge: je eindeutiger, örtlich und zeitlich umrissener, damit: geschichtlich bestimmbarer ein Geschehnis sich darstellt, um so gehemmter, enger und geringfügiger ist sein Wirkungskreis und damit seine Wirklichkeit; je lockerer dagegen im historischen Raum die Umrisse einer Begebenheit oder einer Gestalt, desto größer das Potential ihrer „magischen" Wirkungen: als Folge einer Verschmelzung von Tatsachenkeim und allgegenwärtigem, schöpferischem Verlangen des Menschengeistes nach dem Mythos, nach einer Welt der anschaulich gewordenen Ideen.

Tatsachenschärfe also bedingt immer: Tatsachenenge. Tatsachenenge aber häuft Tatsachenwiderstand, und damit verursacht sie Wirklichkeits-Erstickung.

Tatsachenlockerung hingegen bedingt Tatsachenfernsicht. Tatsachenfernsicht schafft unendliche Horizonte, und damit grenzenlose Möglichkeiten zur „Wirklichkeits"-Entfaltung.

Es bleibt gewiß nicht ohne nachdenkliche Fern- und Einblicke, diesen freilich schwer faßbaren Gesetzen einer „magischen Mechanik des Wirklichen" weiter nachzudenken: Diese stellt sich in der Kürze dar als der irgendwie gesetzmäßige, weil folgerichtige Prozeß der Abscheidung und Entlassung von durchgeformten und (gleichsam nach der Art von Kunstwerken) anschaubaren, „wirklichen" Gestalten aus dem schöpferischen Bilde-Vermögen des menschlichen Geistes, welches der Quellpunkt alles Mythos ist.

Die Frage nach dem Wann und Wie der magisch-mechanischen Ablösung solcher

Digitized by Google

wirkender, in der Folge dann meist „mythisch“ genannter Gestalten ist im Bereiche der historischen und psychologischen Tatsächlichkeiten weder stellbar, noch beantwortbar. Diese Frage bleibt durchaus einer Theorie des Geistes vorbehalten, wie sie seit der klassischen Zeit der deutschen Philosophie nicht mehr gewagt worden ist.

Vermuten und andeuten läßt sich nur: die Geburt des einzelnen, mythischen Heros aus dem quellenden Urgrund des Mythos geschieht durch Anstoß einer Tatsächlichkeit, durch den Eintritt eines „historischen“ Menschen in den, mit potentieller Wirklichkeit gesättigten Umkreis einer, oder mehrerer „Ideen“. Die Geburt des Heros mag so, im Bilde, verstanden werden, wie die Geburt der Perle in der Muschel, die zur Voraussetzung hat, daß ein Fremdkörper in die empfindliche Gallerte der Muschel eindringe. So sind in Wahrheit Götter und Heroen nichts anderes, als kristallisierte Ideen.

Aber die Voraussetzung solcher Kristallisations-Prozesse ist überall das Eindringen einer jeweils „historisch einmaligen Erscheinung“ in die gesättigte Bereitschaft des mythos-schöpferischen Bilde-Vermögens.

Noch ein Schritt weiter auf dem Wege dieser nur flüchtig angedeuteten Einsichten in die Gesetzmäßigkeiten der magischen Mechanik des Wirklichen: und wir bemerken, daß kristallisierte Ideen das Ergebnis von Vermischung des ewig Schöpferischen mit einem zeit-räumlichen Tatsachengeschöpfe sind.

So vermischte Ideen, oder Götter und Heroen, die wir eben dadurch allein, daß sie in die Vermischung eingingen, daß sie „herabstiegen“, erst als „wirklich“ erfahren, gehen eben darum auch aus ihrer Ewigkeit ein in das Schicksal der Zeitlichkeit: sie werden sterblich.

Nicht so zwar, daß die Ideen, in die sie sich hüllen, an und mit ihnen stürben; aber es stirbt in der Zeit einmal wieder ihre Gestalt, wie sie in der Zeit entstand. Die Herrschafts- und die Erlöserkraft der Heroen und der Götter wandelt sich, wie die Kulturen, deren Erzeuger und Träger sie sind, von Aufstieg zu Abstieg*.

Diese magische Mechanik aller Wirklichkeit kann aber nur im Bilde verglichen werden mit der Morphologie des Tatsächlichen und Historischen. In Wahrheit ist Herleitung wie Kritik der magischen Wirklichkeit aus dem gesamten Bestande der Tatsachenwelt (zu der auch die Kulturen gehören) ebenso unmöglich, wie umgekehrt die Interpretation dieser durch jene. Parallelismus und Zusammenstoß beider „Welten“ bleibt das Geheimnis allen höheren Lebens.

Darum ist nun ein jeder geistig zu Wirkungen drängende Mensch angesprochen von dieser Aufforderung: etwa Kanonen nicht höher einzuschätzen, als Wunschbilder; Bankguthaben nicht höher, als Ideen; Polizeiakten nicht höher, als Legenden zu bewerten.

Moses oder Tell, Alexander oder Napoleon, Shakespeare oder Goethe, Pythagoras oder Hegel, ordnen sich unter dem Gesichtspunkt einer magischen Mechanik des Wirklichen ganz anders, als unter dem ihrer historischen Einmaligkeit. Und es möchte sich zuletzt finden, daß der Menschheit, als einer noch nicht völlig „götterverlassenen“, geistigen Gemeinschaft, an dem Fassungsvermögen für solchen mythisch-magischen „Wirklichkeits“-Gehalt bei jenen Persönlichkeitsgefäßen, die sie ihre „Heroen“ nennt, ungleich viel mehr gelegen ist, als an deren historischer Erscheinung.

* Das indische Bewußtsein sagt hiervon: In jedem Äon, oder Mauvantara, muß ein Buddha geboren werden. Manchmal wird der Herabstieg einer Erlöser-Wirklichkeit noch in viel kürzeren Abständen vorgesehen.

Digitized by Google

Vielleicht würde durch eine Überlegung, die etwa diesen Gang ginge, am raschesten deutlich, daß — vor allem — Religion niemals an der historischen Erscheinung haftet, sondern immer nur gegründet ist auf die — bestenfalls historisch unterlegte — Wirklichkeit.

Wir verstehen jetzt: Es kann für die Erkenntnis vom Wesen der Religion im allgemeinen, wie vom Wesen einer bestimmten Religion und des in ihr besonders verehrten Gott-Heros überhaupt, niemals von Einfluß und Belang sein, was aus der Tatsachenkritik: der historischen wie der anthropologischen, wie der psychologischen heraus, überhaupt begrifflich gedacht und gesagt werden kann über den einmalig „Phänomen" gewordenen Glaubensinhalt. Wir wissen: er ist irgend einmal „wirklich" geworden, als die geistige Welt der Ideen und des mythosschaffenden, geistigen Vermögens „zusammenstieß" mit dem historischen Ereignis eines bestimmten, menschlichen Daseins. Keine positive Religion trägt von dieser „natürlich-wirklichen" Elternschaft das Merkmal der Namensgebung ihres Heros so zeugnishaft deutlich in sich, als das Christentum, das seinen Heros „Jesus", den „Christus" nennt*. Der historische Jesus, das problematisch-irdische Fremdelement eines Menschentums, ist aber so völlig aufgenommen in die „Perle" des Christus und seiner magischen Wirklichkeit, daß es die Zerstörung dieser Perle selbst bedeuten würde, wollte man den in ihr innigst gebetteten unmagisch-historischen Anstoß, das gleichsam perl-bildende, materiell-diesseitige Fremdkorn hervorklauben und sozusagen in seiner historisch-aseptischen Tatsächlichkeit herauspräparieren.

Davon hat der gläubige Christ ein sicheres Gefühl. Ist sein Glaube zugleich religiös-wissend, so hat er davon auch die vollkommene Einsicht und Gefühl; wie klare Anschauung des Religiösen verbieten darum mit gleicher Unbedingtheit den Einbruch der sinnwidrigen, darum auch in Wahrheit fehlerhaft angewandten Methode historischer und naturalistischer Kritik gegenüber der Wirklichkeit des Mythisch-Gestalteten und des magisch-religiös Waltenden. Eingesehen und festgelegt sein sollte dieser Sachverhalt ein für alle Male auch für diejenigen, die es sich zur Aufgabe machen, die Welt des gegenständlichen Seins, die geschaffene Natur, dem erkennenden Verstand zu erschließen und endgültig sollte der Verzicht sein, eine Kritik der Wirklichkeit aus dem Standpunkt des Tatsachenhaften heraus zu versuchen.

Die Geschichtlichkeit oder die Ungeschichtlichkeit Jesu, erwogen aus solchem Gesichtspunkte, erschlossen aus solchem Gesichtspunkte, ist nicht nur, gemessen an dem Bestande ihrer magischen Wirklichkeit als Christus, gleichgültig; sie ist auch schon an und für sich schief erwogen, falsch erschlossen. Aus dem mythischen Bestande der Evangelien vollends ist, weder historisch noch anthropologisch, noch psychologisch, das Mindeste zu erschließen oder zu beweisen für oder gegen den historischen Bestand ihrer Erzählung. Am Mythos versagt der naturalistische Begriff; der Beweis versagt am Gleichnis. Friedrich Alfred Schmid Noerr

* So auch heißt der Religionsstifter Siddhartha: „der Buddha"; und im Islam verbindet sich mit dem Namen Allahs nicht Mohamed der Mensch, sondern „der Prophet". Nur im Buddha, nur im Propheten lebt die magische Wirklichkeit, die ihren jeweiligen Kulturkreis schuf und erhält.

Digitized by Google

Religiöse Strömungen der Gegenwart

An einem Tage ungewöhnlicher Abspannung suchte ich Zerstreuung für den Abend. An der Litfaßsäule fiel mir eine Vortragsankündigung einer astrologischen Gesellschaft auf. Man sollte über die Geheimnisse des Weltalls, Sternenschicksale und dgl. belehrt werden. Ich ging hin in Erwartung, ein erheiterndes Stelldichein von Hysterikern, Neugierigen, Dummen und anderen unerfreulichen Individuen aus oberer und unterster Schicht vorzufinden. Statt dessen war das Resultat das Entgegengesetzte. Das Publikum war gutbürgerlich im besten Sinne und ohne Sensationslüsternheit; man hörte ernst an, was der Redner über das heil- und unheilvolle Weltprogramm ausführte, das man aus den Sternen ablesen kann, das dem Einzelnen nahelegt, sich an die Brust zu schlagen; der Redner selbst hatte sogar eine eigentümliche Ähnlichkeit mit einem protestantischen Pastor.

In der Sprache der Philosophie bedeutet dies folgendes: religiöse und halbreligiöse Gebilde in Zeiten tiefgreifender kultureller Wandlung haben einen erhöhten funktionalen Belang. Man darf daher nicht nach einem absoluten Wahrheitsgehalt fragen, sondern muß sich zum Verständnis in die Rolle eines advocatus diaboli historischer Prozesse versetzen. Ich fasse zu diesem Behuf vier verschiedene Gruppen solcher religiöser Gebilde ins Auge: Den Protestantismus, die astrologisch eingestellte Gruppe, die freireligiösen und mystischen Kreise und die Gruppe der ekstatischen Sekten. Der Katholizismus darf ausscheiden aus später zu erörternden Gründen. Über Theosophen und Anthroposophen wäre bei anderer Gelegenheit ein entsprechendes Wort zu reden.

Die vier genannten Gruppen und ihre Reihenfolge sind gewiß eine merkwürdige und nicht gerade gleichrangig anmutende Zusammenstellung. Ich bemerke zunächst zum Protestantismus und den astrologischen Gesellschaften folgendes: Der Protestantismus kirchlicher Fassung befindet sich in offenbarer Zersetzung. Er war zu tief eingebettet in die geistige Entwicklung der letzten Jahrhunderte und wird so unweigerlich mit in die Krise ihrer manifesten Inhalte hineingerissen. Dagegen, daß eine völlige Auflösung eintritt, spricht mit aller Entschiedenheit das Festhalten an der historischen religiösen Tradition. Der Protestantismus fußt auf der Bibel und die Bibel ist eine heilige Schrift. Das besagt alles.

In seltsamer Kontraposition zum Protestantismus stehen jene astrologischen Gesellschaften. Sie sind in Bezug auf ihr Publikum Ableger des Protestantismus und des Monismus. Grund der Abwanderung war bei beiden das Versagen des äußeren Weltbildes. Die Einsicht der durchgängigen kosmischen Bedingtheit alles Menschlichen ist allmählich nicht mehr aufzuhalten, und damit entsteht ein neuer Begriff einer Exaktheit, dem die uralte Wissenschaft der Astrologie in einem noch kaum erkannten Maße entspricht. Aber nicht nur dem tatsächlichen Wissensbedürfnis weiter Kreise kommt die Astrologie entgegen, sondern sie ist gleichzeitig ein Sammelbecken religiöser Kräfte. Hierbei geschieht etwas Eigenartiges. Der latente Inhalt der Astrologie und ihrer Überlieferungen ist rein esoterisch und daher im Grunde gänzlich unzugänglich für jenes gutmütige, religiös bedürftige Publikum. Eine astrologische Gemeinde braver Bürger ist also in sich eine Sinnlosigkeit. Und doch geschieht jenen Menschen, so weit sie sich an das Überlieferte und seine Ausdeutung halten, nichts Schlimmes. Sie sind geschützt durch jene heiligen Schriften, die sie selber nicht verstehen. Heilige Schriften sind nun einmal

Digitized by Google

so gebaut, daß kein Unfug mit ihnen getrieben werden kann. In seltsamer Weise ist das Heilsgut der Menschheit aus Jahrtausenden in ihnen eingefangen, und die Menschen verspüren immer wieder den Atem großer Dinge. Was eine frühere Zeit etwa bei den Worten empfand von dem „großen gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", das dringt in jene Jünger der Astrologie ein: Der Einzelne kann gegenüber dem großen, über ihm waltenden Schicksal nichts anderes tun, als in frommer Ergebung seinen „guten Sternen" zu vertrauen und einen ernsten Lebenswandel zu führen.

Die Angehörigen der protestantischen Kirche und die solcher astrologischen Kreise rücken also sub specie historiae in seltsamer Weise zusammen. Bei beiden ist Gegenstand der religiösen Hinwendung ein tatsächliches, historisch gewordenes Objekt, das jenseits von Falsch und Richtig in seinem metaphysischen und religiösen Nährwert von Jahrtausenden seine gültige Legitimation besitzt. Sollte man den Angehörigen astrologischer Kreise gleichsam selbst ein Horoskop stellen, so wäre zu sagen, daß wahrscheinlich der Stern von Bethlehem der stärkere sein wird, sobald die historische Anpassung an das neue, dynamisch und perspektivisch vertiefte Weltbild, das die jetzige Kulturkrisis langsam heraufholt, vollzogen sein wird. Das Übergewicht des religiösen Objektes des Protestantismus liegt nun einmal darin, daß seine heilige Schrift zugleich exoterisch und esoterisch ist und außerdem eine manifeste historische Tradition vorliegt. Und eine umfängliche religiöse Gemeinschaft kann diese Dinge nicht entbehren, ohne anämisch zu werden. Die Astrologie war früher eine königliche Wissenschaft in den Händen weniger königlicher Menschen. Seitdem sie Gedankenmittelpunkt einer religiösen Gemeinschaft wurde, liegt der Akzent nicht mehr in ihr selbst, sondern sie dient als Ferment eines historischen Wandlungsprozesses. Die heutige astrologische Welle wird daher eine Episode sein, und die in ihr gebundenen Kräfte werden in der Hauptsache dem umgewandelten Protestantismus zufließen. Sie wird aber ohne Katastrophe und ohne seelische Zermürbung zu Ende gehen, weil ihre Träger, ihnen selbst unbewußt, in der angedeuteten Weise geschützt sind.

Im gleichen Maße, in dem die astrologischen Kreise an den kirchlichen Protestantismus heranrücken, rückt von diesem die gesamte freireligiöse Bewegung von heute ab. Sie ist in der Hauptsache eine Angelegenheit der gebildeten und kultivierten Schichten und ist entweder rational-spekulativ oder mystisch-intuitiv gerichtet. Beiden gemeinsam als Kennzeichen ist das Fehlen eines festen historischen Objektes der religiösen Betätigung. Sie haben keine, wenn auch nicht verstandene heilige Schrift, unter deren Schutz sie unbewußt stünden, und sie wissen auch nicht, was das heißt. Beidemal liegt der Akzent auf dem Subjekt, das aus sich heraus religiöse Werte zu erzeugen hofft. Eine solche Position ist, historisch gesehen, äußerst gefährlich. Das Subjekt mit seinen schöpferischen Möglichkeiten hat sich noch meist schwächer erwiesen als die historischen Mächte und Heilsgüter, die in heiligen Schriften verborgen sind. Nun soll nicht bestritten werden, daß diese sogenannten freireligiösen Schichten sich überhaupt nicht um historisch überliefertes religiöses Gut kümmerten. Die Einstellung ist aber nicht die des geduldigen und ausharrenden Befragens, sondern die eines kritischen und schwankenden Auswählens und Weiterbildenwollens. Die historische Tradition etwa in der Mystik hat nicht einen absoluten Objektwert, sondern nur einen Materialwert. Die Direktive aber, was von dem Gesichteten behalten oder ausgestaltet und um-

Digitized by Google

geformt wird, kommt von ganz anderer Seite und eröffnet erst die Möglichkeit einer Beurteilung. Die freireligiösen Schichten beider Richtungen sind nämlich, sich selbst unbewußt, Funktion und Niederschlag kultureller Vorgänge. Die Rechtfertigung liegt demnach nicht wie bei den ersten beiden Gruppen im gewählten religiösen Objekt, das seinen nicht anzutastenden metaphysischen Nährwert behält, sondern in der Mächtigkeit und der Schwingungsweite des kulturellen Berngebildes, um das sie in vielfacher Weise gravitieren. Dieses Berngebilde ist zunächst unsichtbar, es liegt gleichsam als magnetisches Kraftfeld in der Atmosphäre und kommt als eigenartiges Fluoreszieren nur zur Erscheinung in den wenigen Geistern, die in jedem Jahrhundert als die Berufenen das Schicksal künftigen Geschehens in den Händen halten. Das also, was man im religiösen Sprachgebrauch als die Rechtfertigung eines Menschen empfindet und worin sein Seelenheil beschlossen liegt, ist demgemäß in dieser dritten Gruppe ausgeliefert an historisches Geschehen und hat daher ein ungewisses und nicht in jedem Falle geschütztes Schicksal wie die ersten beiden. Der Fall völliger und dauernder Rechtfertigung träte ein, wenn aus dem Gärungsprozeß das entstünde, was man eine neue Religion nennt. Dieser Fall ist historisch äußerst selten. In überwiegendem Maße handelt es sich, wenn man von der Mächtigkeit absieht, um kulturelle Gebilde von temporärer Art. Und nur so lange das entstandene Gebilde Vitalität besitzt, ist die Rechtfertigung jener es tragenden Schichten gegeben und wird von ihnen als Lebensgefühl und metaphysische Sicherheit gespürt. Sobald aber die metaphysische Kraftfülle jenes Berngebildes anfängt sich langsam zu erschöpfen oder überhaupt von Anfang an gering ist, meldet sich dies als seelische Beunruhigung und Zermürbung der entsprechenden Schichten. Es tritt eine fortlaufende Zersplitterung und Erkrankung ein, die bis zu gnadenloser Auftreibung in Katastrophen verschiedener Art führt. Denn der sichtbare Akzent liegt hier von vornherein im Subjekt und in dem Zutrauen in seine schöpferischen Fähigkeiten. Und hierin liegt die Gefährlichkeit und Schutzlosigkeit der Position. Denn das Subjekt reicht, historisch gesehen, nicht aus; und so stark heute die Stellung jener kultivierten freireligiösen Schichten sich im Vergleich etwa zu der bescheidenen Armseligkeit einer astrologischen Gemeinschaft ausnehmen mag, so sehr ist es gegeben, angesichts der angestellten Betrachtung an die Geschichte von dem Manne zu denken, der sein Haus auf Sand gebaut hat.

Noch klarer wird das Gemeinte bei einem Seitenblick auf den Katholizismus hervortreten. Er schaltet in der angestellten Untersuchung tatsächlich aus. Denn einerseits ist er historisch am festesten fundiert und hat mit dem Protestantismus die heilige Schrift zur gemeinsamen Grundlage und latentem Rückhalt, andererseits besteht dank der großartigen Labilität jenes Gebildes nicht wie beim Protestantismus die Gefahr des Hineingerissenwerdens in temporäre kulturelle Ereignisse und ihre krisenhaften Auflösungen. Der Katholizismus sperrt sich im Grunde weniger krampfhaft gegen fremde Elemente als der Protestantismus, weil er weiß, daß sein historischer und metaphysischer Rückhalt groß genug ist, um aus der umbiegenden Toleranz eine Waffe zu machen. Was es aber heißt, sein Haus nicht auf Sand gebaut zu haben, dieser Tatbestand als organisches Gefühl dürfte heute am ehesten etwa bei einem frommen Katholiken in Erscheinung treten, dem es vergönnt ist, in die heilige Stadt zu kommen, und der im Anblick der Türme und Kuppeln der civita eterna plötzlich weiß, was es auf sich hat mit dem Felsen, auf dem die Kirche Petri erbaut ist.

Digitized by Google

Es bleibt nun noch die Gruppe der ekstatischen Sekten, gleich, ob sie sich Adventisten, Wiedertäufer, Gemeinde Jesu, Heilsarmee oder sonst irgendwie nennen. Sie sind als Gesamterscheinung von rätselhafter Natur, und es ist noch niemand hinter den Sinn dieser Erscheinungen gekommen. In den Denkrahmen, der im Vorausgegangenen zu spannen versucht wurde, passen sie im Grunde nicht hinein. Man kann nur wenige negative Aussagen machen. Mit historischen Entwicklungen haben sie im tieferen Sinne nichts zu tun, sie werden daher weder positiv noch negativ von ihnen betroffen. Sie setzen sich im Gegensatz zu allen anderen Gruppen fast ausschließlich aus den niedrigsten Schichten des Volkes zusammen, die über ein Mindestmaß an Intelligenz verfügen. Ihre Angehörigen sind zu einem erheblichen Teil gebrochene hysterische Naturen, zum anderen aber finden sich hier Gestalten von einer über die Maßen erschütternden Einfalt und Glaubenskraft. Und obwohl hier der religiöse Akzent so stark auf dem Subjekte liegt und eine heilige Schrift in einem sehr eigentümlichen Sinne nicht besteht, stehen diese Menschen in der vollen Rechtfertigung des Daseins und wissen um den Geschmack der ewigen Seligkeit.

Als Gesamterscheinung bleiben die ekstatischen Sekten zweifellos ein groteskes, lächerliches und oft abgeschmacktes Gebilde, aber man weiß nicht, ob ihr Sinn nicht zu tun hat mit den wenigen Gestalten, auf die man versucht wäre, das rätselvolle und so oft mißdeutete Wort von den „Armen vor dem Geiste" anzuwenden.

Werner Achelis

Ein Brief zum letzten protestantischen Sonderheft

„Ich lese nun seit vielen Jahren die „Tat". Ich habe mich nicht nur im allgemeinen ihrer Haltung gefreut, sondern auch die Sonderhefte einer sorgfältigen Lektüre gewürdigt. Die philosophischen, die katholischen, die protestantischen. Nun kommt wieder ein protestantisches heraus. Dazu möchte ich einige Worte sagen.

Ganz ohne Zweifel steckt in diesen Aufsätzen der Theologen viel Ernstes und Gutes, zumal für einen Leser, der die Entwicklung der Theologie verfolgt haben mag und auf ihre Weiterentwicklung gespannt ist. Aber der, dem es um „die Zukunft deutscher Kultur" zu tun ist, spürt hier etwas Abwegiges, Eigenbrödlerisches, Fernes. Das wird klar, wenn wir uns kurz zu besinnen versuchen, was eigentlich mit diesen Sonderheften bezweckt ist.

Und da schwebt mir folgendes vor: Es müßte deutlich werden, was an wirklicher Bewegtheit im Protestantismus vorhanden ist. Seine Stellung innerhalb der deutschen Kultur und zu ihr — in Abstoßung und Anziehung —, die Aufgabe, die er an der deutschen Kultur zu erfüllen hätte, das alles müßte sichtbar werden. Das ist z. B. in den Katholizismus-Heften in ganz hervorragender Weise geschehen. Sie kamen von der Verantwortung und führten zu ihr.

Hier scheint es mir nicht der Fall zu sein. Hier sind prachtvolle isolierte Einzelleistungen in theologischer „Haltung". Aber die Verbindung zu dem, was unsere Zeit bewegt, kommt fast nicht heraus.

Denn einmal wird kaum deutlich, was theologisch jetzt in der Kirche am wichtigsten ist. Und das ist doch sehr wesentlich dies, was um die Namen Barth und Gogarten kreist. Die kommen aber gar nicht vor. Die Frage des Verhältnisses der Theologie zur Religionswissenschaft ist überholt, jedenfalls in der akademisch-apo-

Digitized by Google

logetischen (zuletzt unverbindlichen) Art, wie sie Althaus betreibt. Und der ständige Hinweis auf Hirsch und das Idealismusproblem entspringt mehr theologischer Liebhaberei, aber entspricht nicht dem, was wirklich vorgeht. Ist nicht vieles zu konfessionell, ja gerade von der Angst vor dem Katholischen diktiert? Eine „vorgeschriebene Grundhaltung der Seele" im protestantischen Sinne will uns auch merkwürdig vorkommen. . . .

Und zweitens: Diese Einseitigkeit wird sichtbar, wenn man beobachtet, welche Fragen der konkreten Wirklichkeit berücksichtigt sind. Es sind drei: die Einheit der Kirchen (Stockholm), die als kirchliches Problem sehr interessant ist, ferner Mission und Psychopathie (Nervosität). Gut und schön! Aber daß die Krise des empirischen Protestantismus aufs engste mit der sozialen Frage und der Friedensfrage verbunden ist, kann man aus diesem Heft überhaupt nicht entnehmen. Der Protestantismus wird sehr stark bewegt durch die religiös-soziale Bewegung, diese existiert in dem Hefte nicht, und er hat ferner die Aufgabe, ernsthaft an einer Vertiefung des deutschen Volkstums im Sinne Hölderlins oder Lagardes zu arbeiten. Auch davon entdeckt man nichts.

So werden Sie verstehen, daß ich glaube im Namen vieler Ihrer Leser zu sprechen, wenn ich sage, daß dies Protestantismus-Heft weder die Höhe der Katholizismus-Hefte hält, noch überhaupt in der Linie der wesentlichen Aufgabe der „Tat" liegt. Vielleicht lassen sich noch andere Leser dazu hören. Ein Pfarrer

Rainer Maria Rilke †

Nun ist Rainer Maria Rilke in seinem Sinne wesenhaft und vollendet worden. Was ist sein Sterben anders als ein verklärter Eingang in eine Wirklichkeit, die er nicht im Hier und Jetzt, sondern, altmystischem Seelenbrauche pflichtig, im Nun und Überall begründet wußte? Die Stille seiner geliebten Dinge ist jetzt über den Dichter gekommen und hat auch ihn zum Ding gemacht, das Tieferes singen mag in seinem Schweigen, als es die unzulänglich gleichnisweise Dichtung kann.

Aber wir werden über dieser letzten Vollendung nicht seine in der Zeit und in der Beschränkung menschlicher Sprache erreichte Vollkommenheit gering achten wollen. Mit Rilke ist der schmiegsamste und edelste Meister der deutschen Gegenwartsdichtung dahingegangen. Keinem mehr, seit dem Nietzsche des „Zarathustra", hat die Sprache so willig gehorcht, dermaßen, daß die Worte wie kleine Edelpferde sich an ihn drängten und lüstern ihre schwarzen, weißen und falben Hälse bogen, nach liebkosendem Streicheln und munterm Trab oder feierlichem Schritt verlangend. Man muß noch diese letzte, unserm Geschlecht kaum mehr vorstellbare Aristokratie, die im Blut nachwirkenden junkerlichen Besitz- und Herrschertriebe, die ganze adelige Freude und wählerische Lust am regen Getümmel des Marstalls nachfühlen können, um Rilkes feine Wortgewalt gebührend zu würdigen. Wenn irgendeiner, so verstand er auf dem Rücken beweglicher Sprachgebilde einen edlen Ritt zu reiten. Was Wunder, wenn ihm gelegentlich Willkür und Laune die Reitgerte führte und wenn er seine kostbaren Tiere nicht nur dem großen Ziel entgegenschreiten, sondern tänzeln und hohe Schule treten ließ?

Ein Dichter war er, weil er in seinen besten Stunden die Gnade hatte, Seele laut werden zu lassen, sei es, daß er sich in den Dingen oder die Dinge in sich zum Reden brachte. Und diese Seele war untadelig groß, indem sie das Ewige meinte und ihre eigene Sprache nur als Gleichnis eines Unsagbaren verstand. Ein

Digitized by Google

Nachhall echter südostdeutscher Mystik, wie sie zuletzt noch ihren geschlossenen Ausdruck in den herben Zweizeilern des Angelus Silesius gefunden hatte, ist in die späte, wunderfeine Melodik der Rilkeschen Sprache eingegangen. Wo dieser Sucher die ewige Ruhe im Wechsel, das tat tvam asi erlauschte und aussprach, da reifte sein Wort zu vollendeter Meisterschaft. Wo er sich zu sehr an die Dinge schmiegte, erwachte der Besitz- und Lenktrieb, und hinter dem großen Künstler erhob sich der raffinierte Artist, das heißt der Mensch, der nicht mehr aus purer Notwendigkeit, sondern aus Laune mit den Dingen und ihren lautlichen Sinnbildern schaltet. Freilich zog es ihn zu den Dingen als zu den brüderlichen Trägern und Teilhabern der All-Seele, aber zugleich erfüllte ihn das Bewußtsein dieser unerhörten Schmiegsamkeit und solchen seelischen All-verstehens mit Machtgelüsten, die ihn hin und wieder zu einem grausam sublimen Spiel mit den wehrlosen Dingen und gefügigen Worten treiben mußten. Der akrobatisch geschulte Intellekt der Neuzeit hat sich selbst noch an Leistungen begeistern können, deren spielerisches und abseitiges Wesen sich erst einer spätern Nachwelt offenbaren wird.

Das Jenseitig-Vornehme, beinahe Unwirklich-Feine in Rilkes Kunst aber beruht auf der wurzellosen Einsamkeit seines Menschentums. Was konnte dieser Spätling alten Geschlechts mit seinem unbezweifelbar zu Seele gewandelten Edel-Erbe in unserer bürgerlich-proletarischen Menschheit anderes sein als ein Schatten? Und zwar nicht nur im mystischen Sinne ein Pilgrim und Wandersmann, sondern gewissermaßen soziologisch: ein spätes Schemen, der verirrte Geist eines müden Ritters, wenn auch nicht eine Groteske, wie der Don Quixote oder ein derbes Zerrbild, wie Ulrich von Lichtenstein, so doch eine letzte Elegie, eine zarte Unmöglichkeit. Mag auch der Adel des Profils, der ganze Umriß noch sichtbar sein, etwas wie Unwirklichkeit, wie Traum und Nachklang, eine Art gespenstischer Geistigkeit wird wohl immer an seinem Bilde haften bleiben. Selbst was in seinem Geblüt an echtem, ritterlichem Minnesang vernehmlich wurde, trägt einen imaginären Zug.

So erweist sich denn Rilkes Zeitlosigkeit als eine zwiefache, als eine Kraft, nämlich die seines mystischen Drangs nach Verewigung, aber auch als eine Schwäche, nämlich die seiner unzeitgemäß späten, wurzellosen Erscheinung im Rahmen unserer Mit- und Umwelt. Auch an ihm hat der Fluch der Zeit sich ausgewirkt. Er verwahrte sich gegen sie mit einem eingebornen Adel der Gebärde und einer Kultur, die wir kaum mehr ahnen können. Sie aber, die Zeit, rächte sich an ihm dadurch, daß sie ihn nicht nur zum zeitfremden Künstler, sondern auch zum Artisten machte, und daß sie die Fülle seines Werkes schied in Gedichte, die zu menschlicher Kunst und in andere, die zu einsamer Künstlichkeit geraten sind. So ist er denn Opfer und Priester zugleich, ein erlittenes und ein gestaltetes Schicksal in Einem. Ein wortgewordener Nachhall zu Geist gewandelten Ritter-Adels.

Thomas Roffler

Ein Vergessener Ist Ferguson nicht veraltet? So fragt man mich. Ob er starb und wann, ist von nebensächlicher Bedeutung. Jedenfalls ragt er noch als ein Lebender in unser Jahrhundert hinein. Und ist doch wie vergessen. Oder ist er nie wirklich bekannt geworden? Dann müßte seine Zeit erst kommen. Der Verlag von Eugen Diederichs brachte zu Anfang des Jahrhunderts zwei deutsche Übersetzungen von Charles Fergusons „Diesseits—Re-

Digitized by Google

ligion" und „Lebensbejahung" heraus. Beide Werke sind auf der Höhe und nicht ein Wort darin ist veraltet. Dazu ist dieser Prophet viel zu sehr Bahnbrecher in eine neue Zeit. Merkwürdig genau hat er sie vorausgedeutet und ihr tapfer vorgearbeitet. „Der Sonnenuntergang dieses Jahrhunderts ist voll flammender Vorzeichen", schrieb er am Ausgang der 90er Jahre ... „Das neue Jahrhundert bricht mit großen Erwartungen an. Die Zukunft ist reich an Reiz."

Als Weltpolitiker, der leidenschaftlich die Befreiung der Völker wünscht, hat er Amerika die Rolle der Völkerbefreiung zugedacht, während er Deutschland die Führung „in den Angelegenheiten des Geistes und des Intellekts" zuerkennt. Es soll „nicht im Gefolge Europas gehen, sondern es führen".

Auch die Herrschaft der Wucherer sah er voraus. „Alles wird nach dem Marktpreis bewertet, weil kein Mensch Vertrauen in Gottes Freiheit setzt oder es wagt, etwas hervorzubringen, was nicht gefordert wird. Das weltumschlingende Handelssystem — die Herrschaft der Bankiers und der Börsen ist das ungeheure Symbol seelenfressenden Schicksals." F. unterscheidet eine alte verrottete Demokratie und eine gänzlich neue. Wie er die eine verachtet, stellt er für die echte ein Programm auf und nennt sie religiöse Demokratie. „Die Demokratie hat Unendlichkeit in sich. Die Menschen werden für gleich erklärt, seit man entdeckt hat, daß sie alle — die geringsten ebenso wie die größten — Zugang zum Unendlichen haben oder haben können ... Ohne Religion wäre die Demokratie unverständlich ... Es handelt sich um die Wahl zwischen zwei Arten von Demokratie. Die eine ist die Demokratie des Neides und der Meuterei; sie verlangt nach der toten Gleichheit, die immer krankhaft gesucht wurde, aber in dieser Welt nie erreichbar ist und alles Schöne für immer unerreichbar machen würde ... Nicht was er durch sie erreichen, sondern was er mit Gleichmut für sie verlieren kann, ist das Maß für die Liebe eines Menschen zur Gerechtigkeit, und Myriaden von Gerechtigkeitssuchern aus Profit könnten niemals eine demokratische Regierung gründen oder befestigen."

Heldisch, mutig will dieses Tatgenie den neuen Menschen, weder verweichlicht noch feige.

„Die Welt wird schließlich von den Furchtlosen regiert, von denen, die am tiefsten im Grunde der Dinge wurzeln und am wenigsten vor Unfällen zagen ... Gerechtigkeit und Schönheit in Gestalt von Weisheit, Freiheit und Furchtlosigkeit vor dem Tode auf die Erde zu bringen, ist der ganze Ritus und Gottesdienst der Religion der Fleischwerdung ... Die Erhebung und der Niedergang der Nationen liegt in der Erhebung und dem Niedergang des Geistes, der sie treibt, und wird von politischen Zufälligkeiten wenig beeinflußt."

Auch der Völkerbund, von dem wir heute erst das Negativ sehen, ist bei Ferguson vorweggenommen.

„Es kann sein, daß die Nation, welche bestimmt ist, die herrschende zu sein, aus der ganzen Familie der Nationen zusammengesucht werden müßte — eine Verwandtschaft von Gerechtigkeit und Gleichheit, eine Genossenschaft, deren Hände rund um die Erde reichen ... Nach und nach, wenn die nationalen Schranken aufgehört haben, den Geldfürsten und Aktienbesitzern zu dienen, die im Rate des sog. Konzerts der Mächte überwiegen, werden die Mächte ihre Interessen zusammenwerfen und die Grenzen auswischen, vorausgesetzt, daß das Volk ihnen nicht zuvorgekommen ist und die Schranken zu anderen Zwecken niedergerissen hat."

Digitized by Google

Auch gegen Dogma und Dogmatismus zieht dieser Weltapostel zu Felde. „Man kommt allmählich dahinter, daß die eingeschworenen Diener der Kirche zum Predigen nicht geeignet sind. Die Prediger scheinen in einem speziellen Interesse angestellt und zu Plattheiten verpflichtet zu sein."

Er strebt einen „protestantischen Katholizismus" an, dieser „soll die Quelle und Kraft von Wissenschaft und Kunst wie jeglicher Erziehung sein ... Katholizismus kommt nicht aus Kompromissen, und der neue Katholizismus ist einfach ein durchgreifender Protestantismus mit der ganzen Wahrheitstreue und der ganzen Hingebung an große Gedanken ... Es ist nicht mehr an der Zeit, über einzelne Dogmen zu eifern; die Stunde ist gekommen, wo die Axt an die Wurzel gelegt und das ganze Prinzip des Dogmatismus ausgerottet werden muß".

Nicht minder beschäftigt unseren Autor eine neue Universität. „Reine Wissenschaft — Wissenschaft um ihrer selbst willen — ist überhaupt keine Wissenschaft. Die Natur verspottet und umgeht den passiven Intellekt ... Der Intellekt wächst aus dem Willen hervor und wird in seiner Gesundheit und Kraft beständig durch Verlangen genährt ... Das Denken wird zu einer göttlichen Arbeit der Seele ... Wirksames Denken ist ein geordnetes und folgerechtes Empfinden. Keiner hat je etwas damit erreicht, daß er nur mit dem Kopfe gedacht hat." Die ursprüngliche und allgemeine Sünde ist ihm „die Herrschaft des passiven Intellekts über den Willen".

In jeder Weise tritt dieser Befreier für die Freiheit der Persönlichkeit ein, die sich vom Druck der Verhältnisse freimachen muß, um zu sich selbst zu gelangen.

Was ist Vererbung? ruft der Verkünder eines neuen Geistes aus. „Ein biologisches Prinzip, das dem mechanischen Prinzip der Trägheit entspricht. Ihr Wesen ist, daß sie nichts tut, keine Veränderung bewirkt. Sie ist eine Tatsache, aber sie ist keine Kraft. Auf der anderen Seite ist gerade Veränderung das, was das Leben kennzeichnet ... Über dem Reich der Natur hat immer ein Reich schöpferischer Ursachen gebrütet, und in diesem schöpferischen, nicht in dem natürlichen und geschaffenen Reich nimmt der fortschreitende Gang der Entwicklung seinen Verlauf. Jedes lebende Wesen hat irgendeine Art von Zugang zu einer immer gegenwärtigen Fülle von ursprünglichen Kräften ... Das Leiden der lebenden Welt kommt von ihrer unerschöpflichen Dummheit und Feigheit ... Der Schwulst und die Entartung des Lebens, seine bestialische Häßlichkeit, seine physischen Auswüchse und Verzerrungen kommen von der glaubenslosen Verleugnung seines eigenen Verlangens — seiner niedrigen Knechtschaft unter die Verhältnisse ...

„So zeigt uns denn dieser neue Geist" — wie er in Ferguson sich spiegelt — „daß Wahrheit für einen Menschen nicht in der Gestalt abstrakter Aufstellungen zu erreichen ist, sondern nur durch Erfahrung. Das Absolute ist nachgewiesenermaßen nicht ein festgestelltes Gesetz oder eine Formel, sondern die lebende proteusartige Seele ... Der Intellekt hört auf, der Herr des Willens zu sein und wird sein Diener. Die Welt gibt den Versuch auf, einen Weg zu richtigem Leben auszudenken; sie entschließt sich zu leben und zu lernen."

Ist Ferguson veraltet? nicht einmal seine Sprache. Dieser Universalgeist spricht mit Ewigkeitszungen und doch so schlicht natürlich wie alles, was echt ist. Er ist der Menschheit um Jahrhunderte voraus und sie wird zu tun haben, bis sie ihn eingeholt hat.

Hega Dornrode

Digitized by Google

Menschlichkeit — Humanität / Zu Thomas Manns gesammelten Abhandlungen und kleinen Aufsätzen

Ein Kritiker (Hans Brandenburg) sprach in einer durchaus positiv wertenden und von einer großen Verehrung für den Dichter zeugenden Betrachtung über den „Zauberberg" doch mit einer gewissen Melancholie enttäuschter Erwartung und hellsichtiger Liebe von dem „erschreckenden Mangel an Menschlichkeit" als dem „tiefsten Mangel des Buches". Es muß zugegeben werden, daß an dieser Feststellung etwas Wahres ist. Wird man dieses Buch lieben? wird man es nach Jahren, wenn seine Aktualität längst vergangen ist, immer wieder hervorholen, sich an seinen Menschen erfreuen, sich nach ihrem Umgang sehnen, ihre Schicksale mitleiden, so wie für eine ganze Generation der Werther eine Art weltliches Erbauungsbuch war, für eine spätere der Grüne Heinrich, der Niels Lyhne, für jüngste Geschlechter die Brüder Karamasoff? Kaum. Man wird immer die erstaunliche Beobachtungsgabe, die geradezu kompendiöse Beschlagenheit in allen Fragen, die heute die Zeit wissenschaftlich und weltanschaulich stark bewegen, die geniale Fähigkeit zur Darstellung der kleinsten Nuancen und vor allem die ungeheure künstlerische Zucht bewundern. Aber man wird dem Buch nie schwärmerisch oder von Herzen zugetan sein. Es wird immer eine Distanz zwischen dem Leser und dem Buch bleiben, die etwa bei dem jüngeren Hesse (der auch im heutigen trotz seiner betonten Wandlung noch nicht ganz erstorben ist), durch eine einschmeichelnde Süße und Melodik, bei Storm durch seine nordische Milde und Versonnenheit, bei Keller durch eine wenn auch oft ingrimmige Behaglichkeit ganz weggeschmolzen wird. Schuld daran sei, so meint der Kritiker, ein fühlbarer Mangel an Menschlichkeit. Die Berechtigung dieser Meinung in gewissen Grenzen zugestanden, so ist doch hiergegen eins zu erinnern: Seitdem Gemeinschaft, Liebe, der Mensch ist gut, Menschlichkeit durch eine besondere Art Literatur so sehr propagiert worden sind, — die Worte nämlich, die Begriffe, nicht die Sachen, das könnte schließlich gar nicht genug geschehen —, daß man fast zuviel davon hat, daß man das dennoch schöne Wort Menschlichkeit beinahe nur noch in dem leicht ironisierenden Sinne gebrauchen kann, mit dem Thomas Mann es der weichen morbid-geschmeidigen Clawdia Chauchat, als „Mänschlichkeit", in den Mund legt, seit dieser letzten Mode also von Brüderlichkeit und Intimität berührt uns alles Verhaltene und Schamhafte, das nordisch Gefühlskarge, dessen Typus der brave Joachim v. Ziemßen ist, doppelt sympathisch. Auch Zurückhaltung und Zucht, sozusagen Gepflegtheit und Kultur der Innerlichkeit ist ein Wert; und gewiß ein adligerer als russische Hüllenlosigkeit und Verschwendung der Gefühle.

Aber vielleicht ist nicht so sehr dieser Mangel gemeint, daß die Geschöpfe des Romans liebenswürdiger Innerlichkeit entbehren oder sie zurückhalten, sondern vielmehr der, daß der Dichter selbst ihnen gleichmäßig fernsteht, sie vollkommen unbeteiligt sieht mit einem sezierenischen Blick, der kühl, ja erkältend bis in das verborgenste Innere dringt. Es fehlt gewissermaßen die menschliche Verbundenheit zwischen Dichter und Geschöpf, die wiederum uns dem Dichter und seinen Gestalten verbindet. Man braucht nicht die Wendung, mit der ein bedeutender und anerkannter Lyriker unserer Tage den Leser anruft, gutzuheißen: „Mein einziger Wunsch ist, dir, o Mensch, verwandt zu sein" und „wolle mir, bitte, nicht widerstehn" — eine sprachlich wie inhaltlich gleich abstoßende Wendung —, um sich nach ein wenig mehr menschlicher Wärme und menschlicher Nähe zu sehnen und ihren

Digitized by Google

Mangel trotz sonst bewundernswerter Eigenschaften eines Kunstwerks schmerzlich zu empfinden.

Wozu aber dieses Hin und Wider? Um auf eine Stelle hinzuweisen, in der sich Thomas Manns Menschlichkeit aufs freundlichste und so wie sonst nirgends, den „Gesang vom Kindlein" ausgenommen, offenbart, allerdings sublimiert, wie sich zeigen wird: in seinen „gesammelten Abhandlungen und kleinen Aufsätzen*". Seltsam, daß in der Hingabe an gedankliche Dinge, an Probleme, bei der Schilderung persönlicher Erlebnisse, einer sarkastischen Reisebeschreibung, einem Bericht über okkulte Erfahrungen im Schrenck-Notzingschen Hause, in Bemerkungen zu Büchern das Persönliche, das menschlich Sympathische so viel deutlicher zutage tritt wie in den Dichtungen. Und doch auch wieder verständlich und für Thomas Manns artistische Strenge tief bezeichnend. Hier erlaubt er sich gewissermaßen Ich zu sagen, während er es sonst für eine Pflicht der erwähnten künstlerischen Zucht hält, hinter seinen Gestalten auch gefühlsmäßig verborgen zu bleiben, soweit das überhaupt möglich ist, da sie natürlich immer irgendwie er selbst sind, Figurationen eines „auf die Rettung und Rechtfertigung des eigenen Lebens notgedrungen bedachten Träumers und Zweiflers", die aber ebensowenig er selbst sein sollen wie sie irgendwelche Lübecker Patrizier oder Davoser Ärzte und Patienten oder sonst wen abkonterfeien wollen. Immer noch „malt er Männerchen aufs Papier"; sonst nichts; in keiner Absicht Schlüsselfiguren. Aber hier, in den Abhandlungen und Aufsätzen, erschließt er sich uns direkt. So sind diese „Zufallserzeugnisse", wie er sie nennt, diese „internen Veranstaltungen für Freunde seines Lebens", zu lesen als die aufschlußreichsten Dokumente seiner Menschlichkeit. Wobei man sofort hinzusetzen muß, daß diese Menschlichkeit eine durch und durch geistige ist. Wer nicht eine große Liebe zu geistigen Dingen, zu jeder Form von Problematik und Nachdenklichkeit, eine Freude an der gelassenen und reinlichen Klärung diffiziler und verwickelter Lagen mitbringt, dem wird die ganze schöne Menschlichkeit dieser Seiten nicht aufgehen. Bewußtheit, Wachheit, Zucht, Solidität, Mißtrauen gegen alles Verschwommene, Nurgenialische, Nurschwärmerische, kurz die „bürgerlichen" Qualitäten seines Künstlertums, um seine eigene Terminologie zu gebrauchen, sind die Kennzeichen seines künstlerischen und persönlichen Stils. In dem ersten Bande dieser Abhandlungen spricht er von „jener kalten und unerbittlichen Genauigkeit der Bezeichnung", von dem „zitternd gespannten Bogen, von welchem das Wort schnellt, das scharfe, gefiederte Wort, das schwirrt und trifft und bebend im Schwarzen sitzt"; er fragt: „ist nicht der strenge Bogen so gut wie die süße Leier ein apollinisches Werkzeug?" er hat wundervoll ernste Worte über die „Moral des Schriftstellers"; er redet von dem „benennenden Trieb", davon, daß er „sich dem Geist und dem Wort ergab, wie junge Leute früher zum Kalbsfell schwuren". Ist nicht dieses militärische Bild tief verräterisch? Mit soldatischem, preußischem Gewissen dient er beidem, dem Geist und dem Wort. Man erinnert sich gewiß der hundert Seiten langen Vorrede zu dem unglaublich weitschweifigen und so ungeheuer fesselnden, ja aufregenden Buche „Betrachtungen eines Unpolitischen". Hier wie in diesen Abhandlungen und Aufsätzen äußert sich eine so starke intellektuelle Spannung, die sich dem Leser mitteilt, diese Ausführungen sind so stark persönlich erlebt und errungen, wie man es seit Nietzsches Prosa nicht mehr gewöhnt war;

* S. Fischer, Berlin: innerhalb der Gesammelten Werke „Rede und Antwort" 1922, „Bemühungen" 1925.

Digitized by Google

hier ist das Zittern des gespannten Bogens, das Beben des schwirrenden gefiederten Pfeils, eine so starke Erregung des ganzen Menschen zu spüren, wie sie uns sonst beinahe nur aus erotischen Erlebnissen bekannt ist. In dieser allerpersönlichsten Teilnahme, dieser vibrierenden Lebendigkeit empfinden wir die Menschlichkeit Thomas Manns. Nicht zufällig kreist die tiefste Abhandlung der Sammlung, „Goethe und Tolstoi", um den Gedanken der Humanität. Was ist aber Humanität? Menschlichkeit ins Geistige sublimiert, oder Geistigkeit irgendwie menschlich erwärmt, die Kühle des Logos mit dem Feuer des Eros in einer engen und unlöslichen Verbindung; oder, um wieder an den Roman zu erinnern, das große, aber durch seine vollkommene Inhaltslosigkeit ein wenig beängstigende persönliche und menschliche „Format" Mynher Peperkorns mit der hybriden, aber durch den Mangel an menschlicher Wärme und festgefügtem Charakter ein wenig beängstigenden Geistigkeit der Settembrini und Naphta in irgend einem Ausgleich und einer Einheit, als deren glückhaftes Vorbild Thomas Mann wohl hier das Standbild Goethes errichten will, indem er ihn, in Ähnlichkeit und Gegensatz dem Grafen Leo Tolstoi gegenüberstellt.

Von dem Inhalt der beiden im angedeuteten Sinne überreichen Bücher im Einzelnen zu reden, verbietet die Ehrfurcht vor dem geformten Wort. Man muß das alles selber lesen. Auch das Kleinste, belangloseste Stück, ein Glückwunsch an einen Buchhändler, eine humoristische Persiflage der eigenen Person („Im Spiegel") ist Dokument. Es gibt heute ganz bestimmt keine stärkere Geistigkeit im Umkreis deutscher Literatur und keine nichtdichterische Prosa von höherem Rang, als diese beiden Bücher, die so bezeichnende Titel führen: „Rede und Antwort" und „Bemühungen".

Paul Wegwitz

Die Neue Rechte

Robert Fabre-Luce kündigte 1925 im Novemberheft der „Tat" die Gründung einer neuen Rechtspartei in Frankreich an; die „wahre europäische Partei der Rechten" nannte er sie im Gegensatz zu der alten französischen Rechten, die im Hinblick auf die auswärtige Politik „die antieuropäischen Traditionen der Revolutionäre und Bonapartisten bewahrt" habe.

Die Gründung der „Droite Nouvelle" ist inzwischen erfolgt. Ihr Organ ist die Monatsschrift „Vers l'Unité", die in Paris unter der politischen Leitung von Baron Robert Fabre-Luce erscheint. (Robert Fabre-Luce ist der Vetter des Verfassers des bekannten Buches „La Victoire", Alfred Fabre-Luce.)

Das entscheidende Merkmal der „Neuen Rechten" ist, daß sie europäisch sein will. Fabre-Luce, in England und Deutschland erzogen, Offizier in der russischen Armee während des Krieges, im Geiste deutscher Philosophie gebildet, sah schon in seinen frühen Bildungsjahren die Notwendigkeit einer kulturellen Brücke von Frankreich über Deutschland nach Rußland. Heute schickt er sich an, diese Brücke zu bauen; er ist nach Deutschland gekommen und hat mit den deutschen Rechtsgruppen verhandelt, mit denen der Alten wie mit denen der Jungen. Nicht in dem etwas larmoyanten Tone der deutsch-französischen „Verständigung", sondern im Geiste einer überall in Europa lebenden Idee — nennen wir sie die jungkonservative Idee. „Seinem Schicksal treu sein", ist ihr oberster Leitsatz. Das heißt: die Idee eines Volkes klar in seinem staatlichen Aufbau wie in seiner Beziehung zu anderen Völkern zum Ausdruck bringen.

Digitized by Google

Fabre-Luce und die Kreise um ihn glauben an die immanente Gerechtigkeit der Geschichte. Wenn ein Volk, ein Staat in einem Kriege unterliegt, so muß in ihm, in seiner Einrichtung oder in der Seele seiner Bürger etwas nicht in Ordnung gewesen sein. Unter diesem Gesichtspunkte hat Frankreich seine Niederlage von 1871 nicht produktiv „verarbeitet", sondern einem beschränkten Revanche-Ideal gehuldigt, das noch heute seine Politik zur Unfruchtbarkeit verdammt. Deutschland dagegen hat — nach Ansicht der Welt draußen — seinen Zusammenbruch bereits heute überwunden und beginnt sich neu aufzubauen. „Deutschland ist für uns junge Franzosen das Symbol der Gesundheit", sagt Fabre-Luce.

Aber auch ohne Rußland ist Europa unvollständig, heißt es in den Veröffentlichungen der „Droite Nouvelle". Rußland hat sich von der westlichen Zivilisation abgekehrt und aus seinem eigenen Innern Erneuerung gesucht. Der Bolschewismus ist ein Übergangsstadium. Das eigentliche Rußland erfaßt er nicht. Ein weißes Rußland wird kommen, es ist latent schon da. Nicht im Emigrantentum allein, sondern in der russischen Seele. Sie muß mit dem nüchternen deutschen Arbeitsgeist verbunden werden. Politisch sieht der Franzose die russische Frage so: Die Indifferenz Frankreichs gegenüber dem Bolschewismus ist gefährlich. Doppelt gefährlich, wenn wir die Frage stellen, ob Deutschland eines Tages den Versailler Vertrag im Bunde mit einem bolschewistischen Rußland liquidieren wird oder mit einem von rechts her erneuerten Frankreich?

Die Auflösung des Versailler Vertrages sieht Fabre-Luce als die erste und dringendste Forderung der europäischen Politik an. Der Vertrag bedeutet eine dreifache Belastung Frankreichs und seiner Geschichte: eine moralische, denn er ist auf der Unaufrichtigkeit gebaut; eine politische, denn er ist antieuropäisch, er isoliert Frankreich; eine wirtschaftliche, denn er hat die Währungen in Europa zerstört.

Dieses Ziel: Zusammenarbeit der Rechtsgruppen zwecks Auflösung des Versailler Vertrages und Konsolidierung Europas, kann nicht erreicht werden durch eine literarisch-gesellschaftliche Fühlungnahme der Geistigen; es kann auch nicht durch Abmachungen der Wirtschaftsführer verwirklicht werden. Man muß die energischsten aktiv politischen Elemente in den Völkern, ihre autochtonen Führer, die für die Nationen z. T. im Kriege gekämpft haben, zusammenbringen und ein verbindliches Programm mit ihrer gemeinsamen Unterschrift Europa präsentieren. Dann gibt es kein Ausweichen mehr vor der Wahrheit — jener Wahrheit, der der Versailler Vertrag ins Gesicht schlägt, indem er nach kleinlichen Geschäftskniffen falsche Grenzen zum Nachteil aller dem unterlegenen Mitteleuropa aufzwingt.

Für Deutschland stellt Fabre-Luce folgendes, vor der Welt zu verteidigendes Programm im Rahmen der europäischen „Droite Nouvelle" auf:

„Als Konsequenz dieser Gedanken habe ich für Deutschland folgende 12 Punkte für die Revision des Versailler Vertrages herausgestellt, die ich im April 1926 konzipierte:

1. Rückgabe Danzigs, des Weichselkorridors und des Memellandes.
2. Rückgabe Ost-Oberschlesiens (vielleicht mit Ausnahme eines kleinen rein polnischen Teiles).
3. Rückgabe Eupens und Malmedys.
4. Rückgabe der Kolonien.

Digitized by Google

5. Keine Abstimmung im Saargebiet, sondern Rückgabe; Rückkauf der Minen durch Deutschland.

6. Gemeinsame Lösung nach dem Willen der Bevölkerung für die Provinz Posen, Schleswig und Elsaß-Lothringen.

7. Freistellung des Anschlusses Österreichs nach dem Willen seiner Bevölkerung in der Tschechoslowakei.

8. Politische, kulturelle und wirtschaftliche Garantien der deutschen Bevölkerung.

9. Abänderung des Dawesplanes; direkte Zahlungen Deutschlands an Frankreich.

10. Gleichberechtigung beider Länder in Militärfragen, Abschaffung der Kontrolle.

11. Räumung der besetzten Gebiete in $1^1/_2$ Jahren oder weniger (drei Perioden von sechs Monaten).

12. Unterstützung der Frankenwährung durch die Mark oder entsprechende mit Deutschland zu vereinbarende wirtschaftliche Vorteile, da dieser Punkt unter Umständen überholt ist.

Die fünf ersten Punkte umfassen die endgültige Rückgabe gewisser als deutsch anerkannter Gebiete, oder solcher Gebiete, die, wie die Kolonien, naturgemäß einem großen Volke gehören. Die anderen Punkte sind möglicherweise strittig, sie können nach der aufgestellten Regel der Nationalitätenbelange behandelt werden."

Die Merkmale der Nationalitätenbelange sind: Rasse, Sprache, Geschichte und Volkswille.

Dieses Programm fand die Billigung fast aller Führer der deutschen Rechten von der Volkspartei bis zur äußersten Rechten. Die entsprechenden Folgerungen für Ungarn haben zur Erklärung der moralischen Unterstützung der ungarischen Rechten geführt. Auch die ehemaligen Neutralen sehen in dieser europäischen Rechtsbewegung eine wirkliche Förderung des Friedens, wie Pressestimmen beweisen.

Fabre-Luce sagt: „Die Welt ist nicht idealistisch genug, um nach diesem Kriege und nach dieser Kriegshetze etwas absolut Gutes für Deutschland zu wollen; aber die Welt draußen will das Gute, das Wahrhaftige und den Frieden an sich. Es gilt ihr zu zeigen, daß die entschiedensten Deutschen ihr dabei helfen wollen. Das ‚China der Rechten' — die Mauern, hinter denen die Rechtstruppen aller Länder sich verbergen — müssen durchbrochen werden! Und Deutschland muß seinem Schicksal treu, seinen Waffen treu, sich selbst treu sein".

Hier ist zweifellos ein neuer Gedanke in die Politik geworfen worden. Daß er aus dem jungen Frankreich kommt, ist doppelt bedeutsam: es zeigt an, daß die junge Generation nicht in der materialistischen Starrheit der Väter zu verharren gedenkt, daß vielmehr der Geist der Wahrhaftigkeit und des Glaubens an den metaphysischen Sinn des Lebens in Europa aufzuleben beginnt." Curt Hotzel

Film und Drama

Film und Drama bzw. Kino und Theater sind zwei Dinge, die eigentlich ihrem Ursprung nach nichts miteinander zu tun haben. Den alten Irrtum, daß der Film eine formale Konkurrenz für das Theater darstellte, wird heute niemand mehr mitmachen wollen. Das Filmwesen hat sich soweit geklärt, daß seine Aufgaben als wesentlich verschieden von denen des Theaters sich herausgestellt haben. Daß für den Film künstlerische Aufgaben bereit liegen, ist viel behauptet worden; wie dem auch sei, so soll zunächst

* Das Büro der Deutschen Sektion der Neuen Rechten, Berlin, Unter den Linden 39, sammelt Material zu allen diesen Fragen und vermittelt Auskünfte darüber.

Digitized by Google

gesagt sein, daß schlechte Filme so wenig gegen den Film als solchen sprechen, wie etwa die Schundliteratur gegen die Literatur überhaupt Einwände liefert. Es handelt sich bei dieser Gegenüberstellung um die Betrachtung zweier zeitgeschichtlicher Symptome, die an sichtbarster Stelle stehen und den Lebensnerv einer Epoche bloßlegen. Beide sind Angelegenheiten breitester Öffentlichkeit. Im Drama werden die Existenzgründe eines Volkes diskutiert, unter besonderen Umständen die der Menschheit. Indessen ist das Drama heute ein umstrittenes, bisher ungelöstes Problem, demgegenüber der Film als eine vergleichsweise eindeutige und massenbeherrschende Tatsache zu betrachten ist. Für das breite Publikum bestehen zuviel materiale Ähnlichkeiten zwischen Film und Bühne: die teilweise Gemeinsamkeit der schauspielerischen Kräfte, die scheinbare Analogie der Leinwand zum Bühnenbild, die oft noch zu erlebende unsinnige Einteilung in „Akte", übles Erbe aus der Anfängerschaft des Films, all dies und vielerlei Imponderabilien zeigen an, daß eine saubere Trennungslinie praktisch keineswegs gezogen ist, beweisen aber auch, daß die Gegnerschaft eine rein materiale ist, eine Gegnerschaft des Stoffs und nicht der Form, prinzipiell genommen.

Hier hat nun der Film einen gewaltigen Vorsprung. Eine unerschöpfliche Menge von Stofflichkeit wird da verarbeitet: Historie, Abenteuer, Sensation, Ulk, Groteske, Akrobatik, Märchen; dies alles, da der Film erfahrungsgemäß eine Belastung durch „Sinn" oder gar Probleme nicht verträgt, wird gespeist durch Quellen einiger weniger primitiver Lebenstatsachen und Moralgrundsätze. Demgegenüber lebt die Literatur, — wohlverstanden die moderne Literatur — und mit ihr das Drama in der Hauptsache von Psychologie und Problem. Es gibt schlechterdings kein irgendwie literarisch zu verwertendes Objekt, das der Film irgendwie zu gestalten vermöchte, aus dem einfachen Grunde, weil der Film überhaupt kein Problem zu gestalten vermag und dies auch gar nicht will. Verfilmung zeitgenössischer Romane oder gar Dramen ist und bleibt ein Unding, sofern die Romane nicht darauf zugeschnitten sind; es gibt deren, ein neuartiger Typus und leicht erkennbar als Filmliteratur, die mit dem streng literarischen Roman lediglich das geschriebene Wort gemeinsam haben.

Verbunden mit diesem Vorzug der Stofflichkeitsfülle ist der einer ungleich schnelleren Vertriebsmöglichkeit des Films. Ein einziges Filmerzeugnis wird mit einem Male mit Hilfe einer großzügigen und durch kein Defizit gehemmten Reklame vor Millionen von Schaubegierigen gebracht, denen ein Minimum an geistiger Mitarbeit zugemutet wird; welches Buch darf das von sich sagen! An sich wäre es ein Irrtum zu meinen, daß das Publikum geflissentlich einer geistigen Inanspruchnahme aus dem Wege ginge. Die große Beliebtheit des Kinos bedeutet aber, daß im Grunde die literarische Produktion das immer bestehende Bedürfnis aller Volksschichten nach geistiger Nahrung mehr oder weniger im Stiche läßt. Man mag dieser Behauptung gegenüber einwenden was man will. Es besagt nichts gegen die eine Tatsache, daß die große Masse aller Bildungsschichten, mit einem Wort das Volk, sichtbarlich dem geschriebenen und gesprochenen Wort mit Mißtrauen entgegenkommt, dagegen der enormen Suggestionskraft des Films sich unvergleichlich bereitwilliger hingibt.

Es wäre für einen Psychologen eine dankbare Aufgabe, die Elemente dieser Suggestionsfähigkeit des Films zu untersuchen. Hier soll nur auf eins hingewiesen werden: die meisten werden wohl die Beobachtung bestätigen, daß dem Kino-

Digitized by Google

besucher von dem Gesehenen außer belanglosen Einzelheiten, gemäß der „Sinn"-losigkeit des Gesehenen, nichts haften bleibt als nur ein allgemein Bestimmbares, nämlich der Ausdruck der Geste. Die Geste, das So-und-so-Aussehenkönnen, diese ganze Kultur dessen, was am Menschen außen ist, suggeriert dem Beschauer das merkwürdige Erlebnis des Spiegels. Die sicher revolutionierende Erfindung des Spiegels ist hier in ungeheuer vergrößertem Maßstabe wiederholt: im Kino erblickt sich die Masse, so wie der Einzelne zuhause sich im Spiegel erblickt, und infolgedessen begegnet einem überall der Typ des Spiegelmenschen: auf der Straße, in jedem Raum und bei jeder Beleuchtung. Es ist die pointierte Art des Sich-Bewegens und des Aussehens dieses Typs, woran die Suggestionskraft des Films einen hervorragenden Anteil hat. Nichts Derartiges läßt sich von der Wirkung des Buches oder des Dramas sagen. Die bekannte Werther-Nachahmung, die sich sogar auf Frack und Weste erstreckte, hatte ihren Grund doch viel mehr in der Reaktion einer bestimmten seelischen Lage. Das Drama nun wird vermöge des Mediums in welchem es vermittelt wird, vermöge des Worts, zum Träger seelischen und geistigen Gehalts. Was in der Luft des Dramas gedeiht, läßt sich schlechterdings nicht in die Luft des Lebens außerhalb der Bühne bringen. Der Film hingegen baut seine Welt aus Elementen auf, die stofflich sind; es ist kein Raum da für Unstoffliches, das nur im Wort (wenn wir in diesem Zusammenhang von anderen Künsten absehen) Gestalt gewinnen und damit in einen Bereich unendlicher Beziehungen treten kann. Der Film als Spiegel ist voraussetzungs- wie beziehungslos, ganz gleich welchen Stoff er aufgreifen mag, ob aus Vergangenheit oder Gegenwart. Er greift gerade das am Stoff auf, was das Vergänglichste ist: das Außenseitige und den Hergang. Der Film braucht die Wirklichkeit dessen was gewissermaßen die äußerste Schale des Daseins ist: das Kostüm, dessen das Drama in seiner Gestaltung billig entraten kann, da es vom Worte getragen wird und nicht von der Geste, vom Spiegelbild. Man vergleiche etwa den bekannten Film Fridericus mit der Gestalt des großen Königs, wie sie als geistiger Repräsentant weiterlebt, meinetwegen des preußischen Heldentums. Die Inkongruenz, ja das heimlich- unbewußt Frivole des Verfahrens wird in die Augen fallen. Was an einer Gestalt, die nur in ihrer geistigen Totalität, in dem was vom Zufall, vom Bedingten abgezogen werden kann, weiter lebt, was ausschließlich ihrer Zeit angehörte, genau das brachte dieser Film zu Gesicht. Es ist fast als besäße der Film die Fähigkeit, (wenigstens versucht er sie vorzusuggerieren!) absolut vergangene Hergänge wieder sichtbar zu machen; man kann das nur mit Peinlichkeit oder allenfalls mit Neugier betrachten, wie etwa ein Wachsfigurenkabinett. Der Film lebt von dem Kostüm des Darzustellenden; die Voraussetzung des Gegenwartsgeistes fehlt vollkommen oder wird, wie beim „Fridericus" nur vom Äußerlichen her getroffen, von der Situation. Umgekehrt fehlt bei Darstellung moderner Stoffe jede Beziehung zur Vergangenheit, von deren Geiste wir, ob wir wollen oder nicht, mitgenährt werden. Der Film vermag infolge seines bloßen Sensationswertes (auch wo dieser Wert ein positiv zu betonender ist!) weder eine Revolution zu erregen, noch kann er eine Tradition festhalten. Übergangslos stoßen die einzelnen Bezirke aufeinander, deren Auswahl naturgemäß ungeheuer groß ist und der Darstellung keinerlei Grenzen setzt. Was aber der Film dabei widerspiegelt, ist niemals Gestalt, sondern Physiognomie. Physiognomie ist vom Zufall geformt, ist begrenzt und darum ewig wiederholbar. Gestalt ist von der Notwendigkeit

Digitized by Google

geformt, unvergänglich und unbegrenzt und darum niemals wiederholbar. Im Film sehen wir den zeitlichen Ablauf eines Geschehens, den Konnex der Erscheinungen. Die Gestalt, zu deren Beschwörung das Wort den magischen Schlüssel besitzt, ist kein zeitlicher Ablauf und nicht an ihn gebunden; sie reicht mit ihren unmeßbaren Kräften in die Unendlichkeit. Und das ist wesentlich: ein einziges Wort kann die Beziehung zur Unendlichkeit herstellen; von ihm lebt das Drama und empfängt aus ihm seinen symbolischen Sinn. Der Film lebt vom Kostüm und von der Situation; beides ist ohne Beziehung. Die Geste drückt zwar etwas aus, d. h. aber: sie steht in einem ursächlichen Konnex, nicht in einer Beziehung zu dem was sie ausdrückt und unterscheidet sich dadurch grundsätzlich vom Worte.

Erscheint hierdurch die geistige Ausdruckspotenz des Films im Verhältnis zum Drama sehr begrenzt, so erhellt die künstlerische Einschränkung schon aus seiner Herkunft; sie ist so bestimmend, daß dieses Moment nicht übergangen werden darf. Der Film als Ausdrucksmittel verdankt seine Existenz in erster Linie einer technischen Erfindung, der Photographie. Es gibt heute künstlerische Photographen, gewiß; aber ihre Möglichkeiten sind eingeschränkt durch die Tatsache, daß die zeichnerischen Kräfte des Objektivs die geistig schöpferischen Kräfte des Lichtbildners binden. Beim Photographieren „sieht" nicht der Mensch, sondern das Objektiv, und ein Objektiv zeichnet wie das andere, Stellung und Aussehen des Objektes hat sich danach zu richten. Der Akt des Bildens ist in der Hauptsache einer physikalisch meßbaren Kraft überlassen, nicht einer geistigen. Dieser Umstand ist auch für den Film sehr bedeutend, an ihm entscheidet sich sogar die Frage nach der künstlerischen Bedeutung des beweglichen Lichtbildes. Dieses hat, indem es das Licht als Bildner nahm, eben als Erfindung etwas hervorgerufen, das sich die größte Mühe gibt, zur Kunst zu werden: ein bisher nie dagewesenes Phänomen. Man kann vielleicht einwenden, daß die Kunst, das eigentliche Schaffen, eben beim Filmdichter liege, beim Regisseur und beim Schauspieler. Das ist richtig, aber dann hätten wir ein „Kunstwerk" vor uns, das eine Summation einzelner Leistungen darstellt; die unbestrittene Forderung, daß das Kunstwerk nicht quantitativ zusammengesetzt sei, sondern qualitativ in allen Teilen einer Kraft entspringe, ist damit schon nicht erfüllt. Wem das nicht genügt, der möge bedenken, daß Gedanken nicht gedacht und geschrieben werden, weil man drucken und buchbindern kann, und Bilder nicht gemalt werden, weil die Farbentechnik erfunden wurde. Das Verhältnis von Kunst und Technik pflegt sonst ein umgekehrtes zu sein: die Kunst erzeugt sich ihre Techniken, sofern sie deren bedarf, der künstlerische Wille ist durchaus nicht von ihnen abhängig. Beim literarischen Werke nun, also auch beim Drama, steht an Stelle der technischen Entwicklung die der Sprache: auch hier, und hier am deutlichsten, ist es so, daß der Kunstwille die Sprache beherrscht, nicht umgekehrt, denn das Wort ist keine Erfindung im Sinne der Technik, sondern eine geistige Tat voller Magie und Hintergründe. Bei der Technik aber handelt es sich um alles andere als um Magie und Hintergründe: um Präzision handelt es sich hier, um gutes Funktionieren, dessen Sinn ist: Ökonomie der Kräfte, während die Kunst eine ungeheure Kräfteverschwendung bedeutet und fruchtbaren Überschuß, aus welchem geistiger Samen fällt. So wenig aber eine Dreschmaschine es zuwege bringt, daß nährender Weizensamen entsteht und wächst, so wenig ist der Film imstande geistigen Samen zum Wachsen zu bringen. Der Film ökonomisiert in einem unerhörten Grade: er läßt es nicht dazu

Digitized by Google

kommen, daß der Beschauer reproduziere. Das Drama greift den Geist an, es zerstört, befruchtet. Der Film kann nicht befruchten, er ist eine zivilisatorische Angelegenheit und kann wie alle ausgesprochen zivilisatorischen Angelegenheiten nur—zerstreuen.

Und hierin liegt ein positives und keineswegs leicht zu nehmendes Moment. Die Eigenart des Filmstoffs und seiner unbegrenzten Fülle charakterisiert sich als Erzählung von Begebenheiten. Film und Drama: sie beide haben es im wesentlichen mit Menschlichem zu tun. Der vorhin angedeutete Mangel des Films erweist sich als Tugend in Ansehung der offenbaren Unzulänglichkeit der Literatur auf dem Gebiete der Erzählung, die nichts weiter sein will als Erzählung. Es gab Zeiten wo die Kunst des Erzählens und Erfindens von Begebenheiten sozusagen Volksangelegenheit war; in den sogenannten primitiven Kulturen ist der Geschichten- und Märchenerzähler, der Lügenpoet eine geläufige Figur. Diese Kunst im literarischen Sinne ist uns verloren gegangen, sie ging schon verloren, als sie zur „Literatur" wurde. Es scheint in der menschlichen Natur begründet, daß, vielleicht in Reaktion auf die wachsende Relativierung des Zufalls durch den Geist, — und das bedeutet bei uns: durch die Literatur — diejenigen Instinkte sich melden, welche auf die einfachen Grundtatsachen des Lebens sowohl wie auf die Sensation im ursprünglichen, nicht verderbten Sinne zurückzugreifen wünschen. Auf Kosten der Verinnerlichung, des eigentlich Künstlerischen, will sagen Magischen freilich, da jene Tugend des Films immerhin eine Ersatztugend ist infolge seiner Spiegelhaftigkeit. Unser Leben drängt zu der äußeren Schale des Daseins, da alles andere zweifelhaft geworden ist, wo nicht verschwunden und zerstört. Kräfte sind entfesselt, die nur noch mit einem rechnen: mit der Tatsache des Lebens und seiner ewigen Sonderbarkeit. Mit diesen unverwelklichen Trieben wirft sich der Mensch ins Leben: er begreift die Schale, die Haut, das Dunkle und Helle, das Stumpfe und Glänzende in stetem Wechsel. Und vor allem: alles will er sehen, leiblich sehen, so, als wäre er dabei. Nicht einen Sinn will er mit innerem Gesicht erforschen; das mögen die tun, die mit dem Geiste sprechen und mit abgewandten Augen gestehen müssen, daß alle Grübler der Erde bis heute keinen Schritt weiter gekommen sind. Dem Kinobesucher, wie dem primitiven Menschen, öffnet der Geschichtenerzähler die Pforten zum Ausruhen von der Furcht vor den ungelösten Rätseln des Daseins, und beim Film vermittelt das Spiegelhafte auch noch die Wohltat: jenseits des Spiegels hört die Welt auf, man begegnet sich selbst, und das ist eine Art lustvoller Erfüllung, da die Beziehung im Gegenüber von Ich und Ich erschöpft wird. Unser heutiges Leben ist eine Mischung von Raffinement und Primitivität. Die Formen sind die einer durch raffiniert zivilisatorische Mittel übersättigten Menschheit; die Mode, der Sport, gesellschaftliche Sitte, das moderne Verbrechen sind mehr oder weniger raffinierte Verhüllung primitiver Triebe. Der Film kommt diesem Gemisch in vollendeter Weise entgegen und bringt zuwege, was keine Literatur vermag: eindeutiges Symptom der Zeit zu sein. Er ist wie nichts Zweites eine vollkommene Manifestation dessen, daß das Stofflichste zugleich das eigentlich Unzerstörbare, Unwandelbare ist. Er steht auf der polaren Gegenseite zum Drama. Erblicken wir in letzterem den Träger äußerster und sublimster Sinngebung, so stellt der Film das äußerste Gegenteil dar. Seine positive Wirkung ist die Gegenaktion gegen die Auflösung des körperhaften Daseins durch das Unfehlbarkeitsedikt des Geistes, dessen Vertreter durch ihren Parteihader täglich seine Fehlbarkeit beweisen. Der letzte große Dramatiker von Instinkt und

Digitized by Google

Geblüt, Wedekind, versuchte diesen Streit mit Worten auszufechten, indem er den Gegner mit dessen eigenen Waffen angriff. Er unterlag schließlich, aber als Trophäe riß er ein ganzes Geschlecht hinter sich her.

Was ist seither mit dem Drama geschehen? Zunächst griff die Herrschaft des Stoffs auf die Bühne über, in der Weise, daß das Wort selbst der Stoff wurde, an welchem sich die körperhafte Leistung des Regisseurs wie des Schauspielers erhitzt, als wenn das Wort Materie wäre, das zu bilden erst dem Bühnenbildner vorbehalten sei. Zweifellos gibt es Ausnahmen; aber sie sind Oasen in einer Wüste der Zerfahrenheit, Stilsucherei und Starwirtschaft. Der Film ging eindeutig seinen Weg, unbelastet durch Stilwirren; das ist nicht sein Verdienst, sondern es lag in seiner Natur. Das Theater und mit ihm das Drama mußten sich durch Stilkämpfe durchwinden, deren Tempo verderblich wurde. Mittels Reklameschildern wird jeder neu auftauchende Stern als der Erlöser gepriesen; was Wunder, wenn eine also bestürmte Masse, verwirrt und müde des Gezänks der Priester, zu dem Ausdrucksmittel greift, das ihre geistigen Kräfte in Ruhe läßt, wenn eine beispiellose Diffusion des geistigen Lebens dieses selbst als äußerst zweifelhafter, wahrlich nicht zum Erlösen berufener Natur erscheinen läßt im Bewußtsein vieler, deren Leben in der rasenden Maschine der Leistung aufgesogen wird? Laut wird der Bankrott des Theaters erklärt von Leuten, die es mit dem Geiste zu tun haben. Und mahnende Stimmen glauben allen Ernstes darauf hinweisen zu müssen, was die Instinkte des Volkes, „unsere Nerven" zur „Bewußtseinsfüllung" brauchen, die Kräfte, die wie etwa in der modernen Revue oder der Boxerarena Tatsachen sind, mit denen zu rechnen auch der moderne Dramatiker nicht versäumen dürfe. Die neue Sachlichkeit. . . .

Demzufolge könnten wir eine neue Forderung für den Dramatiker aufstellen: dichte so, daß die Maxime deines Publikums die Maxime deines Dichtens sei! Die grenzenlose Verwirrung ästhetischen Urteils kann nicht eindeutiger belegt werden. Der literarische Polytheismus der Gebildeten führte in der Masse zu der Erklärung des matter of fact als dem Gotte, der keine anderen Götter neben sich duldet. Wo ist die Öffentlichkeit, zu der das Drama als ethisches Faktum reden soll? Der geistig schaffende Mensch steht vor der Alternative: entweder die Sache des Geistes verloren zu geben oder ihr bedingungsloser als je zu dienen in der Einsamkeit eines zur Zeit und vielleicht auf lange hinaus verlorenen Postens. Es gibt freilich der Propheten genug: manche suchen die Keimzelle des zukünftigen „großen" Dramas in der Revue; harmlosere glauben sie im religiösen Volksspiel entdeckt zu haben; andere wollen von der Musik das Heil erwarten, andere von dem Rhythmus des Boxkampfes oder der Maschine; vielleicht steckt das neue Urdrama in der modernen Tanzgymnastik, vielleicht im Buddhismus, Gott mag es wissen, vielleicht auch im Sechstagerennen. Sie alle aber, die Verkünder des Zukunftsdramas, sie alle, Kritiker, Ästheten und Kunstwarte werden nicht umhin können, mit umgekehrtem Daumen den Tod desjenigen zu fordern, der dem Gotte des matter of fact nicht huldigt, der nicht ruft: ave Cäsar Publikus! In der Verblendung vor dem Rampenlichte des großen Schauspielers „Öffentliche Meinung" würden sie denjenigen nicht erkennen, der die allerdings unglaubhaft gewordene Kraft besäße, aus einer Einsamkeit ohnegleichen in die Arena zu treten und das Forum der Menge in das Forum richtenden Geistes zu verwandeln. Dieses Todesurteil ist die einzige Tatsache, der ins Auge zu sehen dieser Zukunftsdramatiker die Pflicht hat. H. Stresau

Digitized by Google

Vom Sinn der Schule*

Unsere gegenwärtige Zeit stellt außerordentlich viele der von den Vätern übernommenen Formen in Frage. Überall vollziehen sich Revolutionen, Umbildungen, Neuformungen: Die geistige Struktur des zeitlichen Bewußtseins ändert sich und zieht alles in ihre Bewegung. Die Schule bleibt dabei nicht verschont. Ja, oft wird geglaubt, gerade sie sei das kulturbewegende Element, von dem der Anstoß der Bewegung selbst ausginge. Oder man möchte doch der Schule die Aufgabe zuschreiben, die sich vollziehende Bewegung anzuführen und zu beschleunigen. Jedenfalls wird dadurch schon klar, wie wenig übereinstimmende Auffassungen über die Rolle der Schule in der Kulturbewegung vorhanden sind.

Das gärende Jetzt stellt aber zu allem andern auch noch die Schule in Frage. Es fehlt nicht an Stimmen, die nicht nur die „alte Schule" zu einer „neuen Schule" umbauen möchten, sondern die an Stelle der Schule überhaupt ein ganz neues Gebilde produktiver Arbeitserziehung setzen wollen. Wird hier nicht zuletzt die Frage nach dem Sinn der Schule, nach der ihr gemäßen, immanent gegebenen Aufgabe gestellt?

In solch einer Zeit, wo alles fragwürdig wird, bilden sich die Meinungen meist rasch und leidenschaftlich. Diese Neigung kann dem Neuen, das werden soll, dienen; sie kann ebensowohl ein unfruchtbares Chaos schaffen, das die „Erfüllung der Zeit" verhindert. Es sollte darum bei allen Einsichtigen die Verantwortung zu scharfer Prüfung, wohlbegründeter Stellung im Meinungsstreit stark gefühlt werden. Stellungnahme und Neueinstellung fordert ja die Gärungszeit von jedem; konservativ das Alte um keinen Fuß breit preisgeben oder hemmungslos alles unerhört Neue begrüßen: beides ist nicht mehr möglich. So besteht ein Zwang, sich über die Erscheinungen, den Sinn und die Wegrichtungen der Kulturbewegung eingehend zu unterrichten.

Es ist aber auch der Würde des Menschentums angemessen, sich eine „Anschauung" zu bilden und das eigene Innere, die Kraft und den Willen in das allgemeine Neuwerden miteinzusetzen — und dies ebenfalls nur wieder in reiner Absicht und erst nach gründlicher Besinnung.

Was sollte unserem durch die psychologische Tendenz seiner Geisteshaltung für pädagogische Fragen besonders bestimmten Zeitalter näher liegen, als einmal alle Bemühungen auf den einen Punkt des Kulturgeschehens zu richten, der als so wichtiger, mitentscheidender Faktor in der Wende steht: die Schule?

Wir müssen die Frage nach dem Sinn der Schule stellen. Entbehren wir aber da, wo alle Maßstäbe um uns wanken, nicht eines allgemein gültigen Urteils? — Es liegt nahe, daß wir den Blick rückwärts richten nach Zeiten, denen unser Denken und Sorgen ganz frei gegenüberzustehen vermag. Wir können die Frage nach dem Sinn der Schule nicht anders als in kulturgeschichtlicher Betrachtung untersuchen. Freilich, dabei wird es nötig sein, die grundlegenden Begriffe des Lernens, Verstehens, der Mitteilung, des Beispiels und der Nachahmung einer ernsten Vorbetrachtung zu unterziehen. Diese Begriffe umschreiben Grundpfeiler der Schule überhaupt: Mit ihnen sind die seelischen Voraussetzungen der Schule gegeben. Dies deutlich zu machen ist eine Betrachtung notwendig, die den Blick wesentlich hinlenkt zu den Urgeschehnissen des Menschwerdens. Es liegt nahe, bei den Fäden

* Philipp Hördt, Vom Sinn der Schule. Ein psychologischer und kulturgeschichtlicher Versuch. Verlag Boltze, Karlsruhe. 86 S.

Digitized by Google

anzuknüpfen, die Kriecks Philosophie der Erziehung in genialer Schau in den Urtatsachen kulturellen Lebens bloßgelegt hat.

Die eigentliche kulturgeschichtliche Betrachtung, die nach solchen Voruntersuchungen einsetzen könnte, hätte ebenso in Kriecks Lehre von der Schule ihre methodische und zielgebende Stütze. Die erste Frage wird lauten müssen: Wie entsteht Schule überhaupt? Hierbei werden sich bereits wesentliche Feststellungen über den Zweck der Schule machen lassen. Ihre Geburt aus der Kulturlage, ihr Verwobensein mit den innerhalb der Kultur sich auswirkenden Kräften wird offenbar. Ihr Charakter wird sich bestimmen lassen, als Einrichtung zur Menschenbildung auf Grund eines geistigen Systems, einer Lehre. Daraus erhellt wieder die Bedeutung der „Lehre" für den äußeren und inneren Aufbau der Schule. Untersuchungen über das Verhältnis von Lehre und Aufbau der Schule sind von außerordentlich aufklärendem Wert: unverwischbar haftet an jeder Form das Gepräge des besonderen geistigen Systems, aus dem die Form geboren.

Zu solchen Ein- und Ausblicken führt Philipp Hördts bedeutsame Untersuchung über den Sinn der Schule. Sie ist von starkem theoretischen Geiste erfüllt und zeigt trotzdem bei jeder Einzelheit eine ebenso starke praktische Wendung, sodaß sie unter den Schriften, die zu den Zeitfragen der Erziehung Stellung nehmen, allerernsteste Beachtung verdient. Möchte sich die nicht selten richtungslose Schulbewegung recht oft solch gründlicher Untersuchungen erinnern. Eduard Gerweck

Die Wandlungen der Freikörperkultur

Freikörperkultur? Noch keine drei Jahre ist dieser Begriff alt und doch hat er sich als solcher durchgesetzt, das heißt, er bezeichnet und begrenzt Bestrebungen ganz bestimmter Art. Wenn auch der Begriff erst drei Jahr alt ist, so ist das mit den hinter diesem Begriffe zu suchenden Bestrebungen nicht der Fall, diese sind im Gegenteil schon viel älter, trotzdem sie sich heute ganz anders vorstellen, als es früher der Fall war.

Wenn ich sagte, daß Freikörperkultur Bestrebungen ganz bestimmter Art bezeichnet, so soll das nicht heißen, daß es sich um Bestrebungen einheitlicher Zielrichtung handelt. Es ist begreiflich, daß Bestrebungen, die im Ganzen erst auf ein Alter von etwa 25—30 Jahren zurückblicken und sich auf verhältnismäßig verschiedenartige Menschenkreise erstrecken, nicht einheitlich sein können, sondern sich in den verschiedensten Abstufungen, die zum Teil in der Entwicklung, zum Teil in dem fortgesetzten Zustrom neuer Kräfte begründet sind, darstellen.

Das was man heute unter Freikörperkultur versteht, wurde in früheren Jahren unter dem Begriff „Nacktkultur" zusammengefaßt, hat aber heute mit diesem sehr weit gewordenen Begriff nur wenig mehr gemein. Vergleichen wir den heutigen Begriff „Nacktkultur" mit der mächtigen Krone eines Baumes, so sehen wir die eigenartige Erscheinung, daß die verschiedenen Äste, die aus dem gemeinsamen Stamme „Nacktkultur" hervorgingen, verschiedene Früchte tragen. Die Kraft der Veredelung war zu schwach, um den ganzen Baum zu erfassen, und so sehen wir, daß das, was am meisten ins Auge fällt, Wildling geblieben ist und nur wenige Äste Edelfrüchte tragen. Diese edel gewordenen Äste sind die verschiedenen Zweige der in der Öffentlichkeit verhältnismäßig wenig in Erscheinung tretenden Freikörperkultur, die übrige aufdringliche Krone des Baumes aber die Anhäufung nackten Menschenfleisches auf den Variétés und Kleinbühnen, sowie in den ver-

Digitized by Google

schiedenen sehr mondän eingestellten Zeitschriften, die heute den Markt überschwemmen. Der abseits stehende und uneingeweihte Zuschauer sieht nur diese aufdringliche Krone und vermag die schroffen Unterschiede zwischen dieser und der Freikörperkultur nicht zu erkennen. Mit dem einen verurteilt er auch das andere. Dies aber sehr mit Unrecht.

Bis in die ersten Jahre nach dem Kriege gab es nur eine Nacktkulturbewegung. Wohl machten sich in exklusiven Winkelveranstaltungen auch schon Nackttänzerinnen breit, jedoch geschah das der Öffentlichkeit gegenüber sehr versteckt. Sehr rasch aber merkten die Unternehmer, daß damit Geld zu verdienen war und so wurden die Nackttänzerinnen immer zahlreicher und ihr Auftreten immer öffentlicher, bis schließlich die Revue die öffentliche Darbietung fast nackter Frauen vor der breitesten Masse versuchte und sonderbarerweise von Staatsanwälten unbehelligt durchsetzte. Auf der anderen Seite dagegen ging die Entwicklung langsamer. Die Nacktkulturvereinigungen, die angeekelt von jener Salonnacktkultur die Bezeichnung „Nacktkultur" für sich abzulehnen begannen und sich nunmehr Lichtbünde nannten, legten bei der Aufnahme neuer Mitglieder einen immer schärferen Maßstab an und schlossen sich immer stärker von der Öffentlichkeit ab. Die Durchdringung mit Angehörigen der Jugendbewegung führte dazu, daß bei der Aufnahme das Jungvolk bevorzugt wurde und die Lebensart der Jugend (Anrede „Du", Schillerkragen, Ablehnung der Rauch- und Rauschgifte, Vegetarismus usw.) überwiegenden Einfluß gewann. Die Jugendbewegung war sozusagen das Edelreis, das auf den Wildling „Nacktkultur" aufgepropft wurde und die Entwicklung der Bewegung ausschlaggebend beeinflußte.

Dieser Veredelungsprozeß ging nicht ohne Gärungserscheinungen ab und er ist jetzt durchaus noch nicht abgeschlossen. Es ist eine an sich lobenswerte Eigenschaft der Jugend, daß sie sich mit fanatischem Eifer einer Sache annimmt, von deren Richtigkeit sie überzeugt ist. Das Überzeugtwerden geht bei der Jugend rascher vor sich als beim Alter. Die Jugend erfaßte die Gedanken der Freikörperkultur und schon waren sie ihr selbstverständlich, so selbstverständlich, daß sie es nicht mehr verstehen konnte, wenn reife Menschen darüber noch so viel Worte verloren. Dies führte zu schweren Konflikten innerhalb der Freikörperkulturbewegung. Noch in der ersten Zeit nach dem Kriege wurden die Nacktkulturvereinigungen hauptsächlich aus Leuten gebildet, die der reiferen Schicht angehörten und die, von einigen ausgesprochen lebensreformerisch eingestellten Bünden abgesehen, den einzigen Zweck des Zusammenschlusses darin sahen, wenigstens einmal in der Woche nackt mit anderen Menschen beisammen sein zu können. Der reife Mensch, der in einer anderen Lebensart aufgewachsen und verwachsen ist, sieht in diesen Nacktzusammenkünften etwas so umstürzendes, daß er über das Nackte dabei nicht hinauskommt und immer wieder staunen muß, daß es so etwas überhaupt gibt. Sein Staunen gilt der Tatsache, daß Menschen nackt beisammensein können, ohne in geschlechtlicher Brunst aufeinander loszustürzen, was nach der Meinung der unwissenden Allgemeinheit die unbedingte Folge solchen Beisammenseins sein müßte; schreibt mir doch erst dieser Tage das erzbischöfliche Sekretariat München, daß die Nacktkultur unbedingt zum Lebensstil der Tiere auf dem Felde und im Walde führen müsse!

Dieses Staunen ist die Ursache der von der Jugend so verpöhnten „Sonnenseligkeit" und des In-die-Mitte-Stellens des Nackten. Die Jugend kann und will

Digitized by Google

nicht diese Zusammenhänge erkennen, die natürlich verständlich und deshalb auch verzeihlich sind und mit einem Hereintragen von Erotik oder unsauberer Lüsternheit nichts zu tun haben. Freilich kann sich solche Lüsternheit auch in diesem Gewande einschleichen, aber der geübte Führer wird das zu erkennen wissen und dann einschreiten.

Wie weit sich die Jugend in ihrer Ablehnung der „Alten" in der „Freikörperkulturbewegung" versteigt, zeigen die bezeichnenden Worte, die ein „Jugendbewegter" mir schrieb: „Was taugen uns die Alten? Alles, was sie tun können, ist das, der Jugend die Zukunft in die Hand zu geben, denn letzten Endes ist sie es doch, die die Zukunft ihr eigen nennt und darin leben muß ... Es dürfen keine Leute „regieren" in den Lichtbünden, die öffentlich gestehen, daß sie keine Jugendbewegler sind bzw. waren ..." Ich würde solchen Worten keine Bedeutung beimessen, wenn ich nicht wüßte, daß sie in weiten Kreisen der auf dem Boden der Freikörperkultur stehenden Jugendbewegung Geltung haben. Es ist bedauerlich, daß dieser „Anti-Sonnenseligkeits"-Psychose auch ernsthafte ältere Leute unterlagen, wie beispielsweise die Führer des „Treubundes für aufsteigendes Leben", wodurch die bereits vorhandene starke Geschlossenheit der Freikörperkulturbewegung einen immerhin unnötigen Riß erhielt.

Dabei vergißt die Jugend völlig, daß die ganzen Erfolge, die bisher im öffentlichen Leben erzielt wurden, nur der Arbeit und dem Einstehen Älterer für die Ideen der Freikörperkultur zu verdanken sind. Die Kräfte, die der Freikörperkultur heute noch entgegenwirken, sind so stark, daß die Jugend allein nie damit fertig werden würde; sie bedarf dazu der Unterstützung und Mitwirkung der durch ihre soziale Stellung Einfluß ausübenden Älteren.

Und dann ist es doch auch zu begrüßen, wenn sich ältere Leute, die in anderer Lebensart schon einen großen Teil ihres Lebensweges zurücklegten, sich noch zu solch umstürzenden Ideen bekennen und dafür sorgen, daß ihre Kinder bereits in diese neue Lebensart hineinwachsen, auch wenn diese Leute ihre äußeren Umgangsformen nicht mehr so recht denjenigen der Jugend anpassen können. Was liegt denn daran, wenn einer einmal im Lichtkleide eine förmliche Verbeugung macht oder ein „Gnädiges Fräulein" dem Gehege seiner Zähne entschlüpft; es ist nicht so leicht, mit den Kleidern auch all die Umgangsformen abzulegen, mit denen man im gewöhnlichen Leben verwachsen ist und sein muß.

Man sieht hieraus, auf welch lächerlichen Kleinigkeiten sich die Krise zwischen alt und jung in der Freikörperkulturbewegung aufbaut. Die Jugend begnügt sich leider nicht damit, daß sie sich in eigene Gemeinden zusammenschließt, sondern sie geht sogar zur Bekämpfung derer über, mit denen sie eigentlich Hand in Hand gehen sollte. Dabei wird ihr seitens der Älteren Zugeständnis um Zugeständnis gemacht; und wie viel mehr solcher Zugeständnisse könnte die Jugend zum besten der Bewegung erreichen, würde sie sich zur tätigen, positiven Mitarbeit herbeifinden.

Die Entwicklung der Freikörperkultur wird auch ohne die abseitsstehende Jugend fortschreiten. In dieser Entwicklung möchte ich drei Entwicklungsstufen unterscheiden. Auf der ersten Stufe sehen wir die Nacktfanatiker, denen es nur um das Nacktleben zu tun ist und bei denen sich alles um das Nackte dreht. Sie sind totunglücklich, wenn sie einmal eine Badehose anziehen müssen. Es gibt Leute, die über diese Stufe nie hinauswachsen. Für sie bleibt die Freikörperkultur ein Nackt-

Digitized by Google

kult. Diese können sich aber meist in den Bünden nicht halten; manche läßt man als harmlos mitlaufen. Für die Mehrzahl aber ist die erste Stufe nur Übergang. Wenn der Reiz des Neuen verflogen ist, wird die Nacktheit zur Selbstverständlichkeit und damit zum Nebenzweck. Als Hauptzweck treten nun verschiedene Bestrebungen auf. In erster Linie ist es die Gymnastik, bei der je nach den Umständen sogar auf die Ganznacktheit verzichtet wird und eine zweckmäßige Bekleidung getragen wird; daneben erfahren die Gedanken der Lebensreform (Abstinenz, Nichtrauchen und Vegetarismus) sowie allgemeine Persönlichkeitsbildung und seelische Vertiefung eine besondere Pflege. Hier haben wir die zweite Entwicklungsstufe vor uns.

Aus dieser zweiten Stufe kristallisiert sich in stetigem Wachstum die dritte Stufe heraus. Der Mensch gewinnt immer mehr das Gefühl und das Bewußtsein der Freiheit seinem Körper gegenüber, er wird Herr seiner Sinne und Triebe. Diese Freiheit gibt der Seele ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten. Aller äußerer Schein wird verschmäht, Falschheit als unwürdig empfunden. Die großstädtischen Vergnügungen verlieren jeden Reiz. Das Geschlechtsleben wird vom Körperlich-Tierischen auf die Höhe einer wahrhaft seelischen Liebesgemeinschaft gehoben.

Diese Entwicklung vollzieht sich bei dem Einen rascher, bei dem Anderen langsamer; der Eine erreicht die dritte Stufe, der Andere nicht. Jedem Einzelnen ist ja in der Entwicklung in diesem Erdenleben seine Grenze gesetzt. Daß aber die Entwicklung in der Freikörperkulturbewegung sich unweigerlich in dieser Richtung vollzieht, das konnte ich schon vielfach beobachten und das gibt mir die Freude und den Kampfwillen, meine ganze Kraft in den Dienst dieser Bewegung zu stellen. Mögen diejenigen, die sich so gerne ein absprechendes Urteil darüber erlauben, einmal zu uns kommen und sich Erfahrung holen, dann reden sie anders!

Jos. M. Seitz

Siedlung Klingberg am Großen Pönitzer See im Hinterland der Lübecker Bucht

Man kann über Siedlungen denken, wie man will. Man mag auch über Holsteiner Landschaft denken, wie man will. Siedlungen mag man ein Ausweichen vor den realen Problemen der modernen Großstadt schelten und Holsteiner Schweiz und Pönitzer Schweiz als „Präsentiertellerschönheit" für seine Person ablehnen. Der Ostholsteiner Volksschlag mag alles andere als reinrassig-germanisch, mag immerhin schwer slavisch durchmischt sein: leider sind in Deutschland Kulturstätten auf dem flachen Lande so häufig nicht, als daß nicht jede einzelne verdiente, erwähnt zu werden, sofern sie nur überhaupt einen gewissen Glanz über das sonst so matte, mühselig und beladene Land verbreitet auch wenn es hier erhabenere Natur und dort noch edlere Menschen gibt. Eine dieser Stätten aber, wo in meinetwegen „anmutiger" Natur kulturell wertvolle Menschen ihr schmuckes Heim aufgeschlagen haben, ist die Obstbausiedlung am Südufer des Pönitzsees im Eutin-Lübecker Land.

Hier hat vor nunmehr bald 25 Jahren Paul Zimmermann, als Nietzsche-Redner heute weit bekannt, das nötige Land erworben, daß nach Art der Obstbausiedlung Eden bei Oranienburg im Norden Berlins eine weitere vegetarische und alkoholfreie Siedlerkolonie entstehen konnte. Er selbst baute einen stattlichen, echt niedersächsischen Hof inwendig in eine Sommerfrische so um, daß ins-

Digitized by Google

besondere in der traulichen Diele der behäbige Charakter dieser breitschultrig hingelagerten Häuser, gegen die alles andere „Baulichkeiten" und „Objekte" sind, durchaus gewahrt geblieben ist. In den letzten Notjahren hat er vorübergehend ein Auge zudrücken und dem Durchgangsverkehr zu liebe Bier und Fleisch bereithalten müssen, im Stillen hoffend, daß auch den Biertrinkern und Fleischessern die reiche Auswahl von Milch- und Obstspeisen einen Ruck geben möchte, zur Abwechslung eben mal was ganz anderes, was ganz „Ländliches" zu bestellen. Zwar heißt die Wirtschaft nicht gut platt „Krog an' See", sondern ehedem Klingberg, jetzt Waldschänke, aber die Wände der Kojen in der Diele sind mit sinnigen plattdeutschen Sprüchen geziert. Oft ist an Sonntagabenden die Diele der Sammelpunkt Lübecker und Kieler Jugendgruppen bei Geestländer Tanz und norddeutschem Volkslied gewesen. Manche Sonnwendfeier auf freier Warte hat von hier ihnen Ausgang genommen.

Von hier sind es wenige Schritte zum sandigen Ufer des Sees, der, eine Stunde im Umkreis, als fast gleichmäßig rundes blaues Auge in der Landschaft liegt. Seelandschaften sind wie Menschen, die auch mal Zeit haben. Ihnen kommt es nicht auf jede Minute, nicht auf jeden Quadratmeter an. Zwecklos plätschert die Welle an den Bootssteg und an die Pfosten des „Pfahlbaus" (sommerüber gern der Stützpunkt von Gruppen der Laban- und anderer Tanz- und Gymnastikschulen), der mit seinen vier kleinen, aber wohnlichen Räumen einen halb idyllischen, halb abenteuerlichen Aufenthalt gewährt. Letzthin ist noch eine weitere Hütte am See entstanden. Dergleichen wäre für Schuljungen eines Landerziehungsheims mit ihrem Lehrer die rechte Unterkunft!

Gerade hier beginnt die „Große Heide", ein echt Holsteiner Buchenwald mit moosigem Untergrund, der sich bis nahe an den nur $^3/_4$ Stunden entfernten Strand der Ostsee erstreckt. Dort liegt das Seebad Hasskrug mit seinem Hamburger Kindererholungsheim, und weiter nördlich nach Fehmarn zu das neue Schleswig-Holsteiner Landesjugendheim Kloster Cismar. Wertvolle Nachbarschaft!

Dicht am westlichen Rande dieses Waldes, in Klingberg also, landeinwärtsbergan, folgt ein gut eingepaßtes Landhaus, innen überaus heiter und fröhlich ausgestattet. Weiter oben eine Waldschule für die Kinder der Siedlung, die nach glücklichen Jahren des Bestehens den Betrieb auf Grund des neuen Schulgesetzes, das keine private Grundschule kennt, stillegen muß. Oben schließt an: die alte Jugendherberge mit jetzt schon als Kinder- und Jugendheim benutztem Anbau: friedliche Räume mit guten Matratzen in weißen Betten und gedämpftem Deckenlicht. Daneben steht der Neubau der Hamburger Pädagogischen Gemeinschaft, in Klinkerziegeln, der spätestens Ostern fertig werden muß. Denn ab Ostern ist er bereits von allerhand Uhlenhorster, Winterhuder, Barmbecker und Hammerbrooker Großstadtkindern belegt. Dann senkt sich das Land wieder und der „Sachsenhof" und das allen Frucht- und Frischkostlern wohlbekannte Obstgut Iduna schließen in dieser Richtung die Reihe.

Unten am Seeufer lang, doch in gemessenem Abstand vom See wie voneinander liegen hinter hohen Tannenwänden, die nur durch gutgeformte weiße Eingangsgatter unterbrochen werden, schlichte Landhäuser mit braunen Holzwänden und breiten, weißen Fenstern. Hier wohnte mit Frau und seinen blondbraunen drei Kinderchen noch unlängst ein ehemals aktiver Offizier, der allem Kasinobetrieb von Grund des Herzens aufgesagt und sich u. a. mit guten Gedanken

Digitized by Google

zur Reform der weißgott reformbedürftigen Männerkleidung trug, die seine Frau in die Tat umsetzte.* Dicht am See führt der Weg in 25 Minuten zum Bahnhof Dorf Gleschendorf.

Zwischen beiden Reihen aber, die übrigens keineswegs als Reihen wirken, liegt das Schönste, Paul Zimmermanns eigenste Erfindung und größtes Verdienst. Unter einem mächtigen Ast hindurch beginnt ein schattiger Waldpfad, der auf abwechslungsreichen Schleichwegen rasch zum Eingang des 20 Morgen großen Freilichtparkes führt. Der Ausdruck Park paßt dabei so recht nur auf den vorderen Teil am hochgiebligen Gärtnerhaus mit seinen Auskleidekabinen, von wo schmale Stege durch die zumeist von Zimmermann erst aufgeforsteten Kiefern und Tannen bald zu den geschützt angelegten Tanz- und Spielplätzen, bald zu den lauschigen Wohnhütten führen, durch deren Fenster der jeweilige Ausschnitt des immer anders beleuchteten Sees doppelt schön erscheint. Zu Füßen des Gärtnerhauses liegt der Brunnen und der „Moorteich", schon auf dem zweiten Höhenzug und gar dahinter und jenseits der Schlucht auf dem dritten und vierten herrscht noch reine Wildnis mit Unterholz und Heidekraut, in der man sich Gottseidank mal wieder verlaufen kann!

Und dieses herrliche Gebiet darf, wie die Dinge heute eben noch liegen, nur von Zimmermanns Gästen betreten werden, denn Zimmermann ist neuzeitlich genug, nur den Gästen, die er kennt, Baden des ganzen Körpers im Sonne, Luft und Wind ohne dumme Kostümsorgen zu gestatten, sofern sie sich dieses Vorzugs und dieses Vertrauens würdig erweisen und nicht nur es mit Körperschulung ernst nehmen, sondern auch bei strammer Arbeit mit zupacken, wo es gilt. Auch wissen seine Gäste, daß irgendwie abrüsten nur Menschen dürfen, die wirklich voreinander sicher sein können, Menschen, die sich eben noch einen Schritt weiter von der seelischen Verfassung der Kannibalen, Piraten, Wegelagerer, Räuber und Soldaten entfernt haben, als es dem Durchschnitt der Menschheit bisher gelungen ist. Oder sollen wir Menschen ewig wie bissige Hunde an der Leine gehalten werden müssen und Maulkorb tragen?

Allerorts in deutschen Landen entstehen solche Menschenschutzparke, solche Freilichtgelände, als Erben der alten Truppen- solche Jugendübungsplätze. Das vor Weihnachten im Rudolstädter Greifenverlag erschienene „Jugendgelände" erzählt in Bild und Wort davon. Ein zweiter Teil wird wahrscheinlich noch um Ostern folgen.

Gleich andern Ländern schenkt auch die Lutiner Regierung dieser jüngsten Freiheitsbewegung und dem Zimmermannschen Unternehmen volles Vertrauen. Sie ahnt: auch diese Menschen wissen, daß es nicht zu fragen gilt: frei wovon? sondern: frei wozu?

Mann und Weib und Weib und Mann
sind nicht Wasser mehr und Feuer;
um die Leiber legt ein neuer
Friede sich, es blicken freier
Mann und Weib einander an. W. Fränzel

* Genaues enthält seine Schrift: „Harald Riecken, Bewegungsfreude und Männertracht" („Die Neue Zeit", Lauf, Nürnberg und Bern 1926, M 1.60).

Schriftleiter: Dr. h. c. Eugen Diederichs, Jena, Carl-Zeiß-Platz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. — Druck von Radelli & Hille in Leipzig

Digitized by Google

2

RETURN TO: CIRCULATION DEPARTMENT
198 Main Stacks

LOAN PERIOD Home Use	1	2	3
	4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS.
Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date. Books may be renewed by calling 642-3405.

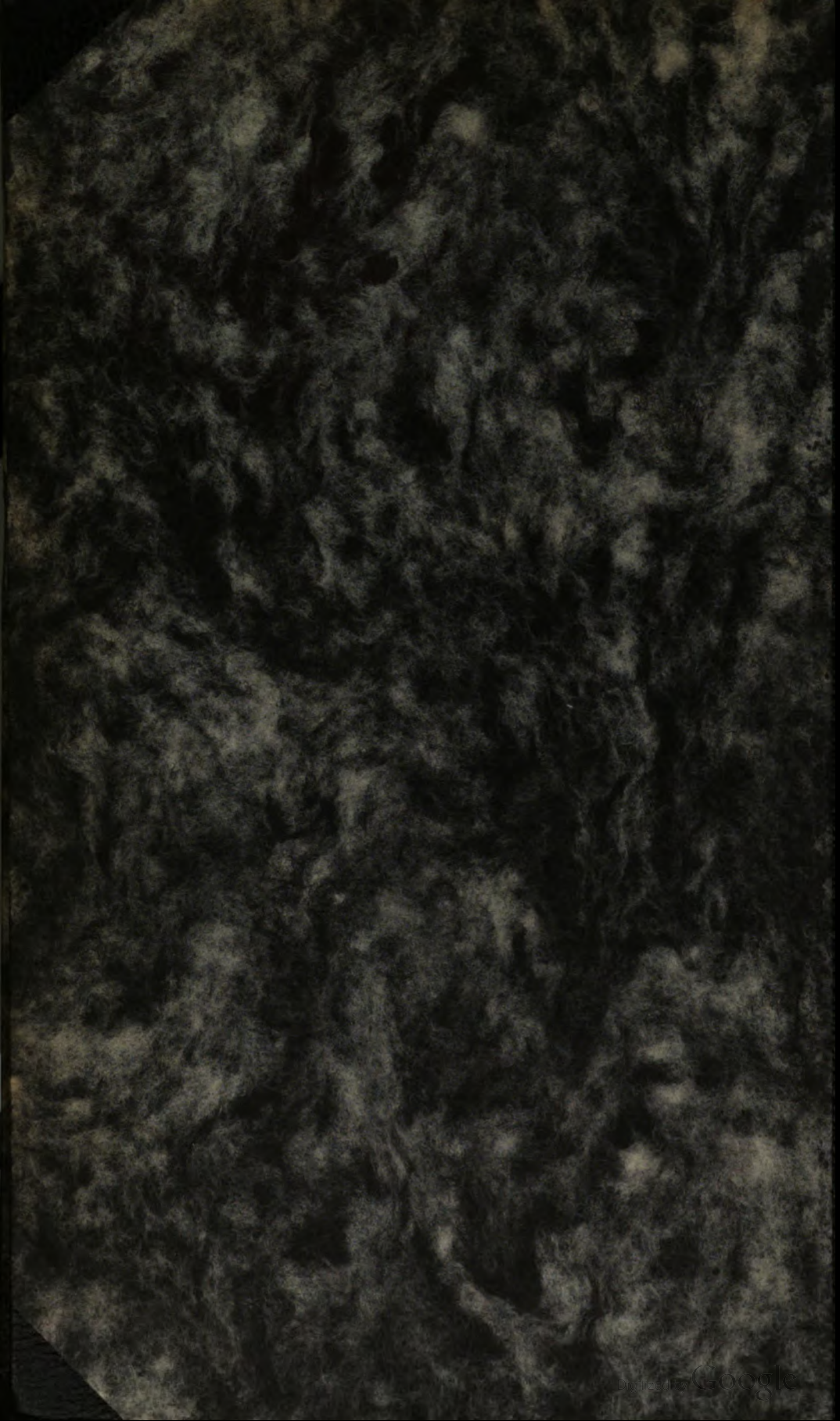
DUE AS STAMPED BELOW.

JUL 16 2007		

FORM NO. DD6
50 M 3-07

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
Berkeley, California 94720–6000

Digitized by Google


Digitized by Google